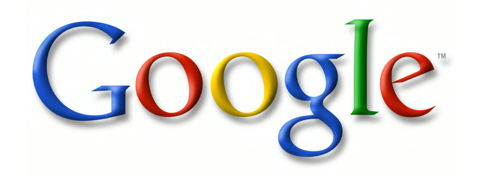
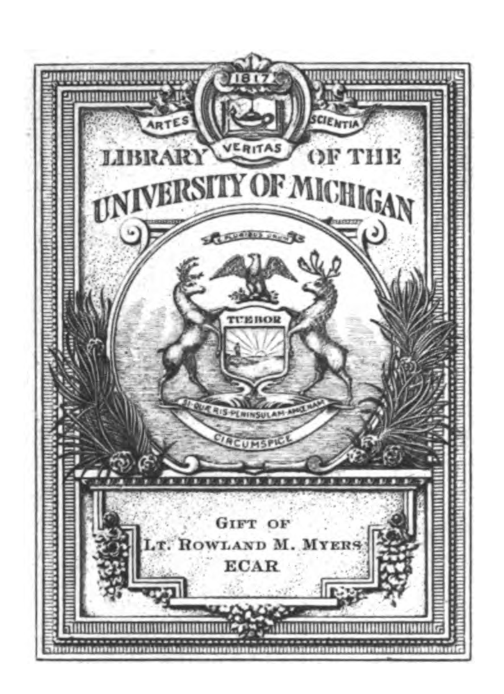




Illustrierter Beobachter

1./2. Jahrgang

1926/27





Jahrgang 1926 / Folge 1

DER

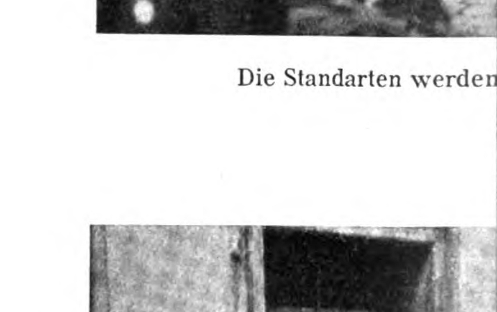
ILLUSTRIERTE

Verlag Frz. Eher Nachf., „Freiheit und

Verlag: München 2, NO 2, Thierschstraße 15. Drahtanschrift: „Beobachter München". Postscheckkonto: München 11346, Postsparkassenkonto Wien 79921. Tel. 20647

München,

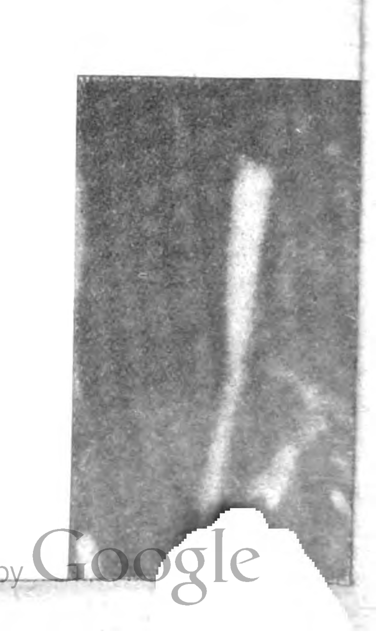
DER TAG VON WEIMA



Die Standarten werden



l die Stunde kommt, daß diese Scharen
e alten Fahnen wieder voranflattern."





nach der feierlichen Übergabe im Nationaltheater in ihre Quartiere gebracht.



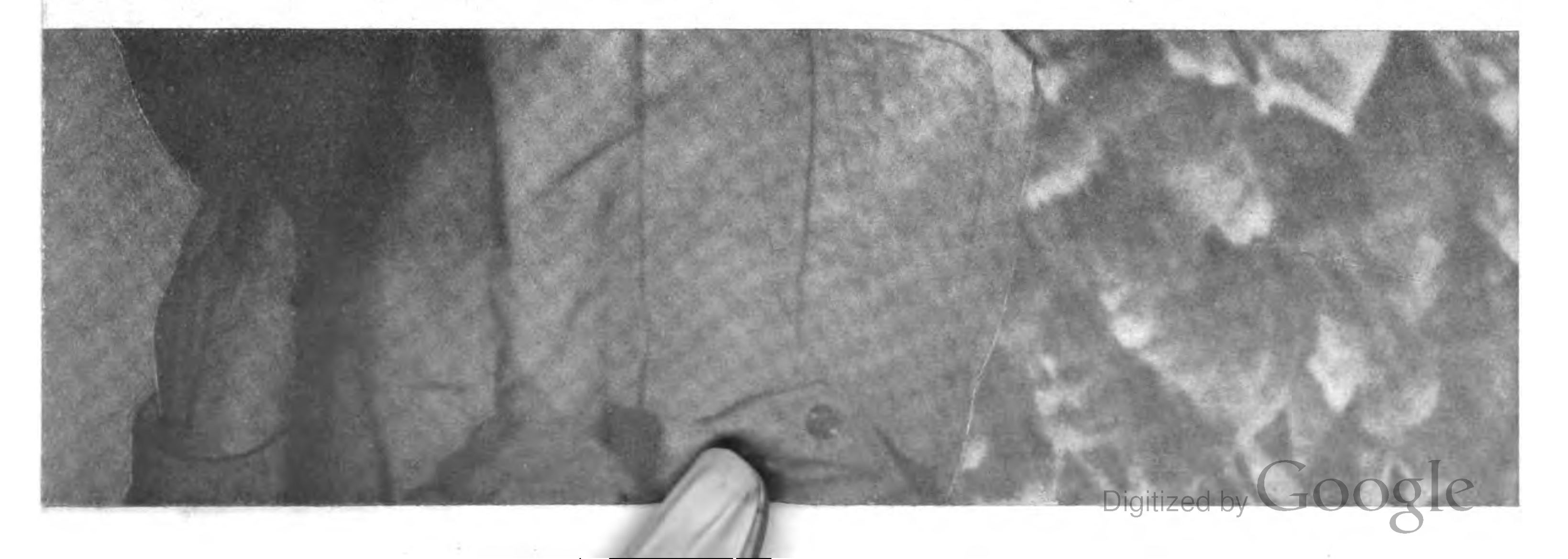
Die Straßen und Plätze Weimars standen im Zeichen des Hakenkreuzes, trotz dieser ungeheuren Ansammlungen verlief der Reichsparteitag ohne Zwischenfall.



Adolf Hitler

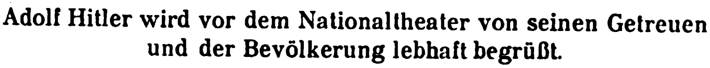
„Die Armee, die wir heranbilden, wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schneller. Gerade in diesen Tagen habe ich die stolze Hoffnung, daß einma
zu Bataillonen, die Bataillone zu Regimentern, die Regimenter zu Divisionen werden, daß die alte Kokarde aus dem Schmutz herausgeholt wird, und daß d

(Aus Hitlers Verteidigungsrede im „Hochverratsprozeß" vor dem Volksgericht in München.)









Adolf Hitler wird vor dem Nationaltheater von seinen Getreuen
und der Bevölkerung lebhaft begrüßt.



Vor de









Adolf Hitler in Erw
Von links nach rechts: Göbbels, Al

Der Tag von W

Im Jahre 1921 hielt die Nati
Deutsche Arbeiterpartei in Münch
mitgliederversammlung ab, die der
Parteitages annahm. 1922 erfolg
holung des Vorjahres in größerem
27. Januar 1923 fand zum dritten
tag zu München statt. Eingeleitet
versammlungen erhielt er seinen
die vor dem Zirkus Krone erfolgt
4 Standarten an die S. A. Zum e
schierten damals in der seitdem
denen Uniform, Windjacke und Hit
abteilungsmänner durch die Str
Gegen 100 Fahnen und 4 Musikk
am Umzuge teil. Es war die größ
anstaltung, die die Partei bis dah
und München gesehen hatte. Im
Jahres 1923 wurde sie aufgelöst
wirklich für viele tot zu sein.

Es dauerte über ein Jahr, ehe di

es begrüßt Hitler, neben ihm stehend
besondere Begeisterung herrschte beim
arsch der Bergarbeiter.

Teil der Massen, die gekommen waren.
on ab Samstag mittag begann die Thürin-
adt langsam einem Heerlager von Braun-
deutschen Gauen trafen sie in immer dich-
Samstag abend, als die ersten Extra-Züge
von Tausenden und Abertausenden von
rden konnte. Gegen 10 Uhr nachts herrschte
der sonst so stillen Goethe-Stadt. Und doch
zug aus Bayern, kamen noch Tausende aus
kraftwagen-Kolonnen ein, so daß am Sonn-
raßen der Stadt fast nur noch braune Hem-

Massenversammlungen am Samstag nach-
onntag der Generalappell der S. A. im Natio-

gewerbehaus M. Müller & Sohn, München

die 20 Musikkapellen. Und da sie endlich das Vaterland grüßen und ihm die Treue geloben für immer, da recken sich Zehntausende und Zehntausende von Händen zum Himmel empor, und das gewaltige Bild erhält die Wucht des Schwures eines Kreuzritterheeres — das Hakenkreuz im weißen Feld auf feuerrotem Grunde . . . .

Da sich die Nacht über Weimar senkt, beginnt der große Strom langsam abzuziehen. Die Extrazüge füllen sich. Kraftwagen rollen davon. Marschkolonnen rücken ab. Und indem die letzten Massenversammlungen geschlossen werden, nimmt der Parteitag sein Ende. Wohin sie auch gingen, die Franken in ihr Nürnberg, die Norddeutschen in ihre Ebene, die Bayern in die Berge, der Geselle in seine Werkstatt, der Bergarbeiter in seine Grube, sie nahmen alle eine einzige große Empfindung mit: Der Rütlischwur des großen Dichters in der Stadt, er hatte sie alle erneut zusammengefügt zum Freiheitskampfe für das deutsche Vaterland.

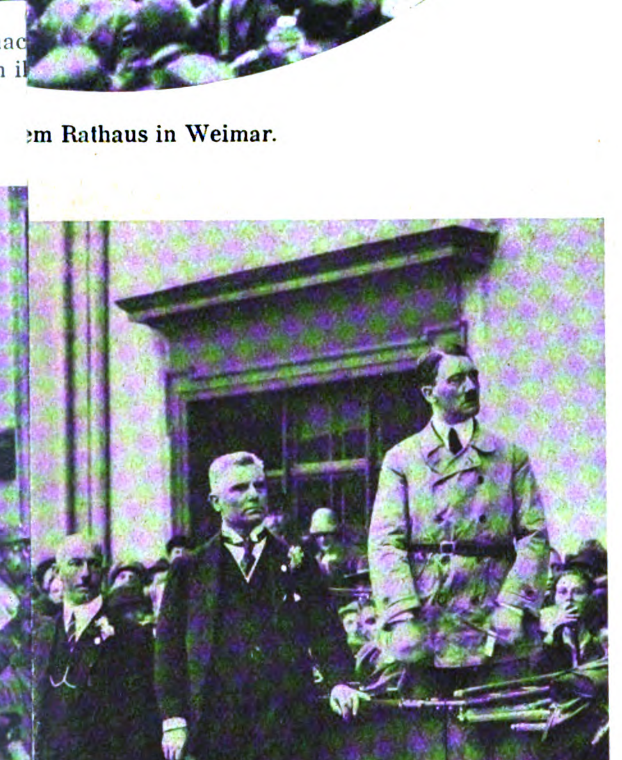


nac
in i

em Rathaus in Weimar.



Den Haß der jüdischen Presse kann man begreifen, wenn man sah, daß der Parteitag im Zeichen des Antimarxismus stand.



artung des Vorbeimarsches der S.A.
brecht, Schwarz, Straßer, Rosenberg, Feder, Dinter.



Bayerische Oberländler in ihrer landesüblichen Tracht beim Vorbeimarsch.

Veimar!

onalsozialistische
p gen eine General-
un Charakter eines
te eine Wieder-
Maßstabe. Am
Male ein Partei-
von 12 Massen-
Höhepunkt durch
e Übergabe von
rsten Male mar-
berühmt gewor-
lermütze, Sturm-
ßen Münchens.
apellen nahmen
te derartige Ver-
in durchgeführt
November des
und schien nun

e Ende Februar



naltheater. Bühne und Zuschauerraum dicht gedrängt, eine lebende Menschenmauer. Als Bühnenabschluß ein halbes Tausend Fahnen und Standarten. Als sich der Raum zu leeren beginnt, will der Strom kein Ende nehmen und nun erst sieht man, wie viele in den Räumen des Baues zusammengepreßt, den Treuschwur auf das kommende Deutschland geleistet haben.

Wieder Sondertagungen, während das kaum geleerte Nationaltheater sich zum zweiten Male füllt, und der Delegiertenkongreß der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei beginnt.

Welch ein Unterschied zu allen sonstigen Parteitagen anderer Bewegungen, welch eine Höhe des Dargebotenen und besonders aber, welch ein überwältigendes Bekenntnis zur Einigkeit und Einheit der Bewegung.

Der Kongreß wird beendet und nun erfolgt der große Aufmarsch zu der Riesenkundgebung auf dem Marktplatz. Eineinviertel Stunden lang marschieren sie nun an in dichtgedrängter Marschkolonne, Braunhemden über Braunhemden, geführt von zahllosen Fahnen, den Standarten und begleitet von nahe an



Folge 2 / September 1926

Preis 20 Pf. / Erscheint monatlich

Illust... rter Beobachter

VERLAG F... ER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

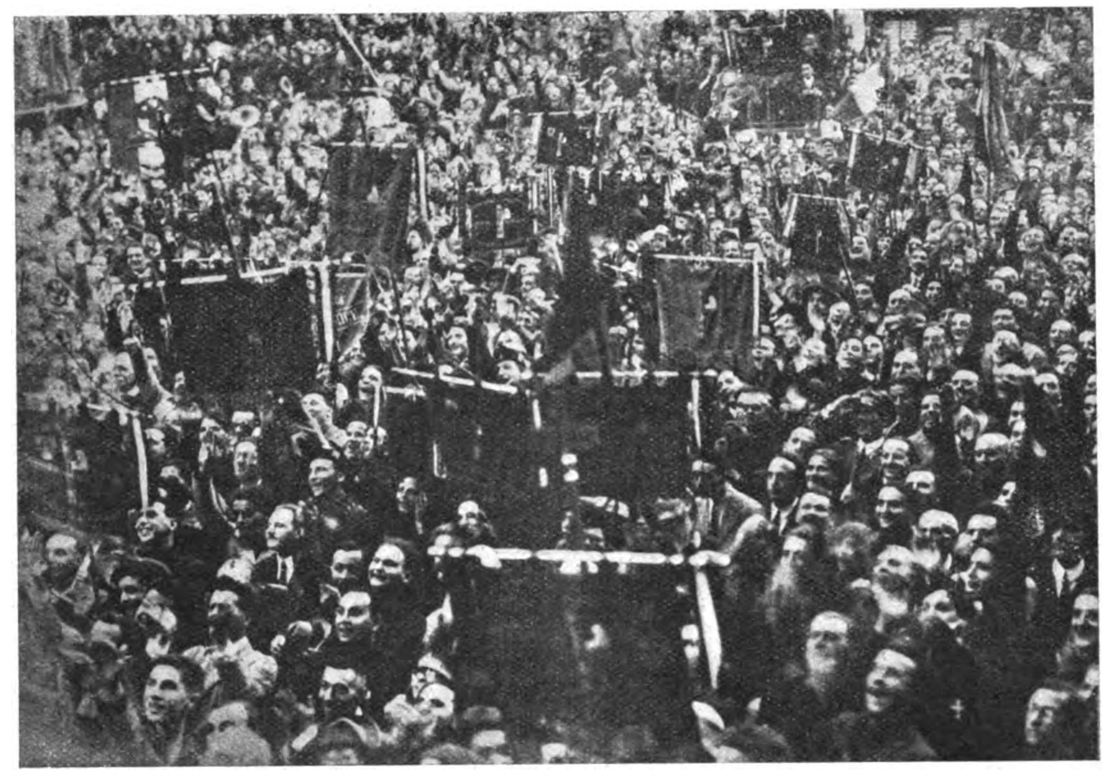
Presse-Photo, Berlin

Mussolini

spricht nach dem mißglückten Mordanschlag zu der Menge und verkündigt die Wiedereinführung der Todesstrafe

Mussolini

hat auf Antrag der faschistischen Partei die Einberufung des Parlaments angeordnet, das die Wiedereinführung der Todesstrafe für alle Verbrechen gegen die Sicherheit und das Leben des Königs und des verantwortlichen ersten Ministers beschließen wird. Auch bei Landesverrat und Verbrechen gegen das Ansehen und Bestand der Nation soll die Todesstrafe angewendet werden. Wann werden wir in Deutschland so weit sein, daß Landesverräter an den Galgen kommen?

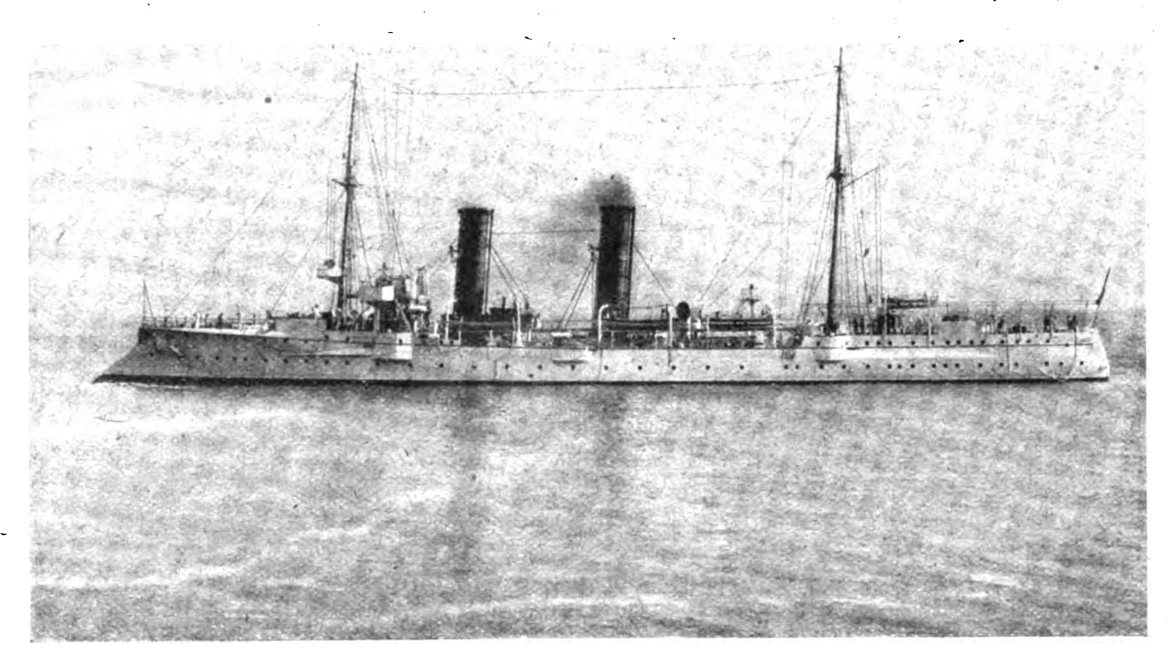


Die Massen der faschistischen Organisation in Rom huldigen dem Führer und beglückwünschen ihn zu dem Mißlingen des freimaurerischen Mordanschlages Preß-Photo, Berlin

Karl Lueger

Dem verstorbenen Bürgermeister von Wien, Dr. K. Lueger, hat seine Vaterstadt endlich ein Denkmal gesetzt. Er war einer der ersten Vorkämpfer des Antisemitismus. Mit Recht charakterisiert die Bedeutung dieses Mannes Adolf Hitler in seinem Werke ‚Mein Kampf' folgendermaßen: „Was er als Bürgermeister der Stadt Wien geleistet hat, ist im besten Sinne des Wortes unsterblich; die Monarchie aber vermochte er dadurch nicht mehr zu retten, es war zu spät."

DIE EINWEIHUNG DES LUEGERDENKMALS IN WIEN



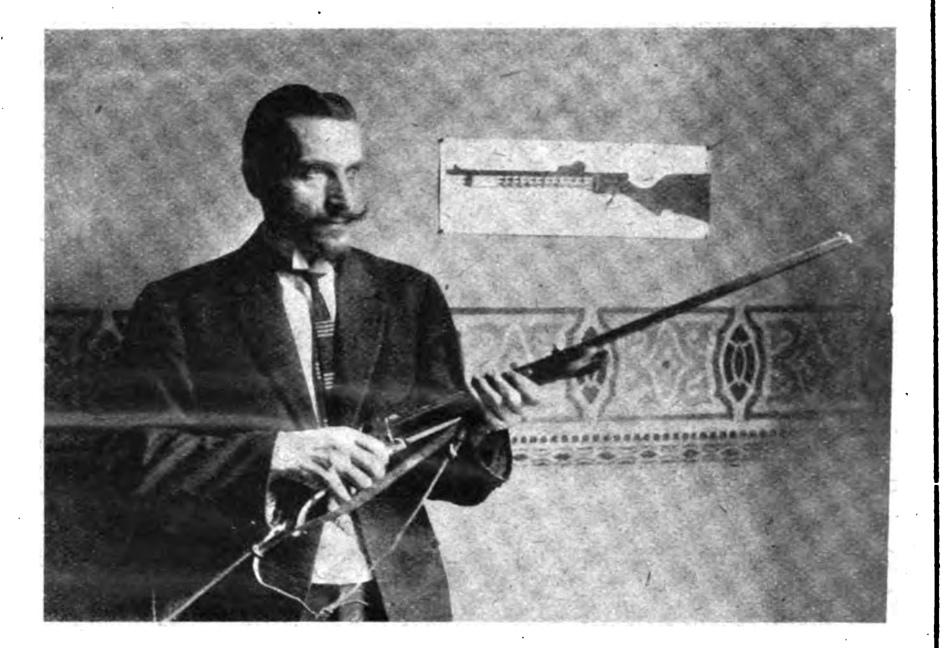
Atlantic Photo Co., Berlin

Eine serbische Marine

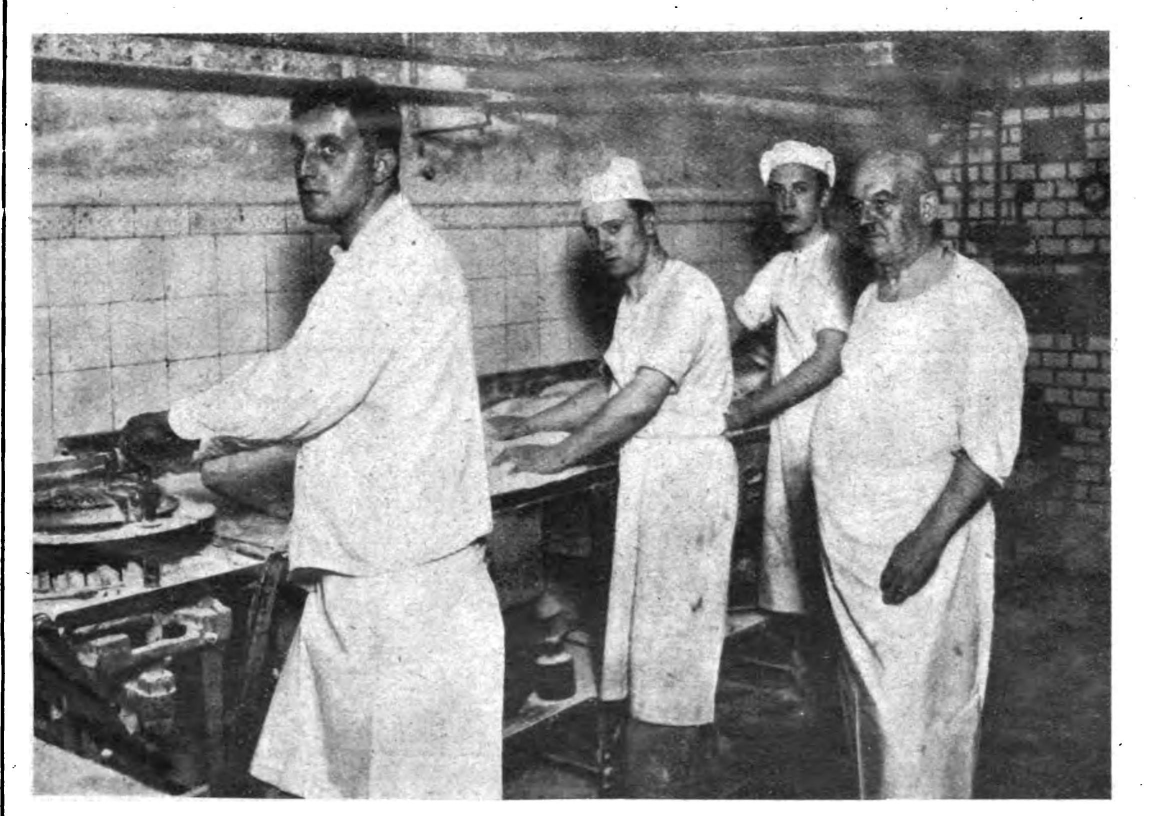
Die Jugoslawen haben bekanntlich durch den Friedensvertrag von St. Germain Zutritt zum Adriatischen Meer bekommen. Sie wollen sich nun auch eine Marine anschaffen und haben zu diesem Zweck den von der deutschen Reichsmarine wegen Überalterung an eine holländische Fischereireederei verkauften Kreuzer „Niobe" erworben. Die „Niobe" soll Flaggschiff des serbischen Admirals werden.

Die Waffe der Zukunft

Der Berliner Techniker Hermann Pliebt hat ein neues Gewehrmodell erfunden, das er kürzlich auf dem Berliner Schießplatz Jungfernheide einer Offizierskommission vorgeführt hat. Das Gewehr schießt fast geräuschlos; an Stelle der Pulverpatrone tritt hochkomprimierte Preßluft. Mit dem Gewehr sind bei einer Reichweite von 2000 Meter 25 Schuß hintereinander abzugeben. Das Versuchsschießen hatte einen verblüffenden Erfolg. Hätten wir noch unsere alte Armee, würde wohl die Heeresverwaltung das Modell sofort erworben haben. So aber kann man dem Erfinder nur raten, seine Schöpfung recht bald vor dem Zugriff unserer neuen Völkerbundsbrüder und ihrer feilen Handlanger in Deutschland selbst in Sicherheit zu bringen.



Atlantic Photo Co., Berlin



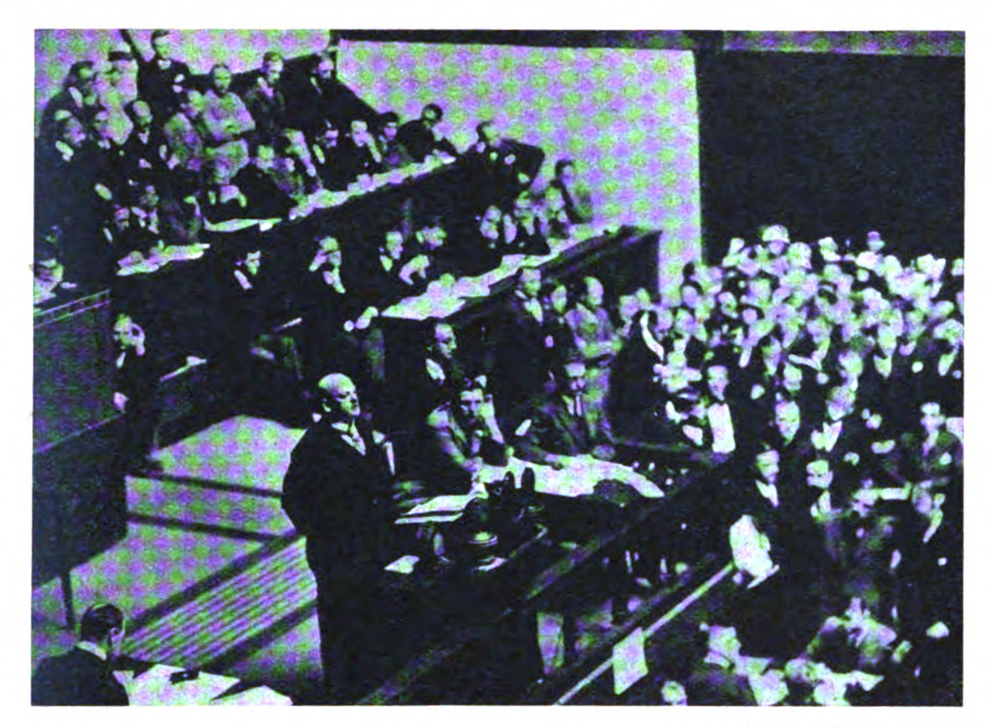
Atlantic Photo Co., Berlin

Vierkötter

Vierkötter, der deutsche Weltrekordschwimmer, ist in seinem Berufe ehrsamer Bäcker. Nebenstehende Aufnahme zeigt ihn in Ausübung seines Berufes in der Backstube seines Vaters in Köln. Gegenüber der aufdringlichen Art, mit der die Amerikanerin Ederle und ihr jüdischer Manager ihre bedeutend schlechtere Leistung von aller Welt feiern und bewundern ließen, muß des deutschen Handwerkers Vierkötter Bescheidenheit und Zurückhaltung angenehm auffallen.



Deutschland im Völkerbund



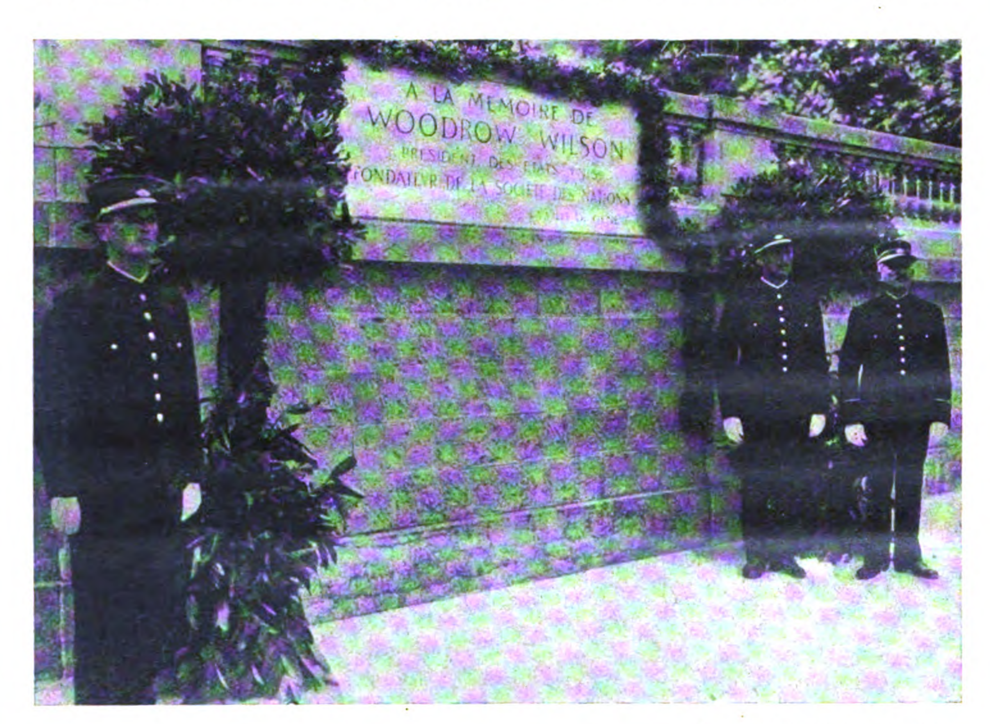
Atlantic Photo Co., Berlin

Die Freimaurerei hat nunmehr ihr lang erstrebtes Ziel erreicht: Deutschland ist richtig in die Falle des Völkerbundes gegang n. Damit hat sich in Europa der Logenring glücklich geschlossen, nur Sowjet-Rußland, die Türkei und Spanien — letzteres ist wieder ausgetreten — stehen außerhalb. — Links sehen wir, wie der deutsche Außenminister Dr. Stresemann, Logenbruder, seine Antrittsrede in der Vollversammlung hält, wobei er ganz in freimaurerischen Redewendungen wie vom göttlichen Weltbaumeister sprach, ohne auch nur mit einem einzigen Worte die Unschuld Deutschlands am Weltkriege zu betonen und die Ungerechtigkeit des Versailler Versklavungsfriedens anzuklagen. — Rechts ein erotisches Völkerbundsmitglied, der Maharadscha von Chapurtala, der seine Unschuld in der wie demonstrativ wirkenden weißen Weste proklamiert. Das kann er auch mit gutem Gewissen, denn er ist nur eines der vielen Dekorationsstücke des Völkerbundes.



Atlantic Photo Co., Berlin

Unten halten Schweiz:r Polizisten Wache an der Gedenktafel, die für den amerikanischen Präsidenten Wilson an der Gartenmauer des Völkerbundshauses angebracht wurde. Dieser inzwischen an Gehirnparalyse verstorbene Wilson war unstreitig einer der allergrößten Betrüger der Weltgeschichte, denn er hat mit seinen 14 Punkten das deutsche Volk ins Garn gelockt. Es ist also nur ein Akt der Dankbarkeit, wenn die Dreipunktigen — so nennen sich auch die Freimaurer — dem Vierzehnpunktigen eine Gedenktafel setzten. — Aufgenommen wurde Deutschland just am Tage der Schlacht an der Marne, der tragischen Wendung des Weltkrieges zu unseren Ungunsten und am Vorabend des jüdischen Neujahrsfestes. Bei der Symbolik, die die Freimaurer virtuos zu gebrauchen wissen, ist der Aufnahmetag sicher nicht zufällig gewählt worden.



Atlantic Photo Co., Berlin

Es ist auch kein Zufall, daß zu derselben Zeit in Belgrad vom 11. bis 15. September ein Kongreß der Freimaurer tagte, der also an demselben Tage begann, da Deutschland unter Führung Dr. Stresemanns in den Völkerbund aufgenommen wurde. Dabei tauschten die deutschen Freimaurer mit den französischen den „Bruderkuß".

So wurde Deutschland vollends verraten und verkauft an die internationale jüdische Freimaurerei.

Der Spuk im Einkehrhaus

Eine Gespenstergeschichte von Joseph Stolzing

Eben wollte der junge Birrenkoven das Licht auf dem Nachtkästchen auslöschen, da öffnete sich leise die Türe und sein Vater trat ein, ein würdiger, aufrechter Greis mit einem langen, schneeweißen Patriarchenbarte. Der alte Mann ähnelte in auffallender Weise seinem Großvater, dessen Bild in dem braun getäfelten Speisesaale hing, und wie er jetzt langsam, in seinen dunklen Schlafrock gehüllt, an das Bett trat, da schien es fast, als wäre der Ahnherr aus dem mattgoldenen Rahmen getreten.

„Du bist wohl müde, mein Sohn?"

„Nun, verübeln könntest du's mir wirklich nicht, Papa, denn seitdem ich wieder bei euch bin, komme ich keine Nacht vor zwei Uhr ins Bett."

„Du wirst einmal noch lange genug schlafen, Friedrich, mein Sohn." Die Stimme des alten Birrenkoven klang trocken, tonlos.

„An diesen Schlaf pflege ich selten zu denken. Weiß Gott, ich habe mich die fünfzehn Jahre so abgerackert, daß ich mich an den Früchten meiner Arbeit lange noch erfreuen möchte!"

„Das Haus Birrenkoven und Cie. hat dir viel zu verdanken."

„Um mir das zu sagen, stiehlst du dir die kostbare Nachtruhe, lieber Papa? Ich habe nur meine Pflicht getan."

„Wenn alle Menschen so dächten, dann hätten wir das Paradies auf Erden, denn nur in strengster Pflichterfüllung liegt das Glück des einzelnen und des Ganzen. Weicht einer davon ab, dann kommt das Elend, das Unheil. Das müßte auch unsere Familie erfahren. Mein Sohn," der Alte setzte sich langsam und feierlich in den großen Lehnstuhl, der gegenüber vom Bette an der Wand stand, „als du heute mit deinen alten Schulfreunden im Rauchzimmer saßest, da erzähltet ihr euch sonderbare Geschichten. Wie kamt ihr nur darauf?"

„Ach, das ging so aus der Stimmung heraus. Wenn lauter vielgereiste Leute beisammen sind, dann wird gerne ein bißchen Garn gesponnen. Auf langen weiten Reisen erlebt doch schließlich jeder etwas, das ans Abenteuerliche streift."

„Und du, mein Sohn, hast auch etwas Seltsames erfahren? Ich lehnte mit dem Senator Waghalter an der Türe und hörte nur mit halbem Ohre hin."

„Du meinst wohl mein Erlebnis in dem Hotel zur „Stadt Amsterdam" in Batavia? Na, vielleicht schwindelte ich ein wenig, wie es alle Erzähler tun, und wenn ich's recht bedenke, so liegt eine vernünftige Erklärung so nahe, daß davor der ganze Spuk zerstieben muß."

„Frevle nicht, mein Sohn Friedrich." Unter den ernsten und düsteren Blicken aus den großen dunkelblauen Friesenaugen des Vaters fühlte der Sohn ein Frösteln über den Rücken schauern. Er zog die Decke bis zum Kinn empor und lehnte sich in die weichen Kissen zurück. Draußen knarrten die Fensterläden in einem Windstoß.

„Berichte mir mein Sohn, was du erlebtest."

„In Australien hatte ich kein Glück gehabt, und darum fuhr ich schon nach sieben Monaten nach Java, wo, wie du weißt, meine Unternehmungen in wenigen Jahren so gut einschlugen, daß ich nichts weiter zu tun hatte, als durch Fleiß, Vorsicht und Achtsamkeit das Erworbene festzuhalten, es wuchs und wuchs von selbst. Fünf Jahre waren vergangen, als ich einmal einen mehrmonatigen Aufenthalt in Batavia nehmen mußte. Ich stieg im Hotel ‚Zur Stadt Amsterdam' ab."

„Einem alten Einkehrhause, das schon vor hundert Jahren so hieß."

„Woher weißt du das, Papa, du warst doch nie auf Java?"

Der alte Birrenkoven schwieg und seine Blicke glitten über den Sohn hinweg in traumverwehte Zeiten.

„Von dem alten Bauwerk steht sogar noch ein Flügel, der sich an das neue Haus Mauer an Mauer anlehnt, und der Zufall wollte es, daß eben damals nur noch Zimmer im alten Trakte frei waren. Ich hatte dort bereits zehn Wochen gewohnt, meine Geschäfte neigten sich dem Ende zu, und ich dachte schon an die Heimkehr nach meinen Plantagen." Der junge Mann machte eine kleine Pause, als ob er sich den Bericht für den Vater erst zurechtlegen wollte. „Davon beichtete ich dir noch nichts, Papa, daß ich damals etwas locker lebte. Batavia ist ein rechtes Sündennest . . ." setzte er halb verlegen, halb entschuldigend hinzu.

„Du faßtest eine törichte Leidenschaft für ein üppiges Weib, Blutmischung eines Deutschen und einer Malayin. Sie war schön, aber sie hätte dich zugrunde gerichtet, wie ihre Urgroßmutter den Gatten ruinierte."

„Vater, woher weißt du das?" Ächzend beugte sich Friedrich über den Bettrand und starrte mit entsetzten Blicken in die tiefen ernsten Augen des Greises.

„Meine Liebe und Sorge begleiteten dich, erzähle weiter."

„Ich kam von ihr. Es war um Mitternacht, als ich den matt beleuchteten Flur durchschritt, der zu dem alten Trakte führte. Eben wollte ich mein Zimmer aufschließen, als nebenan aus der Türe ein Gast trat, den ich noch nicht gesehen hatte. Er mochte ein Vierziger gewesen sein. Höflich grüßend zog er den Hut, ich dankte, und langsam, mit leichten Schritten ging er den Weg zurück, den ich gekommen war. Erst als ich im Bette lag und schon halb im Einschlafen war, fiel mir ein, daß der Fremdling eigentlich recht altmodisch aussah, er trug sich nämlich so wie die Männer gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ein komischer Kauz, dachte ich mir, aber am anderen Morgen hatte ich die Begegnung vergessen. Zwei Tage später kam ich wieder nach Mitternacht heim, durch die Flurfenster schimmerte sogar schon mattes Tagesgrauen, als genau wieder in demselben Augenblicke, als mein Schlüssel im Schlosse knarrte, dicht nebenan der unbekannte Gast erschien und nach ernstem Gruße an mir vorbei sich in derselben Richtung wie bei unserer ersten Begegnung entfernte. Da fühlte ich allerdings ein leises Grauen, welches sich zu einem Angstschauer verstärkte, als ich bemerkte, daß der Mann just an der Stelle, wo der Flur durch die Mauer zwischen den beiden Häusern durchgebrochen war, spurlos verschwand. Ich konnte mich daher nicht enthalten, am nächsten Tage den Portier zu fragen, wer mein Zimmernachbar sei. ‚Sie sind seit sechs Tagen der einzige Passagier in dem Flügel', lautete die etwas verwundert klingende Antwort. ‚Wenn Sie befehlen, so könnte ich Ihnen jetzt ein Zimmer im neuen Trakte anbieten. Sind Sie denn in Ihrer Nachtruhe gestört worden, Herr Birrenkoven?' Ich war durch diese Auskunft so verblüfft, daß ich es vorzog, über mein Abenteuer zu schweigen. Der Portier hätte mich am Ende für einen Säufer oder Narren gehalten. Als ich aber in der nächsten Nacht nach Stunden leidenschaftlich zärtlichen Rausches in den Armen der Geliebten eben die Glocke meines Hotels ziehen wollte, da stieg mir heiß und kalt die Erinnerung an den Fremden auf. Ob er mir heute wieder begegnen würde? Schon wollte ich, von furchtbarem Grauen gepackt, in die dunklen Straßen der Altstadt zurück, um irgendwo in einem der vielen Vergnügungslokale für die Matrosen die paar Stunden bis zum Sonnenaufgang zu verbringen, als das Tor sich lautlos öffnete und der unbekannte Gast erschien. Das Mondlicht fiel hell und klar auf ein glattrasiertes Gesicht, aus dem mich zwei große blaue Augen ernst und tief anblickten, gerade so, wie du mich jetzt ansiehst, Vater, genau so! Aber merkwürdig, alle Angst war plötzlich wie verflogen. Ich zog den Hut und sagte: ‚Bitte, lassen Sie gleich offen.' Geräuschlos schloß sich jedoch wieder das Tor, der Fremde verzog den Mund zu einem traurigen Lächeln, und indem er, meinen Gruß erwidernd, das Haupt neigte, sah ich in der rechten Schläfe ein zackiges talergroßes Loch, aus dem Blutstropfen herausquollen . . ."

Der junge Birrenkoven schwieg, vor sich hinbrütend, als hätte ihn die Erinnerung mit neuem Grausen erfüllt. Unbeweglich saß der Alte im Lehnstuhl.

„Erst im Spital kam ich nach achttägiger Bewußtlosigkeit wieder zu mir. Ich war an dem bösen Fieber, dem Schrecken der Europäer in Batavia, erkrankt, und man hatte mich vor dem Hotel besinnungslos aufgefunden. Mein Abenteuer läßt sich also leicht auf die natürlichste Weise erklären. Die Krankheit steckte schon in mir und meldete sich in Halluzinationen an."

„Du irrst, mein Sohn, es war deines Großonkels Wolfram Birrenkoven ruheloser Geist, der dir erschien. In diesem Hotel ‚Zur Stadt Amsterdam' erschoß er sich, als er durch sein Lotterleben die Firma Birrenkoven ruiniert hatte. Und dir zur Warnung, mein Sohn, stieg er aus dem Grabe. Gute Nacht, schlafe wohl, mein guter lieber Sohn."

Zärtlich beugte sich der Greis über seinen Sohn, der die kalten Lippen des Vaters auf der Stirne fühlte. In diesem Augenblicke verlosch die Kerze auf dem Nachttische.

„Gute Nacht, Papa, aber warte, ich will Licht machen, damit du aus dem Zimmer findest."

Das Zündhölzchen flammte auf. „Vater!" — Mit zitternder Hand tastete der junge Birrenkoven nach der Kerze. Das Licht erfüllte wieder das Zimmer, aber vergeblich spähte der Sohn, er war allein.

Da faßt ihn namenlose Angst. Hastig erhebt er sich, schlüpft in seinen Schlafrock und eilt durch den wohlbekannten Gang des alten Familienhauses nach dem Schlafzimmer der Eltern. Als er die Türe öffnet, fällt das Licht der Kerze gerade auf das ehrwürdige Antlitz der Mutter, die mit blinzelnden, verwunderten Augen ihn eintreten sieht.

„Mein Sohn, was ist dir?"

Er vermag nicht zu sprechen, sondern deutet nur auf den Vater, den friedlicher Schlummer zu umfangen scheint. Die Uhr auf dem Kamin hebt zum Schlagen an — dreimal schlägt der Klöppel an die Glocke. Bebend am ganzen Körper läßt der Sohn den Schein der Kerze auf das Gesicht des Vaters fallen, die Mutter streicht, von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, leicht über die Stirne des Gatten, die sich feucht und kalt anfühlt. Zwischen halb geöffneten Lidern blikken ihr verglaste Augen entgegen . . .



Houston Stewart Chamberlain an Adolf Hitler

Bayreuth, den 7. Oktober 1923.

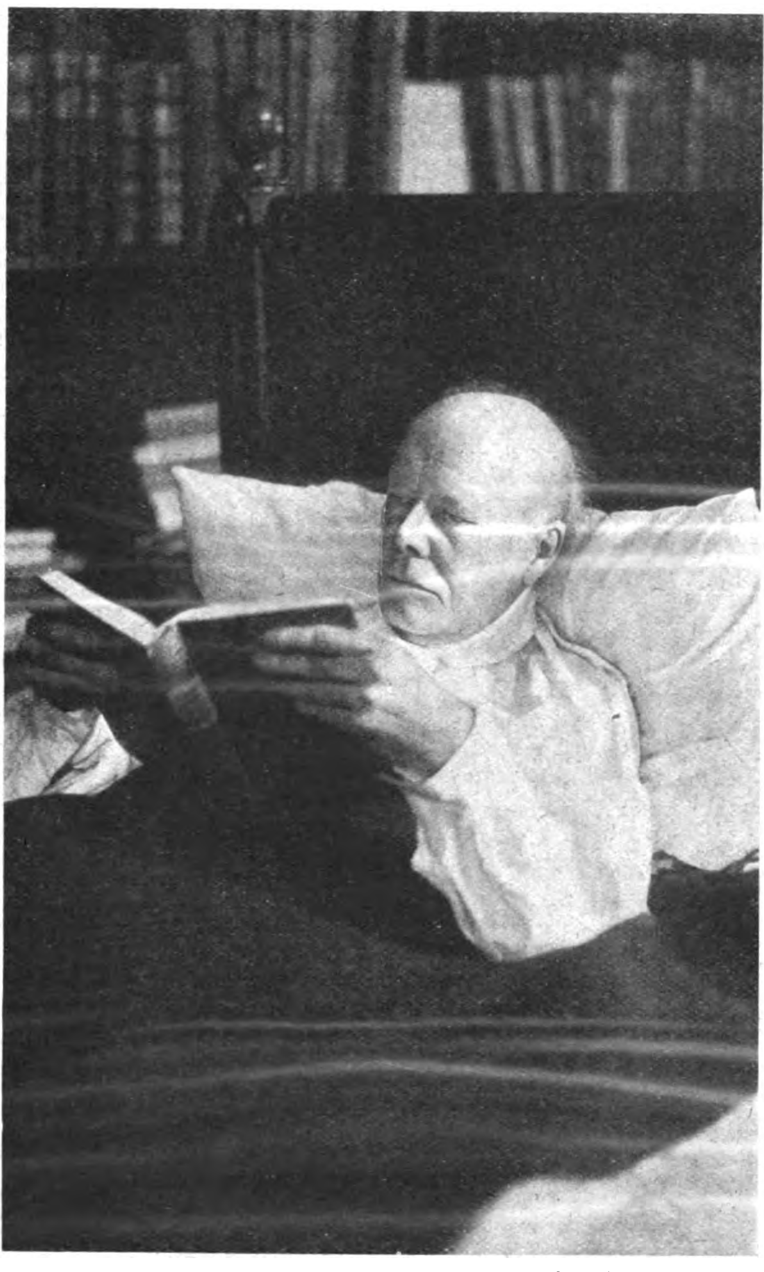
Sehr geehrter, lieber Herr Hitler!

Sie haben alles Recht, diesen Überfall nicht zu erwarten; haben Sie doch mit eigenen Augen erlebt, wie schwer ich Worte auszusprechen vermag. Jedoch, ich vermag dem Drange, einige Worte zu Ihnen zu sprechen, nicht zu widerstehen. Ich denke es mir aber ganz einseitig, d. h. ich erwarte keine Antwort von Ihnen. Es hat meine Gedanken beschäftigt, wie gerade Sie, der Sie in so seltenem Grade ein Erwecker der Seelen aus Schlaf und Schlendrian sind, mir einen so langen, erquickenden Schlaf neulich schenkten, wie ich einen ähnlichen nicht erlebt habe seit dem verhängnisvollen Tag des August 1914, wo das tückische Leiden mich befiel.

Jetzt glaube ich einzusehen, daß dies gerade Ihr Wesen bezeichnet und sozusagen umschließt: der wahre Erwecker ist zugleich Spender der Ruhe. Sie sind ja gar nicht, wie Sie mir geschildert worden, ein Fanatiker, vielmehr möchte ich Sie als den unmittelbaren Gegensatz eines Fanatikers bezeichnen. Der Fanatiker erhitzt die Köpfe, Sie erwärmen die Herzen, der Fanatiker will überreden, Sie wollen überzeugen, und darum gelingt es Ihnen auch. Ja, ich möchte Sie ebenfalls als das Gegenteil eines Politikers — dieses Wort im landläufigen Sinne aufgefaßt — erklären, denn die Achse aller Politiker ist die Parteizugehörigkeit, während bei Ihnen alle Parteien verschwinden, aufgezehrt von der Glut der Vaterlandsliebe. Es war, meine ich, das Unglück unseres großen Bismarck, daß er durch den Gang seines Schicksals — beileibe nicht durch angeborene Anlage — ein bißchen zu sehr mit dem politischen Leben verwickelt war: möchte Ihnen das Los erspart bleiben.

Sie haben Gewaltiges zu leisten vor sich, aber trotz Ihrer Willenskraft halte ich Sie für keinen Gewaltmenschen. Sie kennen Goethes „Unterscheidung zwischen Gewalt und Gewalt!" Es gibt eine Gewalt, die aus Chaos stammt und zu Chaos hinführt, und es gibt eine Gewalt, deren Wesen es ist, Kosmos zu gestalten, und von dieser sagt er: „Sie bildet regelnd jegliche Gestalt, und selbst im Großen ist es nicht Gewalt!" In solchem kosmosbildenden Sinne meine ich es, wenn ich Sie zu den auferbauenden, nicht zu den gewaltsamen Menschen gezählt wissen will.

Ich frage mich immer, ob der Mangel an politischem Instinkt, der an dem Deutschen so allgemein gerügt wird, nicht ein Symptom für eine viel tiefere, staatsbildende Anlage ist. Des Deutschen Organisationstalent ist jedenfalls unübertroffen (s. Kiautschou), und seine wissenschaftliche Befähigung bleibt unerreicht. Darauf habe ich meine Hoffnungen aufgebaut in meiner Schrift „Politische Ideale". Das Ideal der Politik wäre, keine zu haben; aber diese Nichtpolitik müßte freimütig bekannt und der Welt aufgedrungen werden. — Nichts wird erreicht, solange das parlamentarische System herrscht. Für das haben die Deutschen, weiß Gott, keinen Funken Talent. Sein Obwalten halte ich für das größte Unglück, es kann nur immer und immer wieder in den Sumpf führen und alle Pläne für Gesundung und Hebung des Vaterlandes zu Fall bringen.



Phot. Pieperhoff, Leipzig

Houston Stewart Chamberlain

dieser große deutsche Denker, u. a. Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Dieses Werk ist in Hunderttausenden von Stücken im deutschen Volk verbreitet

Aber ich weiche von meinem Thema, denn ich wollte nur von Ihnen sprechen. Daß Sie mir Ruhe gaben, liegt sehr viel an Ihrem Auge und an Ihren Handgebärden. Ihr Auge ist gleichsam mit Händen begabt, es erfaßt den Menschen und hält ihn fest, und es ist Ihnen eigentümlich, in jedem Augenblicke die Rede an einen besonderen unter den Zuhörern zu richten; das bemerkte ich als durchaus charakteristisch. Und was die Hände anbetrifft, sie sind so ausdrucksvoll in ihren Bewegungen, daß sie hierin mit den Augen wetteifern. — Solch ein Mann kann schon einem armen geplagten Geiste Ruhe spenden und gar, wenn er dem Dienste des Vaterlandes gewidmet ist.

Mein Glauben an das Deutschtum hat nicht einen Augenblick gewankt. Jedoch hatte mein Hoffen, ich gestehe es, eine tiefe Ebbe erreicht. Sie haben den Zustand meiner Seele mit einem Schlage umgewandelt. Daß Deutschland in den Stunden seiner höchsten Not sich einen Hitler gebiert, das bezeugt sein Lebendigsein. Desgleichen die Wirkungen, die von ihm ausgehen. Denn diese zwei Dinge — die Persönlichkeit und ihre Wirkungen — gehören zusammen.

Daß der großartige Ludendorff sich Ihnen offen anschließt, welch herrliche Bestätigung! Ich dürfte billig einschlafen und hätte auch nicht nötig gehabt, wieder zu erwachen! Gottes Schutz sei bei Ihnen!

Houston Stewart Chamberlain.

* * *

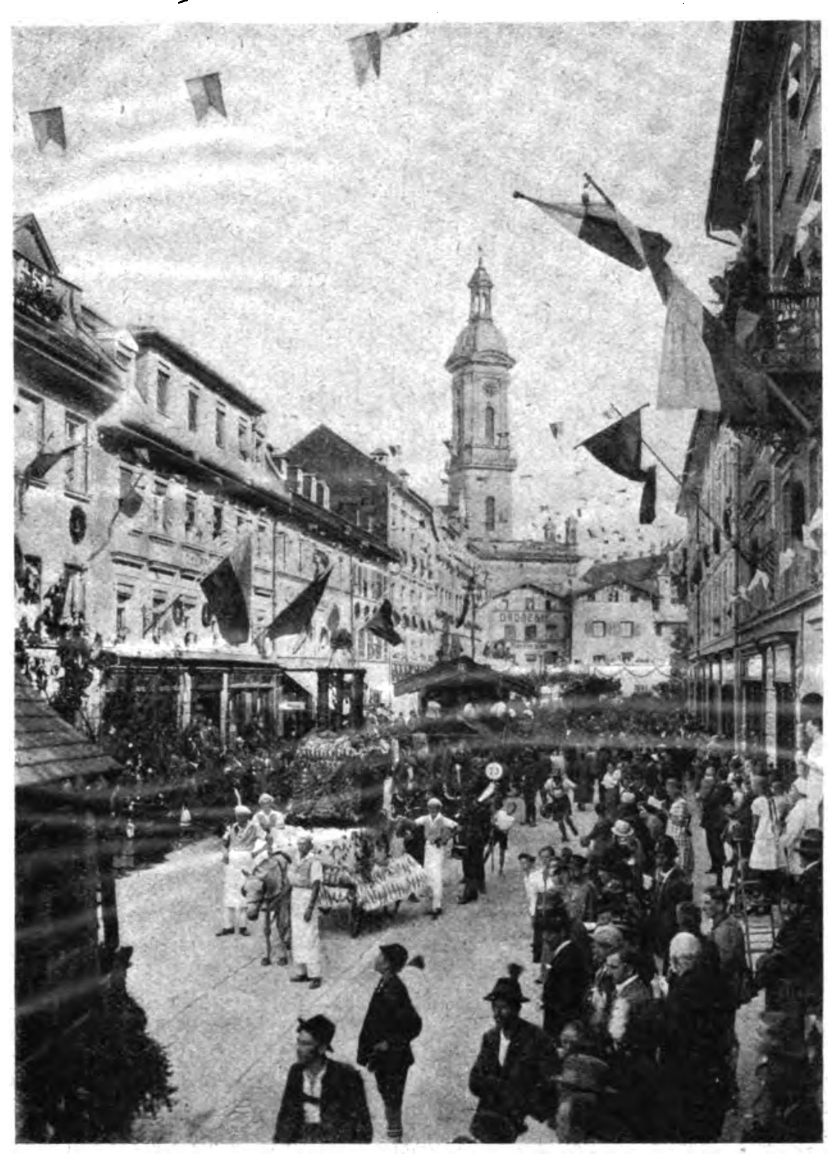
Über die ungeheuere Macht der nackten Lüge hat uns der große Krieg ausreichend belehrt; die Lüge aber ist die ärgste Vernichterin der Freiheit, denn sie vergewaltigt des Menschen Selbstdenken und Selbstbesinnen und zwingt ihn zu Taten, die seinem freien Entschlusse nicht entspringen.

* * *

Nur durch politische Ränke waren Deutschlands Feinde in den Krieg getrieben, durch Lügen zum Haß aufgepeitscht worden . . .

Houston Stewart Chamberlain
(Demokratie und Freiheit).

TRAUNSTEINS 800-JAHR-FEIER



Atlantic Photo Co., Berlin

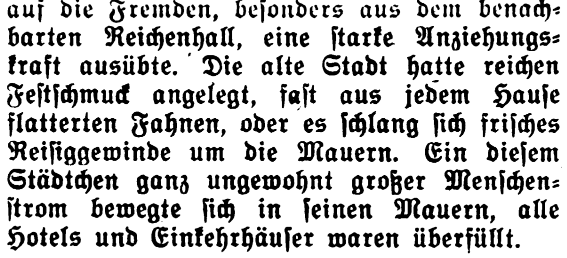


Atlantic Photo Co., Berlin

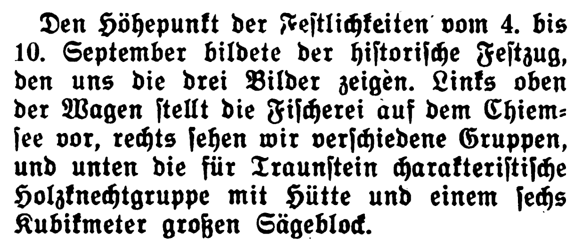
Traunstein, dieses lieblich gelegene Städtchen Oberbayerns, beging kürzlich seine 800-Jahrfeier. Es ist Knotenpunkt an der Eisenbahnlinie Salzburg—München und zählt etwa 8000 Einwohner. Denkmäler König Max' II., des Prinzregenten Luitpold u. a. zieren es. Es hat ein Progymnasium, eine Realschule, eine landwirtschaftliche Winter- und eine Handelsschule. Ferner ein Historisches Museum, eine große Saline, ein Solbad, einen Zierbrunnen und betreibt einen großen Holzhandel.

Denn Traunstein liegt in einem großen Waldgebiete, und schon in der nächsten Umgebung kann man schöne Spaziergänge auf gut gepflegten Wegen durch alte Forste unternehmen. In der Nähe ist auch das Bad Empfing in malerischer Lage mit seiner alkalisch-erdigen Mineralquelle. Zu den Sehenswürdigkeiten Traunsteins zählen ferner noch die Bauten, in denen das Hauptsalzamt, die Baugewerkschule und das Institut der Englischen Fräulein untergebracht sind.

Es versteht sich von selbst, daß die 800-Jahrfeier Traunsteins nicht nur auf die Einheimischen, sondern auch



auf die Fremden, besonders aus dem benachbarten Reichenhall, eine starke Anziehungskraft ausübte. Die alte Stadt hatte reichen Festschmuck angelegt, fast aus jedem Hause flatterten Fahnen, oder es schlang sich frisches Reisiggewinde um die Mauern. Ein diesem Städtchen ganz ungewohnt großer Menschenstrom bewegte sich in seinen Mauern, alle Hotels und Einkehrhäuser waren überfüllt.



Den Höhepunkt der Festlichkeiten vom 4. bis 10. September bildete der historische Festzug, den uns die drei Bilder zeigen. Links oben der Wagen stellt die Fischerei auf dem Chiemsee vor, rechts sehen wir verschiedene Gruppen, und unten die für Traunstein charakteristische Holzknechtgruppe mit Hütte und einem sechs Kubikmeter großen Sägeblock.

Im Gegensatz zu Tuntenhausen, wo die Bayerische Volkspartei auch heute noch unumschränkt herrscht, was der erst kürzlich wieder dort abgehaltene Bauerntag mit Dr. Heim als Hauptredner bewies, ist die Traunsteiner Bevölkerung freiheitlich gesinnt und nicht engstirnig partikularistisch weiß-blau eingestellt. Dies zeigte sich nicht zuletzt darin, daß bei den Festlichkeiten der frühere Kronprinz Rupprecht nicht zugegen war. Auch sonst keine Spitzen der Bayerischen Volkspartei. Die nationalsozialistische Bewegung hat dagegen einen günstigen Boden in der ganzen Gegend. Ein „Bayernbund", der 1922 ein Gegengewicht gegen die wachsende Hitlerbewegung schaffen wollte, hat heute seine Rolle ausgespielt.



Atlantic Photo Co., Berlin

DER JUDENSPIEGEL

Der Frankfurter Judenfleck auf der Berliner Polizeiausstellung

Wer in alten Dokumenten und Bildwerken herumgräbt, der findet so manches Bedeutungsvolle für die soziale und wirtschaftliche Lage in den betreffenden Zeiten, was sowohl der Schuljugend als auch den Erwachsenen verschwiegen wird. Wieviel überflüssiges Zeug wird an unseren höheren Schulen gelehrt, aber über die Judenfrage, die schon im römischen Weltreiche eine wichtige Rolle spielte, die abendländischen Völker beunruhigte und oftmals zu mehr oder minder scharfen Maßnahmen gegen das sogenannte auserwählte Volk veranlaßte, erfahren nicht einmal die Hörer der Hochschulen etwas. Wenigstens nicht von ihren Professoren.

Um so erstaunlicher ist es, daß just in der großen Polizeiausstellung in dem ganz verjudeten Berlin, die vom 25. September bis 17. Oktober dauert, nebenstehendes Bild zu sehen ist, das nach dem Original einer Bildhauerarbeit aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts in Frankfurt a. M. angefertigt wurde. Wir haben rechts einen Juden und links eine Jüdin vor uns, die beide auf der linken Seite am Gewande den ringförmigen (gelben) Fleck tragen, ohne den sich kein Jude in der Öffentlichkeit zeigen durfte. Die Behörden rechneten also schon damals einerseits mit der bekannten Mimikry der Juden, die es von jeher schlau verstanden, ihre Rasseeigentümlichkeiten wenigstens für den Ahnungslosen zu verhehlen, falls dies zu ihrem Vorteil war, und anderseits mit dem mangelnden Rassebewußtsein der guten Deutschen. Verheiratungen zwischen Juden und Christen waren strenge verboten. Erst 1823 trat das Gesetz in Kraft, das solche rassenschänderische Ehen gestattete.

Und wie stand Goethe dazu, der größte Arier, wie ihn Houston Stewart Chamberlain mit Recht nennt? Goethe, der in seinem Werke „Dichtung und Wahrheit“ eine plastische Schilderung des Judenviertels in seiner Vaterstadt entwirft? Kanzler von Müller berichtet darüber unterm 23. September 1823 folgendes: „Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethes Zimmer getreten, um zunächst Professor Umbreit für morgen anzumelden, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz, welches die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. Er ahnte die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch solch ein skandalöses Gesetz untergraben; überdies wollte er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin werde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes begreiflich zu finden; wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinter stecke.“

„Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Akzent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck,“ so schreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ über das Judenviertel in Frankfurt a. M., „wenn man auch nur am Tore vorbeigehend hineinsah. Es dauerte lange, bis ich mich allein hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten so vieler etwas zu schachern unermüdet fordernder oder anbietender Menschen entgangen war. Dabei schwebten die alten Märchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder, die wir in Gottfrieds Chronik gräßlich abgebildet gesehen, düster vor dem jungen Gemüt. Und ob man gleich in der neueren Zeit besser von ihnen dachte, so zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenturm an einer Bogenwand zu ihrem Unglimpf noch zu sehen war, außerordentlich gegen sie, denn es war nicht etwa durch einen Privatwillen, sondern aus öffentlicher Anstalt verfertigt worden.“



Goethe kannte nicht die geschichtlichen Quellen, die uns über Ritualmorde aufklären, sonst hätte er, der zeitlebens scharfer Judengegner war, wohl anders auch darüber geurteilt. Die Chronik, auf die er anspielt, heißt „Acerra philologica“, auf Deutsch „Philologisches Weihrauchkästchen“ (ersch. in Frankfurt a. M. 1633), und das betreffende Gemälde wurde 1802 beseitigt.

Noch in Goethes Jugend mußten die Juden, wenn sie in Frankfurt einem Deutschen begegneten, vom Bürgersteig auf die Straße hinaus ausweichen und demütig grüßen. Allein schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts änderte sich unter dem Druck der sogenannten Aufklärungsarbeit ihre soziale Stellung ganz gewaltig: Die deutschen Fürsten begannen die Juden sogar bereits zu adeln, wie z. B. den Besitzer des Bankhauses Arnstein & Eskeles in Wien, der vom Kaiser Leopold II. 1792 in den Freiherrnstand erhoben wurde.

Und heutzutage? Gedankt hat das Judentum den deutschen Fürsten für ihre immer stärker zutage tretende Judenfreundlichkeit dadurch, daß es sie im November 1918 samt und sonders entthronte und davonjagte! Heute herrschen in Deutschland nicht mehr die Fürsten, sondern das internationale jüdische Großkapital. So haben sich die Zeiten geändert. Hätten die deutschen Fürsten die Warnungen eines Goethe, Kant, Fichte, Herder, Ernst Moritz Arndt, Ludwig Jahn usw. nicht in den Wind geschlagen, so würde die Weltgeschichte sicher einen anderen Verlauf genommen haben.

Frankfurt a. M. war übrigens von jeher ein Judennest. Wiederholt erhob sich die durch Wucher und Ausbeutung bis aufs Blut gequälte Bevölkerung gegen die Juden. So 1612 unter Anführung von Vinzenz Fettmilch. Die Juden wurden aus der Stadt vertrieben, allein Kaiser Matthias beauftragte Mainz und Hessen-Darmstadt, den Aufstand niederzuschlagen, was erst vier Jahre später gelang. Gleichzeitig hob man das Zunftwesen auf, das für die Erhaltung der rassischen Reinheit der Bürgerschaft hochwichtig war, und die Juden kehrten im Triumphe unter militärischem Schutze wieder in die alte Kaiserkrönungsstadt zurück. Außerdem hatte sie der Kaiser mit einem Mandatum poenale restitutorium belohnt. Aus Freude über ihren Erfolg machten die Juden den Tag ihrer Rückkehr zu einem jährlichen Festtag, der den bedeutungsvollen Namen Purim Vinz führt.

Heute ist Goethes Geburtsstadt verjudeter denn je . . .



ZUM ZEITVERTREIB

Humor des Auslandes

(Zu nebenstehendem Bilde)

Inflationsbesuch

„Was, 3 Pence, da warte man bis Paris, da bezahlen wir in Francs!"

(„Rire")

„Seit ich John abwies, hat er sich dem Spiel ergeben."

„Ja, er fällt wirklich von einem Laster ins andere."

(„Korneli Widow")



Die Aufsichtsratssitzung.

Bankdiener zu einem Kunden: „Bedauere sehr, ich kann Sie jetzt zum Herrn Direktor nicht vorlassen."

„Warum denn nicht?"

„Seit einer halben Stunde sind sechs verdächtige Kerle bei ihm im Zimmer, und da darf ich ihn nicht stören."

„Verdächtige Kerle? Es ist wohl Aufsichtsratssitzung."

Der Münchener Bierdimpfl.

In einer Münchener Straßenbahn regt sich ein Herr darüber auf, daß zwei Damen französisch miteinander sprechen und sagt: „Wenn Sie in Paris deutsch sprächen, würde man Sie sofort anpöbeln. Also unterlassen Sie das in einer deutschen Stadt."

Da mischt sich ein Münchener Spießer ein:

„Sö, Herr! Lassen S' de Damen g'fälligst in Ruah! Bei uns in Minka gibt's koan Rassen- und Klassenhaß! Verschtengen S', Sö Saupreiß."

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

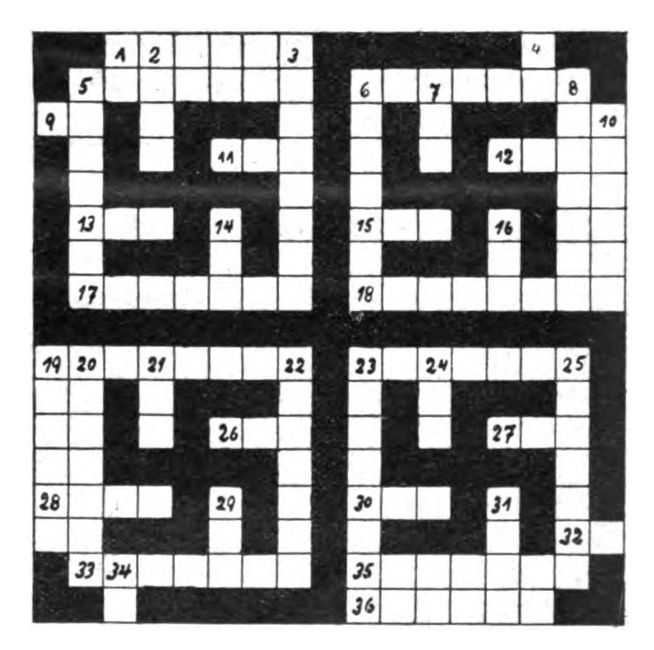
Aus den Silben:

a — a — am — bell — ben — ber — bit — bo — chei — chod — e — e — e — e — ei — erz — fa — fan — fel — fi — fi — flie — forch — gau — ger — ger — hau — heim — ho — holz — i — in — ko — la — la — laus — le — le — len — les — leut — low — lu — mi — mut — na — na — na — nant — ni — ni — o — of — ran — re — re — re — rei — ri — rum — sche — schon — sis — sto — te — te — ter — ter — ti — tier — treu — um — un — vent — wa — wis — ze — zier — zil —

sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Adolf Hitlers ergeben:

1. Metall, 2. Nordseeinsel, 3. oberbayer. Stadt. 4. griech. Philosoph, 5. Männername, 6. Landschaft im Balkan, 7. Metall, 8. oberfr. Stadt, 9. Trompetensignal, 10. Hirschart, 11. Schlachtort in Böhmen, 12. Schiff, 13. milit. Dienstgrad, 14. völk. Reichstagsabgeordneter, 15. Gewerbe, 16. Empörer, 17. mitteld. Gebirge, 18. verderbliche Interessengemeinschaft, 19. Geschütz, 20. Mitschuldiger am Schmachfrieden von Versailles, 21. Göttin, 22. germanische Eigenschaft, 23. Offizier, 24. Holzart, 25. Musikinstrumente. 26. römischer Palast. (Auflösung in nächster Ausgabe.)

Kreuzworträtsel.

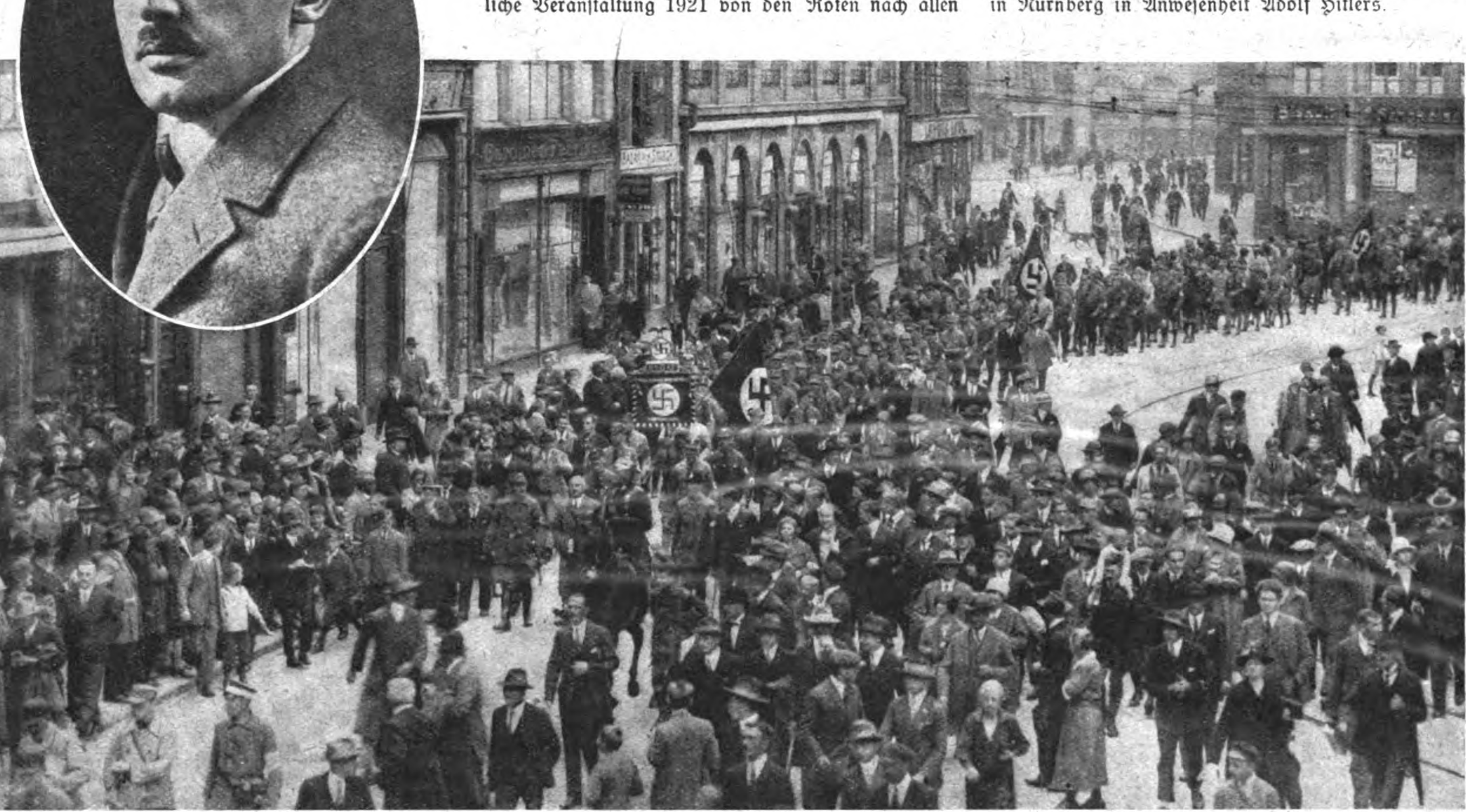


Bezeichnung der Worte:

Senkrecht. 2 Insekt, 3 Fürstensitz, 5 weibl Beruf der Landwirtschaft, 6 Figur aus Goethes Iphigenie, 7 Teil des Hauses, 8 Empörung, 10 Mittelalterlicher Stand, 14 Bibl. Frauenname, 16 Griechische Göttin, 19 Deutscher Freistaat, 20 Volksbildungsstätte, 21 Zeitmesser, 22 Geometrische Figur, 23 Zeichen der Erinnerung. 24 Getränk, 25 Fluß in Kleinasien, 29 Fisch, 31 Futterpflanze, 34 Ausruf des Bedauerns.

Wagrecht. 1 Nat. soz. Führer, 5 Kleinste Selbstverwaltung, 6 Monat, 9 Persönliches Fürwort, 11 türkischer Vorname, 12 Verbreiteter jüdischer Vorname, 13 Stimmlage, 15 Geographische Bezeichnung. 17 Entfernung 18 Handwerker, 19 Anderer Ausdruck für Gefüge. 23 Radiozubehör, 26 Kaufmännischer Ausdruck 27 Bestimmung, 28 Voranschlag, 30 Elend. 32 Verhältniswort, 33 Römischer König, 35 Grundstoff, 36 Fluß in Polen. „ch" gilt als ein Buchstabe. (Auflösung in nächster Ausgabe.)

Die national-sozialistische Bewegung marschiert



Im Oval: Julius Streicher, Bayerischer Landtagsabgeordneter und Vorsitzender der nationalsozialistischen Stadtratsfraktion in Nürnberg, hat in 5 jähriger, zäher Arbeit diese 400000 Einwohner zählende Industriestadt zu einer Hochburg des Nationalsozialismus gemacht. Wenn in diesen Tagen in Nürnberg anläßlich des Armeegedenktages die deutschen Heerführer unter dem Jubel von Zehntausenden den Vorbeimarsch abnehmen konnten, während eine ähnliche Veranstaltung 1921 von den Roten nach allen Regeln der Kunst auseinandergeprügelt worden ist, so ist das nicht dem Verdienst schwarz-weiß-roter bürgerlicher Aufklärung, sondern lediglich der Tätigkeit des Antisemiten Streicher zuzuschreiben. Zur Zeit verbüßt Streicher eine 3½ monatige Gefängnisstrafe wegen „Beleidigung“ des Reichsbannergenerals und Demokraten Oberbürgermeister Luppe.

Unten: Aufmarsch der S. A. zur Standartenweihe in Nürnberg in Anwesenheit Adolf Hitlers.

Im Rheinland

Im Rheinland konnte sich die nationalsozialistische Bewegung naturgemäß erst nach Beendigung der Besatzungszeit entfalten. Aber gleich nach dem Abzug der Engländer begann die Propagandaarbeit, die besonders in Köln, dann aber vor allem in dem Gebiet der Leverkusener Farbenindustrie ganz ausgezeichnete Erfolge zeitigte. Neben großen öffentlichen Massenkundgebungen mit den bedeutendsten Rednern der Bewegung wurden ausgedehnte Propagandamärsche durchgeführt. Die größte Propagandaveranstaltung war die Fahnenweihe der S. A. des Kölner Gebietes in Wiesdorf a. Rh. im August d. J.

Im bayerischen Oberland

greift die nationalsozialistische Bewegung gewaltig um sich. Fast jeden Sonntag veranstalten die oberbayerischen Gebirgsortsgruppen Propagandafahrten nach den vielbesuchten Fremdenplätzen und sorgen dafür, daß die Forderung „Redefreiheit für Hitler“ zum Tagesgespräch für Tausende von Ausflüglern wird. Alle diese Kundgebungen — die größte fand in diesem Sommer in Starnberg vor München statt, an der auch Adolf Hitler teilnahm — bekamen ihre besondere Note durch jungbäuerliche S.-A.-Abteilungen, die in der malerischen Gebirgstracht ausrückten. Mit einem großen Propagandamarsch der Münchener S. A. durch die Stadt und nach Solln begann die Herbst-Werbearbeit. Der eindrucksvolle Zug bewegte sich unter Vorantritt der alten 45 Mann starken Kapelle des Regiments München durch die belebtesten Straßen und war überall der Gegenstand begeisterter Ovationen.



Der Vormarsch der Hitlerleute im rheinischen Industriegebiet

Gau Rheinland in Wiesdorf: Feierliche kath. Feldmesse, ein schlagender Beweis gegen die Behauptungen einer gewissen Presse, der Nationalsozialismus sei religionsfeindlich



Lager der S. A. im Freien

Eine deutsche national-sozialistische Freiheitskundgebung in der Tschechoslowakei





Die Deutsche Nationalsozialistische Partei in der Tschechoslowakei, die einzige aktive deutsche Freiheitsbewegung in der tschechischen Republik, veranstaltete in Tetschen-Bodenbach (Sudetendeutschland) einen Deutschen Tag, der einen großartigen Verlauf nahm. Die Tausende von Teilnehmern, darunter die großen nationalsozialistischen Bergarbeiterorganisationen aus dem sudetendeutschen Industriegebiet, wurden teils mit



Sonderzügen, teils auf Elb-Sonderdampfern nach Tetschen gebracht. Die Stadt selbst trug reichsten Flaggenschmuck.

In den größten Sälen der Stadt hielten Führer der deutschböhmischen Nationalsozialisten, die Mitglieder des Prager Parlaments Jung, Wenzel und Patzel, begeisternde Ansprachen, in denen besonders die unzertrennliche Verbundenheit des sudetendeutschen Volkes mit dem deutschen Mutterland betont wurde.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstr. 15. Drahtanschrift: „Beobachter München". Postscheckkonto: München 11346, Postsparkassenkonto Wien 79921. T 20647. Verantwortlich für die Schriftleitung: Joseph Stolzing-Cerny u. Hermann Esser. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Sämtliche in München.
Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München





Folge 3 / November 1926

Preis 20 Pf. / Erscheint monatlich

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Kundgebung vor der Synagoge

Die Bamberger Nationalsozialisten veranstalteten aus Anlaß eines Deutschen Tages am 10. Okt. eine große öffentliche Versammlung vor der Bamberger Synagoge

Der Femeschnüffelausschuß in München

Der Reichstagsausschuß zur Untersuchung der Fememorde an Waffen- und Vaterlandsverrätern, dessen Referent der jüdische Rechtsanwalt und frühere kommunistische Anführer, jetzige sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Levi ist, fühlte das Bedürfnis, sich zu blamieren, und kam deshalb nach München. Während die bürgerlichen Spießer aller Richtungen sich dem Ausschuß be- und wehmütig zum gefl. Ausfragen zur Verfügung stellten und nicht einmal so viel Mut besaßen, zu erklären, daß das Erscheinen vor einem Ausschuß, dem eine Person angehört, der man — ohne daß sie geklagt hätte — 6 Jahre lang den Vorwurf des Kriegsverrats machen konnte, eines deutschen Mannes unwürdig sei, kam es zu Zwischenfällen, als eine Reihe prominenter Nationalsozialisten als Zeugen erschienen. Oberstlt. Kriebel und besonders Abg. Frick gaben Erklärungen ab, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließen. So richtig aber brachte die Empfindungen des bayerischen Volkes und gewiß auch von Millionen Nichtbayern zum Ausdruck der ehem. Kommandeur des Leibregiments, der Befreier Münchens vom Rätejudenterror, dann wegen seiner anständigen Gesinnung abgebaute General v. Epp. Er erschien mit den Händen in der Tasche, verbat sich „jede Belehrung über Kleiderfragen" durch den Vorsitzenden, schwor seinen Eid nach der alten Form und gab im übrigen Antworten, die den Femerichtern keinen Zweifel über ihre Beliebtheit ließen. Daß Epps Mitarbeiter, der ehem. Hauptmann und nationalsoz. Reichstagsabgeordnete Ernst Röhm nicht hinter seinem verehrten General zurückstand, war selbstverständlich. Er weigerte sich als deutscher, vielfach verwundeter Frontoffizier dem Juden Levi Rede und Antwort zu stehen und wurde deshalb zu 300 M. Geldstrafe verurteilt. Aber diesen Jux des Ausschusses wird Röhm nicht mitmachen und Gott sei Dank besteht auch keine gesetzliche Handhabe, ihn dazu zu zwingen.



Generalleutnant a. D. Franz v. Epp. Ehemals Führer der Freiwilligen zur Befreiung Münchens.



Philipp Scheidemann, genugsam bekannt; nahm an den Femeausschußsitzungen teil und trug eine nußgroße Perle auf der Krawatte. Motto: Ohn' Fleiß kein Preis.



Hauptmann a. D. Ernst Röhm, von 1919—23 Gen.-Stabsoffz. bei Epp, 1923 als Führer der Reichskriegsflagge einer der treuesten Bundesgenossen Hitlers. Röhm arbeitet jetzt in einer Fabrik.

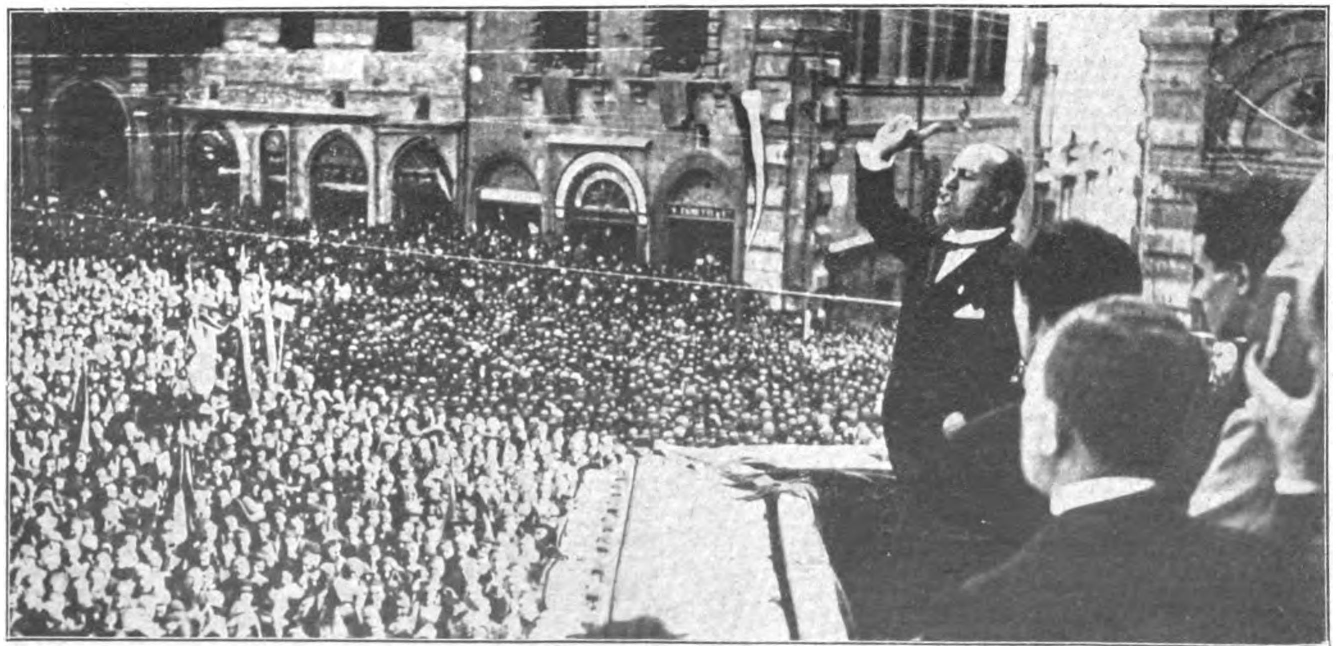
Das Gold dem Juden!

Männiglich erinnert sich noch an den Ruf, der in den Kriegsjahren an das deutsche Volk erging. Gehorsam legten die Deutschen ihr gutes Gold auf den „Altar des Vaterlandes". Heute ist dieses Gold in die Banken der Wallstreet abgewandert. Das gleiche Schauspiel erleben wir heute, wie untenstehendes Bild zeigt, in Frankreich, wo die Leute anstehen, um ihr Gold dem Juden Rothschild zu geben.



Atlantik

Bild unten:
Mussolini spricht vom Balkon der Universität in Perugia zu den Massen, die ihm eine Huldigung dargebracht haben.



Pressephoto

Der Faschismus

hat sich eine neue Parteiverfassung gegeben. Alle Vertrauensstellungen innerhalb der Partei werden in Zukunft vom obersten Führer bestimmt und eingesetzt. Parteitage mit stunden- oder tagelangen Diskussionen werden nicht mehr abgehalten. In der Partei gilt nur der Wille des Führers. Nur so kann der Staat, den die Partei heute in Italien regiert, zur Größe geführt werden. Der Parlamentarismus hat Italien dem Bolschewismus nahegebracht, die faschistische Disziplin den Staat gerettet.

Die nationalsozialist. Arbeiterpartei in Deutschland hat die von Mussolini jetzt in seiner Partei durchgeführten Grundsätze schon seit ihrem Bestehen. Auch sie wird, so hoffen wir, mit dieser Disziplin dereinst Staat und Volk in Deutschland retten.

Was den jüdischen Hetzern nicht in den Kram paßt...



Atlantic

Fürsorge für die Arbeiter

Weg mit der Internationale!

Die zweitgrößte amerikanische Automobilfabrik „General Motors Company" hat ein Heim für ihre Angestellten, Arbeiter und Beamten gebaut, das in 14 Stockwerken über 2000 Zimmer, Klub- und Unterhaltungsräume enthält. Die gesamte Belegschaft ist in einer streng nationalen Gewerkschaft organisiert und hat alle Versuche der Internationale, einen Anschluß an diese herbeizuführen, zurückgewiesen.



Atlantic

Ford, der amerikanische Automobilkönig, der Hersteller des billigsten, praktischen Wagens der Welt, hat die 40-Stunden-Woche eingeführt.

Dem Femerichter ins Stammbuch

(Als einst Scheidemann im Staatsgericht z. Schutze der Republik saß, widmete ihm unser Dietrich Eckart ein Gedicht, das auch für das Mitglied des Femeausschusses Scheidemann gelten kann. D. Red.)

Sei nur getrost, es kommt schon das Gericht,
vor dem es klar wird, wem wir es verdanken,
daß Millionen Deutsche — starben! Schwätze nicht!
Nein, daß sie nutzlos in die Grube sanken!

Das kommt, verlaß dich drauf; doch wenn es naht,
kein Tribunal, bestechlich wie auf Erden,
dann bist es du und ist es dein Verrat,
den all die Millionen richten werden!

Berufe dich dann nicht, du Judenknecht,
auf die Versucher, mit erlogner Reue!
An dir gemessen, waren sie im Recht,
denn Fremde waren sie im Land der Treue!

Dietrich Eckart †

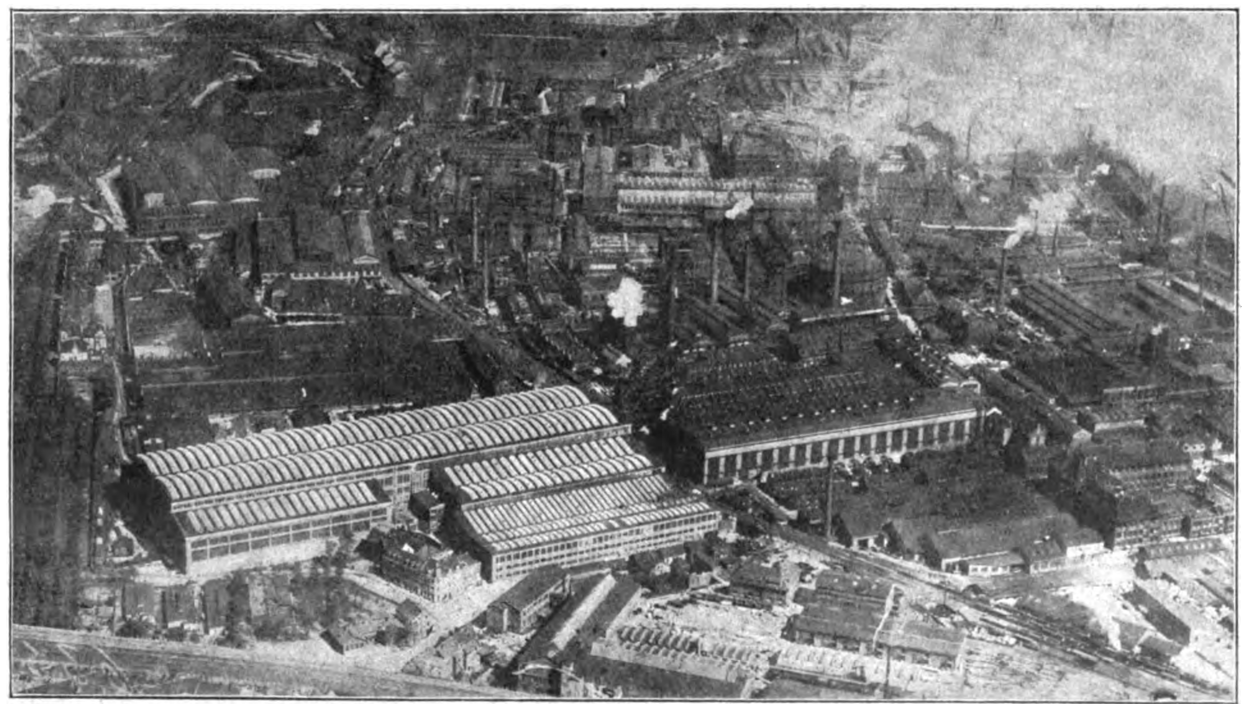
Zum 100. Todestag des Begründers der Kruppwerke

Atlantic



Im Oval: Alfred Krupp, der Sohn Friedrich Krupps, der die von seinem Vater ererbte kleine, nur 4 Arbeiter beschäftigende Fabrik zu der bedeutendsten Gußstahlfabrik am Rhein erhob

Durch den Friedensvertrag von Versailles wurden die Krupp-Werke gezwungen, eine vollkommene Umstellung ihrer Produktion vorzunehmen. Das ungeheure Werk stellt heute Panzerplatten, Maschinen aller Art, Motoren u. dgl. her. Über 100000 Menschen, Arbeiter, Beamte und Angestellte sind in dem Unternehmen beschäftigt



Die Krupp-Werke in ihrer heutigen Gestalt, vom Flugzeug aus aufgenommen — Atlantic

Wenn Arbeitgeber sozial sind ...

Ford ist schon seit langem den marxistischen Hetzern ein Dorn im Auge. Hat er doch ein Arbeitssystem eingeführt, das bei höchstmöglicher Leistung doch für den Arbeiter sorgt. Es gibt heute keinen Arbeiter der Ford-Werke, der nicht sein eigenes Heim und sein eigenes Automobil hat. Wo Fordsche Fabriken stehen, stehen Gewerkschafts- und Klubhäuser für Beamte, Angestellte und Arbeiter, stehen Theater und Kinos, stehen Krankenhäuser und Fürsorge-Anstalten. Und nun kam als größte Überraschung die Kunde von einer neuen Arbeitsregelung in den Ford-Werken. 40 Stunden in der Woche oder 5 Tage soll weiterhin nur mehr gearbeitet werden, 2 Tage in der Woche — Samstag und Sonntag — werden vollkommen freigegeben. Dabei werden der Arbeitslohn und die Gehälter nicht etwa heruntergesetzt, sondern sogar teilweise noch erhöht werden. Den marxistischen Berufsdemagogen hat diese Nachricht zum ersten Male die Sprache verschlagen. Es ist erstaunlich, wie zurückhaltend und bescheiden die sozialdemokratischen Blätter von dieser Neuigkeit Kenntnis nahmen.

DER JUDENSPIEGEL

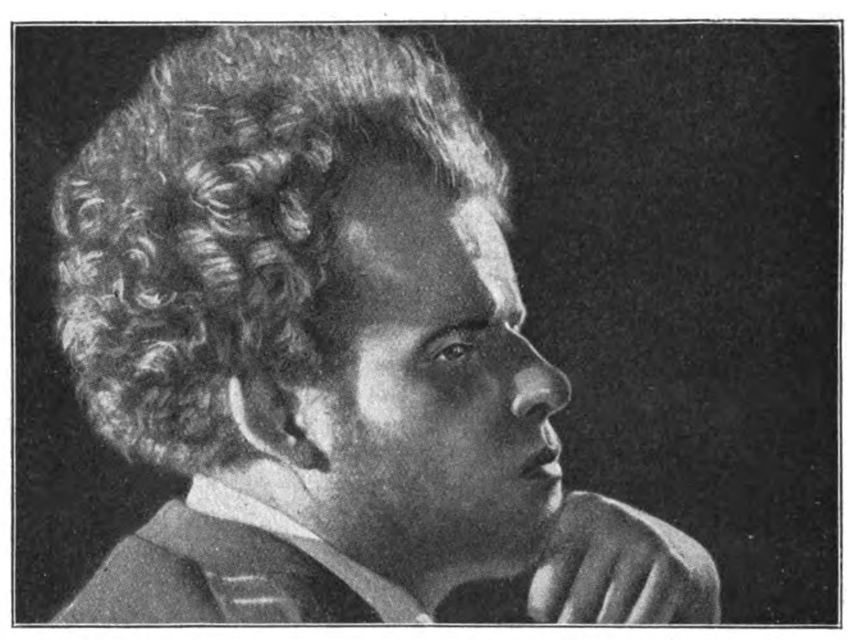
Zwei jüdische Größen

Im Oval: Der „französische“ Jude Jakob Rosny-Rosenstein wurde von französischen und deutschen führenden Literaten zum diesjährigen Nobelpreisträger für Literatur vorgeschlagen.



Atlantic

Böswillige Vergleiche mit dem berühmten Menschenaffen aus der Hagenbeckschen Tierschau sind nicht gestattet.
Rechts: Der Verfasser und Regisseur des bolschewistischen Hetzfilms „Panzerkreuzer Potemkin“, der Jude Eisenstein. Die jüngst erfolgte Freigabe des volksverhetzenden Erzeugnisses ist nicht mehr verwunderlich, wenn man die Väter des Films kennt und weiß, daß außerdem der Jude Th. Wolf einen maßgebenden Einfluß in der Reichsfilmprüfstelle besitzt.



Motto für beide Bilder:
Seht das Lieblingsvolk des Herrn,
Unsere „Brüder“ sinds, drum habt sie gern.

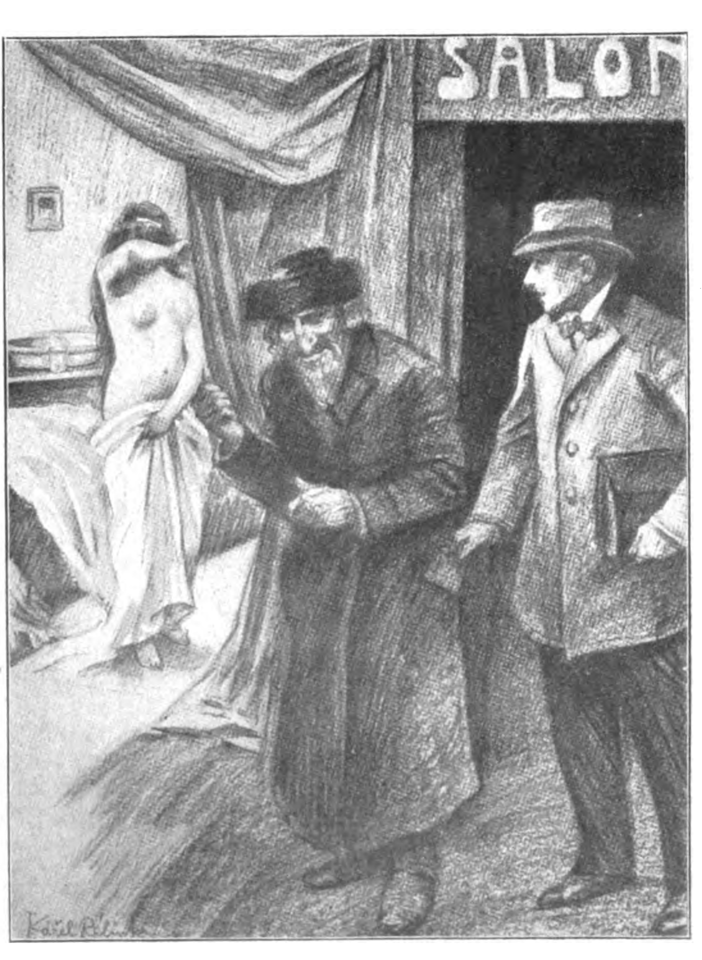
Der Talmud.

In der Folge beginnen wir mit dem Abdruck von Bildern zu einzelnen Sätzen aus dem jüdischen Gesetzbuch, dem Talmud. Der Talmud ist allen Ableugnungen zum Trotz auch heute noch maßgebend für das gesamte Verhalten des Juden als Mensch. Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß die Juden den Talmud für ein ebenso göttliches Buch halten, als die Bibel. Daß die Juden, besonders die Rabbiner, den Talmud über die Bibel stellen müssen sagt der Talmud selbst (Tr. Rosch. hasch. 19.1.): „Die Worte der jüdischen Lehre des Talmuds sind dem Gesetze gleich“. Damit das Judentum nur ja an die Worte und Befehle der Talmudrabbiner gebunden ist, befiehlt diese Lehre: „Wer die Worte der Rabbiner verachtet, ist des Todes schuldig“ (Tr. Erubin 21. 2.). Und zur besonderen Anfeuerung, den Talmud unter allen Umständen zu befolgen, ist folgende Feststellung gemacht: „Lieblicher sind die Worte des Talmudschreibers als die der Bibel.“ (Tal. Jer. Ber. cp. 1. f. 3).

Unsere beiden Bilder geben einen Begriff von der „Lieblichkeit“ dieser Talmud-Lehren. Wie sagt der Talmud? „Man kann sündigen, aber so, daß es niemand sieht.“ Und der Jude Hopfinger schreibt: („Die Unzucht“): „Unsere Weiber sind zu gut, um sie der Unzucht preiszugeben.“ Deshalb müssen Aberhunderte von arischen Mädels in die jüdischen Freudenhäuser und werden die Beute jüdischer Gemeinheit. Der Fall Schloß in Nürnberg hat erst in diesem Jahre den Beweis erbracht, daß die Juden nach wie vor die deutsche Frau als Freiwild betrachten.

Bei Rabbi Raschi heißt es: „Den Besten von den Christen sollen wir erwürgen, falls es möglich ist.“ Die Geschichte des deutschen Volkes bestätigt, daß das Judentum der Welt heute noch diesen Grundsatz befolgt. Das deutsche, christliche Volk ist der jüdischen Vernichtung preisgegeben, und die Verhöhnung des Christentums durch die Juden übersteigt jedes Maß.

Erstaunlich ist nur, wie gerade die führenden katholischen Kreise, obwohl gerade sie wissen müßten, wie unüberbrückbar der Gegensatz zwischen jüdischer und christlicher Auffassung ist, heute immer noch, besonders auch in Bayern, die Bannerträger d. sog. Toleranz gegenüber den Vernichtern christlichen Geistes sind.





Ein Novembertag

(Aus dem Roman „Der Weg ins Freie“ von Philipp Bouhler)

„Ich blicke tiefbetrübt auf unsere Zeitgenossen.“
Lermontov.

Der Morgen des 9. November war angebrochen. Viele Tausende starrten mit noch verschlafenen Augen auf die wundersamen Veränderungen, die im Laufe der Nacht vor sich gegangen waren und wenige ahnten, daß dieser Tag, der wie die Morgenröte einer neuen, besseren Zeit heraufgedämmert war, zu einem dies ater in der Geschichte des deutschen Volkes werden sollte.

Was aber hatte sich in dieser Nacht ereignet? Am Abend des 8. Novembers, am Vorabend jenes Jahrestages, da irregeleitete Menschenhaufen wie Marionetten in den Händen ihrer jüdischen Verführer einen Staat zerschlugen und der Pöbel aller Schattierungen sich anschickte, seine auf „Verrat und Meineid“ aufgebaute Tyrannenherrschaft anzutreten, da eine tausendjährige Vergangenheit wie mit einem Federstrich zum Abschluß gebracht war und statt dessen eine Ära nationalen Niedergangs, der Preisgabe aller Rechte und Lebensnotwendigkeiten Deutschlands, der Schandverträge, der Unterdrückung des Deutschtums und einer ununterbrochenen Kette schmachvollster Demütigungen anhub, am Vorabend jenes Tages hatte sich im Bürgerbräukeller zu München eine Schar deutscher Männer zusammengefunden, um sich am Klang nationaler Worte zu berauschen, beseelt von dem heißen Wunsche, aus einer trostlosen Zeit heraufzusteigen, aber selbst zu schwach und zu mutlos, um dem Schicksal den Arm zu führen.

Dieser Tag schien vom Weltgewissen dazu bestimmt zu sein, 5 Jahre der Schmach aus dem Buche der Geschichte auszulöschen. Aber es mußte erst einer kommen, der den Mut und die Kraft hatte, das Schicksal und eine ganze Zeit zu meistern. Und er kam. Der Mann, der nicht nur wie Millionen anderer auf dem Felde der Ehre gekämpft und geblutet hatte, sondern der auch dann noch in Jahren zähesten Ringens und aufopferungsvollster Arbeit durch die Macht seines Wortes und durch die unerbittliche Wahrheit seiner Idee alle Ehrlichen um sich scharte und allen Verführten den richtigen Weg wies, der Mann, in dem sich der nationale Wille und die Waffe aller Gutgesinnten verkörperten, der Mann, der bereit war, für die Erkämpfung seines Zieles mit seinem Leben einzutreten — Adolf Hitler.

In einer Zeit, da man mit Schlagworten und politischen Phrasen die Massenverdummung bis zum äußersten trieb, da man die Arbeiterschaft mit der Kuhglocke der „internationalen Solidarität des Proletariats“ immer weiter in die Armee des internationalen Kapitalismus hineinhetzte; da angesichts der beginnenden schamlosesten Unterdrückung und Ausplünderung des deutschen Volkes und damit vor allem auch seiner werktätigen Schichten das Märchen vom „Völkerglück“ und vom „ewigen Völkerfrieden“ bei den breiten Massen ein williges Ohr fand: Da hatte er in dieser Wüste seine Stimme erhoben und das klassische Wort geprägt: „An dem Tage, an dem es gelungen ist, die 20 Millionen verblendeter und verführter deutscher Arbeiter ihrem Volkstum zurückzugewinnen, an dem Tage ist auch die Befreiung Deutschlands vollendet.“

Als er mit seinen Sturmbataillonen im Saale erschienen war und alle anfänglichen Bedenklichkeiten durch eine mitfortreißende Rede zerstreut hatte, als die Vertreter der bayerischen Regierung ihm und dem General in die Hand hineingelobt hatten, mitzuarbeiten an dem heiligen Werke der Wiederaufrichtung eines großdeutschen Staates, als endlich die Ebertregierung für abgesetzt erklärt und eine provisorische Nationalregierung ausgerufen wurde, da war der Grundstein gelegt zu dem neuen Reiche, das Millionen Menschen aus dem Innersten ihrer Seele heraus ersehnten. Minutenlanger, ekstatischer Jubel toste durch den Raum, und tausend Schwurhände reckten sich gen Himmel, und tausend Herzen gelobten, was die Lippe im Taumel der Begeisterung bekannte: treu zu sein dem Vaterlande, das von seinen Söhnen die Befreiung erwartete, treu zu sein dem Führer und seiner Idee, eine Front aller ehrlich Schaffenden gegen die Gewaltherrschaft der Judenbörse und ihrer Henkersknechte aufzurichten.

Paul Heide und Willy Brunner befanden sich als S.A.-Leute im Saale und hatten das Glück, den erhabenen Augenblick mitzuerleben. Als dann weit nach Mitternacht die Versammlungsteilnehmer dem Saale entströmten, um die frohe Kunde hinein in die schlafenden Häuser und Hütten zu tragen, da wurde in dem nun historisch gewordenen Bürgerbräukeller das Hauptquartier aufgeschlagen. Eine fieberhafte Tätigkeit herrschte hier. Kuriere flogen hin und her, Automobile fuhren ratternd vor, Offiziere meldeten die Ankunft ihrer Truppen, der Fernsprecher klingelte unaufhörlich. In die Nebenzimmer hatten sich die Führer mit ihren Stäben zurückgezogen, Aufrufe wurden diktiert, Meldungen entgegengenommen, Beratungen gepflogen.

Willy Brunner sauste auf seinem Motorrad durch die Straßen, während sein Freund mit geschultertem Gewehr als Posten im Garten des Bürgerbräukellers auf und nieder schritt, bis er gegen Morgen für kurze Zeit abgelöst wurde.

Das Gartenhaus in der Äußeren Prinzregentenstraße stand im Zeichen höchster Aufregung. Lisa hatte dem Postboten die Zeitung abgenommen und von ihm kurz mündliche Aufklärung erhalten. Dann war sie, das Blatt in der Hand schwenkend, zu ihrer Mutter gestürzt. Die beiden verschlangen förmlich die Berichte, wobei sie sich an Äußerungen ihrer Freude gegenseitig zu überbieten suchten. Endlich sprang Lisa an den Flügel und hämmerte wohl sechsmal nacheinander das „Sturmlied“ herunter, daß das Zimmer erdröhnte, bis Frau Herty sich die Ohren zuhielt und lachend ausrief: „Nun höre aber auf, um Gottes Willen!“

„Sie sollen es nur hören da oben, und zittern!“ triumphierte das junge Mädchen.

Frau Herty begab sich in die Verlagsräume im Erdgeschoß, wo man die Ereignisse schon eifrig besprach, schickte die Angestellten weg und ließ das Geschäft schließen. Nun suchte man hervor, was sich aus der Kriegszeit her noch an Fahnen und Fähnchen im Hause fand, und man pflanzte sie vor den Fenstern auf, ungeachtet dessen, daß man sie von der Straße aus gar nicht sehen konnte. Und endlich eilten Mutter und Tochter Arm in Arm auf die Straße. Beim Verlassen des Hauses sahen sie, daß im zweiten Stock, wo Dr. Levi wohnte, die Rolläden herabgelassen waren. —

Mußte es denn sein, daß auch jetzt wieder die giftige Schlange des Verrats ihr Haupt erhob?

Schon am frühen Morgen waren Gerüchte durchgesickert, daß etwas nicht ganz stimme, daß die Kahr und Genossen, die das Standquartier verlassen hatten, ihr Wort gebrochen hätten und sich anschickten, die Machtmittel der Republik gegen das Heer der Befreiung mobil zu machen. Aber konnte man es denn glauben, daß in einem Augenblick, da es galt, wie Stahl und Eisen zusammenzustehen, um das Vaterland gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen, konnte man glauben, daß in einem solchen Augenblick deutsche Männer abtrünnig, wortbrüchig werden könnten?

Zwischen 10 und 11 Uhr vormittags wälzte sich ein unabsehbarer Zug, vom Bürgerbräukeller ausgehend, durch die Straßen Münchens. An der Spitze schritten Adolf Hitler und der General, mit ihnen alle die Führer der deutschen Freiheitsbewegung, und daran schlossen sich die Massen der neuen Soldaten an, jedes Standes und jeden Alters, sie alle, die den Kern der neuen Freiheitsarmee bilden sollten.

Auch Paul Heide und Willy Brunner marschierten im Zuge, Seite an Seite. „Was Lisa jetzt sagen würde“, rief Paul dem Freunde zu.

Der antwortete: „Vielleicht steht sie hier irgendwo im Gedränge.“ „Und vielleicht auch Irmgard“, setzte er halblaut hinzu, und seine Augen leuchteten.

Der Zug konnte sich nur langsam fortbewegen, so dicht war die Volksmenge, die zu beiden Seiten wogte und jeden seiner Schritte mit ihrem Jubel begleitete. Fahnen flatterten von den Häusern und im Zuge, vaterländische Lieder durchbrausten die Luft. Der Strom hatte sich über die Ludwigsbrücke, dann durchs Tal und über den Marienplatz ergossen, wo vom Rathause die Hakenkreuzfahne, das Symbol des kommenden Deutschland, wehte, und nun bog er rechts ab, um, vorüberziehend an der Residenz, die Ludwigstraße zu gewinnen.

Da, bei der Feldherrnhalle, die einstmals zum Ruhme deutscher Feldherren erbaut worden war, geschah das Furchtbare. Gewehr- und Maschinengewehrsalven hagelten in die Reihen, an deren Spitze der Heros der deutschen Freiheit und der Generalquartiermeister des Weltkrieges marschierten. Das Deutschlandlied brach jäh ab und ging über in einen einzigen Schrei der Empörung. Der Zug warf sich auf das Pflaster in Deckung. — —

Endlich verstummte das Feuer. Paul raffte sich vom Boden auf. Ringsum lagen die Kameraden in ihrem Blute. Pulvergeruch erfüllte die Luft. Pauls Atem ging keuchend.

Schmerz und Scham trieben ihm die Tränen in die Augen. Er konnte es nicht fas-

(Fortsetzung Seite 8)

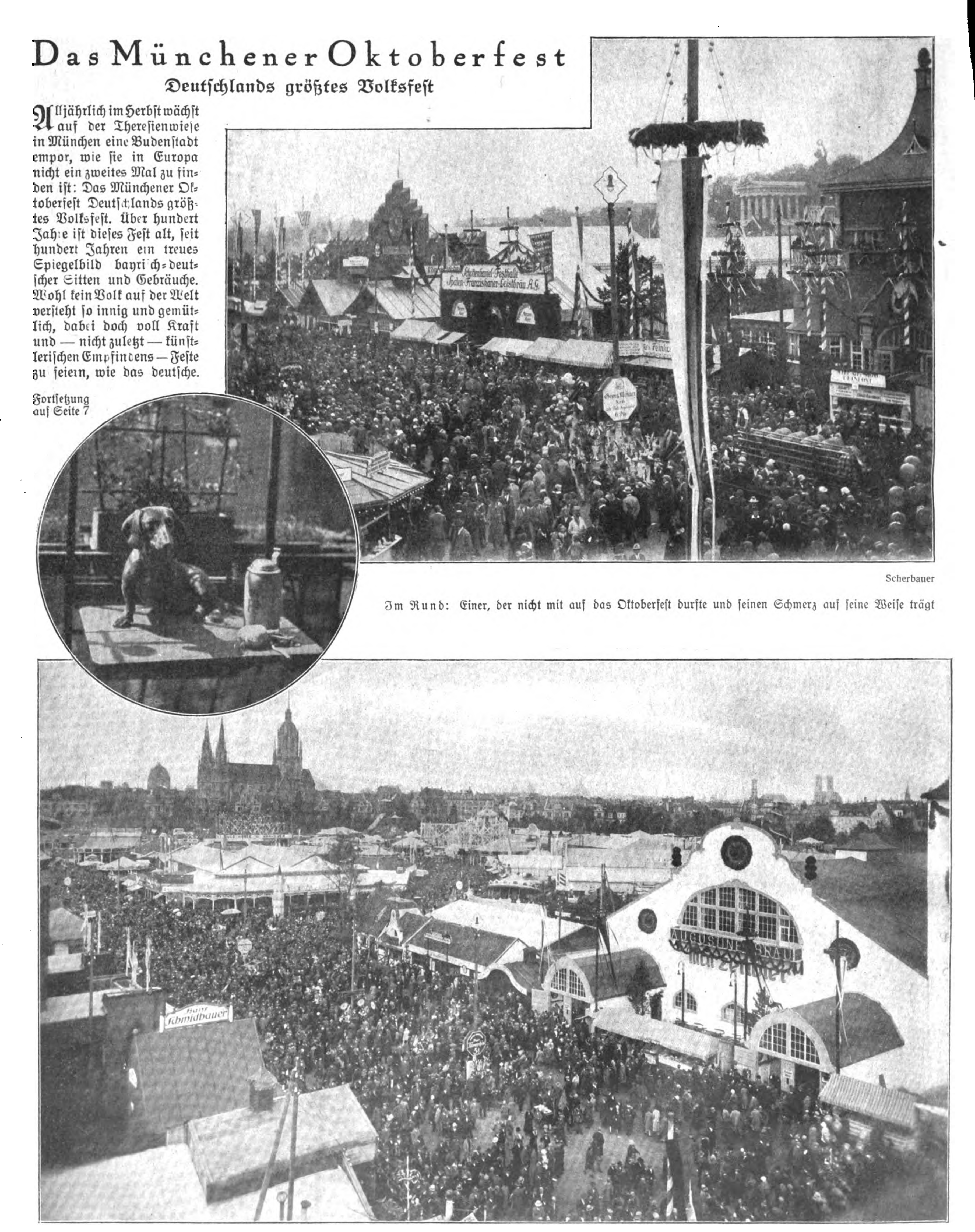


Das Münchener Oktoberfest

Deutschlands größtes Volksfest

Alljährlich im Herbst wächst auf der Theresienwiese in München eine Budenstadt empor, wie sie in Europa nicht ein zweites Mal zu finden ist: Das Münchener Oktoberfest Deutschlands größtes Volksfest. Über hundert Jahre ist dieses Fest alt, seit hundert Jahren ein treues Spiegelbild bayrisch-deutscher Sitten und Gebräuche. Wohl kein Volk auf der Welt versteht so innig und gemütlich, dabei doch voll Kraft und — nicht zuletzt — künstlerischen Empfindens — Feste zu feiern, wie das deutsche.

Fortsetzung auf Seite 7



Scherbauer

Im Rund: Einer, der nicht mit auf das Oktoberfest durfte und seinen Schmerz auf seine Weise trägt

Scherbauer

ZUM ZEITVERTREIB

Silbenrätsel

a — bang — be — be — bel — da — dad — de — den — der — di — dorff — e — eb — ef — eng — er — fen — fen — ford — ga — gar — gar — go — go — hand — ho — ih — il — io — ke — kok — kra — la — lac — land — land — leit — li — lo — lu — me — mo — ne — ne — nel — ni — ni — ni — o — or — pol — ra — raa — ri — richt — ro — sau — schuh — se — sef — so — son — stein — teil — ten — tes — them — tit — tiv — to — tri — ull — ur — vail — wes — za — zwing.

Aus vorstehenden 78 Silben sind 32 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wort Hitlers ergeben. (i = j).

Die Wörter bedeuten:

1. italienischer Staatsmann,
2. deutscher Kampfflieger,
3. englische Grafschaft und Stadt,
4. Insel der Kleinen Antillen,
5. Reformator,
6. Fluß in Hannover,
7. Eßgerät,
8. türkischer Ehrentitel,
9. Romanschriftsteller,
10. westfälische Landschaft,
11. Fluß in England,
12. Fluß in Deutschland,
13. Orientalist und Verfasser der „Deutschen Schriften“,
14. Landschaft im Epirus,
15. jüdischer Verlag,
16. Nelke,
17. jüdisch-amerikanischer Finanzmann,
18. Bekleidungsstück,
19. Fluß in Spanien,
20. männlicher Vorname,
21. deutscher Heerführer,
22. Hofarchitekt,
23. altes ostgermanisches Volk,
24. europäischer Staat,
25. Königsmörder,
26. militärischer Standort,
27. in einer Komposition immer wiederkehrendes Thema,
28. griechischer Gott,
29. Richterspruch,
30. Hauptstadt von Siam,
31. geometrische Fläche,
32. griechischer Philosoph.

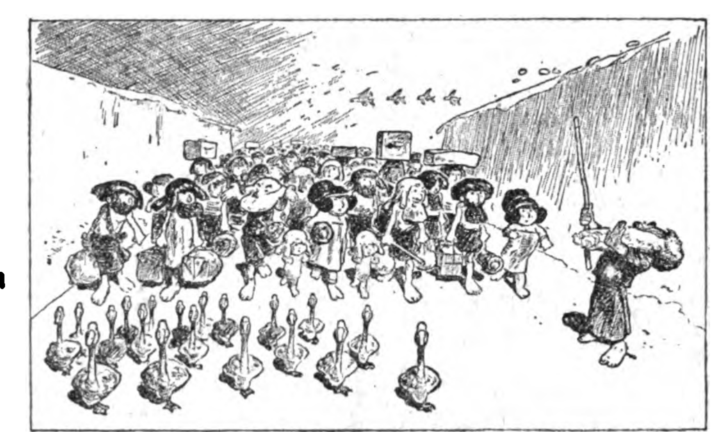
Dieser Raum ist zur bequemen Lösung des Silbenrätsels frei!

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 2

1. **Wismut**, 2. **Amrum**, 3. **Schongau**, 4. **Aristoteles**, 5. **Nikolaus**, 6. **Walachei**, 7. **Aluminium**, 8. **Forchheim**, 9. **Fanfare**, 10. **Elentier**, 11. **Nachod**, 12. **Zille**, 13. **Unteroffizier**, 14. **Reventlow**, 15. **Fischerei**, 16. **Rebell**, 17. **Eifel**, 18. **Internationale**, 19. **Haubitze**, 20. **Erzberger**, 21. **Isis**, 22. **Treue**, 23. **Fliegerleutnant**, 24. **Ebenholz**, 25. **Hoboe**, 26. **Lateran**.

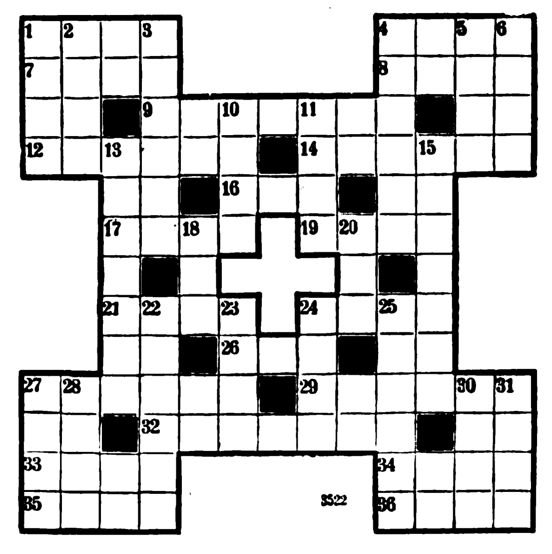
Was an Waffen zur Freiheit fehlt, muß immer der Wille ersetzen.
Adolf Hitler.

Der erste Verkehrsschutzmann



Moses dirigiert die Juden durch das Rote Meer

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter:

a) von links nach rechts: 1. deutscher Komponist, 4. Geschirr, 7. spanischer Feldherr und Staatsmann 8. weiblicher Vorname, 9. Seesoldat, 12. Eßgerät, 14. Bestandteil des Eies, 16. Kadaver, 17. längerer Stock, 19. weiblicher Vorname, 21. Insekt, 24. Vogel, 26. Leumund, 27. der schönste Lebensabschnitt, 29. Stadt in Italien, 32. deutscher Komponist, 33. Ackergrenze, 34. weiblicher Vorname, 35. Pflanze, 36. biblische Figur;

b) von oben nach unten: 1. Pflanzenfaser, 2. Arznei- und Zierpflanze, 3. Titelheld eines Shakespeareschen Bühnenwerks, 4. Stadt in Westfalen, 5. männlicher Vorname, 6. Schmuck des Baumes, 10. Gangart, 11. Schlinge, 13. deutscher Klassiker, 15. männlicher Vorname, 18. Körperteil, 20. Küstenlandschaft in Marokko, 22. Haarschmuck, 23. Planet, 24. schmaler Weg, 25. Figur aus Schillers Räubern, 27. Fakultät, 28. europäisch-asiatisches Grenzgebirge, 30. Musikstück, 31. Insektenfresser.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 2

Imme, Residenz, Kuhmagd, Orestes, Tür, Revolte, Ritter, Eva, Eos, Sachsen, Theater, Uhr, Rhombus, Andenken, Tee, Euphrat, Aal, Klee, Oh.

Hitler, Kommune, Oktober, du, Ali, Levi, Alt, Tal, Distanz, Schlosser, Struktur, Antenne, pro, Alp, Etat, Not, an, Romulus, Element, Niemen.

Was nicht jeder weiß

In Lettland tragen die Kriegsluftfahrzeuge als staatliches Hoheitszeichen ein schrägliegendes Hakenkreuz!

Heitere Ecke

Isidor sollte in die Lehre nach Pasewalk, und sein Vater bringt ihn zum Bahnhof. Beim Abschied gibt er ihm einen Briefumschlag mit seiner eigenen Adresse versehen und sagt: „So, Isidorchen, da haste e Briefche an mich und da haste noch zehn Pfennig, dafür käufste in Pasewalk e Briefmarkche und steckste, wenn de hast aufgeklebt das Briefmarkche, in den Postkaste; es is nur, damit ich weiß, daß de bist gut gekommen an in Pasewalk!“

Isidor sagt: „Tateleben, behalt schon de zehn Pfennig; werd' ich doch stecken den Brief unfrankiert ins Kästche, du verweigerst de Annahme und weißt doch, daß ich bin gut angekommen in Pasewalk.“

Unbegreiflich.

„Vaterleben, sieh doch mal, wie scheen es ist dort unten!“

„Der Schlag soll mich treffen, was führst du mich da herauf, wenn's ist unten so scheen!“

Zweideutig.

Lehrer: „Fritz, warum tragen die Ochsen Hörner?“

Fritz: „Weil sie ein Rindvieh sind, Herr Lehrer!“

(Fortsetzung von Seite 6)

Daß Bayern und München seinen Volksfesten noch eine ganz besondere Note zu geben verstehen, haben nicht zuletzt hervorragende Norddeutsche wiederholt bestätigt. Über die Größe und Bedeutung des Oktoberfestes für Handel und Gewerbe — besonders für die Bierbrauerei — geben nachfolgende Zahlen einen kleinen Begriff: Rund 150 Sonderzüge brachten die Besucher aus allen Teilen Bayerns; rund 100 000 Menschen besuchten die „Wies'n“ am Hauptsonntag; in den sechs großen Bierhallen der großen Münchener Brauereien wurden in 14 Tagen insgesamt 1 452 000 Liter Märzenbier à 1 Reichsmark ausgeschenkt; in der größten Bude, dem „Winzerer Fähndl“, der historischen Schützeneinkehr, allein 2450 Hektoliter, in der zweitgrößten Ausschankstätte, der „Bräurosl“ (Pschorrbräu), 2100 Hektoliter. Die zwei größten Hühnerbratereien verkauften 13 000 Brathühner à 6 Reichsmark. — Daß das Oktoberfest auch eine stark politische Seite hat, sei nur nebenbei erwähnt: der Klassenkampfgedanke erleidet starke Einbuße angesichts der Tatsache, daß in den großen Festhallen Prinzen und Taglöhner, Generäle und Soldaten, Direktoren und Tippfräuleins, alle fröhlich und guter Dinge an einem Tisch sitzen. Beim Oktoberfest gibt es keinen Unterschied der Klasse oder des Ansehens, nur die brüderliche Anrede „Herr Nachbar“. Vielleicht trägt zur Versöhnlichkeit auch die Tatsache bei, daß Juden auf dem Oktoberfest fast nicht in Erscheinung treten. Zur großzügigen politischen Propaganda gibt das Oktoberfest hervorragende Gelegenheit: die hohen Achterbahnen, Riesenräder, Rutschbahnen und dergleichen eignen sich zum Abwerfen von Flugblättern und Werbematerial. Im Jahre 1921 haben die Münchener Nationalsozialisten an zwei Oktoberfesttagen über 300 000 Flugblätter auf diese Weise verteilt, nicht ohne entsprechende Wirkung. Der damalige Innenminister war über diese Oktoberfesttätigkeit natürlich nicht erfreut.

(Fortsetzung von Seite 5)

sen, daß eine solche Tat hatte geschehen können. —

Da hörte er seinen Namen rufen. Er blickte um sich. Neben ihm lag Willy Brunner, und ihm quoll Blut aus der Herzgegend durch den Uniformrock. Er faßte krampfhaft nach Pauls Hand, und seine blassen Lippen konnten noch flüstern: „Grüße meine — Mutter — und — sage — Irmgard — —“, dann sank er zurück und war tot.

Paul versuchte, seinen Körper aus dem Gedränge herauszuziehen, aber er wurde mit fortgerissen. Man sperrte den Platz ab, auf dem die Leichen der Gefallenen wie leuchtende Denkmäler deutscher Ehre zurückblieben. Die Massen des Zuges fluteten regellos zurück.

Fürs erste war hier nichts mehr zu tun. Paul Heide begab sich eiligst zu Hertys. In den Straßen traf er überall auf Menschenansammlungen, die wiederholt durch die Polizei auseinandergetrieben wurden. Die entsetzliche Kunde hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet und löste überall Schrecken und Entrüstung aus. Als Paul bei Hertys eintrat, empfingen ihn Lisa und ihre Mutter stumm und bleich. Er drückte ihnen die Hände und sah ihnen lange in die Augen. Dr. Märker, der brütend im Lehnstuhl saß, begrüßte er mit einem kalten Nicken des Kopfes. Eine Weile war es still in dem Zimmer. Dann brach der Doktor das Schweigen:

„Man weiß genau, daß ich keine Politik treibe, niemand zu Liebe und niemand zu Leide. Aber, so tiefbedauerlich diese Blutopfer auch sind, diese Männer waren Rebellen, mißleitete — — —“

„Nein,“ donnerte Paul Heide, glutrot im Gesicht, „diese Männer waren keine mißleitete Rebellen, sondern Helden, denen ihr Vaterland mehr galt als ihr Leben oder ihre — Bequemlichkeit.“ Und schwer fiel seine Hand auf das Gesicht des Doktors. Der fuhr auf und wollte sich auf Paul stürzen. Frau Herty warf sich mit einem Angstruf dazwischen. Da kam es tonlos von Pauls Lippen: „Ihr wißt es noch nicht, daß Willy tot ist — —“

„Unser Bub?!“ gellte ein doppelter Schrei, und zwei Augenpaare starrten auf den Sprecher. Dr. Märker nahm seinen Hut und verließ lautlos das Zimmer.

Ein eigenartiges deutsches Denkmal

Wer in dem vergangenen Jahrzehnt, kurz oder lang, in irgendeinem Zweige des öffentlichen Lebens in München tätig war, hat zweifellos wiederholt die Besuche eines



Friedrich M. J. Rehse

Mannes empfangen, dessen äußere Erscheinung lebhaft an Michelangelo erinnerte. Dieser seltsame Mann war der Besitzer einer Lithographischen Kunstanstalt und hieß Friedrich M. J. Rehse. Was ihn aber ein Jahrzehnt lang, mit einer Riesenbüchertasche und einer ebenso großen Überredungskunst bewaffnet, durch alle Redaktionsstuben, Parteibureaus, Versammlungslokale, Vereinszimmer, Amtsräume usw. jagte, war Sammeleifer, von einem Ausmaße, das ihm einen dauernden Platz in der Geschichte der Sammleroriginale sichert. „Zehn Jahre Deutscher Geschichte in Schriften und Bildern 1914—24“ hieß sein Thema; heute ist es sein Werk, seine Tat. Denn was Rehse in seiner stillen Wohnung am Englischen Garten (Lerchenfeldstraße 11) zusammengetragen — von der Brotkarte bis zum Hute Eisners — und nun katalogisiert hat (Verlag Knorr & Hirth, München 1924), wird für dieses Gebiet unübertroffen sein. Die Sammlung — das kann man heute schon sagen — wird für die Zukunft eine Fundgrube zum Verständnis der deutschen Leidenszeit darstellen, wie wir sie wohl aus keiner früheren Epoche besitzen.

Vor allem die sämtlichen Plakate und Flugblätter der Nationalsozialistischen Partei mit ihren schlaglichtartigen Schilderungen deutschen Elends und neudeutscher Schmach werden kommenden Geschlechtern wertvolle Aufschlüsse über die Entwicklungsgeschichte der deutschen Republik geben. Wie wir hören, soll die wertvolle, ja, unersetzliche Sammlung in ausländischen Besitz übergehen. Das wäre eine Kulturschande, die allerdings dann verständlich wird, wenn man weiß, wie im schwarzen Bayern nationale und kulturelle Belange eingeschätzt werden.





Unter der Hakenkreuzflagge

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt“,

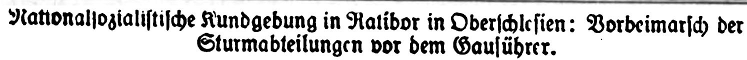
dachten die braven Jungen der Münchener K.-Abteilung und entschlossen sich zu einer großen Jahreszusammenkunft in Friedberg in Hessen von München aus mit dem Fahrrad in zwölftägigem Reisemarsch zu gelangen. Unter der Führung des, wie Polizeiberichte lauten, „sattsam bekannten nationalsozialistischen Anführers“, Leutnant a. D. Edmund Heines, zog die Abteilung, die im übrigen auch der Münchener Sturmabteilung angehört, gen Norden und hinterließ überall, wo sie sich zeigte, den allerbesten Eindruck. An den Rädern flatterten froh die nationalsozialistischen Wimpel und wenn des Nachts die Zelte aufgeschlagen wurden, bot sich den stets zahlreichen Neugierigen das Bild einer biwakierenden Armee-Abteilung. Und Soldaten wollen sie alle werden, die Jungen der Schill-Jugend, brave Soldaten und Kämpfer einstens unter der Hakenkreuzflagge zur Befreiung vom jüdisch-französischen Joch.



In Oberschlesien

Im oberschlesischen Industriegebiet entwickelt sich die nationalsozialistische Partei von Woche zu Woche mehr zur großen deutschen Arbeiterbewegung. Das, was eigentlich das Hauptziel des Nationalsozialismus ist, nämlich die Überwindung des marxistischen Scheinsozialismus und seine Ausschaltung aus Fabrik und Büro, wird dort langsam aber sicher zur Tat. Trotz unverschämtester und verlogenster Gegenagitation von seiten der sich in ihren heiligsten Bonzenrechten verletzt fühlenden sozialdemokratischen Gewerkschaftsbürokratie bekommt die N.S.D.A.P. gerade den größten Zulauf aus Kreisen bisher sozialdemokratischer Gewerkschaftler. Der nationalsozialistische Gautag in Ratibor Ende September mit öffentlichen Umzügen und großen Versammlungen erbrachte den Beweis, daß in Oberschlesien nicht umsonst gearbeitet worden ist. Welchen Wert im übrigen die Entwicklung des Nationalsozialismus in Oberschlesien hat, beweisen die zahlreichen heftigen Ausfälle polnischer Grenzblätter nach der Ratiborer Kundgebung.





Nationalsozialistische Kundgebung in Ratibor in Oberschlesien: Vorbeimarsch der Sturmabteilungen vor dem Gauführer.



Der Tag in Ratibor: Propaganda-Umzug der Sportabteilungen.

9. November 1923

Von Fenstern und Balkonen flattern Fahnen.
Was will der Zug, der sich durch alle Straßen
und Plätze wälzt in dichtgedrängten Massen? —
Dem Vaterlande eine Gasse bahnen!

Das Maß der Schmach ist voll. Bei unsern Ahnen!
Es gibt noch Deutsche, die die Knechtschaft hassen,
die todbereit Weib, Kind, die alles lassen.
Das Lied der Freiheit jauchzt, die neuen Fahnen — —

Das Lied erstirbt . . . Ein Knattern der Gewehre . .
Das Pflaster rötet sich von Blut und Scham,
Triumph der Schande über deutsche Ehre . . .

Das ist das Ende nicht. Aus Schmerz und Gram
und Tod wird einst ein Flammenmeer auflodern,
wenn manche „Größen“ längst im Staube modern!

Ph. Bouhler.

Feiger französischer Mord zu allen Zeiten . . .

Oben rechts:
Der Notionalsozialist Knickmann, der am 21. Juni 1923, beim Verlassen des besetzten Gebietes von den Franzosen bei Sickingmühl an der Lippe ermordet worden ist.



Nebenstehend:
Der von dem französischen Leutnant Rouzier ermordete Nationalsozialist Emil Müller aus Germersheim kurz nach der Ermordung.

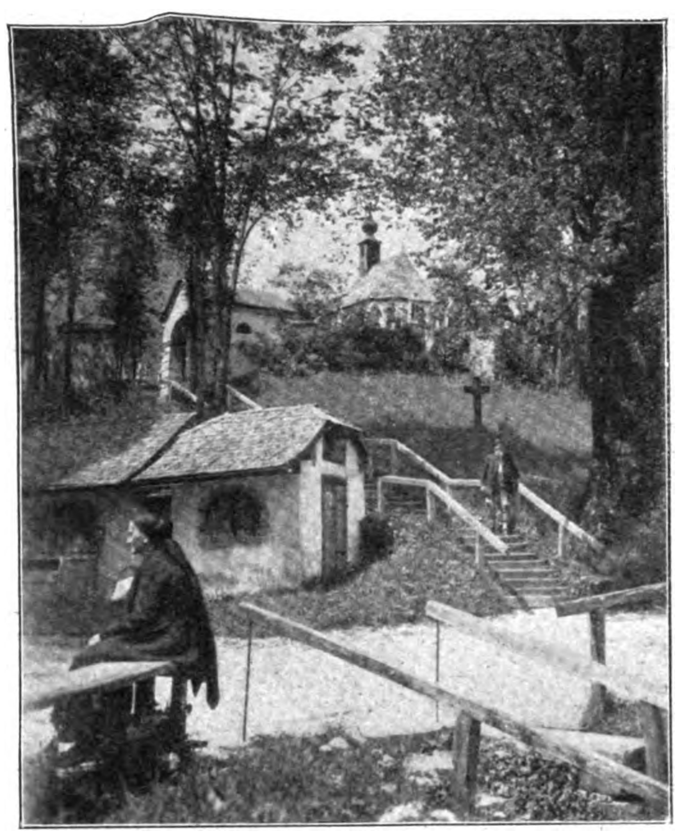
Atlantic

Just zum selben Zeitpunkt, wo der deutsche Außenminister Gustav Stresemann in Berlin seine erste Rede über die angeblich so gewaltigen Erfolge seiner Genfer Verständigungs-Politik hielt, und vor allem die geheimen Abmachungen von Thoiry mit Briand als Markstein in der Verständigungsbewegung zwischen Frankreich und Deutschland pries, kommt die Nachricht von dem hinterlistigen, schamlosen Mord an einem braven deutschen Volksgenossen in Germersheim. Aus purem Mutwillen und Langeweile erschoß der französische Unterleutnant Rouzier den Arbeiter Emil Müller. Wir Nationalsozialisten sind bei aller Trauer um das neue Opfer französischer Brutalität stolz darauf, daß Emil Müller einer der unserigen war. Obwohl er uns seit langer Zeit schon heimlich nahestand, durfte er sich erst einen Tag vor seiner Ermordung offen zu uns bekennen. Es kann keinen Zweifel darüber geben, daß die Tatsache, daß Müller Nationalsozialist war, erheblich dazu beigetragen hat, daß der Fall von der deutschen Regierung in geradezu unglaublich sträflicher Weise vernachlässigt wird. Man kann doch, so wird wahrscheinlich die Meinung sein, wegen eines Nationalsozialisten nicht den so mühsam hergestellten Freimaurer- und Börsenfrieden gefährden. Wir aber wollen den Mord an Müller zu dem Übrigen legen und warten auf den Tag der Rache. — Es ist ein Zufall, daß in diesen Tagen ein Film seine Uraufführung erlebt, der die Ermordung der elf Schill'schen Offiziere in Wesel vor über 100 Jahren zeigt. Vielleicht trägt dieser Film dazu bei, den Deutschen die Erkenntnis zu übermitteln, daß feiger Mord und Totschlag von jeher schon französische Übung war.



Die Ermordung der 11 Schill'schen Offiziere in Wesel

Ifa-Film



Scherbauer

Ein reizendes Fleckchen Erde: Der Aufgang zum Bergfriedhof in Berchtesgaden.

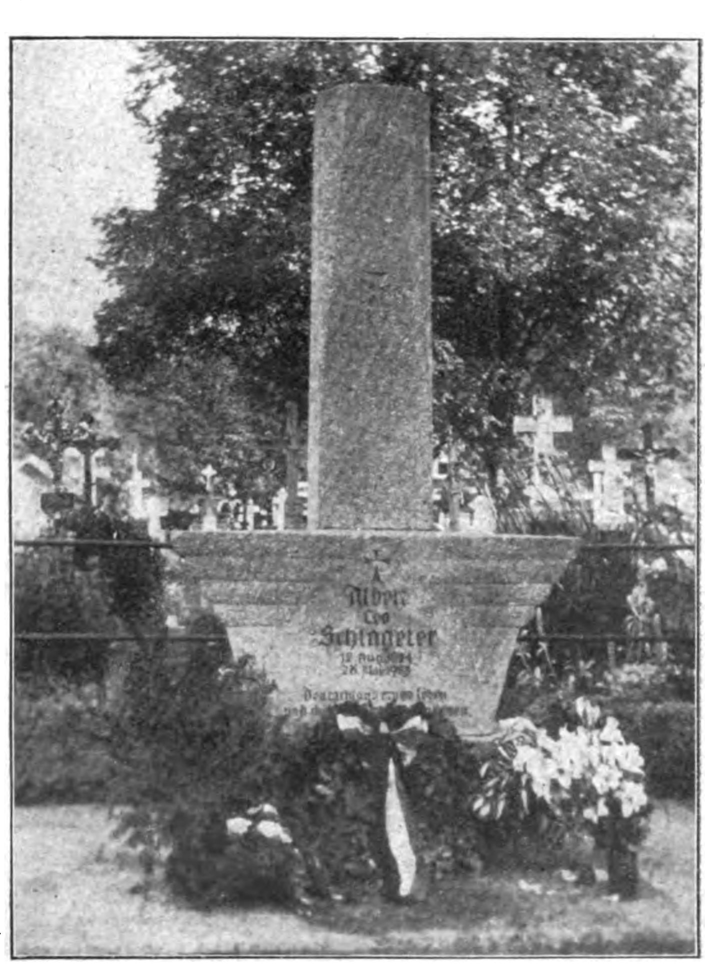
Unseren Toten ...!

Am Freitag, den 9. November 1923, krachten mittag um 1 Uhr am Odeonsplatz vor der Feldherrnhalle zu München die Maschinengewehrsalven und die Revolverkanonen. Nicht gegen Vaterlandsverräter und meineidige Schurken, nicht gegen Deserteure oder Kriegsgewinnler, nicht gegen Ausbeuter oder Vampire, sondern gegen deutsche Männer, die das Deutschlandlied singend marschierten im Glauben an die Notwendigkeit der Befreiung. Wie durch ein Wunder wurden Adolf Hitler und der Generalquartiermeister des Weltkrieges gerettet. In diesen Tagen, da sich das Schreckliche zum dritten Male jährt, wollen wir voll Schmerz und tiefer Trauer jener gedenken, die im Kampf um die heiligen Lebensrechte unseres Volkes als Märtyrer gefallen sind. Unsere Parteigenossen und Mitkämpfer Allfarth, Bauriedl, Casella, Ehrlich, Faust, Hechenberger, Körner, Kuhn, Laforce, Neubauer, Pape, Pforbten, Rickmers, Scheubner-Richter, Stransky, Wolf haben kein gemeinsames Grab gefunden. Auf den verschiedensten Münchener Friedhöfen warten sie auf den großen Appell. Wir aber wollen ihnen ein Denkmal setzen, das ihrer wert und würdig ist: Wir wollen den Kampf zur Befreiung des schaffenden deutschen Volkes zum Siege führen. —

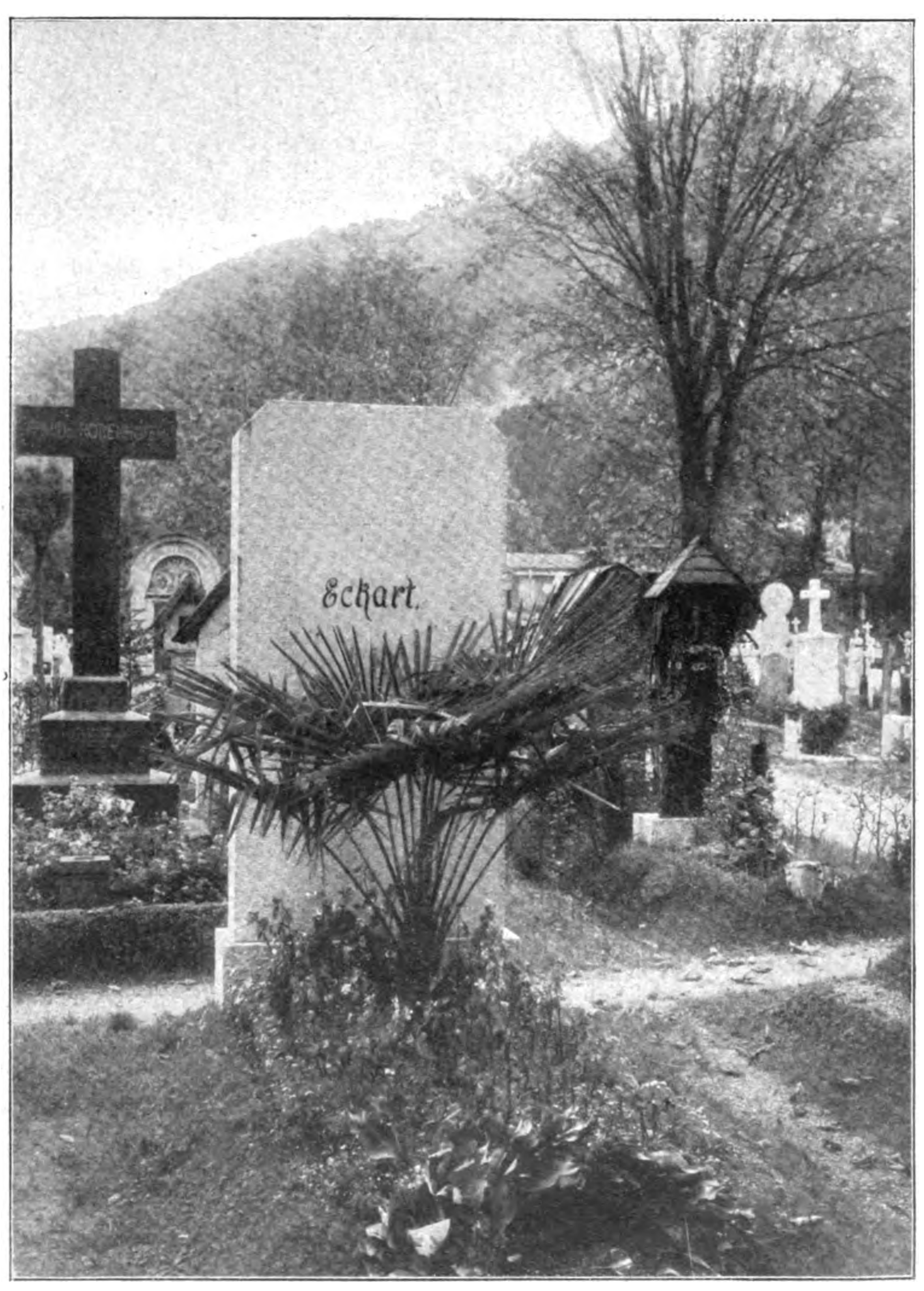
Neben den Blutopfern vom 9. November aber hat das deutsche Volk in den damaligen Tagen noch einen Verlust erlitten, so schwer und bedeutsam, wie jener. Dietrich Eckart, der große Dichter und deutsche Denker, der unerbittliche Feind der jüdischen Versklavung, der unübertroffene Kenner der jüdischen Taktik und der nimmermüde Warner und Mahner seines Volkes, schloß in den Weihnachtstagen 1923 seine Augen für immer. Gehäßige Bürokraten hatten ihn nach den furchtbaren Novembertagen als Staatsfeind bezeichnet und nicht eher geruht, bis er in eine Zelle des Gefängnisses in Landsberg am Lech in sogenannte Schutzhaft kam, in der er vor seiner Genesung von einem alten tückischen Leiden geschützt wurde. Zwei Tage vor seinem Tode haben sie ihn dann entlassen und heimgeschickt; er ging in die Berge, wo er schon vorher, als der Staatsgerichtshof nach ihm fahndete, Zuflucht fand. Dort steht sein Grabstein, mahnend unser Volk gleichermaßen wie die Gräber unserer anderen Kämpfer.



Das Grab des Nationalsozialisten Knickmann mit dem von Adolf Hitler gestifteten Kranz.



Leo Schlageters Denkmal in seiner Heimat



Das Grab Dietrich Eckarts auf dem Friedhof in Berchtesgaden

Greiner

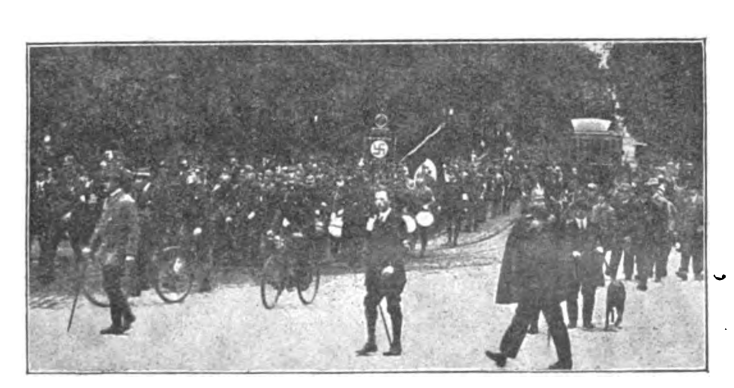
DER NATIONALSOZIALISMUS MARSCHIERT...

Trotz andauernder Polizeischikanen, trotz des Redeverbots für den Führer der nationalsozialistischen Bewegung, **Adolf Hitler**, greift der nationale Sozialismus gewaltig um sich. Als im November 1923 durch elenden Verrat scheinnationaler Judenknechte die Nationalsozialistische Partei die Feuertaufe empfing und die große Verfolgung einsetzte gegen alle, die das Hakenkreuz trugen, glaubten die Gegner der kommenden nationalen Erhebung, ganze Arbeit gemacht und die Gefahr ein für allemal beseitigt zu haben. Schon wenige Wochen hernach aber zeigte sich, daß die Idee, die man an der Münchener Feldherrnhalle mit Maschinengewehren aus der Geschichte auslöschen wollte, erneut Wurzel geschlagen hatte und machtvoller denn vorher aufzublühen begann. Und als nach einem weiteren Jahr **Adolf Hitler** wieder die Führung der nationalsozialistisch. Partei übernahm und erneut die Sturmfahne erhob gegen Franzosenherrschaft und Judendiktatur, da konnte man feststellen, daß die Unterdrückungen und Verbote wohl manch Lauen u. Zaghaften zu Fall gebracht hatten, daß aber Tausende und Abertausende, durch Not und Leiden geläutert, erneut seinem Rufe folgten. Und nun, nach einjähriger Tätigkeit der neuen Partei, gibt es **kein Gebiet in Deutschland**, wo nicht die nationalsozialistischen Sturmfahnen flattern und Sonntag für Sonntag, ob Regen oder Sonnenschein, der Nationalsozialismus werbend an die Öffentlichkeit treten würde. So fanden erst jüngst wieder zu **Bamberg** im Frankenland und auf märkischem Boden in **Potsdam** zwei große Kundgebungen statt, die Tausende von Kämpfern vereinten zu stärkender Heerschau und kameradschaftlichem Zusammensein. Stand die Bamberger Tagung unter der Forderung: **„Freiheit für den gefangenen Führer Julius Streicher"** und **„Redefreiheit für Adolf Hitler"**, so war die Parole in Potsdam **„Tod dem Marxismus"**. Die zahlreichen Berichte der gesamten Presse aller Richtungen bewiesen, daß unter beiden Parolen sowohl im Süden als auch im Norden dem beabsichtigten Zweck mit Erfolg gedient wurde. — Natürlich bemühten sich die Judenblätter und besonders die Bamberger schwarze Presse, die Kundgebungen in ihren Berichten als kleine und ganz unbedeutende Veranstaltungen darzustellen. Wir freuen uns deshalb umsomehr, mit unserem „Illustrierten Beobachter" diese Lügen schlagend durch die Bilder widerlegen zu können. Mögen unsere Leser daraus ersehen, von welcher gewaltigen Bedeutung für die Propaganda eine Bilderzeitung für die N.S.D.A.P. ist und unseren „I.B." dementsprechend durch Verbreitung und Mitarbeit unterstützen.

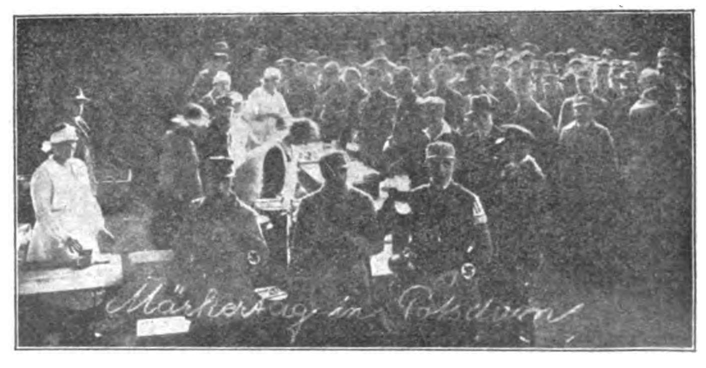
Der Bamberger Tag: Marsch zum Versammlungslokal der S.A.



Im Oval: Kapitänleutnant a. D. v. Mücke und Reichstagsabgeordneter Dietrich Franken nehmen den Vorbeimarsch der Sportabteilungen ab. — **Unten:** Der Bamberger Tag: Die Münchener Schutzstaffel unter ihrem Führer Berchtold mit der Blutfahne vom 9. November 1923 auf dem Weg zum Bahnhof der Stadt



Potsdamer Märkertag: Der Marsch durch Potsdam



Potsdamer Märkertag: Parteigenossinnen verpflegen die gesamte S.A.



Potsdamer Märkertag: Die große Kundgebung vor Potsdam mit Reichstagsabgeordneten Strasser als Redner.



Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler.
Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München





Folge 4 / Dezember 1926

Preis 20 Pf. / Erscheint monatlich

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Atlantik

Keine Parade der Zuckerbäcker

sondern eine Demonstration der weiblichen Mitglieder des Ku-Klux-Klan in der amerikanischen Hauptstadt Washington
Parole des Ku-Klux-Klan: Amerika den Amerikanern!

Nationalitäten„verständigung" in der Tschechei





Innerhalb der Grenzen der tschechischen Republik leben bekanntlich über drei Millionen Deutsche, die in den acht Jahren seit Bestehen des Staates von der Mehrheit schlechter als irgend ein englisches Kolonialvolk behandelt worden sind. Trotzdem entschlossen sich zwei deutsche Parteien — darunter die deutsche Volkspartei auf, wie man sagt, Stresemanns besonderen Wunsch — die bisherige Opposition aufzugeben und zusammen mit tschechischen bürgerlich-liberalen Parteien in die tschechische Regierung einzutreten, um an der „Nationalitätenverständigung" aktiv mitzuarbeiten. Die Folge dieser nationalen Charakterlosigkeit war ein neuerliches Erstarken des tschechischen Nationalgefühls, das sich nunmehr in rigorosem Vorgehen gegen die in der Opposition verbliebenen deutschen Parteien, vor allem die Deutschen Nationalsozialisten, Luft macht. Unsere Bilder zeigen den Aufmarsch tschechischer Truppen gegen demonstrierende deutsche Arbeiter in Eger. Diese vollständig deutsche Stadt, in der nur tschechisches Militär liegt, ist seit 8 Jahren einer der Brennpunkte der Tschechisierungsbestrebungen. Die deutsche Bevölkerung ist den unerhörtesten Schikanen ausgesetzt und ein Spielball der Willkür ehemaliger tschechischer Legionäre, die die Polizeigewalt in der Stadt in Händen haben.



* * *

Im Staat der sowjetjüdischen Freiheit und „Würde"



Arbeitslose Bauern und Arbeiter auf einer Arbeitslosenstation des Sowjetstaates

Atlantic

DIE FURCHT VOR EINEM TOTEN ...

Die Herausgabe einer neuen Zehnpfennigmarke mit dem Bildnis Friedrichs des Großen hat nicht geringes Aufsehen erregt. Die Väter und Handlanger der jüdischen Börsenrevolution und die demokratisch-liberalen Nutznießer des Weimarer Erfüllungsstaates sehen in der Friederikusmarke, als einer Erinnerung an einen Fürsten, der ein Todfeind jeder Korruption und Bonzenwirtschaft war und sich als den ersten Diener des Staates bezeichnete, eine „unerhörte" Provokation der Republik. Aber auch im monarchistischen Bayern erhob sich wilder Widerspruch, und das Organ der bayerischen Reaktion, das „Bayerische Vaterland", verstieg sich zu der Bemerkung: „ . . . ein gewisser Friedrich II., von ein paar Leutchen auch der Große genannt . . ."

Alle diese Wutausbrüche werden aber die Erinnerung an den großen König nicht auslöschen. Gerade die Republik der Scheidemänner und Stresemannleute, in der nur mehr der recht bekommt, der Geld hat und Beziehungen, weckt in der deutschen Nation die Erinnerung an eine Zeit, in der es möglich war, daß ein einfacher Handwerker vor einem ordentlichen Gericht — wie der Müller von Sanssouci — sogar gegen den König recht bekommen konnte.



Presse-Photo

Friedrich II., König von Preußen

Ein Altersporträt von E. F. Cunningham, das bis heute fast unbekannt geblieben ist

Ein jüdischer Kinopalast



Atlantic

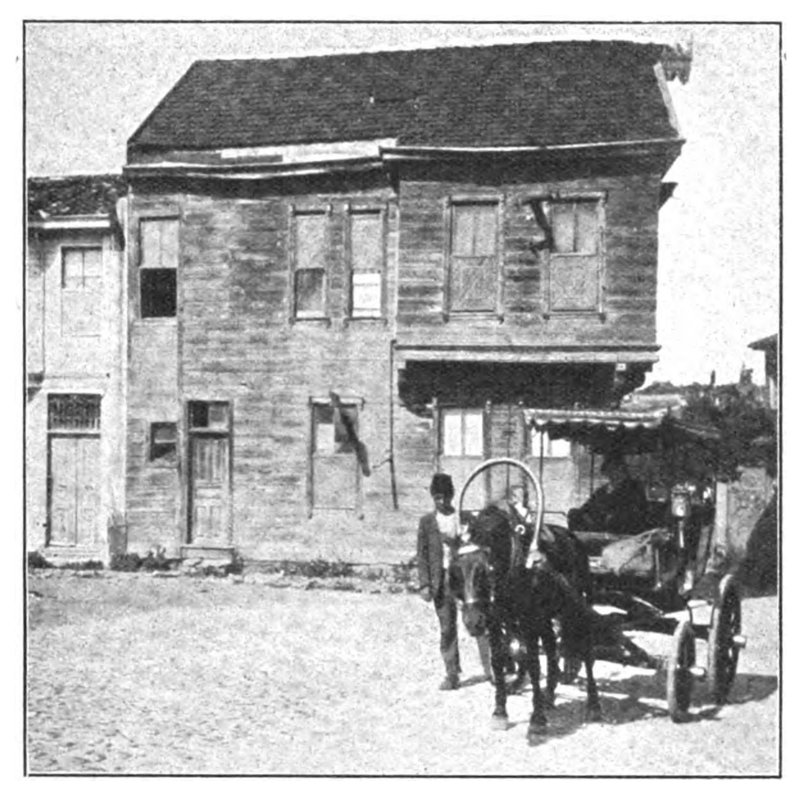
Links: Ein Wolkenkratzerkino hat die große jüdische Filmgesellschaft „Paramountfilm" am 18. Nov. in Neuyork eröffnet. Dieses größte Kino der Welt enthält fast 5000 Sitzplätze. Bezahlt wird der neue Judenpalast durch die Eintrittsgelder der Angestellten und Arbeiter, die das Hauptkontingent der Besucher stellen

Ein vierblätteriges Kämpferkleeblatt

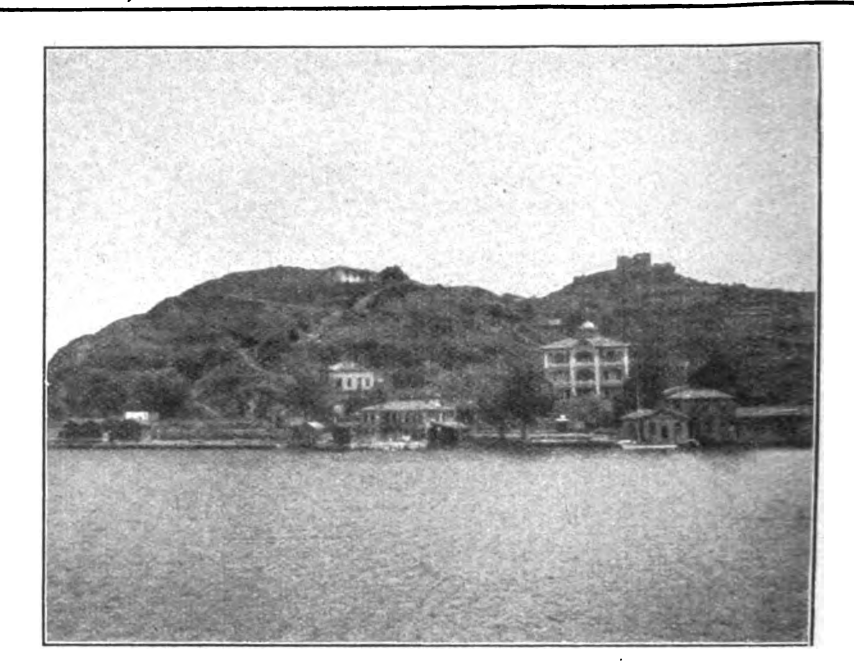


Die Gebr. Zeißner in Wipfeld a. Main zählen zusammen 324 Jahre. Alle vier sind Veteranen des Feldzuges von 1870, zwei der Brüder haben auch 1866 mitgemacht. Heute aber sind die vier Brüder trotz ihrer Jahre begeisterte Kämpfer in den Reihen der nationalen Opposition und nehmen an allen politischen Veranstaltungen regen Anteil





Alttürkische Holzhäuser bei Skutari



Anadolu Kawak

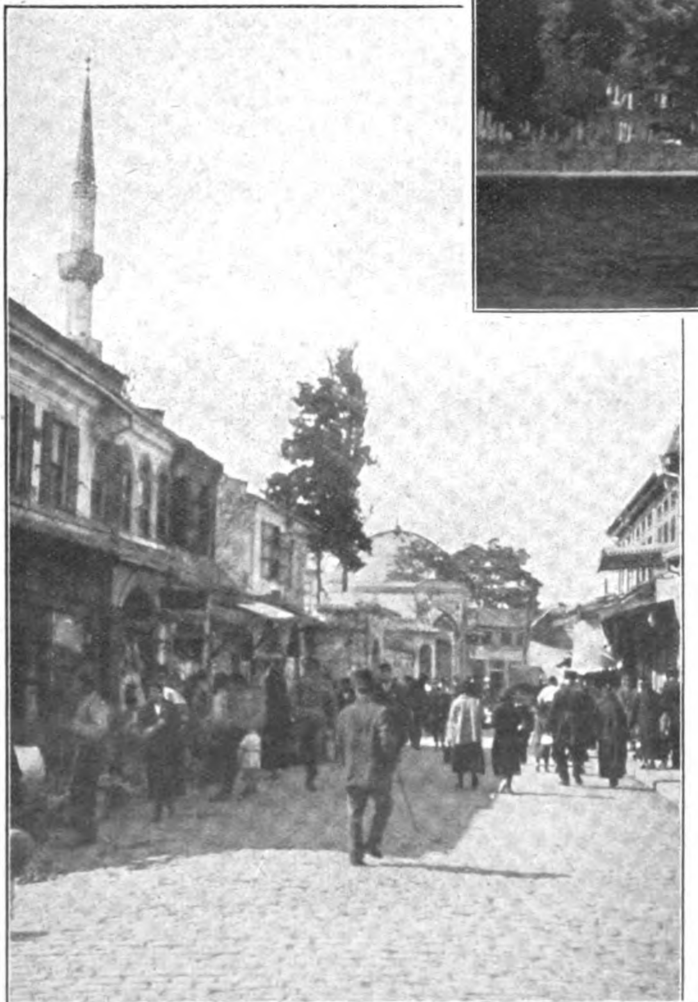
Ausflug in die neue Türkei

Von Dr. Friedrich W., Wien

Unser Dampfer hatte vor zwei Tagen den Hafen von Varna verlassen, wir waren auf dem Schwarzen Meer tüchtig durchgerüttelt worden, und nun lag die zweite Nachtfahrt hinter uns. Als ich das Deck betrat, strich der morgenglänzende weiße Nebel dicht um den Rumpf des Dampfers. Nur auf einige Meter im Umkreis war die silbrige Wasserfläche sichtbar. Aber im Südosten verstärkte sich rasch der Glanz der Nebelkuppel, die Sonne drang blendend durch, und



Rumeli Hissar am Bosporus



Straßenbild aus Skutari

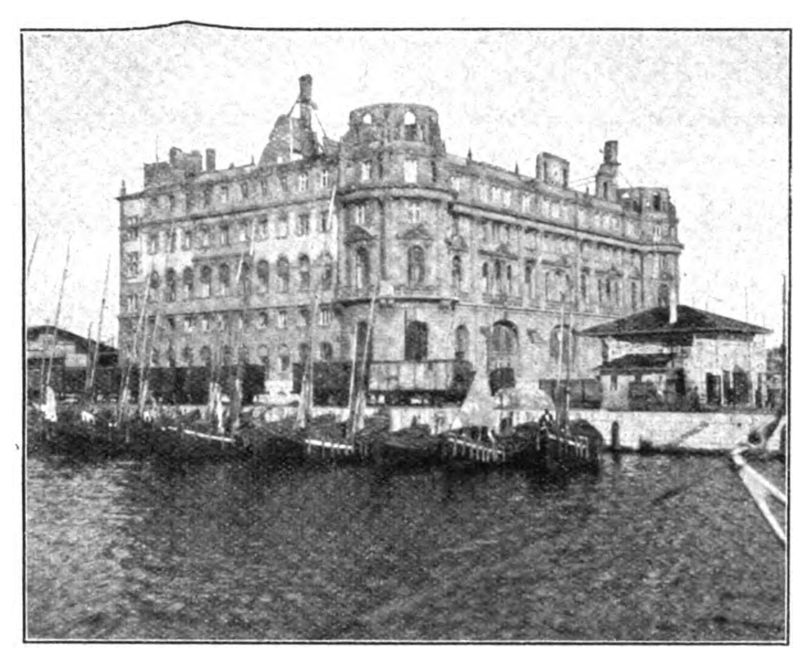
— ehe man noch recht begriff — dehnten sich Himmel und Meer festlich blau um uns. Vor der Fahrt lag ein grüner Streifen Küste.

Das Land zur Rechten war flach und hell, dunkle Berge zur Linken. Rechts Europa mit dem schlohweißen kurzen Strich des Leuchtturms Rumeli Fener, links Asien, dunkel drohende Massen wie gewaltige Vorboten unermeßlicher Wucht — Asien als Symbol des Unerschöpflichen.

Eine Stunde später fuhren wir durch den Bosporus. Auf der Reede von Anadolu Kawak, am asiatischen Ufer, nahm der Dampfer letzten Aufenthalt vor Konstantinopel. Beamte der türkischen Paßkontrolle — tadellos im Anzug und Benehmen, kamen an Bord.

Unter hellgrünem Doppelhügel liegt der Ort; in tiefer Bucht dicht am Wasser dunkles Mauerwerk alter Häuser, auf spitzer flacher Halbinsel eine lauernde Batterie, hoch über dem Dorfe die zerklüftete Ruine des Genueser Schlosses.

In Konstantinopel, an der Brücke, die Galata mit Stambul verbindet, nahmen wir einen der kleinen Dampfer, die von früh bis abends nach Skutari verkehren. Die Serailspitze und Stambul bleiben rechts hinter uns; links, durch das Goldene Horn von der eigentlichen Türkenstadt getrennt, liegt Galata und das Europäerviertel Pera — mit seinem Gewirr einzeln aufragender hoher Häuser wie eine amerikanische Stadt der Wolkenkratzer. Wer in Skutari asiatisches


Der Bahnhof von Haidar-Pascha


Gräber auf dem Mesaristan

Ufer betritt, wird sogleich gewahr, daß er die Grenze Europas überschritten hat. Hier ist nichts mehr von dem uniformen Gehaben europäischer Städte, kein Anzeichen spricht dafür, daß die Einheitszivilisation unseres Erdteils versucht hätte, hier Fuß zu fassen. Hier ist trotz Revolution Orient ohne Bedingung und ohne Einschränkung. Schon am Landungsplatz beginnt eine Zeile: Kaffeehäuser und Rasierstuben reihen sich aneinander. Ein eigenartiger Mietwagen bringt uns aus verkehrsreichen Hauptstraßen unvermittelt rasch in stille Gassen. Hübsche türkische Holzhäuser mit engem Schubgitter an jedem Fenster stehen längs des ansteigenden Weges. Dann erreichen wir den Büjük Mesaristan, den Friedhof von Skutari, das größte Totenfeld des Orients. In einem ausgedehnten Wald von mächtigen Zypressen steht Stein an Stein. Die Überlieferung verlangt, daß jedem Toten zu Ehren ein Baum gepflanzt werde. Grabsteine von Männern tragen Turban oder Fes, Frauengräber gemeißelte Blumen oder Palmetten. Auf den Grabmalen Hingerichteter ist der steinerne Turban schief aufgesetzt. Der Büjük Mesaristan bildet einen Stadtteil oder eine Landschaft für sich. — Abwärts geht unsere Fahrt gegen Haidar-Pascha, an die Küste des Marmara-Meeres, vorbei an dem mächtigen Bauwerk der Selimié-Kaserne und zum Hafen. Jenseits der Bucht liegen im grellen Licht die gelben Häuser von Haidar-Pascha und Kadiköi. Auf schmaler Landzunge ragt der große, prunkvolle Bahnhof von Haidar-Pascha ins Meer. Dieses aus grauem Stein in deutschem Renaissancestil von deutschen Architekten und Baufirmen aufgeführte Gebäude trägt auf seinem Dache phantastische Ruinentrümmer, Überreste einer großen Explosion, die den Bahnhof zur Zeit des Kriegsendes heimgesucht hat.


Türkische Kinder

Haidar-Pascha ist Kopfstation der anatolischen Bahn. Früher führte diese Linie nur in eine und die andere Provinz des Reiches, heute, seitdem Angora die Hauptstadt der neuen Türkei ist, hat die anatolische Bahn an Bedeutung gewonnen. Denn sie bildet die Verbindung des Westens mit dem Zentrum des neuen Staates.

Von Haidar-Pascha bringt uns wieder ein schwimmender Omnibus, ein vollbesetzter kleiner Dampfer, zurück nach Nordwest, zu den Minaretts von Stambul und zu der Wolkenkratzer-Silhouette des Stadtteils Pera.


Konstantinopel. Die Brücke, rückwärts Galata

DER JUDENSPIEGEL

DER JÜDISCHE RITUALMORD

Seit die Juden in die Kulturwelt eingebrochen sind, widerhallt sie von der unaufhörlichen Beschuldigung, daß die Juden für religiöse Zwecke nichtjüdisches Blut verwenden. Im alten Römerreich, im maurischen Spanien, im christlichen Spanien, in Frankreich, in Polen, in Deutschland, in Rußland taucht dieses Gerücht immer wieder mit Bestimmtheit auf durch die Jahrtausende. Es wäre einfach lächerlich, diese beharrlichen Anklagen grundverschiedener Völker für Hirngespinnste zu erklären. Daß die Juden das versuchen, versteht sich von selbst. Mit eiserner Stirn bestreiten sie sogar, jemals einen solchen Blutritus gehabt zu haben.

Aber es fehlt nicht an Beweisen für die Tatsache der jüdischen Menschenopfer. Mitte der achtziger Jahre schächtete der Jude Leopold Hülsner in Polna (ehemals österreichisch) ein junges Christenmädchen, nachdem er es vorher schändete und wurde dafür auch zum Tode verurteilt. Auf Betreiben hoher jüdischer Gönner am Kaiserhofe begnadigte ihn Franz Josef zu lebenslänglichem Kerker, bis er dann bei der Revolution ganz frei kam. 1840 schächteten die Juden von Damaskus den katholischen Pater Thomas, wenige Stunden nachher seinen Diener. Das Verbrechen wurde seinerzeit an Hand der Prozeßakten ausführlich geschildert (Gougenot de Mousseaux, Paris 1869).

Auch die christliche Kirche beider Bekenntnisse bezeugt die Tatsache der Ritualmorde. Luther schreibt in seinem Werk „Von den Jüden und ihren Lügen": . . . „sie stehelen die Kinder und zerpfriemen sie". Und die katholische Kirche hat eine Anzahl geschächteter Kinder seliggesprochen, ja sogar heilig. Unter den heiliggesprochenen, ritualgemordeten Kindern ist auch der heilige Rudolf, der Schutzpatron des ehemaligen österreichischen Kronprinzen. Unser Bild ist die Aufnahme eines alten Gemäldes, darstellend die Schächtung des heiligen Rudolf. Die lateinischen Verse lauten übersetzt:

> „Wieder wärmt sich des Juden ruchlose Rechte am Blute,
> Scheußlich wühlt seine Hand mitten in unserem Gebein.
> Siehe! Hier liegt der zerfetzte Leib eines schuldlosen Knaben,
> Groß ist der Wunden Zahl, die seinen Körper bedeckt.
> Glücklicher Du! Du wirst unsterblich im Jenseits wohnen,
> Aber hinieden hat jeder Tag auch sein Kreuz.
> Mög es dich nimmer gereu'n: als Märtyrer bist du gestorben,
> Und ein schöneres Los ward noch keinem zuteil!"

Darüber, ob es kein schöneres Los gibt, als von Juden geschächtet zu werden und auf diese Weise als Märtyrer zu sterben, sind wir allerdings anderer Meinung. Und daß es zweckmäßig ist, einem Volk, dem derartige Verbrechen von der ganzen Kulturwelt in die Schuhe geschoben werden können, das Staatsbürgerrecht zu verleihen, bestreiten wir ganz entschieden.



Die Schächtung des heiligen Rudolf.
(Nach einem alten Gemälde)



„Es ist ein gutes Werk, die Nichtjuden zu töten." Illustration zum Talmud Maimonides hilch. ab. s. Perek 5.

Eine Geschichte aus Jerusalem

Von Edgar Allan-Poe (Deutsch von A. v. Bosse)

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Röst & Co.

„Lasset uns auf die Mauern eilen," sagte am zehnten Tage des Monats Thammuz im Jahre des Weltzeitalters dreitausendneunhunderteinundvierzig Abel Phittim zu Buzi Ben Levi und Simeon, dem Pharisäer, „lasset uns auf die Brustwehr eilen, die sich dem Benjamintore anschließt und im Stadtteil des David gelegen ist, von wo aus man das Lager der Unbeschnittenen überblicken kann; denn es ist die letzte Stunde der vierten Wache, kurz vor Sonnenaufgang; und die Götzenanbeter müssen uns bereits in Erfüllung des Versprechens, das Pompejus uns gab, mit den Opferlämmern erwarten."

Simeon, Abel Phittim und Buzi Ben Levi waren die Gizbarim, das heißt die Untereinnehmer der Opfergaben in der heiligen Stadt Jerusalem.

„Wahrlich," erwiderte der Pharisäer, „lasset uns eilen, denn eine solche Großmut der Heiden ist ungewöhnlich; und Unbeständigkeit der Gesinnung war seit jeher eine Eigenschaft der Baalsanbeter."

„Daß sie unbeständig und verräterisch sind, ist so wahr wie der Pentateuch," sagte Buzi Ben Levi, „doch sind sie das nur gegen das Volk des Adonais. Wann war es je erhört, daß die Ammoniter ihren eigenen Vorteil nicht wahrgenommen hätten? Mich dünkt es nicht eine Großmut von Bedeutung, wenn sie uns Lämmer für den Altar des Herrn zugestehen, so sie doch dreißig Sekel Silber pro Kopf dafür erhalten."

„Du vergißt indessen, Ben Levi," entgegnete Abel Phittim, „daß dem Römer Pompejus, welcher zur Zeit gottloserweise die Stadt des Höchsten belagert, keine Sicherheit dafür gegeben ist, daß wir die Lämmer, anstatt für den Altar, für den sie erworben werden, zur Erhaltung unseres Lebens verwenden würden, also den Leib, statt den Geist befriedigen."

„Nun, bei den fünf Zipfeln meines Bartes," schrie der Pharisäer, der der Sekte der sogenannten „Stoßer" angehörte (jener kleinen Gemeinde Heiliger, welche durch Aufstoßen ihrer Füße aufs Pflaster lange Zeit den weniger Eifrigen im Glauben ein Dorn im Auge und ein Stein des Anstoßes für weniger erleuchtete Fußgänger waren) —, „bei den fünf Zipfeln meines Bartes, den ich als Priester nicht beschneiden darf: sollten wir nicht gelebt haben, um den Tag zu sehen, an dem gottlose Emporkömmlinge aus Rom uns beschuldigen dürften, daß wir so köstliche und heilige Dinge zur Befriedigung unserer Fleischeslust verwendeten? Sollten wir nur gelebt haben, den Tag zu sehen, da —"

„Lasset uns jetzt nicht über die Beweggründe der Philister rechten," unterbrach ihn Abel Phittim „„denn heute gewinnen wir zum erstenmal durch ihren Geiz oder ihre Großmut; lieber lasset uns an die Brustwehren eilen, damit es uns an dem Opfer für das Feuer des Altars nicht ermangele, das kein himmlischer Regen löschen und dessen Rauchsäulen kein Sturm zur Seite zu wenden vermag."

Der Stadtteil, dem unsere würdigen Gizbarim nun zueilten, und der den Namen seines Erbauers, des Königs David, trug, wurde als der am stärksten befestigte Teil Jerusalems angesehen, weil er auf dem hochragenden Zionsberge gelegen war. Hier wurde ein tiefer, breiter Graben, der in den Felsen eingehauen war, auf der inneren Seite von einer besonders starken Mauer verteidigt. Diese Mauer war in bestimmten Zwischenräumen noch von Türmen aus weißem Marmor befestigt, davon der niedrigste sechzig, der höchste hundertzwanzig Ellen hoch war. Doch in der Nachbarschaft des Benjamintores endete die Mauer in eine steilabfallende, zweihundertfünfzig Ellen messende Wand, die einen Teil des Moriahfelsens bildete. Als also Simeon und seine Genossen auf der höchsten Plattform des Turmes ankamen, der Adoni Bezeck benannt war, dem höchsten Punkt in und um Jerusalem, von wo aus gewohnlich mit der belagernden Armee verhandelt wurde, da blickten sie von ganz außergewöhnlicher Höhe auf den Feind herab, einer Hohe, welche die der Cheopspyramide um einige, die des Baaltempels um viele Füße übertraf.

„Wahrlich," seufzte der Pharisäer, als er schwindelnd in den Abgrund hinabblickte, „die Unbeschnittenen sind gleich dem Sande am Meer und gleich Heuschrecken der Wüste! Das Tal des Königs ist zum Tale des Adommin geworden."

„Und doch", rief Ben Levi, „kannst du mir nicht einen der Philister bezeichnen, nein, nicht einen von Aleph bis Tau, von der Wüste bis an die Festungswerke, der größer erschiene als der Buchstabe Jot!"

„Laßt den Korb mit den Silbersekel herab!" schrie jetzt eines römischen Söldners heisere, rauhe Stimme, die aus dem Reich des Pluto heraufzutönen schien. „Laßt den Korb mit den verdammten Münzen herab, die zu nennen die Zunge eines edlen Römers brechen muß. Ist das eure Dankbarkeit gegen unseren Herrn Pompejus, der, sich herablassend, euerem zudringlichen Geschwätz Gehör gab? Gott Phöbus, welcher der wahre Gott ist, zieht schon seit einer Stunde am Himmel hin, und solltet ihr nicht bei Sonnenaufgang an den Mauern sein? Aedepol! Meint ihr, wir, die wir die Welt erobertern, wir hätten nichts Besseres zu tun, als vor den Wänden jedes Hundestalles zu warten, um mit Hunden zu verhandeln? Herunter damit, sage ich, und seht zu, daß euer Plunder blank und gut gewogen ist!"

„El Elohim!" jammerte der Pharisäer, als die mißtönende Stimme des Zenturio an den Klippen des Absturzes heraufkrächzte und langsam nach dem Tempel zu erstarb. „El Elohim! Wer ist Gott Phöbus? Wen ruft der Gotteslästerer an? Du, Buzi Ben Levi, der du in den Gesetzen der Heiden gelesen hast und unter den Teraphims umhergereist bist, ist es Nergel, von dem der Götzendiener sprach? Oder Aschimah? Oder Nibhaz? Oder Tartak? Oder Adramalech? Oder Anamalech? Oder Succoth Benith? Oder Dagon? Oder Belial? Oder Baal Perith? Oder Baal Zebub?"

„Wahrlich, keiner von diesen; aber gib acht, daß du das Seil nicht zu schnell durch die Hände gleiten lässest; denn sollte sich das Geflecht des Korbes an den Zacken des Felsens verhängen, würde der kostbare Schatz des Heiligtums sich daraus in unliebsamer Weise entleeren."

Mit Hilfe einer grob hergestellten Vorrichtung wurde der schwerbelastete Korb achtsam zu der Menschenmenge unten herabgelassen; und aus der schwindelnden Höhe konnten sie droben beobachten, wie die Römer sich im Durcheinander darum drängten; doch dank der Höhe und einem leichten Nebel konnte man doch nicht genau erkennen, was sie taten.

Eine halbe Stunde war bereits vergangen.

„Wir werden zu spät kommen," seufzte der Pharisäer, als er nach Ablauf dieser Zeit in den Abgrund hinabsah, „wir werden zu spät kommen! Wir werden von den Katholim aus dem Vorraum des Heiligtums hinausgewiesen werden."

„Nie wieder", antwortete Abel Phittim, „werden wir am Überfluß dieses Landes uns ergötzen, unsere Bärte werden nicht mehr nach Weihrauch duften und unsere Lenden nie mehr mit dem köstlichen Linnen des Tempels umgürtet sein."

„Racca!" fluchte Ben Levi, „Racca! Beabsichtigen sie etwa, die Sekel des Tabernakels nachzuwiegen?"

„Sie haben soeben das Zeichen gegeben," rief der Pharisäer, „sie haben soeben das Zeichen gegeben — zieh, Abel Phittim, und du, Buzi Ben Levi, zieh! Denn, wahrlich, entweder halten die Philister den Korb noch fest, oder der Herr hat ihre Herzen bewegt, auf daß sie ein Tier von großem Gewicht hineingetan haben!" Und die Gizbarim zogen, während die Last schwerfällig und langsam durch den dichter werdenden Nebel aufwärts schwebte.

— — — — — — — — — —

„Booschoh he!" war der Ruf, der sich von Ben Levis Lippen löste, als nach Ablauf einer Stunde der Gegenstand am Ende des Seiles undeutlich sichtbar wurde. „Booschoh he! O Schande! Sieht es nicht aus wie ein Widder aus dem Dickicht von Engadi und so rauh wie das Tal von Jehosaphat?"

„Es ist ein Erstling der Herde", sagte Abel Phittim. „Ich erkenne das an seinem Blöken und der weichen Rundung seiner Glieder. Seine Augen sind schöner als die Juwelen des Pektoral und sein Fleisch süß gleich dem Honig aus Hebron."

„Es ist ein gemästetes Kalb von den Weiden von Baschaun," sagte der Pharisäer, „die Heiden haben wohl an uns gehandelt! Lasset uns unsere Stimmen zu einem Psalm erheben! Lasset uns Lobsingen mit Flöte und Schalmeien, mit Harfe und Posaune, auf der Zither und dem Dudelsack!"

Erst als der Korb auf wenige Fuß bis an die Gizbarim heraufgelangt war, verriet ihnen tiefes Grunzen ein Schwein von ungewöhnlicher Größe.

„Ha, El Emanu!" so rief das Trio langsam und mit emporgerichteten Augen aus, ließ dabei gleichzeitig das Seil fahren, und das Borstenvieh stürzte kopfüber hinab in die Schar der Philister. „El Emanu — Gott steh uns bei — es ist das unnennbare Fleisch!"

Billys mächtiger Reinfall

Eine kanadische Gaunergeschichte von Hans Hesse.

Der Salon „Zum winselnden Präriehund".

Billy traktierte, Jack, der Wirt, strahlte und die trinkenden Boys sangen, brüllten und tobten, je nach Veranlagung und Temperament. Nur einem Fremden wurde das fortwährende Trinken zu viel. Bei der nächsten Runde streikte er. Billy sah das unberührte Glas des Fremden stehen, glotzte mächtig erstaunt, wischte sich mit seinen holzschaufelähnlichen Fäusten die Augen, glotzte wieder und fragte dann: „Ich will verdammt sein, Fremder! Kommt Ihr aus den States oder ist Euch unsere Gesellschaft nicht nobel genug? Eh? Warum, zum Henker, trinkt Ihr nicht?" Um das scharfgeschnittene, glattrasierte Gesicht des Fremden spielte verstohlen ein Lächeln. Er zuckte schweigend die Achseln, zündete sich gelassen eine Zigarette an und lehnte sich gemütlich an den Schenktisch. Billy glotzte noch immer, während sich die Boys um die beiden drängten und Jack alle erreichbaren Gläser zusammenholte und unter dem Schenktisch verstaute. Denn unbedingt mußte jetzt etwas passieren. Auf keinen Fall würde Billy, der alte Kampfhahn, sich diese Beleidigung gefallen lassen. Richtig! Schon hob er die mit allen Schmutzarten des kanadischen Mutterbodens bedeckten Holzschaufeln und stellte sich in Boxerpositur, als der Fremde den Mund öffnete und diesen Satz hinwarf: „Stopp, Billy Jenkins, bevor Ihr Euch in die Gefahr begebt, mit meinem niedlichen Browning (er hatte denselben bei diesen Worten aus der Tasche geholt und auf Billy gerichtet) Bekanntschaft zu machen, habe ich Euch noch einen Gruß zu bestellen: von Mr. Parkers Erben!"

Jack und die Boys sperrten die Mäuler wie Scheunentore auf, als sie sahen, daß Billy bei diesen Worten leichenblaß wurde und den Fremden unsicher anblinzelte. Dieser trat langsam auf ihn zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Smith, Dekektiv aus Neuyork; von Parkers Erben beauftragt, dich zu katschen, mein Sohn! Habe draußen mit dir zu reden, was nicht jeder hören braucht." Diese Worte waren mit außerordentlichem Nachdruck gesprochen. Hilflos blickte Billy erst auf den Fremden, dann auf die Boys, vergrub dann seufzend seine Hände bis an die Ellenbogen in den Hosentaschen und schob sich zur Tür hinaus, von dem Detektiv auf dem Fuße gefolgt. Die Boys schüttelten die Köpfe, und nachdem noch Jack, der Wirt, geäußert hatte, daß er verdammt sein wolle, wenn er wüßte, was das zu bedeuten hätte, wurde weiter getrunken.

Der verdammt schlaue Neuyorker.

Billy und Mr. Smith, Detektiv aus Neuyork, standen sich draußen auf dem sich Straße nennenden Sandstreifen gegenüber. Die Wellblechbaracken und Holzbuden des kleinen kanadischen Fleckens schimmerten weiß im Scheine des Vollmondes. Vor Jacks Salon stampften und schnaubten einige angebundene gesattelte Pferde — — sonst war kein Leben zu bemerken.

„Ihr seid Billy Jenkins," begann der Detektiv, „und habt am 20. März dieses Jahres Mr. Parker aus Neuyork, der sich unbegreiflicherweise Eurer Führung anvertraute, drei Meilen von hier, in der Nähe von Claim Nr. 283, erschossen und ihn seiner Barschaft in Höhe von 2500 Dollar beraubt! Stimmt's? Eh?" Billy schielte auf den vorgehaltenen Browning und antwortete zögernd: „Ihr mögt schon recht haben — — aber verdammt! wenn ich weiß, was Ihr hier draußen von mir wollt!"

„Wir sind beide 'n paar geriebene Herrschaften, was, Billy? Wenn Ihr auch ein Halunke seid, so trage ich doch keine Bedenken, mit Euch in Geschäftsverbindung zu treten. Also hört: Ich bin beauftragt, den Mörder Parkers zu entlarven und zu veranlassen, daß er von Gerichts wegen ein bißchen gehenkt wird. Bei Eurer stümperhaften Arbeit war es mir leicht, Euch als den einzigen in Frage kommenden Täter zu ermitteln. (Im Vertrauen: ich hätt's an Eurer Stelle anders gedreht!) Da in meinem Busen aber auch menschliche Gefühle schlummern, bin ich bereit, mit Euch ein Geschäft zu machen. Gebt mir 1500 Dollar, und ich packe morgen meinen Koffer. Den Neuyorkern sage ich dann, daß der Täter der gestern von Jimmy Jones erstochene ‚Klapperschlangen-Jonny' war. Also, Ihr habt die Wahl zwischen dem Sheriff und der geringfügigen Zahlung an mich."

Billy schaute etwas dämlich vor sich hin, nur zuweilen huschte ein verschmitztes Schmunzeln um seinen von Bartstoppeln umstandenen Mund. Nachdem er nachdenklich dem Neuyorker einen Strahl braunen Tabaksaftes auf die Zehndollarstiefel gespritzt hatte, streckte er dem smarten Mr. Smith die Riesenhand entgegen und erklärte feierlich: „Ihr seid der gerissenste Neuyorker, der jemals meine Fährten gekreuzt hat! Ich will meinen Gaul mit Haut und Haaren fressen, wenn ich nicht auf Euren Vorschlag eingehe. Gebt mir Eure gesegnete Hand, Mann. Ihr erhaltet die 1500 Dollar, müßt es mir aber schriftlich geben, daß Ihr mich nicht dem Sheriff übergeben wollt. Ihr versteht, eine kleine Sicherheit muß ich in Händen haben."

Nach sichtlichem Zögern willigte Smith in diese verfängliche Bedingung ein. Dann gingen beide einträchtig in den Salon zurück, um den Handel abzuschließen und zu begießen.

Der noch schlauere Billy.

Mr. Smith, Detektiv aus Neuyork, hatte sich soeben rasiert, trank jetzt Kaffee und rauchte eine duftende Morgenzigarre, dann und wann verstohlen nach seiner Brieftasche fühlend, in welcher Billys 1500 Dollar ruhten. Es war 9 Uhr früh in Jacks Salon.

In der gleichen Zeit lag Billy mit zwei Kumpanen hinter einem Dickicht an der Autostraße, welche der Neuyorker benützen mußte. Quer über dieselbe war ein Drahtseil gespannt — — —

Mr. Billy Jenkins, Excowboy und Goldsucher, trank Whisky aus einer mitgebrachten Flasche und rauchte seine Morgenpfeife, dann und wann verstohlen nach seiner Brieftasche fühlend, in welcher Mr. Smiths Quittung ruhte. Die lautete wie folgt:

„Von Mr. Billy Jenkins, Dollar 1500.— gegen die Verpflichtung, denselben nicht wegen Raubmordes anzuzeigen, noch durch dritte Personen eine solche Anzeige zu veranlassen, erhalten zu haben, bescheinigt hiermit.

Percival Smith,
Detektiv, Neuyork, Bond Street 451."

Wenn Billy an diese Bescheinigung dachte und sich die Dämlichkeit ausmalte, mit welcher der Neuyorker in die Falle gegangen war, grinste er jedesmal vergnügt vor sich hin, dabei sogar übersehend, daß seine Freunde inzwischen dem Whisky ganz unverschämt zusprachen. Billys innigzufriedene Betrachtungen wurden plötzlich durch das hörbar werdende Rattern eines Motors unterbrochen.

Mr. Smith näherte sich mit seinem Ford. Kurz darauf war das Auto auch prompt gegen das durch eine Wegbiegung verborgene Drahtseil gesaust. Der Kühler war zertrümmert, aber Smith war heil, und das war für Billy die Hauptsache, denn er war ein Feind unnützen Blutvergießens. Also Billy und seine beiden Freunde standen mit gezückten achtschüssigen Trommelrevolvern riesigen Kalibers vor dem Auto, bzw. vor den Überresten desselben und forderten Mr. Smith liebenswürdig auf, ihnen doch seine Brieftasche in Verwahrung zu geben: „Könnte Euch unterwegs gestohlen werden, feixte Billy, während er sich überzeugte, daß das zusammengeschnürte Bündel der dreißig Fünfzigdollarnoten in der Brieftasche vorhanden war. Zähneknirschend sah Mr. Smith zu, unzählige ellenlange Flüche vor sich hin murmelnd.

„Gehabt Euch wohl, Mr. Smith, und kommt gut nach Hause und laßt Euch nicht etwa einfallen, mir später Eure Spürhunde auf den Hals zu schicken. Könnte Euch schlecht bekommen, denkt an Eure Quittung. Haha, wir sind beide ein paar geriebene Gauner, he?"

Mit diesen Worten verschwanden Billy und seine Freunde, allerdings rückwärts, mit entsicherten Revolvern, im Dickicht und überließen den fluchenden Neuyorker seinem Schicksal. Dieser wartete, bis das Kleeblatt verduftet war, dann sprang er aus seinem zertrümmerten Ford und ging grinsend von dannen. Wenn Billy das Grinsen gesehen hätte . . . .

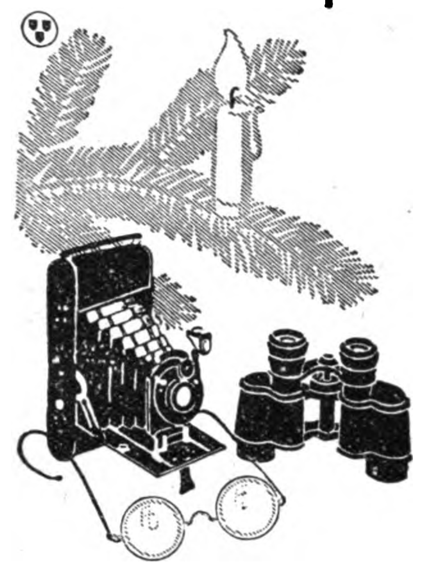
Der schlaue Billy reingefallen!

Alle Boys waren im Salon „Zum winselnden Präriehund" versammelt. Billy hatte eben unter dem brüllenden Gelächter der Anwesenden erzählt, wie er den Neuyorker übergefahren hatte. Schmunzelnd zog er dann die Brieftasche, schmunzelnd zog er das Bündel heraus und schmunzelnd löste er das Band . . . Und kurz darauf brauste abermals ein wieherndes Gelächter durch den Salon, wie Jack, der Wirt, es noch nie gehört hatte. Die Boys gerieten aus Rand und Band vor Vergnügen. Gläser wurden an der Wand zerschmettert, Schüsse krachten, und alles wälzte sich förmlich vor Lachen.

Billy aber, den die Boys wie eine Schar losgelassener Höllenhunde umtobten, saß zerbrochen und geknickt am Tische und stierte wie ein Betrunkener auf die Banknoten. Statt der dreißig Stück waren nämlich nur zwei vorhanden, eine obenauf und eine unten, dazwischen waren wertlose Papierscheine gleicher Größe.

Heute ist es gefährlich für Neuyorker, den Salon „Zum winselnden Präriehund" zu besuchen — — Billy boxt jeden in Grund und Boden.

Vornehm u. praktisch - Optik u. Photo!



Rodenstock's
Prismen-Feldstecher
Jagd- und Reise-Feldstecher „Adar" M. 36.—
Operngläser
in Perlmutter und vergoldet
M. 22.50 M. 27.—
Schüler- u. Taschen-Mikroskope M. 10.— 4.50
Reißzeuge / Barometer
Auswahlsendungen in Augengläsern und Lorgnetten bereitwilligst!

Goerz-Box-Tengor-Rollfilm-Kamera
6 × 9, mit Porträtlinse M. 20.—
„Robra"-Schüler-Klapp-Kamera, 6½ × 9
mit Spezial-Aplanat F : 7, Automat-Verschluß M 30.—
„Robra"-Rollfilm-Kamera, 6 × 9, mit Trinar-Anastigmat F : 6,3 M 55.—

Bereitwilligster Umtausch nach dem Feste.
Auf Wunsch wird Zahlungserleichterung gewährt.
Drucksachen Nr. 58 und Spezial-Angebote kostenlos.

Optisch-oculistische Anstalt **JOSEF RODENSTOCK** Nachfolger Optiker Wolff G. m. b. H.
Bayerstraße 3 MÜNCHEN Perusastraße 1
Fernruf 52 7 84

Das Wahrzeichen für die gute Qualität.

Willkommene
Weihnachts-Gaben

für den Herrn
für die Dame
für das Kind

enthält mein

Haupt-Katalog

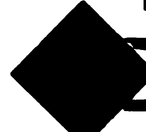
für die Kleidung
für die Wäsche
für die Wohnung

Zusendung erfolgt unberechnet und postfrei ohne jede Kaufverpflichtung.

HORN
MÜNCHEN AM STACHUS

Nach Abmachungen zum **Vorteile der Bewegung**
von der
obersten S.-A.-Führung ausdrücklich autorisiert
(s. „V. Beob." vom 20. Nov. 1926) zur Lieferung der
vorschriftsmäßigen Ausrüstung des S.-A.-Mannes

Einheitspreise (v. d. S.-A.-Führung festgesetzt):



Hitlerhemd	I. Qualität	M. 7.25
„	II. „ wie bisher	M. 5.20
Windjacke, stark imprägniert		M. 17.50
Mütze		M. 2.50

Tornister, Brotbeutel usw., Fahnen, Abzeichen. Verlangt kostenlose Preisliste m. Stoffmuster. Versand grundsätzl. geg. Nachn. oder Vorkassa, an Ortsgruppen geg. Sicherheit auf bequeme Teilzahlung

Sportversand „Schill", München, Schellingstraße 98

Gleier-
Stöcke, -Bindungen, Felle und sonstiges Zubehör

Photo - Apparate
in großer Auswahl, in jed. Größe, auch Tausch

Bink
Fraunhoferstraße 17/19

Vertrieb von Erzeugnissen sächsischer Gardinen-Fabriken

*

München, Rosenstraße 5
Telephon 24713

HITLER
MEIN KAMPF / ZWEITER BAND
Die nationalsozialistische Bewegung

Erscheint Mitte Dezember 1926

AUS DEM INHALT: Der Staat / Staatsangehöriger und Staatsbürger / Weltanschauung und Partei / Der Kampf der ersten Zeit / Das Ringen mit der roten Front / Der Starke ist am mächtigsten allein / Grundgedanken über Sinn und Organisation der S. A. / Der Föderalismus als Maske / Propaganda und Organisation / Gewerkschaft / Deutsche Bündnispolitik nach dem Kriege / Ostorientierung und Ostpolitik / Notwehr als Recht

Etwa 400 Seiten / Groß-Oktav / Ganzleinen
Preis 12 Mark
Bestellungen nimmt jede deutsche Buchhandlung entgegen

Verlag Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, N. O.
Thierschstraße 15 / Postscheckkonto München 11346

HAMMER
PARTEILOSE ZEITSCHRIFT FÜR NATIONALES LEBEN
Herausgeber: THEODOR FRITSCH

Der „Hammer" wurde im Jahre 1902 gegründet und ist heute die älteste noch erscheinende antisemitische Zeitschrift. Der „Hammer" beleuchtet regelmäßig die jüdischen Pläne und Machenschaften, sodaß der Leser des „Hammers" immer weiß was hinter den Kulissen der Weltpolitik gespielt wird Wer den „Hammer" liest, kann von der „Weltpresse" nicht zum Narren gehalten werden

Bezugspreis für Deutschl. M 2.25, für Oesterreich 2.50 Sch., für die Tschecho-Slowakische Rep. 12 Kc. für das sonstige Ausland M 2.50 für ein Vierteljahr. Verlangen Sie Probenummer (kostenlos)

HAMMER-VERLAG, LEIPZIG 1
Postschließfach 276

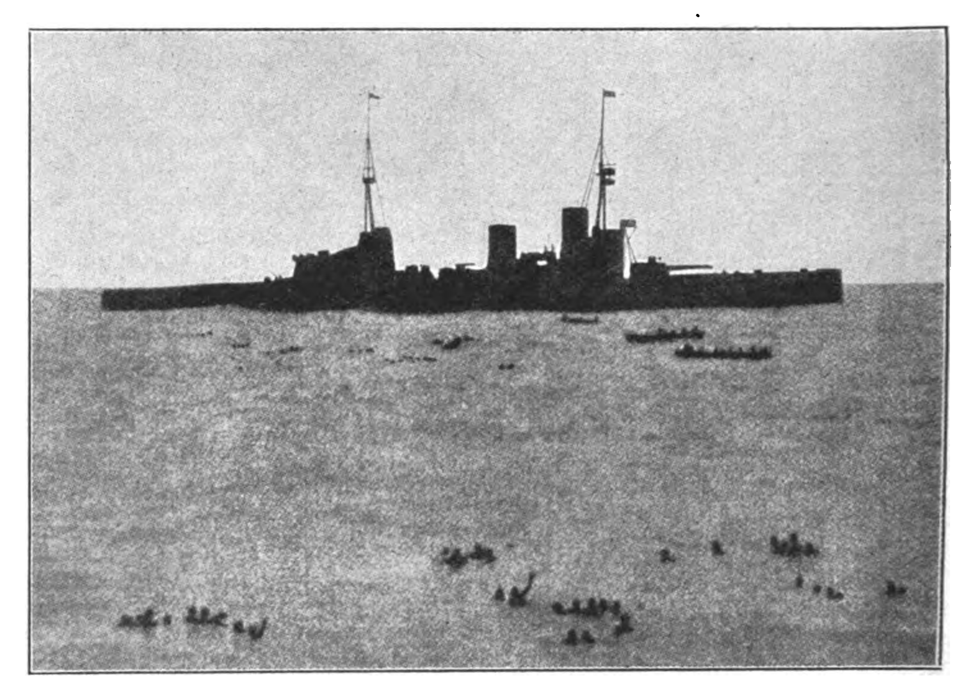
Bei Einkäufen beziehe man sich auf den „Illustrierten Beobachter"

DIE SCHLACHT BEI DEN FALKLANDS-INSELN

Von Oberleutnant zur See a. D. Gerhard Kobbelt

Am 8. Dezember 1914 fand das deutsche Kreuzergeschwader bei den Falklandsinseln nach heldenhaftem Kampf gegen einen weit überlegenen Gegner seinen Untergang. Nachdem Graf Spee in der Schlacht bei Coronel dem britischen Prestige einen schweren Schlag versetzt hatte, setzte die englische Admiralität alles daran, diese Scharte auszuwetzen. Ein besonderes Geschwader unter Admiral Sturdee wurde gebildet, um das Kreuzergeschwader zu jagen, und ihm die Schlachtkreuzer „Invincible" und „Inflexible" zugeteilt. In den ersten Dezembertagen trat Admiral Sturdee den Vormarsch von der brasilianischen Nordküste, wo er sein Geschwader gesammelt hatte, nach Süden an, um nach Kohlenübernahme bei den Falklandsinseln nach der Westküste zu gehen, wo er das deutsche Kreuzergeschwader vermutete.

Dieses hatte aber inzwischen Kap Horn passiert auf dem Marsch nach Port Santa Elena an der argentinischen Küste, wohin Graf Spee Kohlendampfer beordert hatte. Unterwegs faßte er den Plan, einen Handstreich gegen den englischen Stützpunkt auf den Falklandsinseln zu führen. Das Unglück wollte es, daß gerade einen Tag vor dem beabsichtigten Angriff Admiral Sturdee bei den Falklandsinseln eingetroffen war. So lief Graf Spee seinen Verfolgern direkt in die Arme, während er ohne den Vorstoß nach den Falklands wohl gute Aussicht gehabt hätte, sein Ziel, den Durchbruch nach der Heimat, zu erreichen.

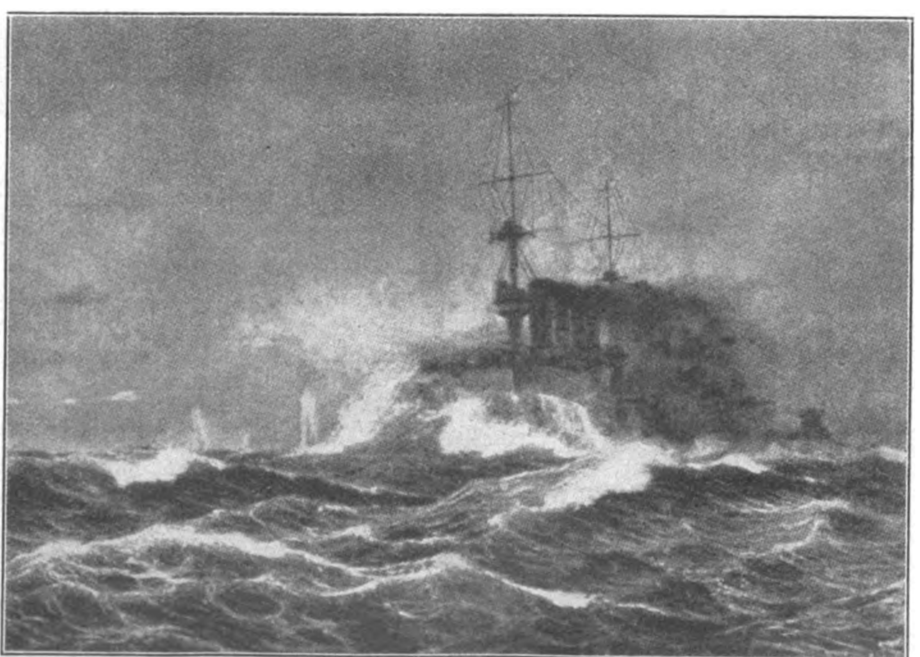


Überlebende von der „Gneisenau" suchen vergeblich Hilfe von einem englischem Schlachtschiff

So aber erfüllte sich das Schicksal des Geschwaders. Admiral Sturdee brach die Kohlenübernahme sofort ab und nahm die Verfolgung auf. Trotzdem seine Streitkräfte den deutschen bei weitem überlegen waren, hatte er einen schweren Stand. Die deutschen Kreuzer wehrten sich mit dem Mute der Verzweiflung und verkauften ihr Leben teuer; bis in die späten Nachmittags- und Abendstunden dauerte der ungleiche Kampf, in welchem auch die englischen Schiffe zum Teil erhebliche Beschädigungen erlitten. Bei der ungeheueren Überlegenheit der englischen Schiffe war es aber unausbleiblich, daß endlich ein deutsches Schiff nach dem andern in die Tiefe sank. Hatten die Engländer schon infolge ihrer riesigen Überlegenheit in der Schlacht keinen besonderen Grund, sich ihres Sieges zu rühmen, zumal auch die taktische Durchführung der Schlacht alles andere als ein Meisterstück war, so bildet die unritterliche Führung des Kampfes noch viel weniger ein Ruhmesblatt in der englischen Seekriegsgeschichte.

Als das deutsche Flaggschiff „Scharnhorst" als erstes der deutschen Schiffe unterging, unternahm der Engländer keinerlei Versuch, Überlebende zu retten, trotzdem den beiden englischen Schlachtkreuzern und dem Panzerkreuzer „Carnarvon" jetzt nur noch die bereits ebenfalls schwer beschädigte „Gneisenau" gegenüberstand. Da jeder einzelne der Schlachtkreuzer leicht allein das Vernichtungswerk an der sinkenden „Gneisenau" hätte vollenden können, so wäre es für „Carnarvon" ein leichtes gewesen, sich dem Rettungswerk zu widmen. Aus Gesprächen von Überlebenden der „Gneisenau" mit den britischen Kreuzerbesatzungen ist aber zu entnehmen, daß die Engländer mit voller Absicht „Scharnhorst" jeden Beistand versagt haben, und zwar als Vergeltung für die Schlacht bei Coronel, obgleich selbst nach englischen Zeugnissen das schwere Wetter hier jeden Rettungsversuch ausschloß, während bei der Falklandsschlacht vollkommen ruhige See herrschte.

Noch unglaublicher ist das Verhalten des Kommandanten der „Glasgow", Kapitän Luce, der „Leipzig" gegenüber gewesen. Als dieser Kreuzer nach Verschießen der letzten Artilleriemunition und vergeblichem Torpedoangriff von der eigenen Besatzung versenkt wurde und die überlebende Mannschaft auf dem Achterback antrat, um den Untergang abzuwarten, eröffnete plötzlich „Glasgow" auf nur 1300 m Entfernung nochmals das Feuer auf das wehrlose Wrack. Die Granaten richteten in der dichtgedrängten Besatzung ein entsetzliches Blutbad an. Ganze Rudel von Leuten wurden durch einen einzigen Treffer dahingemäht. Der 1. Offizier sprang mit den Worten über Bord: „Lieber will ich versaufen, als dieser Bande in die Hände fallen!" Die Metzelei war so fürchterlich, daß sich schließlich die britischen Geschützführer weigerten, weiterzufeuern.



Das Kreuzergeschwader in der Schlacht bei den Falklandsinseln. (Nach einem Gemälde)

Nicht anders machte es der Panzerkreuzer „Kent" bei „Nürnberg". Dieser Kreuzer wurde von der eigenen Besatzung versenkt. Angeblich, weil die Flagge noch wehte, eröffnete „Kent" ebenfalls aus kürzester Entfernung nochmals das Feuer auf die sinkende „Nürnberg", wodurch ein großer Teil der Überlebenden, welche bereits über Bord gesprungen waren und im Wasser schwammen, getötet wurde.

Hält man dazu noch die Tatsache, daß nach der Schlacht ein widerliches Feilschen zwischen den Besatzungen der beteiligten englischen Schiffe um die Kopfgelder, welche für niedergekämpfte feindliche Schiffe bewilligt wurden, anhub, so ergibt das ein etwas eigentümliches Bild von der vielgerühmten Ritterlichkeit der britischen Kampfesweise. Gegenüber diesem Verhalten der Engländer, die wehrlose Besatzungen in gemeiner Weise hinmordeten, erstrahlt das Heldentum der deutschen Besatzungen in um so hellerem Lichte, die in unerschütterlichem Mut und Pflichtgefühl den ungleichen Kampf durchhielten und dann selbst ihre Schiffe versenkten, um sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen.



Ohne Macht kein Recht, ohne Macht kein Brot....

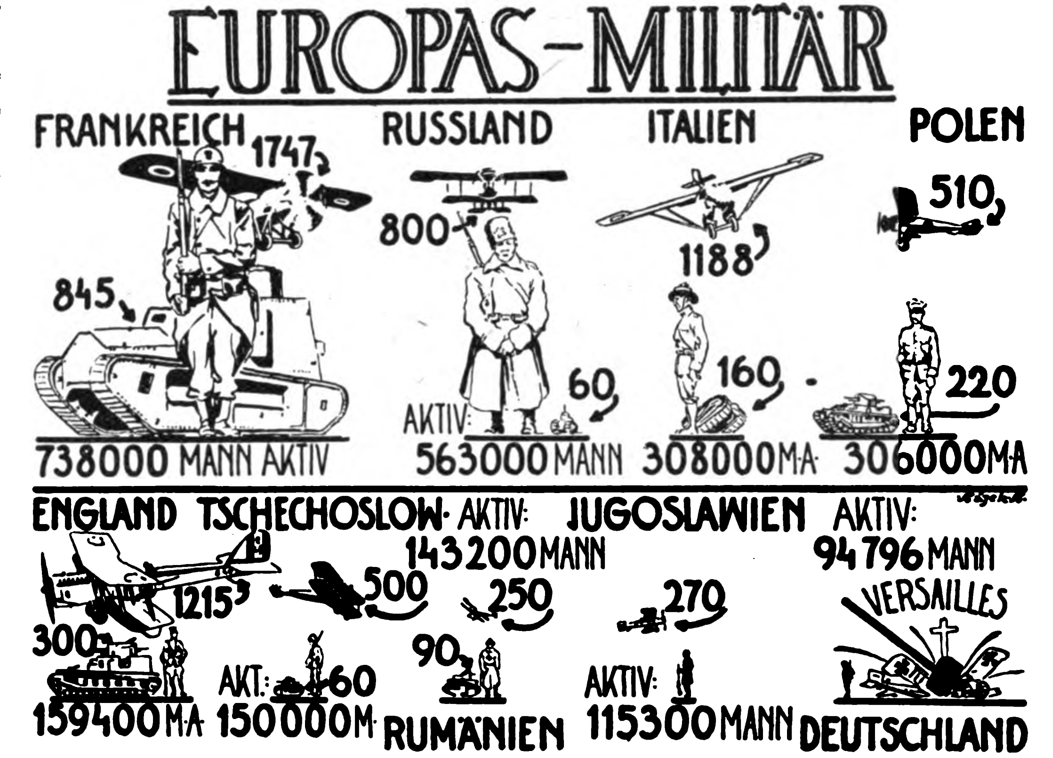
Verbot des „Illustrierten Beobachter"

Wie uns der Reichskommissar für die besetzten Gebiete unterm 13. November mitteilt, hat der Präsident der Interallierten Rheinland-Oberkommission, der Franzose Paul Tirard die Zeitung „Illustrierter Beobachter" mit Wirkung vom 20. November ab auf ein Monat verboten. Wir haben mit unserem Artikel „Feiger französischer Mord zu allen Zeiten" mit Bildern von dem ermordeten nationalsozialistischen Arbeiter Müller, Germersheim, sowie der Schillschen Offiziere — wie die Interallierte Kommission meint — die Würde der Besatzungstruppen verletzt.

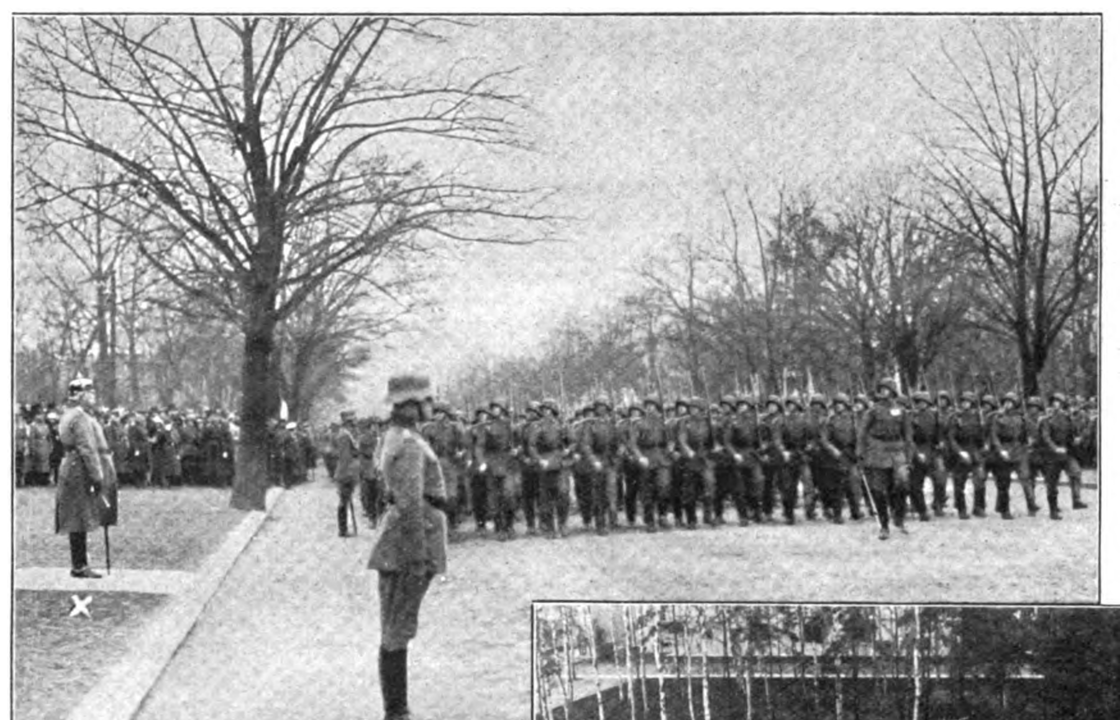
Wir freuen uns und sind stolz darauf, daß unser Kampf um die deutsche Freiheit die Beachtung unserer Feinde findet und denken gar nicht daran, unsere Einstellung zu ändern. Wir sind der Meinung, daß wir uns eines Verbrechens schuldig machen würden, wollten wir nicht alles tun, was geeignet ist, den französischen Börsenbütteln zu zeigen, daß in Deutschland nicht alle Menschen Stresemann heißen und an den Schwindel von Völkerverständigung und Abrüstung glauben zu einer Zeit, wo auf deutschem Boden immer noch eine Besatzungsarmee steht, die an Zahl 4mal so stark ist als die ganze deutsche Militärmacht und diese Besatzung immer noch deutsche Arbeiter ohne jeden Grund über den Haufen schießen darf, ohne daß dem Mörder auch nur ein Haar gekrümmt wird.

Wir bringen heute eine Aufstellung über die Armeestärke der europäischen Staaten, die zeigt, wie es mit der Abrüstung aussieht. Nur wir Deutsche waren einfältig genug, uns freiwillig unserer Macht zu begeben. Heute jammert unser Volk um den Verlust des Lebensrechtes, welcher der Entwaffnung unmittelbar folgte.

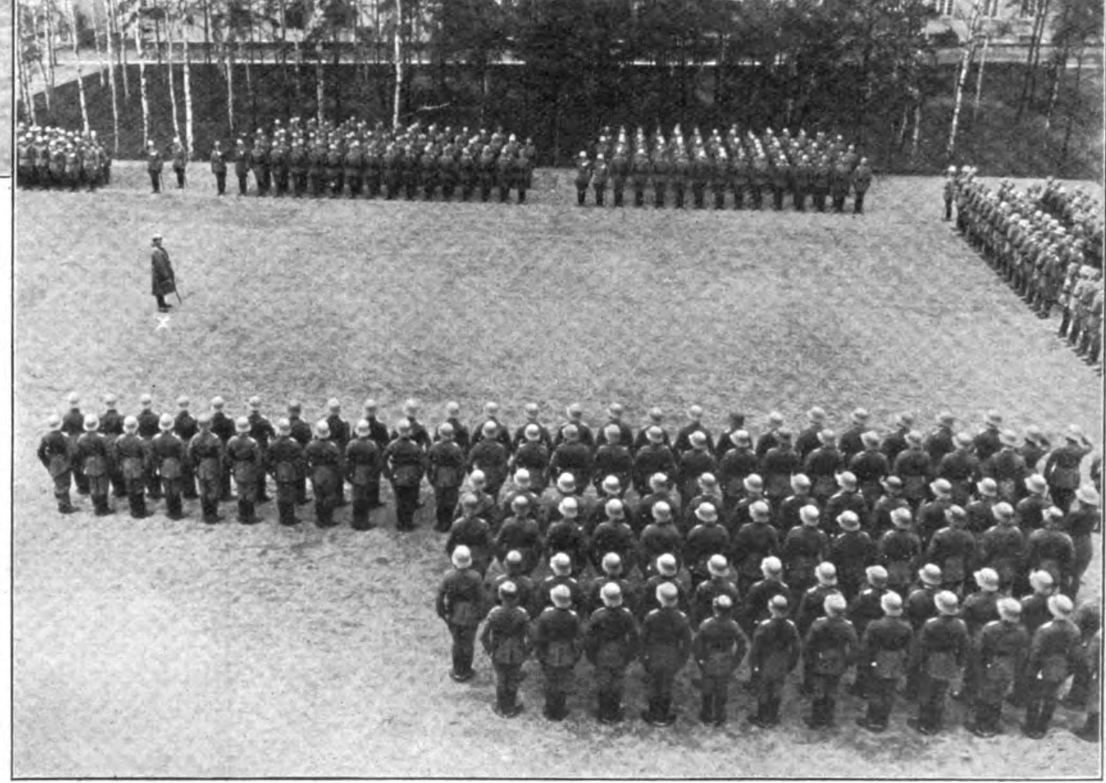
Wenn wir Nationalsozialisten uns heute freuen über die gute militärische Verfassung unserer deutschen kleinen Reichswehr, so deshalb, weil wir als Sozialisten wissen, daß es ohne Freiheit keine Erlösung von der furchtbaren Ausbeutung gibt, unter der unser Volk heute seufzt. Zur Freiheit aber braucht man Macht — wie es überhaupt kein Recht ohne Macht gibt — und von der Reichswehr verlangen wir, daß sie einstens die Kader stellt zu einem deutschen Volksheer, das um die deutsche Freiheit kämpfen wird, damit ein soziales Alldeutschland erstehen kann. Wenn allerdings die Reichswehr, wie es die Sozialdemokraten kürzlich verlangt haben, einem parlamentarischen „Rekrutierungsausschuß" ausgeliefert wird, kann sie diese deutsche Aufgabe nicht erfüllen.



Die Abrüstung, wie sie wirklich aussieht



Die Parade der Dresdener Reichswehr vor Hindenburg



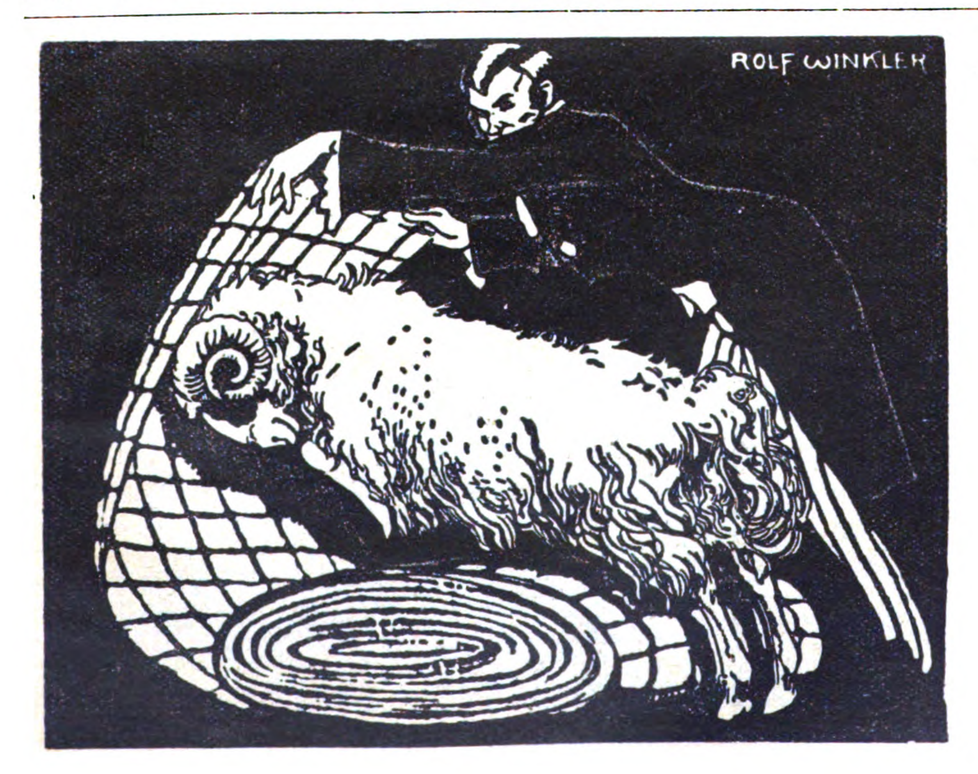
Die Einweihung der Infanterieschule in Dresden

Presse-Photo

FÜR DAS HAUS DES KRIEGERS

wurde von dem bekannten Schlachtenmaler Prof. Anton Hoffmann ein Bild geschaffen, welches sinnreich alle Waffengattungen vereinigt und, nachdem der Name, Dienstgrad, Truppenteil, erhaltene Auszeichnungen, erlittene Verwundungen und vor allem sämtliche mitgemachten Schlachten und Gefechte des Kameraden eingezeichnet werden, wird dieses Bild als Kriegschronik im National-Verlag München, Augustenstraße 75, verlegt.

Kameraden, die im Felde standen, erhalten dieses Bild gegen Einsendung des Militärpasses oder eines ehrenwörtlichen Auszugs aus demselben zum Preise von 6 M. in feinstem Kupfertiefdruck oder in siebenfarbiger Ausführung. In jedes Kriegers Heim soll dieses Bild als leuchtendes Vorbild den kommenden Generationen dienen. Interessenten wenden sich direkt an genannten Verlag.



ZUM ZEITVERTREIB

Silbenrätsel

ä — ak — an — an — art — be — ber — bisch — buhr — cha — da — den — do — dot — du — e — e — e — eck — ed — ei — el — em — eu — ga — ge — gel — i — i — ich — il — in — is — kon — kran — m — mar — me — mi — mus — nau — nie — no — noc — nus — os — qui — ra — rad — ran — ri — rid — ry — schicht — se — sen — sig — stri — t — tau — the — thy — ti — tu — um — ur — zis.

1. Kirche
2. Oper von Weber
3. Kanton in der Schweiz
4. Wohlriechende Pflanze.
5. Landwirtschaftl. Gerät
6. Fremdwort für Urzustand
7. Ein Hauptmacher der Revolution
8. Nord.sches Heldengedicht
9. Der Ruin des Handwerkerstandes
10. Berühmter Geschichtsforscher
11. Biblischer Name
12. Eine Wissenschaft
13. Männlicher Vorname
14. Ein deutscher Strom.
15. Stadt in Sachsen-Weimar
16. Chines.sche Märchenprinzessin
17. Kommunistische Gesellschaftslehre
18. Heilpflanze
19. Insektenfressendes Säugetier
20. Weibliche Figur aus einem Drama Ibsens
21. Berühmtes deutsches Kriegsschiff
22. Nordisch. Mädchenname
23. Deutsches Mittelgebirge
24. Fremdsprachlicher Ausdruck für Tag- und Nachtgleiche
25. Stadt in Lettland
26. Zugvogel
27. Nationalsozialistischer Dichter.

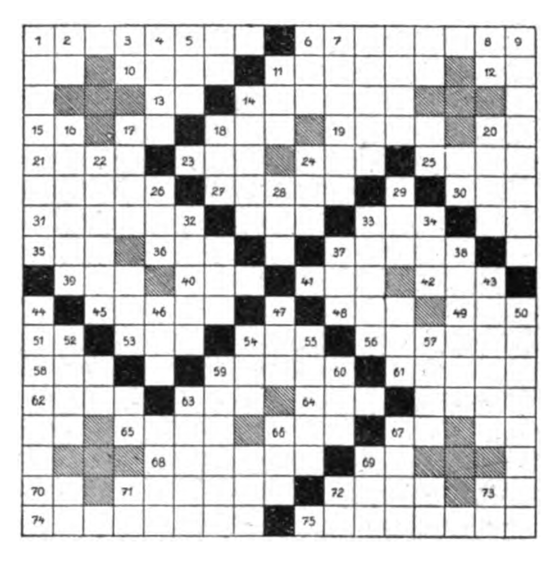
(ä = einmal ae).

Aus vorstehenden 67 Silben sind 27 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die Schwertinschrift eines deutschen Denkmales ergeben.

Das Bild der Mutter

Wenige Minuten vor Beginn der Seeschlacht vor Manila zwischen Nordamerikanern und Spaniern, als eben das Kommando gegeben ward: „Klar zum Gefecht!", fiel einem Schiffsjungen an Bord des Flaggschiffs seine Jacke über Bord. Er bat um Erlaubnis, sie holen zu dürfen. Als ihm die Erlaubnis verweigert wurde, sprang er an der anderen Seite des Schiffes dennoch über Bord, holte seine Jacke, zog sie an und stellte sich in die Reihe. Aber sein Ungehorsam blieb nicht unbemerkt. Er wurde in Haft genommen: der Prozeß wurde ihm gemacht; der arme Junge wurde zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt. Als das Urteil dem siegreichen Admiral zur Bestätigung vorgelegt wurde, ließ er den Schiffsjungen vor sich kommen und verhörte ihn selbst noch einmal: „Warum hast du deine wertlose Jacke geholt und dich dadurch in Gefahr gebracht und grobe Widersetzlichkeit begangen?" Der Junge antwortete: „Hier in meiner Jacke ist das Bild meiner Mutter; ich hätte es verloren, wenn ich die Jacke nicht wiedergeholt hätte." Der Admiral konnte die Tränen nicht zurückhalten, küßte den mutigen Mann und sprach ihn frei mit den Worten: „Jungen, die für das Bild ihrer Mutter das Leben lassen, geben es auch für das Vaterland und brauchen nicht im Kerker zu liegen."

Kreuzworträtsel



Wagrecht: 1. Nationalsozialistischer Reichstagsabgeordneter; 6. Nationalsozialistischer Landtagsabgeordneter; 10. Kleidrand; 11. Handwerkzeug; 12. Tierstimme; 13. Flächenmaß; 14. beliebtes Gebäck; 15. Ausruf; 18. Fragewort; 19. nützliches Insekt; 21. menschliches Organ; 23. aussterbendes Rind; 24. Erfrischungsraum; 25. Teil des Beines; 27. Salz; 30. Sängerrunde; 31. Kleidungsstück; 33. etwas Heiliges; 35. bekannte Kekspackung; 36. geistiges Getränke; 37. „Liebling" Münchener Gerichte; 39. Nachname eines berühmten Herrschers; 40. geographischer Begriff; 41. Zahl; 42. europäische Hauptstadt; 45. etwas Heiliges; 48. Getränke; 49. Meerbusen; 51. berüchtigte französische Insel; 53. griechische Gottheit; 56. Gegensatz von tot; 58. Umstandswort der Zeit; 59. bekannter Musiksaal; 61. werden zur Zeit viel gemacht; 62. schmackhafter Vogel; 63. persönliches Fürwort; 64. persönliches Fürwort; 65. einer unserer „besten Freunde"; 66. Schiffsseite; 68. Figur aus „Zauberflöte"; 69. Verhältniswort; 70. „aus"; 71. biblischer Berg; 72. türkischer Herrscher; 73. wie 3 senkrecht; 74. wo viel geredet wird; 75. häufiger deutscher Städtename.

Senkrecht: 1. Kopfbedeckung; 2. abgekürzte Gewichtsbezeichnung; 3. Spielkarte; 4. was bald wieder deutsch werden muß; 5. das Schweinerne muß es erdulden; 6. Wasseransammlung; 7. altitalienischer Maler; 8. Tierprodukt; 9. Verschönerungstätigkeit; 14. Folge eines Stoßes; 16. ein von uns allen Verehrter; 17. nordischer Vorname; 20. Sammelpunkt unserer „Freunde"; 22 das Essen tut's; 24. Bewohner Südafrikas; 26. Artikel; 28. Abschiedswort; 29. Zustand des Wassers; 32. was die Kinder fürchten; 34. Artikel; 37. was die Edelsteine sein sollen; 38. Vorname; 43. einer unserer „besten Freunde"; 44. um den wir kämpfen; 46. Monat; 47. Gedichtform; 50. ein Weltfremder; 52. unbestimmter Artikel; 54. abgekürzter Vorname; 55. Held eines Shakespeare-Dramas; 57. Fahrzeug; 60. Umstandswort der Zeit; 63. Volksgemeinschaft; 67. Gewürz; 73. anstatt „zu".

ch = ein Buchstabe.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 3

1. Tittoni, 2. Richthofen, 3. Oxford, 4. Trinidad, 5. Zwingli, 6. Ilme, 7. Gabel, 8. Effendi, 9. Raabe, 10. Sauerland, 11. Themse, 12. Oder, 13. Lagarde, 14. Zagori, 15. Ullstein, 16. Nelke, 17. Dawes, 18. Handschuh, 19. Ebro, 20. Josef, 21. Ludendorff, 22. Ihne, 23. Goten, 24. Eng and, 25. Ravaillac, 26. Garnison, 27. Leitmotiv, 28. Apollo, 29. Urteil, 30. Bangkok, 31. Ebene, 32. Sokrates. — Trotziger Stolz und heiliger Glaube sind die Lieder eines hoffenden Volkes.

Heitere Ecke

Immer der Alte.

„Ich habe also in meinem Testament bestimmt, daß ich verbrannt werden will", sagte er zu seiner Frau. — „Natürlich! Das paßt dir so!" entgegnete sie ärgerlich. „Überall so die Asche herumstreuen!"

* * *

Rache ist süß!

Es war ein musikalischer Abend, und die Wirtin bat den berühmten Tenor, doch noch etwas zu singen. „Ich fürchte, es ist zu spät," sagte er. „Wir könnten die Leute von nebenan stören." — „Desto besser", rief sie eifrig, „die haben uns letzte Woche unsern Hund vergiftet!"

Prinzenerzieher.

Serenissimus fragte den Erzieher seines Sohnes nach dessen Leistungen. „Sie sind gut", antwortete dieser, „nur haben Hoheit immer noch die üble Angewohnheit, die besten Gedanken für sich zu behalten."

Der Freidenker.

„Sie sind also Freidenker, junger Mann? Sie glauben an nichts?" — „Ich glaube nur an das, was ich verstehen kann," antwortete der Jüngling stolz. — „Nun, das kommt ja wohl auf dasselbe heraus."

* * *

Papa Wrangel wird folgende Definition des Parademarsches zugeschrieben: „Der Parademarsch besteht erstens aus der Sitzsamkeit der Hosen, zweitens aus der Weißheit des Lederzeuges, drittens aus der Aufrichtigkeit der Gewehre und vor allem — im Hinblick auf mir!"

* * *

Mama: „Nun, Karl, bewunderst du nicht mein neues Seidenkleid?" — Karl (mit Begeisterung): „O ja, Mama!" — Mama: „Und denk' mal, Karl, alle diese Seide stammt von einem armen Wurm." — Karl: „Meinst du Papa?"

* * *

Ein Metzgerlehrling schrieb an seine Eltern folgendes: „... Es gefällt mir hier sehr gut; mein Meister hat mir schon die Haut abziehen lassen und mir gesagt, wenn ich so fortfahre, so würde er mich nach Ostern schlachten lassen."

* * *

Preissenkung. Magdeburger trifft Weißenfelser: „No, was gibt's?" — „Was sollt's geben? Preissenkung in meinem Geschäft!" — ? ? ? — „Ja, gestern hatte ich im Schaufenster die Preistafeln meiner Anzüge nach oben am Rockkragen, heut' hab' ich sie an die Hosen gehängt!"

Ganz richtig. „Was ist für ein Unterschied zwischen einem Film, Radio und einer Gehaltserhöhung?" — — ? ? ? — „Beim Film sieht man nur, ohne was zu hören, beim Radio hört man nur, ohne was zu sehen, und von einer Gehalterhöhung hört und sieht man nichts!"

Asketen. „Aber, Theodor," sagte Frau Neureich beim Mittagessen zu ihrem Gatten, „wie kannst du dich darüber aufhalten, daß ich dir in der Woche getrüffelte Poularde vorsetze? Wir können doch nicht wie die Azteken leben!"

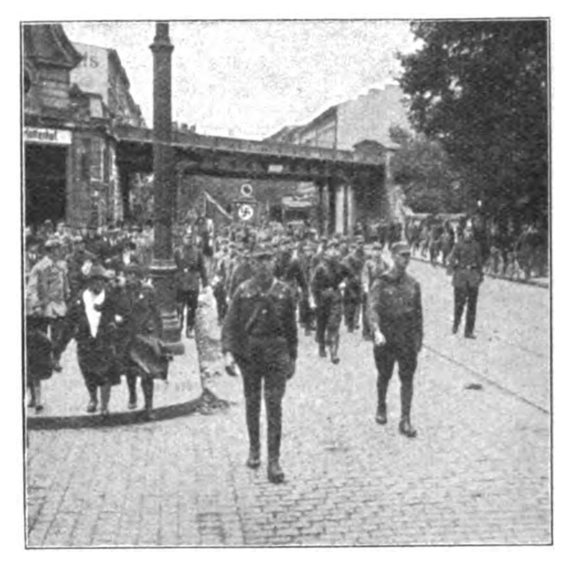
— Der Besucher war nicht fortzubringen. „Geht die Uhr dort richtig?" fragte derselbe. „Nein, die nennen wir den Besuch." — „Warum?" — „Weil sie überhaupt nicht geht."

— — „Tiefe Atemzüge töten die Bazillen." — „Ja, Herr Doktor, aber wie soll ich die Biester dazu bringen, daß sie tief atmen?"



Umzug rheinischer S.-A.-Abteilungen in Wiesdorf

DIE NATIONAL-SOZIALISTISCHE BEWEGUNG MARSCHIERT!



Propagandamarsch der S.A. in Charlottenburg

In einer Zeit, da die großen Massen des deutschen Volkes, eingelullt von den Versprechungen der parlamentarischen Scharlatane, betört von den Reden eines Stresemann über angebliche Wandlungen bei unseren Feinden, sich schon wieder in dem süßen Glauben wiegen, das höchste Gut auf dieser Welt — die Möglichkeit und Freiheit des eigenen Bestehens — „geschenkt" zu erhalten, ist die nationalsozialistische Bewegung die unbarmherzige Weckerin aus diesen Träumen und zieht sich dabei jenen Haß und jene Mißgunst zu, die alle zu treffen pflegt, die die brutalen Verkünder der grausamen Wahrheit sind.



Aufmarsch niederbayerischer S.A. bei dem Gautag in Plattling am 7. November 1926

Und während noch vor einem Jahr die Kapitalisten und Freimaurer, die Juden und ihre Verführten jubelten über die Ohnmacht der nationalen Opposition, hört man heute aus diesen Kreisen nur noch den Appell an die Staatsgewalt, die Partei des schaffenden Volkes mit Gewalt zu unterdrücken.

Durch einen Morast von Lüge, Dummheit und Feigheit kämpft sich die Hitlerbewegung. Vieles wurde schon erreicht — man denke nur an den Wahlerfolg in Sachsen — mehr muß noch geschafft werden. Dazu muß jeder mithelfen, dem sein Leben lieb ist und der nicht Sklave bleiben will.

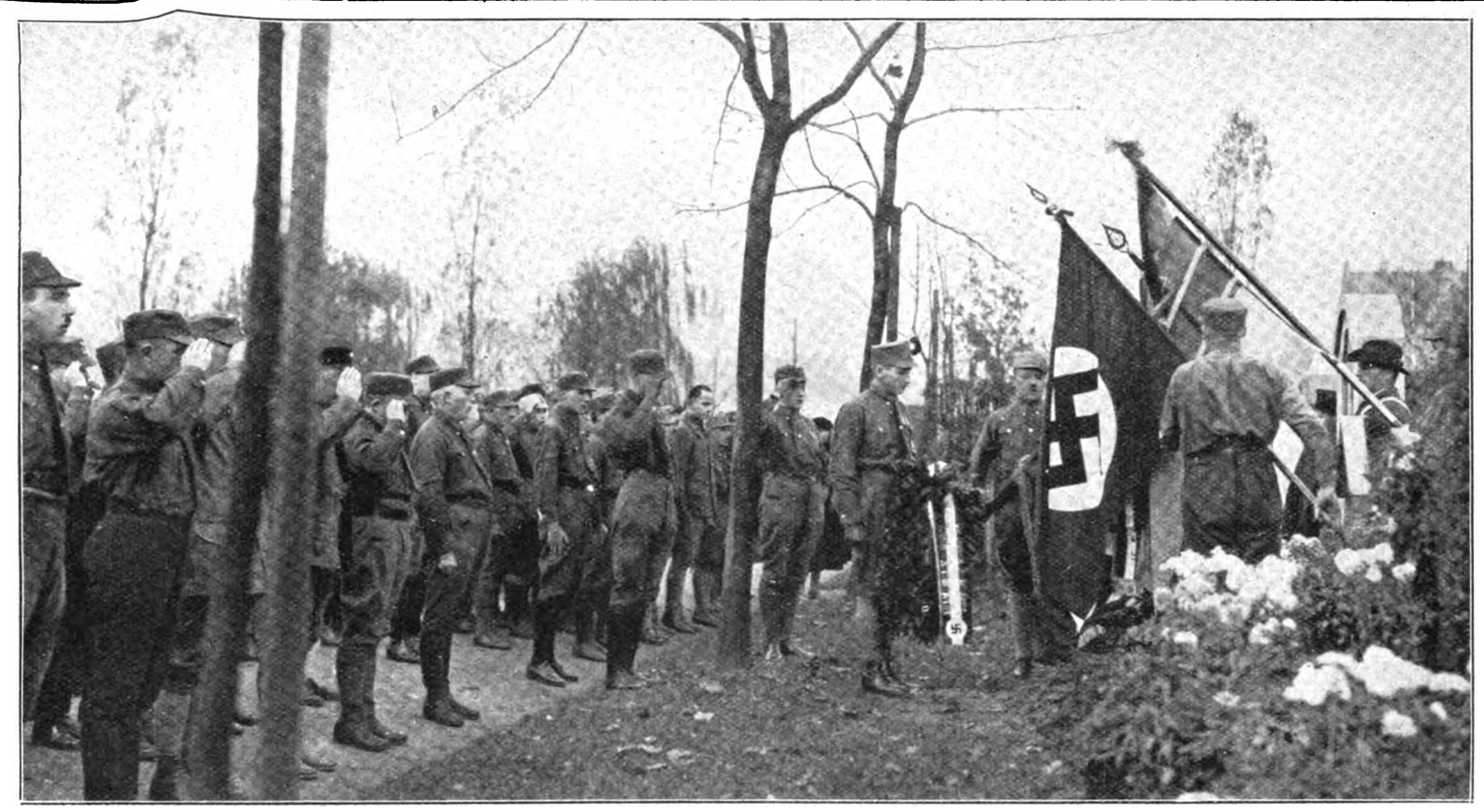
Niederbayerischer Gautag in Plattling



Anläßlich des niederbayerischen Gautages in Plattling nahmen die Sturmabteilungen der angeblich so religion-feindlichen N. S. D. A. P. an einem Gottesdienst für die Gefallenen teil

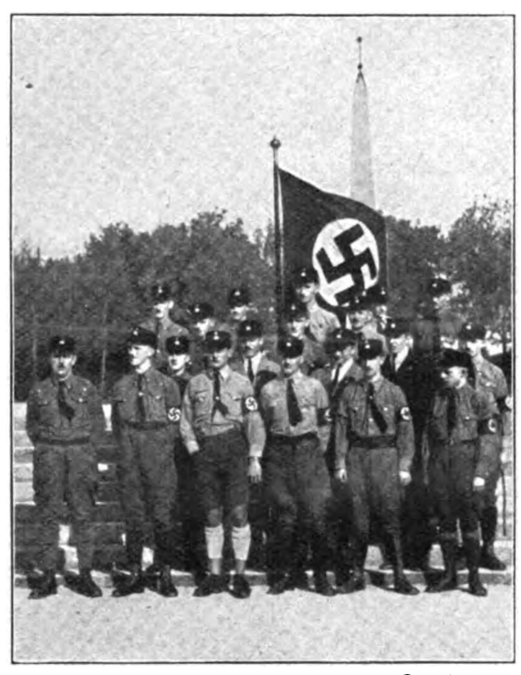


Niederbayerische Sturmabteilungen in Plattling



Kranzniederlegung Münchener S. A. an den Gräbern der Novembergefallenen

Büchner



Scherbauer

Eine Abteilung der Münchener Schutzstaffel mit der Blutflagge vom 9. November 1923

Über Gräber vorwärts!

Die Organisationen der Nationalsozialisten hielten im ganzen deutschen Sprachgebiet am 7. November Gedenkfeiern ab für die am 9. November 1923 durch die bayerische Reaktion gemordeten Führer u. Parteigenossen. Leitsatz für alle Reden war die Parole: „Über Gräber vorwärts!"



Scherbauer

Eine Abordnung Münchener S. A. auf dem Marsche im Waldfriedhof zu der Kranzniederlegung der Novembergefallenen



Gefallenenehrung der S. A. in Plattling



Nationalsozialisten aus Freiburg i. B. am Denkmal Schlageters in Schönau i. Schwarzwald

Gegen das Redeverbot für Hitler

Mitglieder der Ortsgruppe Fulda auf der Wasserkuppe



Adolf Hitler bei den Ortsgruppenführern des Ruhrgebietes in Hattingen

Im deutschen Reichstag hat der sozialdemokratische Präsident Loebe eine Erklärung abgegeben, daß er die gegen den Führer der deutschen Nationalsozialisten erlassenen Redeverbote für unzulässig halte und außerdem dafür sei, daß Adolf Hitler das deutsche Staatsbürgerrecht verliehen werde. Die bürgerliche bayerische Regierungspartei hat auf diesen Appell die Antwort gegeben, daß für sie eine Aufhebung des Redeverbotes gegen Hitler nicht in Frage käme. Fast zwei Jahre dauert nunmehr die unerhörte Willkür der pseudorepublikanischen Machthaber. Zwei Jahre beraubt man einen deutschen Frontsoldaten, der fast fünf Jahre für Deutschland im Schützengraben lag, des Rechtes der freien Rede, das man Chinesen, Franzosen, Russen und Juden in Deutschland anstandslos gewährt.



Werbefahrt der S.-A. Hamburg

Für Hitlers Ehrlichkeit als Führer einer Bewegung des schaffenden Volkes ist das Redeverbot zwar das beste Zeugnis. Wäre er wie die Führer der Sozialdemokratie oder der Kommunisten trotz scheinbarer äußerer Gegensätze ein Handlanger der liberalen-freimaurerischen Kapitalistengruppe, die heute Deutschland regiert, so würden ihm sehr wahrscheinlich keinerlei Schwierigkeiten gemacht und er dürfte ohne Zweifel schon längst öffentlich sprechen.

Die Redefreiheit für Hitler zu ertrotzen ist nicht bloß eine Aufgabe der Nationalsozialisten, sondern die Angelegenheit aller anständigen Deutschen, die nicht wollen, daß in Deutschland nur noch Kontrollkommissionen und Kapitalistensöldlinge das Wort haben.

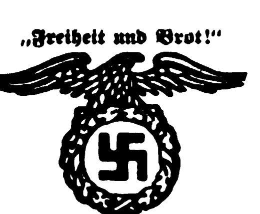


Eine Abteilung der Sturmabteilung Augsburg

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler.
Für Anzeigen: Ernst v. Westerhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Folge 5 / Weihnachten 1926

Preis 20 Pf.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats



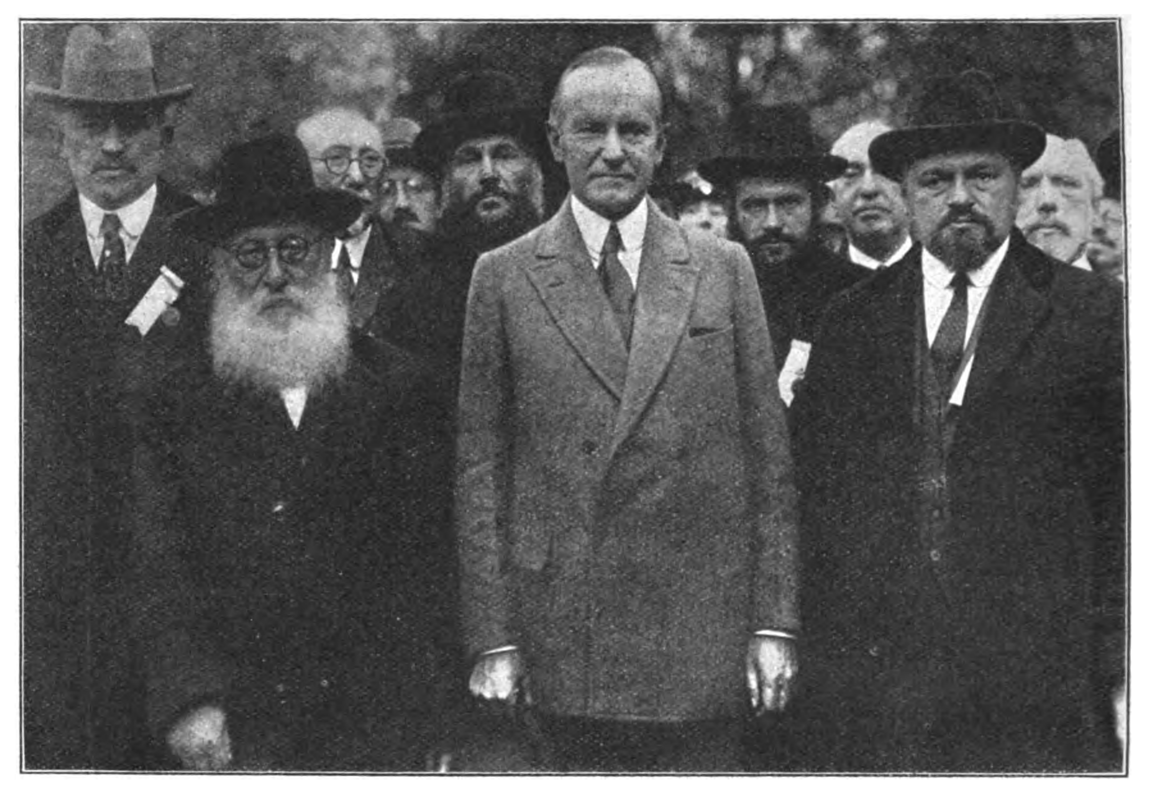
Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Wieder ein Jahr näher der Deutschen Freiheit!

DIE JUDEN UND IHR DIENER

Vor nicht allzu langer Zeit veröffentlichte das amerikanische Finanzministerium eine Aufstellung über den Goldbestand der ganzen Welt, wonach 5/6 des Goldes der Erde sich im Gebiete der Vereinigten Staaten von Nordamerika befinden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß das amerikanische Volk von diesen Schätzen nichts in Händen hat, sondern daß die Besitzer dieses Goldreichtums ausschließlich die großen Judenbanken der Wallstreet in Neuyork sind. Die in Amerika wohnenden Juden sind praktisch die Herren der Welt geworden. In Neuyork selbst leben fast 2 Millionen Juden, die alle wichtigen Zweige des öffentlichen Lebens und die gesamte Wirtschaft in Händen haben. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen die amerikanischen Staatsbehörden nach der Pfeife der Juden tanzen. Und daß der Präsident der Vereinigten Staaten ein ausgemachter Judenfreund ist, braucht nicht erst durch unser Bild bewiesen werden, wo er sich in der Gesellschaft der vier „bedeutendsten" Rabbiner der Union befindet. Wenn man bedenkt, welchen Einfluß die Vereinigten Staaten heute auf die gesamte Weltpolitik haben und wenn man sieht, welche Leute sich in der nächsten Umgebung des amerikanischen Staatspräsidenten befinden, dann versteht man die unerbittl chen Maßnahmen zur Eintreibung der Kriegsschulden und der Zinsen hierfür, die ganz Europa in diesen Tagen wirtschaftlich zugrunde richten.



Coolidge im Kreis amerikanischer Rabbiner Atlantic

Der Jude Georg Bernhard — Vorsitzender des Internationalen Verbandes der Völkerbunds-Journalisten. Die „Schornalisten" am Völkerbund haben sich den Würdigsten zum Vorsitzenden erkürt. Da der Jude Georg Bernhard in der „Vossischen Zeitung", deren Chefredakteur er bekanntlich ist, an sich bisher immer franzosenfreundliche Politik getrieben hat, so bedeutet seine Wahl für den Völkerbund zweifellos einen Gewinn. Wenn also in der nächsten Zeit in den deutschen Blättern immer nur Günstiges über den Völkerbund zu lesen ist, so weiß man, was man von diesen Nachrichten zu halten hat.



Georg Bernhard
Atlantic



Ernst von Wolzogen
Atlantic

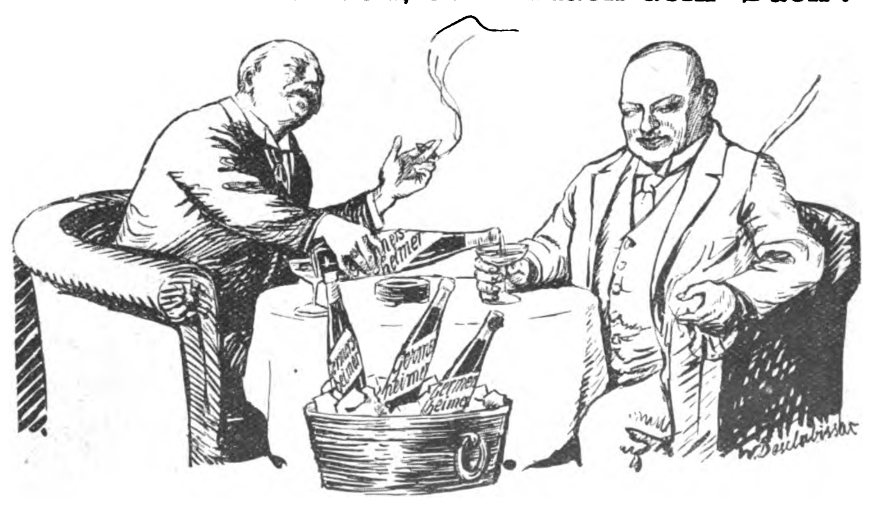
In Berlin wurde unlängst eine deutsche Dichterakademie gegründet, in die man so ziemlich alles berufen hat, was sich in dem neuen Deutschland als gesinnungstüchtiger Republikaner und Literat von umstrittenem Rang einen Namen gemacht hat. Daß die wirklich bedeutenden deutschen Denker und Dichter in dieser Dichterakademie keine Aufnahme fanden, ist nicht erstaunlich. Unsere bedeutenden Geistesheroen hungern heute. Einer von diesen, der sich in allergrößter Not befindet, ist der jetzt bald 71jährige Ernst von Wolzogen, der bekannte Gründer des „Überbrettl" in Berlin und Verfasser vieler Novellen, Romane und Dramen. Wolzogen ist ein Todfeind der geistigen Knechtung unseres Volkes durch das Judentum.

Im Zeichen der Abrüstung!



Atlantic
In Amerika wird jetzt eine Frauenlegion gebildet, die mit Stahlhelm und Mehrladegewehr ausgerüstet ist

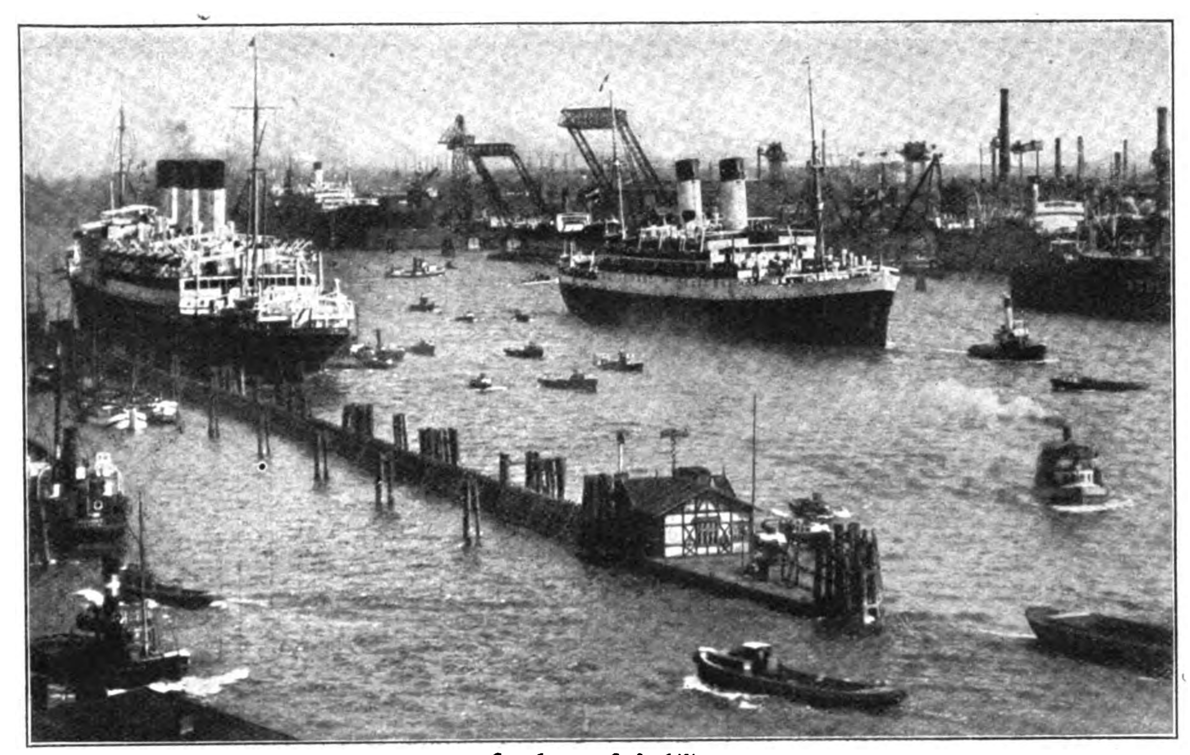
Erst trink und lach, dann mach dein' Sach'!



Wie die Blätter melden, haben sich Briand und Stresemann in Genf bei einer Flasche Wein unterhalten, wobei in allen Fragen eine „Verständigung" erzielt wurde. Besondere Befriedigung soll über die Beilegung der Germersheimer Mordaffäre geherrscht haben.

Vereinigte Staaten 63 589 t, Deutsche Häfen 46 829 t, Argentinien 15 997 t, Japan 27 441 t.

Und wer einen der Rundfahrtdampfer benützt, die die neugierige Landratte in zweistündiger Fahrt an all die Landungsbrücken, Werftanlagen, Docks und Laderampen heranbringen und von denen aus man so manchen Globetrotter des Ozeans, die schmucken Ozeanriesen in allernächster Nähe beobachten kann, der steigt an der St.-Pauli-Brücke aus mit dem Gefühl der frohen Überzeugung, daß der hanseatische Wille zur Eroberung des Weltmeeres die beste Bürgschaft ist für die Sicherung der Lebensinteressen Deutschlands in der fernen Welt. Die deutsche Schiffahrt hat sich wieder Geltung verschafft, das zeigt der Hamburger Hafen mit nicht zu erschütternder Beweiskraft.



Hamburger Hafenbild

Das Paket

Nach einer wahren Begebenheit

Theobald Tagger hatte seinen ausgesprochen schlechten Tag. Am frühesten Morgen, wie er mit dem linken Bein aus dem Bett fuhr, war die Bescherung schon da. Mit hochgeschürzten Röcken, auf den Fußspitzen durch die Überschwemmung stelzend, brachte ihm, der schleunigst in die Klappe retiriert war, die alte Amalie den Kaffee ans Bett.

Aber es half nichts, kein Morgengebet, kein Zauberspruch. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Der Hosenträger riß, das Kragenknöpferl brach, durch den rechten Schuh ging ein Nagel. Mit hängender Unterlippe, hinkend, die Hände am Hosenbund, das Kinn auf die Brust gesenkt, kam er eine halbe Stunde zu spät im Atelier an.

Theobald hatte Platten zu entwickeln. Nach kurzer Zeit lagen zwei am Boden. Er balancierte die Badschale allzu kühn auf drei Fingern durch die hohe Halle mit dem Erfolg, daß seine alte Weste, zwar nicht die beste, aber seine einzige, einen gehörigen Guß Fixierbad bekam, der ihr den Rest gab.

Theobald war untröstlich. Mit letzter Entschlußkraft verließ er den Schauplatz seiner erfolgreichen vormittägigen Betätigung, ging hin und kaufte sich eine neue Weste. Modern. — Tadellos. — Im Pulloverstil. Zog er sie gleich an.

„Die alte packen S' mir ein", sagte Theobald zu dem kleinen bubibekopften Fräulein. Wie neugeboren kam er sich vor. Mit bewunderndem Blick folgte die Kleine dem stolz Entschwebenden, der sein Paket mit Würde unter dem Arm trug.

„Wie bring' ich jetzt bloß das Paket an?" dachte Theobald und ging arglistig, wie er von Natur war, ins nächste Café. Bestellt ein Glas Wasser, einen Zahnstocher und die „Tante Voß". Und als der Ober in stiller Betrachtung versunken träumend wie immer am Büfett lehnte, schlängelte sich Theobald gegen den Ausgang. Das Paket ließ er auf seinem Platze schmählich zurück.

„Sie, Herr, Ihr Paket", hörte Theobald unter der Tür, und mit der Miene dessen, der seine Pflicht erfüllt hat, legt ihm der Ober das Paket wie ein Baby wieder auf den Arm.

„Es gibt doch noch ehrliche Menschen", dachte Theobald und schritt zum zweiten Versuch. Er gedachte die Sache schlauer zu machen und das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Da war um die Ecke ein Automat, eine Selbstbedienungsanstalt für hungrige und durstige Zeitgenossen. Theobald war hungrig, war durstig. Er genehmigte sich als Mittagstischersatz ein Käsebrot zu zwanzig und verstaute das Paket wie unabsichtlich auf einem Platz am Nebentisch. Mit vollen Backen kauend, soweit das in Anbetracht der Begleitumstände möglich und notwendig war, eilte er beschwingten Schrittes trotz des durchgetretenen Nagels von dannen.

„Sie, Herr!" keuchte es hinter ihm auf der Straße. „Sie hamm Ihr Packl vergessen!" Und mit treuherziger Miene übergab ihm ein Dienstmann, der drinnen im Automat in seiner Nähe gesessen, asthmatisch bewegt das Unheilspaket. Unter vernehmlichem Ächzen reichte Theobald dem rotbemützten Hermes zwei Zehnerl als Finderlohn und stürzte in die Trambahn.

Zwischen ihm und dem Paket kam bei der nächsten Haltestelle ein junger Mann mit Borsalino und Kreppsohlen zu sitzen, der unsern Held zu seinem freudigen Erstaunen immer mehr von dem Paket trennte. Und kurz vor der Endstation verließ, das Paket unterm Arm, der „Gent" mit der unschuldigsten Miene von der Welt den Wagen, das heißt, suchte ihn zu verlassen. Denn der Schaffner bekam ihn noch unter der Tür am Riegel seines Trotzkymantels zu fassen mit der trockenen Bemerkung: „Sind's fei' so guat und lassen S' das Packl do, des g'hert dem Herrn dort", und zeigte mit einiger Bedeutsamkeit auf den guten Theobald, der wie befreit aufgeatmet hatte und jetzt aus allen Himmeln fiel. Er benützte die im Wagen entstehende Volksbewegung, um mit seinem neu errungenen Paket und hoffnungsloser Miene im Fackeltrab abzuziehen. Er war im Innersten bewegt. Das Hippodrom auf dem Oktoberfest, vor dem er schließlich wie zufällig landete, kam ihm wie eine vom Schicksal geschenkte Ablenkung und Erholung vor.

An der Garderobe ließ er sich zwei Nummern geben, eine extra für das Paket. Als er nach einigen Stunden aktiver und passiver Ablenkung wieder in der Garderobe einlief, zog er seine beiden Nummern aus der Tasche. Aber er konnte sich mit dem besten Willen nicht mehr entsinnen, welche Nummer die eine und welche die andere war. Mit einem kurzen Stoßgebet reichte er entschlossen die mit der Glückszahl! „Siebenhundertsiebenundsiebzig" der Kleiderfee hin und — hatte sein Paket wieder. Das war zu viel. Wie sinnlos stürzte er aus der Riesenbude und umkreiste — es hatte zu dunkeln begonnen —, gewaltsam sich fassend, den hohen Bau, wie irgendein Harmloser, den ein menschliches Rühren veranlaßt, die Einsamkeit und das Dunkel aufzusuchen. Dort hinten gedachte er das Paket stillschweigend zu deponieren. Aber schon tauchte in nächster Nähe der Helm eines Gesetzeshüters auf. Der mochte Kindsaussetzung oder ähnliches vermuten. Theobald mit einem unterdrückten Ächzen gewann samt Paket die Straße vor dem Hippodrom wieder.

Da stürzt aus der Bude die Kleiderfee und auf den nahenden Schutzmann, „Zahlt hat er net", ruft sie und verweist unverkennbar auf Theobald.

„Sie war'n mir gleich verdächtig!" äußerte drohend der Diener der heiligen Hermandad: „Kommen Sie mit auf die Wache!"

„Sperr'n S'n richtig ein!" riet die Zirkusgarderobiere. „An uns geht's allweil naus bei der Abrechnung. I will mei Geld", und verschwand im hohen Torbogen.

Theobald ließ alles mit sich geschehen, er war am Ende seiner Kraft. Auf der Wache sollte er nach Feststellung seiner Personalien ein Pfand hinterlassen, eine Kaution, wie man sagte, dann würde er gehen können.

„Das Paket", rief Theobald, der keinen Pfennig mehr in der Tasche hatte, und reichte es dem Diener der hohen Obrigkeit. „Ein wertvolles Kleidungsstück!" Der Beamte wog es in der Hand, er schien der Sache überdrüssig.

„Machen S', daß Sie weiterkommen, das Paket bleibt da", sagte er einigermaßen ungeduldig. Theobald verschwand umgehend.

Am nächsten Tage erschien ein Vertreter der hohen Polizei mit strenger Amtsmiene und einem Strafbefehl bei Theobald. Er brachte ihm das Paket zurück. Dafür waren fünfzehn Mark zu bezahlen. Grund: Vorspiegelung falscher Tatsachen vor Amtspersonen in Tateinheit mit einem Vergehen des versuchten Vergehens der Verdunkelung.

Theobald Tagger hatte sein Paket, seine Weste wieder. Allerdings auf Umwegen und etwas teuer.

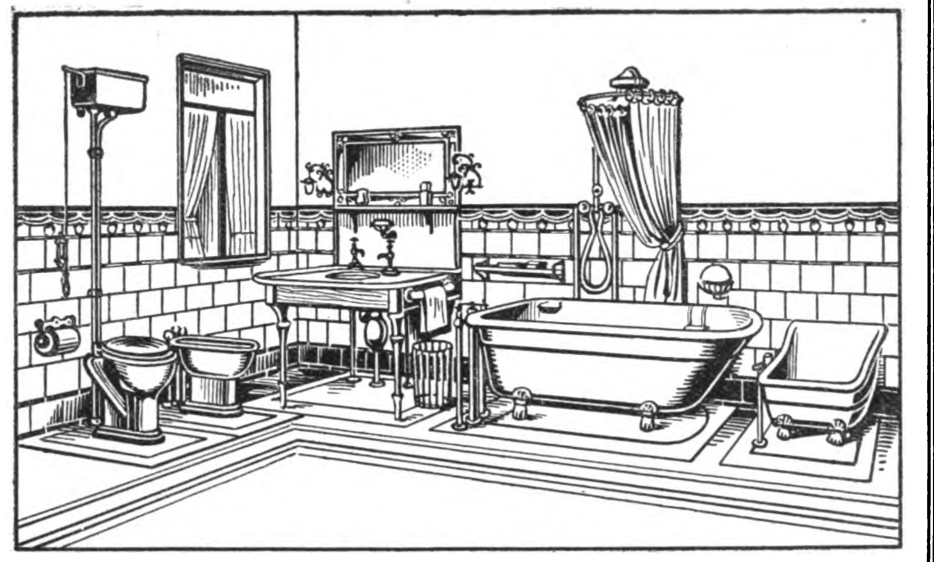
=Dr. B.=



Der
bill. Waschtisch
63 cm lang, mit Spiegel, Glasplatte u. Handtuchhalter
90.-

Die
billige Toilette
Becken, Spüler, Rohr und Sitz
40.-

Das
billige Bad
Säulenofen und Gußemailwanne
180.-



Gebrüder Enter, München, Müller-straße 53 nächst Sendlingertorplatz Telephon 57 329 :: :: :: ::



WILH. SCHMIDT
SPIELWAREN
MÜNCHEN NEUHAUSERSTR. 20
TELEFON 57 420 POSTSCHECK MÜNCHEN 15 240

Vertrieb von Erzeugnissen sächsischer
Gardinen-Fabriken
München. Rosenstraße 5
Telephon 24713



Das Wahrzeichen für die gute Qualität.

Willkommene
Weihnachts-Gaben

für den Herrn
für die Dame
für das Kind

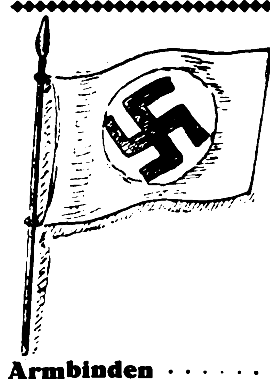
enthält mein

Haupt-Katalog

für die Kleidung
für die Wäsche
für die Wohnung

Zusendung erfolgt unberechnet und postfrei ohne jede Kaufverpflichtung.

HORN
MÜNCHEN AM STACHUS



Nähstube f. Abzeichen der N.S.D.A.P.
V. Konrad, München, Steinstr. 27/III
(Partei-Mitglied seit 1920)
liefert geg. Voreinsendung d Betrages od Nachnahme (kleine Beträge in Briefmarken)

Original Hitlerfahnen (140/115) M 10.–
Fahnenspitzen (Messing oder Eisen poliert) . . . von M. 7.– an
Dekorationsfähnchen Handarbeit, aus Papier . . . 25 Stück M. 5.–
Führer-Armbinden (Wollstoff) mit Gold- oder Silberborte . . M 2.–
Armbinden . . . . . . M. –.40 **Fahrradwimpel** . M. –.50

Hitler
Mein Kampf
II. Band
Die nationalsozialistische Bewegung

Soeben erschienen!

Preis M. 12,-

VERLAG F. EHER NF., MÜNCHEN.

Leser, macht Euere Weihnachtseinkäufe nur bei unseren Inserenten, geht nicht zum Juden!



ZUM ZEITVERTREIB

Silbenrätsel

an — an — an — an — ark — arn — ber — d — di — di — di — dra — du - e — ef — el — el — en — en — en — er — er — es — f — ger — ha — he — i — ig — im — in — in — in — in — int — ir — is — je — kat — l — law — le — mas — mit — mo — mo — ne — ne — ng — nt - on — os — rab — re — ri — rit — se — se — se — see — sel — sen — sch — st — t — t — ti — tra — ul — um — weh.

Aus vorstehenden 71 Silben sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, einen Wahlspruch unserer Bewegung ergeben. j = i.

Die Wörter bedeuten:

1. .... Nationalsoz. Führer
2. .... Frauenname
3. .... Türk. Bezeichn. f. „Herr"
4. .... Völkischer Vorkämpfer
5. .... Dürres Holz
6. .... Frauenname
7. .... Stadt in Rußland
8. .... Insel
9. .... Stadt im Ruhrgebiet
10. .... Vogel
11. .... Baum
12. .... Politisierende Kirche
13. .... Deutsche Landschaft
14. .... Bekannte Schauspielerin
15. .... Russischer Vorname
16. .... Männlicher Vorname
17. .... See in Bayern
18. .... Bezeichnung f. Sehnsucht
19. .... Gottheit
20. .... Fluß
21. .... Kriegserscheinung
22. .... Längenmaß
23. .... Bolschewistischer Führer

Lösung des Silbenrätsels aus Nr. 4

1. **Dom**; 2. **Euryanthe**; 3. **Uri**; 4. **Thymian**; 5. **Sense**; 6. **Chaos**; 7. **Ebert**; 8. **Edda**; 9. **Industrie**; 10. **Niebuhr**; 11. **Isak**; 12. **Geschichte**; 13. **Konrad**; 14. **Elbe**; 15. **Ilmenau**; 16. **Turandot**; 17. **Marxismus**; 18. **Eibisch**; 19. **Igel**; 20. **Nora**; 21. **Emden**; 22. **Sigrid**; 23. **Taunus**; 24. **Äquinoctium**; 25. **Riga**; 26. **Kranich**; 27. **Eckart**.

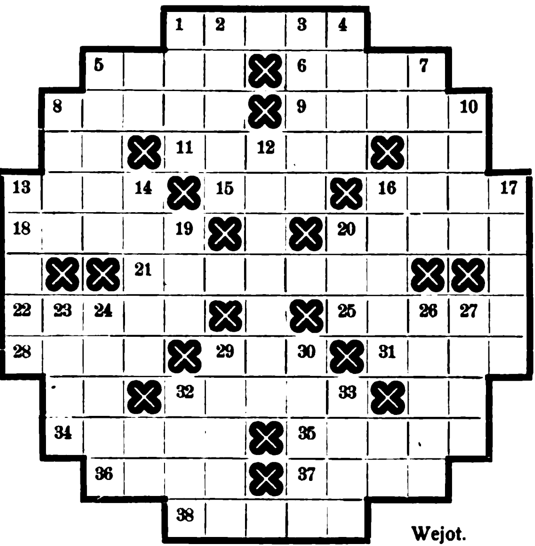
„Deutsche Einigkeit, meine Stärke; Meine Stärke, Deutschlands Macht."

Lösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 4

Wagrecht: 1. Strasser, 6. Streicher; 10. Saum; 11. Leiter; 12. Ja; 13. Ar; 14. Brezel; 15. oh; 18. wer; 19. Imme; 21. Hirn; 23. Gnu; 24. Bar; 25. Knie; 27. Alaun; 30. Chor; 31. Ulster; 33. Eid; 35. Tet; 36. Rum; 37. Esser; 39. Rex; 40. Tal; 41. acht; 42. Rom; 45. Namen; 48. Tee; 49. Bai; 51. Re; 53. Pan; 56. lebend; 58. bis; 59. Odeon; 61. Worte; 62. Ente; 63. sie; 64. mir; 65. Matt; 66. Lee; 68. Tamino; 69. in; 70. ex; 71. Ararat; 72. Emir; 73. As; 74. Reichstag; 75. Neustadt.

Senkrecht: 1. Strohhut; 2. to; 3. As; 4. Saar; 5. Sur; 6. See; 7. Tizian; 8. Ei; 9. Rasieren; 14. Beule; 16. Hitler; 17. Knut; 20. Zion; 22. rosten; 24. Bur; 26. der; 28. Ade; 29. Eis; 32. Ruten; 34. der; 37. echt; 38. Robert; 43. Mantel; 44. Arbeiter; 46. Mai; 47. Ode; 50. Idealist; 52. eine; 54. Ede; 55. Romeo; 57. Boot; 60. nie; 63. Staat; 67. Anis; 73. ad.

Kreuzworträtsel



Wejot.

Wagrecht: 1. Name eines Schnelläufers; 5. zwei gleiche Dinge; 6. nordischer Männername; 8. montenegrinischer Fluß; 9. Narkotikum; 11. europäisches Gebirge; 13. altägyptische Stadt; 15. Hauseingang; 16. Planet; 18. Geigenbauer; 20. Insektengattung; 21. landen eines Schiffes im Hafen; 22. Bergwirtschaften; 25. Pastenbehälter; 28. chinesische Münze; 29. siamesische Münze; 31. Nebenfluß der unteren Donau; 32. Frauenname; 34. Usurpator der Gegenwart; 35. fälschlich; 36. Gliedmaßen; 37. heimischer Vogel; 38. Messe in der Christnacht.

Senkrecht: 1. Roman von Zola; 2. sehr alt; 3. Längenmaß; 4. asiatische Hochebene; 5. indische Kaste; 7. künstliche Gewässerverbindung; 8. asiatischer Staat; 10. geflochtener Behälter; 12. italienische Nationalspeise; 13. Pflanzenspeise; 14. Freundin Goethes; 16. Mangel, Ausfall auch Defizit; 17. Flechse; 19. Fluß in Tirol; 20. Honigwein; 23. feiner Anstrich; 24. Drama von Grillparzer 26. moderne Stoffmalerei; 27. immerwährend; 29. Baumreihen; 30. grüner Berghang; 32. Toilettegegenstand; 33. Lied.

Heiteres

Was ist paradox?

Wenn sich der Kupferschmied Silberstein in der Eisenbahn hölzern benimmt.

Wenn ein Professor einen Metzgersgang zum Schneider macht.

Wenn es einem schwarz vor den Augen wird, während er ins Grüne schaut.

Wenn man krank darniederliegt, völlig auf dem Trockenen sitzt und dabei vor einem Nichts steht.

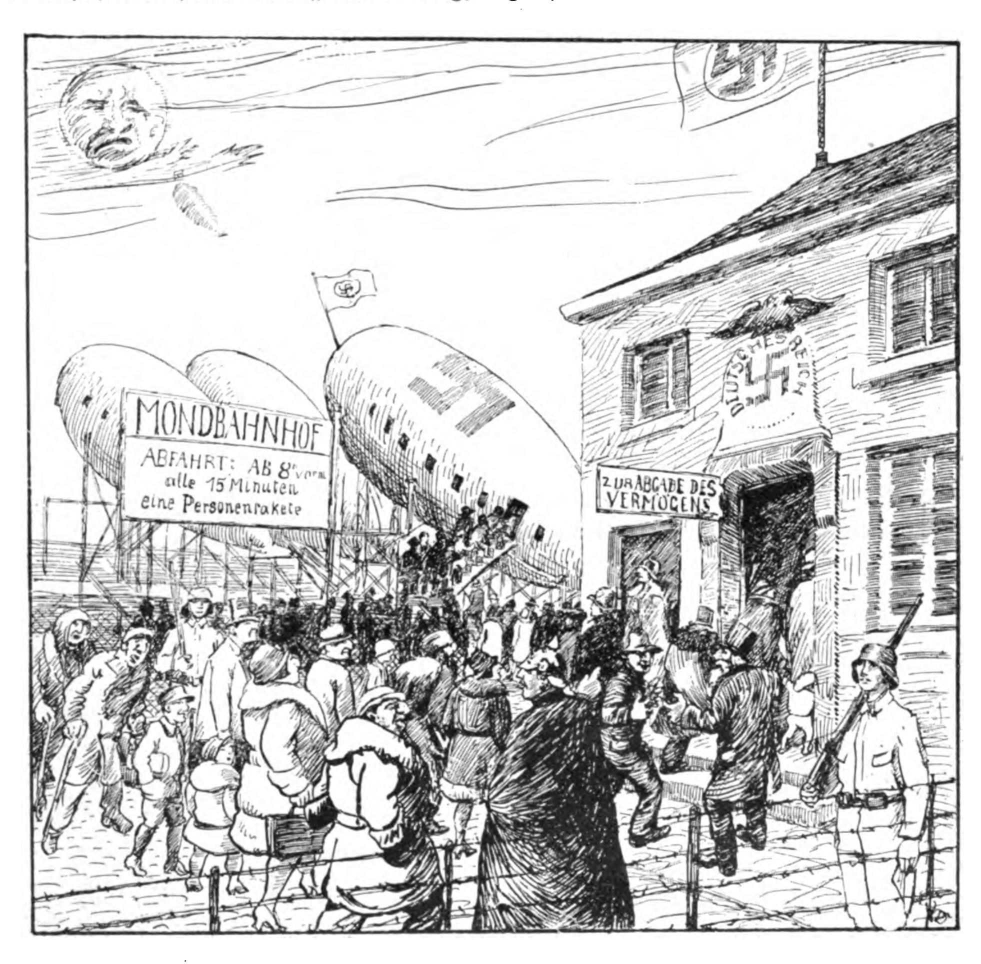
Wenn man einem Glatzköpfigen haarsträubende Dinge erzählt.

Romanphrase.

Sie warf ihm die Tränen vor, die sie seinetwegen hinuntergeschluckt hatte, aber er ging darüber hinweg.

Wahres Geschichtchen.

In dem Gartencafé eines Ausflugsortes ist eine besonders helle Kellnerin beschäftigt. Aus Gründen der Bequemlichkeit zieht sie es stets vor, im Lokal zu bedienen, während sie den Garten ihren Kolleginnen überläßt. Eines Sonntags jedoch besteht sie darauf, den Garten zu übernehmen, obwohl es sehr heiß ist und ein schwerer Tag bevorsteht. Auf die erstaunte Frage der Wirtin lautet die Antwort: „Ja, wissen S', i hab' heut' bei der Post angeschlagen gelesen: Lokale Gewitter..."



Ein Wiener Gelehrtenkomitee befaßt sich mit dem Versuch, eine Rakete zu konstruieren, die man durch Explosiv-Gasantrieb auf den Mond bringen will. Wir haben keinen Zweifel, daß es in Bälde gelingt, auf diese Weise eine gute Verbindung zum Mond herzustellen. Dann steht der von uns hiermit vorgeschlagenen humanen Lösung der Judenfrage nichts mehr im Wege. Die Hebräer versammeln sich in Konzentrationslagern, werden von dort aus zur Vermögensabgabestation geführt und gelangen dann zum Mondbahnhof, wo alle 15 Minuten eine Rakete abgeschossen wird. Falls der Mond, was zu erwarten ist, die Einwanderung ablehnt, steht der Weiterfahrt zum Mars nichts entgegen.



WAS DER SPIESSER VERGESSEN HAT...

Am 8. Januar 1918 schrieb das Organ der Hamburger Sozialdemokratie, das „Hamburger Echo“, folgendes: „Das Grundprinzip der Bolschewiki ist dasselbe wie das der deutschen Sozialdemokratie; es kann aber nur verwirklicht werden in Staaten, wo die Demokratie restlos durchgeführt ist.“

So war also die sogenannte Revolution, die die Scheidemann und Ebert Ende des Jahres 1918 gemacht haben, nur zu dem Zweck in Szene gesetzt, um jene Demokratie zu schaffen, die notwendig ist um in Deutschland das bolschewistische Grundprinzip zur Verwirklichung zu bringen. Daß die Revolution keinen anderen Zweck hatte, hat sie ja in ihren Einzelheiten glänzend bewiesen. Um so erstaunlicher ist es, daß die deutschen Spieß-Bürger aller Richtungen nicht länger als 6 Jahre gebraucht haben, um sich mit einer Revolution abzufinden, die nach dem eigenen Geständnis ihrer Macher keinen anderen Zweck hatte, als den Bolschewismus nach Deutschland zu bringen.



Rote „Freiheitskämpfer“ am Brandenburger Tor 1918

Im Oval:

Straßenkampf in Berlin 1919

Das Bürgertum hat sich auf den Boden der demokratischen Republik und damit des bolschewistischen Prinzips gestellt. Erst in den letzten Tagen, auf dem Landesparteitag der Bayer. Volkspartei zu München, wurde dies ausdrücklich bestätigt. Das Bekenntnis zur Republik und das entschiedene Abrücken von den monarchistischen Bestrebungen, das auf dieser Tagung erfolgt ist, war vielleicht der bedeutendste politische Erfolg, den der Bolschewismus in den letzten Jahren in Deutschland davongetragen hat. — Vergessen sind die Spartakuskämpfe in Berlin, vergessen die Greueltaten der Räterepublik in München. Vergessen die erschossenen Geiseln, vergessen das Blut der Freiwilligen des Jahres 1919; vergessen auch der Max Hölz mit seiner Räuberbande, vergessen der Zeignerterror in Sachsen. Vergessen alle Not und Schmach, vergessen all das Elend, das Eisner und Scheidemann, die Haase und Liebknecht dem deutschen Volk bescherten.

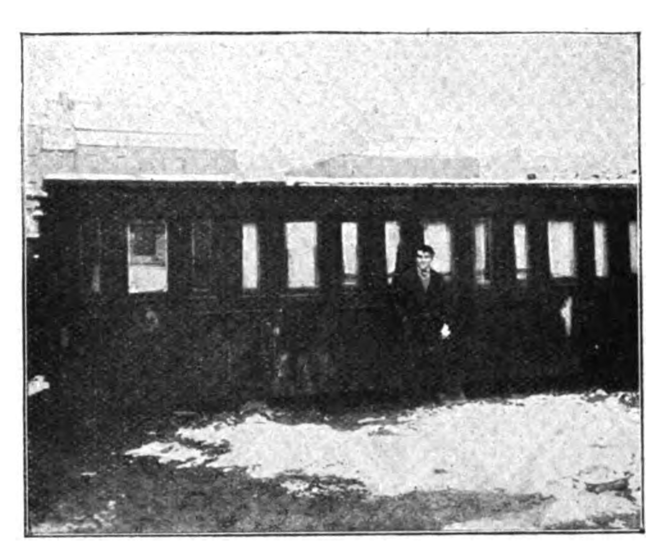
Vergessen auch die Angst und Sorge, die die deutschen Spießer hinter den Ofen führte, vergessen der Kanonendonner, der die Parlamentarier von München nach Bamberg und von Berlin in alle Welt jagte.

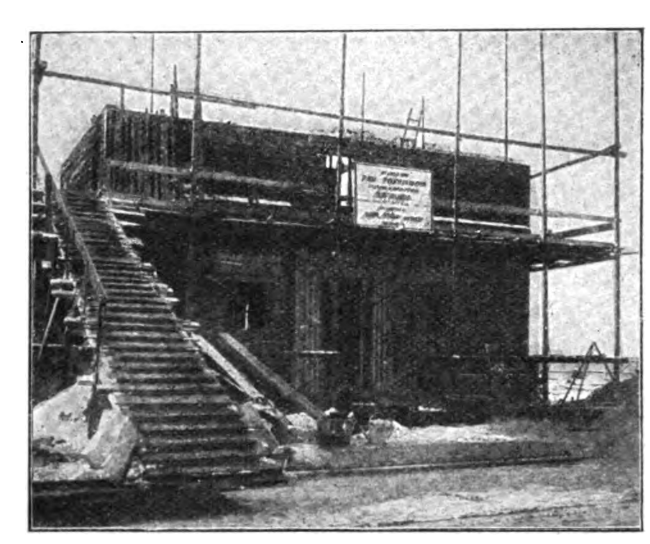
Das Spießertum hat seinen Frieden mit der Republik geschlossen. Mag es in dieser von ihm anerkannten Republik zugrunde gehen. Für Deutschlands Zukunft wird das kein Verlust sein.

* * *

„Völkerverbrüderung“ anläßlich der Revolution in Berlin

ARBEITERELEND UND JUDENWOHLFAHRT IM SCHEIDEMANNSTAAT


So wohnen deutsche Invaliden

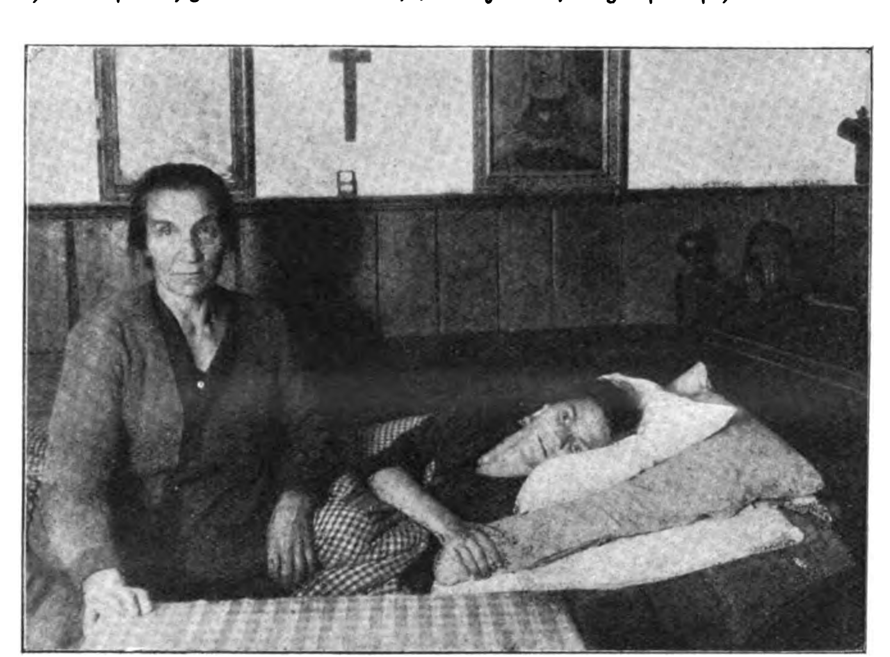

Dieweil sich der Jude prächtige Villen baut

In einer Versammlung der sozialdemokratischen Partei zu München trat unlängst Herr Scheidemann als Redner auf. „Der alte und der neue Staat" hieß sein Thema. Mit besonderem Stolz erklärte der Schloßherr von Kassel unter dem brausenden Beifall der kommandierten Reichsbannermannschaften: „Der neue Staat ist das Werk d. Sozialdemokratie".

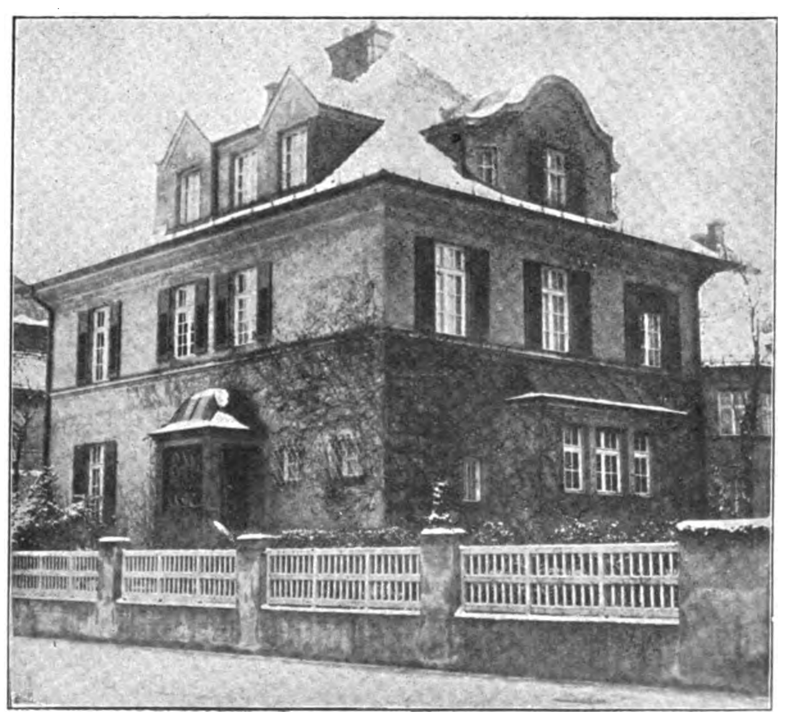
Diesen Satz kann man unserem Volke nicht oft genug in Erinnerung bringen, vor allem jenen Millionen deutscher arbeitender Volksgenossen, denen der neue Staat alles, aber auch alles genommen und nichts als bitterstes Elend, Kummer und Sorge gegeben hat. Gewiß, auch im kaiserlichen Deutschland war nicht alles Gold, was geglänzt hat. Sicherlich, auch im kaiserlichen Deutschland gab es Schichten der Bevölkerung, die ungerecht und schnöde behandelt worden sind. Ohne Zweifel, auch im Kaiserreich gab es Arme und Reiche; solche, die Besitz hatten und solche, die arbeiten mußten, um den Besitz der anderen zu vergrößern. In dem Staat aber, der nach Scheidemanns Worten das Werk der Sozialdemokratie ist, ist die **Knechtung und Ausplünderung des schaffenden deutschen Volkes das erste und oberste Gesetz** überhaupt geworden.

Milliarden hat die Republik aus dem Volke herausgepreßt. Wer bekam sie? Zu was wurden sie verwendet? Wo sind die Wohnungen für die Millionen Obdachloser? Wo sind die Krankenhäuser, wo sind die Fürsorgeanstalten? Wo sind die sozialen Einrichtungen, die der deutsche Arbeiter u. Angestellte so notwendig bräuchte? Die Milliarden sind aus Deutschland hinausgeflossen in die Taschen der jüdischen Börsenkönige und in die Tresors ihrer Filialen in Europa. Übrig geblieben ist dem deutschen Volk nur mehr der neue Staat und die Aussicht auf ein Sklavendasein, wie es die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. Die soziale Ungerechtigkeit schreit zum Himmel und der deutsche Arbeiter, anstatt gegen seinen Todfeind zum Kampfe anzutreten, organisiert sich in den Bataillonen des schwarz-rot-goldenen Ausbeuterschutzes. Er tritt an zum Schutze der Versammlungen von Leuten, die in kaiserlichen Schlössern wohnen und von der Republik ihre hohen Pfründen beziehen und er begreift nicht, daß diesen Leuten der Kampf gegen Ausbeutung und Massenelend das Gleichgültigste von der Welt geworden ist. Und während der deutsche Arbeiter in Eisenbahn-Waggons und baufälligen Hütten ein jämmerliches Dasein führt, während deutsche Arbeiterfrauen in dumpfen Stuben vor Hunger zusammenbrechen und vor Erschöpfung dem Wahnsinn nahe sind, baut der Jude sich Landhäuser und Villen und mästet sich von dem Schweiße deutscher Arbeit. „Arbeiterelend und Judenwohlfahrt", das ist die Parole dieses Staates geworden, als dessen Schöpfer sich die Scheidemann und Levi, die Bergsträßer und Rosenbaum heute rüsten. Wer will das Gegenteil beweisen?

* * *


Auch eine Folge des Dawesvertrages.
Eine Münchner Arbeiterin, die vor Hunger zusammenbrach

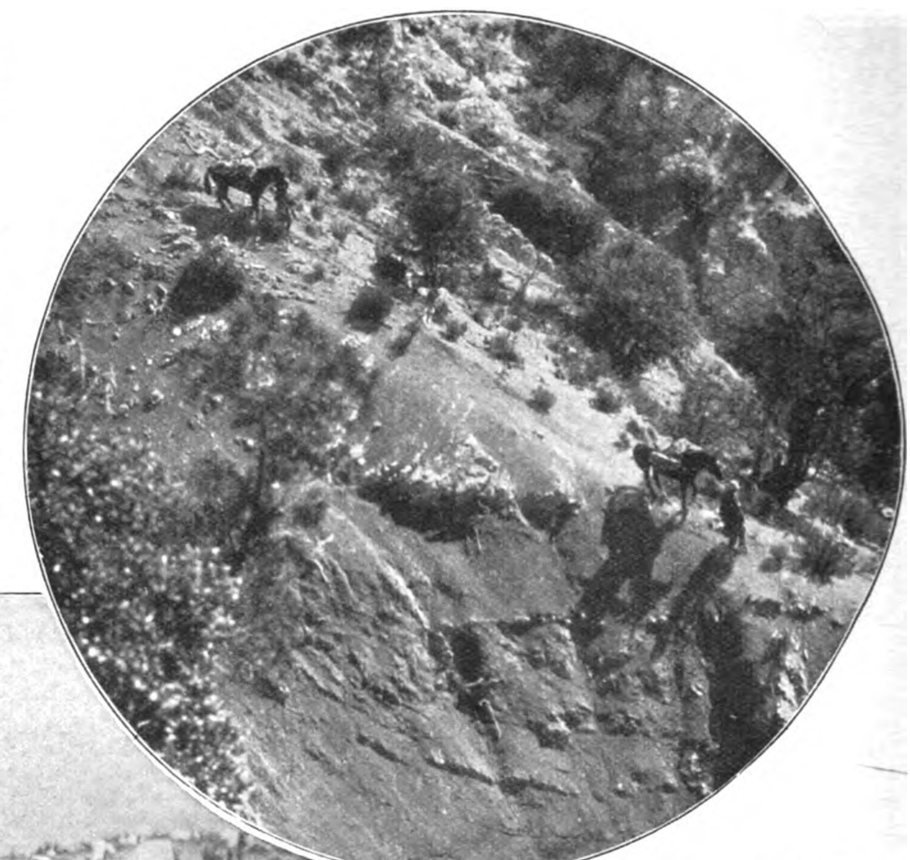

So wohnen die Arbeiter


Juden-„Herberge" in München

FREMDENLEGION

Von Max Rieß, ehemals Legionär

Irgendwo, dort unten am Rande der Sahara, marschieren sie, stumm und bleich, blutig und zerschunden, sie — Frankreichs lebende Schande! Marschieren immerzu, mit bebenden Knien, gekrümmt unter der bleischweren Last, — marschieren, marschieren, marschieren! Von den eckigen, fleischlosen Gesichtern rinnt der Schweiß in tausend Bächen und ein erstarrtes Schluchzen liegt um die vom Durst gesprungenen Lippen. Nur aus den Augen flackert der Haß, der zügellose und doch so unnütze Haß



Abtransport von Verwundeten in den Rifbergen

Der französische Minister Painlevé und der Marschall Pétain besichtigen das 1. Regiment Kommandeur der elsässische Jude Colonel Freudenberg

gegen die, welche ihnen fünf Jahre ihrer Jugend gestohlen haben. Gestohlen mit der gleißenden Lüge eines farbenprächtigen Lebens, welche dem tollen, jungen Hitzkopf alles versprach und nichts hielt.

Was ist aus der Fata Morgana eines freien Landsknechttums geworden? Harte Fron bei eiserner Disziplin, — ein Leben in Blut und Schmutz, Tränen und billigen, Seele und Körper zerrüttenden Lastern. So ist es, das eisgraue, harte Regiment der Fremdenlegion! — Und immer wieder füllen sich die Lücken, welche die mordende Tropensonne, der lautlose Kampf im afrikanischen Busch und ein unmenschliches Strafsystem, in ihre Front reißt. Füllen sich immer wieder mit Leibern, denen deutsche besorgte Mütter das Leben gaben. Mir graut vor der Zahl, der fürchterlichen Zahl von zweimalhunderttausend deutschen Männern, deren bittere Tränen niemand sah, die untergingen, unbeweint, irgendwo modern im giftgeschwängerten Sumpfe Tonkins, unter einer Sanddüne der syrischen oder afrikanisch n Wüste, Schakalen zum Fraße dienten hinter einem Felsblock der marokkanischen Bergwelt, oder mit einem letzten, entmenschten Fluche hinschlugen unter der Kravasche eines Aufsehers der Strafbataillone.

„Legionäre, ihr seid Soldaten, um zu sterben, und ich schicke euch dorthin, wo man stirbt!" Stahlhart klang der moderne Gladiatorenruf des Generals de Négrier, als dieser mit seinen „Toten auf Urlaub" vor Langson stand und den Reisfeldern von Pac-Niuh, aus denen

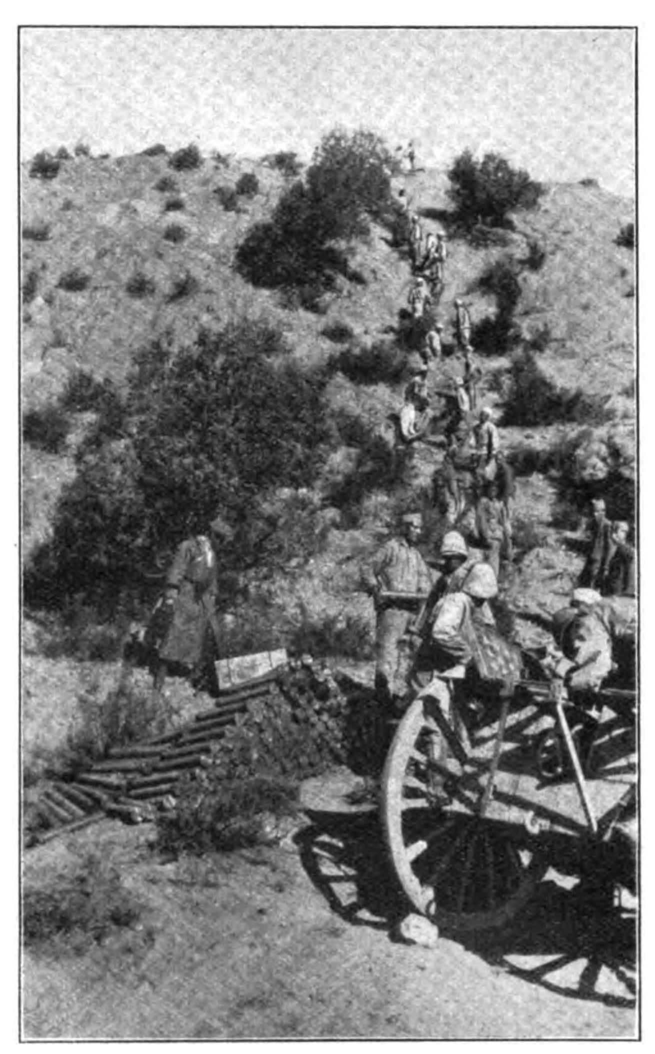


Tanks gehen an die Feuerzone



Proviantlager von Oui Aichra

sie der Tod ansprang, wie ein Tiger aus dem dampfenden Djungel. Und so starben sie alle, immer neue, immer andere; starben für Frankreichs Größe und „gloire" der Großen Nation. Ich sehe mich wieder in Sidi-Bel-Abbès. Alles erscheint grau hier, freudlos und militärisch. Ein bißchen Orient schreit in grellen Farben aus dem Bettlergeheul der Eingeborenenviertel und den muffigen Weinschenken. Aus dem Ghetto der Juden flüstert das Laster der Gasse hundert Sprachen, und Sou um Sou des erbärmlichen Kopfpreises verliert sich in die „choukarras" der feilschenden Hebräer, für die der verkommenste der algerischen Lastträger kaum einen Blick übrig hat. Alles und jeder in dem Städtchen in Grau lebt von dem fremden, verachteten Söldner, obwohl jeder Zoll des Bodens von dem Blut der ersten Legionäre gedüngt ist, die ihn in harten Kämpfen den Beni-Ammer abgerungen haben. Nur mit ohnmächtigem, instinktivem Haß vermag der Fremdenlegionär zu danken; frägt er nach Recht, so wird man ihm höchstens antworten: „Du hast gerade noch das Recht zu schweigen."



Geschützstellung in den Rifbergen

Denn Dank kennt Frankreich nie; — sein Fremdsoldat hat herzugeben, was er herzugeben vermag, eine Maschine zu sein, die totschießt, und sich totschießen läßt. Schmucklose schwarze Kreuzlein mit einer nackten Zahl und einem vergessenen Namen sind die letzte und einzige Quittung für den Bluttribut, den Deutschland schweigend, als wäre er ungeschriebenes Gesetz, seit einem Jahrhundert bald, abliefert.

Die Fremdenlegion ist eine Schmach nicht nur für Frankreich, sondern für die ganze Welt. Und ein Treppenwitz der Weltgeschichte ist es, daß bei dem Völkerbund in Genf eine Kommission besteht, deren Aufgabe die Bekämpfung des Menschenhandels ist und daß an der Spitze dieser Kommision ausgerechnet ein Franzose steht. Und doch ist die Einrichtung der Legion nichts anderes als moderner Menschenschacher. Und wenn Deutschland sonst keinen Grund hätte, den Nachbar im Westen zu hassen und zu verfluchen: **Die deutschen Opfer am Rande der Sahara geben die Berechtigung hierzu.**



Das große Heerlager bei Aïn Aichra

Der Feind der Kultur heißt Frankreich!

DER JUDENSPIEGEL

DER JUDE UND DAS CHRISTLICHE EIGENTUM

Nach dem Talmud, der jüdischen „Sitten"lehre ist die ganze Welt Eigentum des Juden. — Denn die Schrift sagt „Gott stand und maß die Erde und übergab Israel die Gojim", und „Gott hat den Juden Gewalt gegeben über Gut und Blut aller Völker". Der geringste Diebstahl, von einem Juden an einem Rassegenoss n begangen, wird nach dem Talmud auf das schwerste, mit der Todesstrafe geahndet. Dagegen ist es einem Israeliten erlaubt (Tr. Sanh. 57. 1. Tos), einem Goi Unrecht zu tun. weil geschrieben steht: deinem Nächsten sollst du nicht Unrecht tun, aber nicht geschrieben: „Dem Goi sollst du nicht Unrecht tun". Das Gebot „Du sollst nicht stehlen" bedeutet nach dem „Adler" Maimonides daß man keinem Menschen, nämlich keinem Juden, stehlen soll; einem Nichtjuden darf man stehlen. Ein Jude kann ja gar nicht stehlen, er nimmt bloß, was sein ist. So gilt dem Juden nach dem Talmud das Besitztum anderer Völker als herrenloses Gut; der erste Besitzergreifer — und das ist natürlich der Jude, weil nur er nach solchen „moralischen" Grundsätzen verfährt — ist der wahre Eigentümer. Dies gilt ganz besonders auch vom nichtjüdischen Weib. Wenn Mose sagt: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib" so erläutert und ergänzt der Talmud, daß das Weib der anderen, der Nichtjuden also, ausgenommen sei. Einen Ehebruch mit einer nichtjüdischen Frau gibt es nicht, denn die Ehe ist nur eine sittliche Einrichtung unter Menschen, die Gojim aber sind keine Menschen, sondern ärger denn das Vieh. Daß diese Vorschriften auch heute noch für den Juden Geltung besitzen, beweisen schlagend die sich immer mehr häufenden Skandalverbrechen der Louis Schloß, Meyer, Guggenheimer u. a.



Die Sau an der Stadtkirche zu Wittenberg.

Der Ursprung dieser Sandsteinskulptur ist unbekannt. Wahrscheinlich stammt sie aus dem Jahre 1304 oder 1440.

In beiden Jahren wurden die Juden unter Rudolf I. und unter Friedrich dem Sanftmütigen, dessen Gemahlin Margarethe eine sehr entschlossene und vernünftige Frau war, aus Wittenberg und Umgegend vertrieben.

Über der Skulptur standen früher die Worte „Rabbini Schem Ha Mphoras", wovon noch Spuren erkenntlich. Schem Ha Mphoras ist ein Name Jehovas, und Luther erklärt Bild und Schrift wie folgt; „Hinter der Sau steht ein Rabbiner, der hebt der Sau das rechte Bein empor, und mit der linken zeucht er den Pirzel über sich, und guckt mit großem Fleiß der Sau unter den Pirzel in das Talmud hinein, als wollte er etwas Scharfes und Sonderliches lesen und ersehen; daselbst haben sie gewiß ihr Schem Ha Mphoras her. Denn es sind vor Zeiten sehr viele Juden in diesen Landen gewest, das beweisen die Namen der Flecken und Dörfer, auch Bürger und Bauern, die hebräisch sind noch heutigen Tages, daß etwa ein gelehrter ehrlicher Mann solch' Bild hat angeben und abreißen lassen, der den unflätigen Lügen der Juden (wider Christum) Feind gewest ist. Denn also redet man bei den Deutschen von Einem, der große Klugheit ohne Grund vorgibt: wo hat er's gelesen? Der Sau im Hintern." Die unter der Sau liegenden Judenjungen, welche das einzige Ferkel derselben verdrängen, erklären sich selbst.

Ähnliche steinerne Säue sollen sich auch in Berlin, Magdeburg, Salzburg, Zerbst u. a. befinden.

Unzweifelhaft sollten die Juden durch das Bild gekränkt und von Wittenberg abgehalten werden; wie solches Kaiser Hadrian 139 n. Chr. zuerst durch eine über ein Tor Jerusalems eingemauerte Marmorsau bezweckte.





Talmud: (Rabbi Arbarbanel). „Das Weib des Fremden, das nicht eine Jüdin ist, ist nur als Vieh zu betrachten."



Talmud: Rabbi Maimonides, genannt der Adler der Synagoge sagt: „Gott hat uns befohlen von den Gojim Wucherzinsen zu verlangen und sie zu vernichten."

Der ewige Faun

Novelle von Hans Hesse

1.

Der Bahnsteig 2 des Lehrter Bahnhofs füllte sich mit den Reisenden des soeben eingetroffenen Zuges. Lärmend und gestikulierend rannten die Menschen durcheinander, hier von abholenden Freunden lebhaft begrüßt, dort mit Gepäckträgern verhandelnd. Dazwischen schallten die monotonen Rufe der Zeitungshändler. Nach und nach verebbte die Flut. . . .

Ly stand mit ihrem Koffer in der Halle, hilflos, wie ein Stubenvögelchen, das, dem Käfig entflohen, nun ängstlich zitternd auf dem nächsten Baume sitzen bleibt, sah sie in das Gewühl vorbeihastender, gleichgültiger Menschen. Ein dunkelhaariger Herr in den Vierzigern, dessen verlebtes Gesicht durch eine Hornbrille geschickt maskiert war und diesem einen soliden, fast gelehrtenhaften Anstrich gab, hatte die blonde Ly bereits längere Zeit beobachtet. Interessiert betrachtete er das junge, ranke Geschöpf in der elegant-vornehmen Kleidung, mit dem feinen, blassen Rassegesicht, welchem ein sehnsüchtiger, roter Mund und zwei große, fragende blaue Augen unter feingezeichneten Brauen einen eigenartigen Reiz verliehen. Er wurde aus dem Gesichtchen, welches das eines Kindes schien und doch schon die feinen Schicksalsrunen einer wissenden Frau, die ein großes Erleben gehabt hat, aufwies, nicht schlau. Er, Siegfried Manasse, der sich einbildete, ein gewiegter Frauenkenner zu sein, mußte sich selbst gestehen, daß er in diesem Falle keine Diagnose stellen konnte. Eines aber wußte er: Jahwe hatte ihm abermals ein Opfer zugeführt . . .

Ly sah erschreckt auf, als plötzlich ein Herr mit gezogenem Hut vor ihr stand und mit zurückhaltender, diskreter Miene höflich fragte, ob er ihr irgendwie behilflich sein könnte. Jäh tauchte vor ihrem Geiste wieder das auf, was sie aus der Vaterstadt, aus dem Elternhause getrieben hatte — — das Furchtbare, Unbenennbare, welches ihr jetzt verstohlen aus den Zügen des vor ihr stehenden Mannes entgegenstarrte. Gleichzeitig aber meldete sich eine beschwichtigende innere Stimme: „Du stehst allein in der großen Stadt, stoße die helfende Hand nicht zurück." Und leise antwortete Ly, daß ihr Berlin fremd sei und daß sie zunächst eine gute Pension suchen wolle. Manasse versprach, ihr in jeder Weise behilflich zu sein, nahm ihr den Koffer ab, gab ihn bei der Gepäckaufgabe ab und erklärte dann, daß er eine gute Pension wüßte . . . „Wir gehn jetzt dorthin. Falls es Ihnen dort gefällt, wovon ich im voraus überzeugt bin, lassen Sie Ihr Gepäck durch einen Dienstmann holen und richten sich dort gleich häuslich ein. Später können wir dann gemeinsam irgendwo Kaffe trinken. Das heißt, vorausgesetzt, daß Sie nicht zu müde von der Reise sind und Ihnen meine Anwesenheit nicht lästig wird. Auf keinen Fall möchte ich, daß Sie sich durch die unbedeutende Gefälligkeit mir in irgendeiner Weise verpflichtet glauben."

Ly willigte dankbar ein und war erfreut, daß sie, kaum in Berlin angelangt, gleich einen so selbstlos-hilfsbereiten Berater gefunden hatte. Gewandt und interessant plaudernd ging Manasse neben dem Mädel her. Erzählte von diesem und jenem, von Theater und Konzerten, von Kunst und Künstlern. Auf allen Gebieten war er beschlagen. Zeigte ihr Reichstagsgebäude und das Brandenburger Tor, gab nette architektonische Erläuterungen dazu. Wies auf das bewegte Treiben Unter den Linden hin und flocht zuweilen eine feine philosophische Bemerkung ein. Unwillkürlich wurde Ly angezogen von dem überaus gebildeten Menschen, der so gar nichts vom blasierten Großstädter an sich hatte, wie er bisher in ihrer Vorstellung gelebt hatte. Frisch und elastisch schritt sie an der Seite ihres Begleiters, welcher zuweilen einen wohlgefälligen Seitenblick auf sie warf. Hinter diesen Blicken aber lauerte die Sinnlichkeit und der Triumph einer ganzen Rasse — Triumph des Bewußtseins der Macht über die Frauen und Töchter der blonden Edelinge . . .

2.

Die Pension in der Friedrichstraße, wohin Siegfried Manasse sie geführt hatte, gefiel der blonden Ly ausgezeichnet. Ihr Zimmer war geräumig und mit allem modernen Komfort ausgestattet. Da war ein hübsches weißes Bett, mit einem weichen Fell davor. Da waren bequeme Sessel und Stühle, große Schränke und ein netter, zierlicher Schreibtisch. Da war eine gemütliche Ecke mit einem runden Messingrauchtisch, auf welchem Radiohörer lagen und vor welchem ein tiefer Gobelinsessel zum Faulenzen einlud. Auf dem Schreibtisch glänzten die Nickelbeschläge des Fernsprechers, und hinter einer spanischen Wand verbarg sich eine reizende Waschtoilette. Dabei war der Preis gar nicht hoch, und die Pensionsinhaberin, Frau Levy Wwe., schien ganz nett zu sein, wenn auch ihre übergroße Freundlichkeit vielleicht gemacht war.

Ly hatte sich erfrischt und umgekleidet und war jetzt bereit zum Fortgehen. Manasse wollte sie um fünf Uhr abholen. Er hielt Wort und brachte einen großen Strauß weißer Rosen mit . . .

Dann saßen beide in einem kleineren Kaffeehaus. Tranken Kaffee und Likör und rauchten Zigaretten. Schluchzend sangen die Geigen und es weinte das Cello. Und da hat das Mädel ihrem neuen Freunde ihr zerquältes Herz ausgeschüttet. Sie erzählte von ihrem Geliebten, der sie verführt und verlassen hatte. Ihre blauen Augen füllten sich mit Tränen, als sie von ihrer ersten, großen, vertrauenden Liebe sprach und von dem, der diese zarte Blume: die Liebe eines reinen Menschen, brutal zertrat . . . Teilnehmend streichelte Manasse ihr die schlanke Hand, sagte ihr liebe und gute Worte und las dann den letzten Brief des Geliebten der blonden Ly: „. . . Ich wollte Dich besitzen, weil ich Dich liebte. Nun, da ich Dich besaß, liebe ich Dich nicht mehr. Vergiß mich! Jacob Wolfheim."

Schweigend hatte Siegfried Manasse den Brief seines Rassegenossen gelesen — — undurchdringlich war sein Gesicht, als er den Brief zurückgab. Was mochte hinter der glatten Stirn vorgehen? Ly aber sprach weiter: wie sie unter ihrem Jammer zusammengebrochen war und endlich den Entschluß faßte, die Heimatstadt zu verlassen und in der Fremde, wo kein Erinnern sie quälte, zu vergessen. Freundschaftlich und väterlich auf Ly einredend, erwies sich Manasse als warmherziger Tröster, und unter Tränen lächelnd sah das Mädel mit einem rührenden Blick der Dankbarkeit zu ihm auf. Sie hatte fast ein Gefühl des Geborgenseins. Waidwundes Wild, das zitternd dem Menschen in den Arm läuft . . . Harmloses Elschen, den einschmeichelnden Flötentönen des Fauns lauschend . . .

3.

Leichenblaß stand Ly in ihrem Zimmer, das verzerrte Gesichtchen noch nach der Tür gerichtet, welche sich soeben hinter Herrn Manasse geschlossen hatte. Die kleinen Fäuste waren noch fest zusammengepreßt. Einen Augenblick stand sie so, dann sank sie in einen der Sessel zurück, das Gesicht in den Händen vergrabend — —.

Das also war der Grund für die selbstlose Hilfsbereitschaft des Herrn Manasse. Vertrauend hatte Ly den väterlichen Freund zu einer letzten Zigarette und zu einer Tasse Tee, welche Frau Levy bereiten würde, in ihr neues Heim eingeladen. Plaudernd saßen sie in der Rauchecke, als Manasse plötzlich über die nichtsahnende Ly herfiel und ihren roten Mund, den schlanken Hals und die weißen Schultern mit brutalen, heißen Küssen bedeckte. Tierische, verzehrende Küsse, vor denen Ly, im Bewußtsein ihrer Bedeutung, ein unüberwindliches Grauen besaß. Dann hatte sie ihre ganze Kraft zusammengenommen und hatte dem Menschen die geballten Fäuste ins Gesicht geschlagen — — immer wieder, bis er von ihr abließ, lautlos, mit hämischem Grinsen seinen Hut nahm und das Zimmer verließ . . .

Ly richtete sich im Sessel auf. Ihr einziger Gedanke war: fort aus Berlin. Sie fühlte sich so elend, so verlassen, so tief in ihrer Frauenwürde gekränkt, daß sie nur diesen Gedanken fassen konnte. Nur nicht wieder diesem Manasse begegnen. Nur nicht länger das überfreundliche Gesicht der Frau Levy, für deren abschätzende Blicke am heutigen Morgen ihr jetzt das Verständnis aufdämmerte, sehen. Sie erinnerte sich einer Jugendfreundin, die in Hamburg verheiratet war und mit welcher sie des öfteren noch Briefe gewechselt hatte. Inge und ihr Gatte würden sie mit offenen Armen aufnehmen. Ly griff nach dem Kursbuch und stellte fest, daß der letzte Zug nach Hamburg um 12 Uhr fuhr. Sie hatte noch eine Stunde Zeit bis zur Abfahrt. Schnell entschlossen telephonierte sie nach einem Dienstmann und packte dann in fliegender Hast ihren Koffer. Die Rosen des Herrn Manasse flogen gerade im Schwung in eine Ecke, als es klopfte. Frau Levy kam mit sehr erstauntem Gesicht herein, hinter ihr ein Dienstmann. „Aber liebes Kind . . .", begann die Witwe. „Ich ziehe aus", schnitt Ly ihr kurz die Rede ab. „Sie haben die Miete ja für einen ganzen Monat erhalten, also reden Sie nicht lange!" Beleidigt rauschte Frau Levy hinaus. Der Dienstmann nahm grinsend den Koffer: „Die olle Rebekka ha'm se't aber sauber jegeben." Ly zog ihren Mantel über, stülpte den runden,



flotten Filzhut über die blonde Haarfülle und verließ mit dem Dienstmann die Pension der alten Kupplerin. „Kommen wir auch noch rechtzeitig zum Zuge?“ fragte Ly. „Und, nicht wahr, Sie helfen mir beim Fahrkartenlösen und bei der Gepäckaufgabe, ja?“ „Bei mir Schiefertafel,“ erklärte der Dienstmann, „auf mir können Se rechnen!“ Da konnte Ly sogar wieder lächeln.

4.

Frau Inge Diehl saß mit ihrem „Pascha“, wie sie ihren Gatten unberechtigterweise nannte, beim Morgenkaffee. Durchs offene Fenster tönte das erste Gähnen des erwachenden Riesen Großstadt, lachten die Strahlen der Sonne, und linder Frühlingsduft schmeichelte sich in das anheimelnde Zimmer. Da läutete die Hausglocke. Frau Inge eilte an die Tür. „Ly! Du in Hamburg? Kurt! Wir haben Besuch! O Ly, wie nett, daß du uns endlich einmal besuchst! Aber was ist dir?“ Ly erwiderte nichts. Schluchzend fiel sie der Freundin um den Hals ...

Der Hausherr war ins Geschäft gegangen. Die beiden Freundinnen saßen eng beieinander. „Frage mich nicht,“ bat Ly, „ich bin todunglücklich. Bitte laß mich eine Zeitlang bei euch bleiben, damit ich wieder Mensch werde ...“

Und Ly wurde wieder Mensch. Es konnte auch gar nicht anders sein. In der sonnigen Häuslichkeit Diehls, dieser prachtvollen, aufrechten Menschen, mußten kranke Seelen genesen. Ly half der Freundin im Haushalt, machte mit ihr Spaziergänge durch die schöne Hansestadt, lernte das brausende Leben des Hamburger Hafens kennen und die Morgenstille der schönen Wege längs der Alster lieben. Abends saßen die drei blonden Menschen im traulichen Zimmer beisammen. Man las oder hielt bei einer Tasse Kaffee regen Gedankenaustausch, während der Rauch einer Zigarre kosend den Schirm der Lampe umspielte. Ly begann zu vergessen...

5.

Ly hatte Kurt gebeten, ihr eine Stellung zu besorgen. Eines Mittags kam er mit der erfreulichen Nachricht nach Hause, daß er eine Stellung als Kontoristin in einem befreundeten Bankhause für sie hätte. „Hier ist die Adresse. Sie können sich dort morgen vorstellen.“ Als Ly die Firma: Abrahamson & Co. las, krauste sich ihre Stirn. Ein unangenehmes Gefühl wallte in ihr hoch, doch verscheuchte sie die aufsteigenden Gedanken wieder ...

Sie hatte sich gut eingelebt. Mit den Kollegen und Kolleginnen kam sie aus, wenn sie auch weiter keine inneren Berührungspunkte mit ihnen hatte. Froh ihrer Tätigkeit ging sie morgens ins Geschäft und verließ es abends wieder in der Freude auf ihr kleines Heim. (Bei Diehls wohnte sie nicht mehr.) Ihr Gehalt reichte für ihre kleinen Bedürfnisse, sie machte sogar noch Ersparnisse und war stolz auf ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Den Eltern schrieb sie frohe, zuversichtliche Briefe.

Eines Tages rief Herr Abrahamson jr. Ly zum Diktat in sein prunkvoll gehaltenes Privatkontor, wo er rauchend an seinem mächtigen Diplomatenschreibtisch saß. Er diktierte einige Briefe und lehnte sich dann zurück. Ly sah fragend zu ihm auf. „Sagen Sie mal, Kleine — wie wär's, wenn wir beide heute abend in den Trocadero gingen?“ „Danke, ich mag nicht“, war die eiskalte Erwiderung. „Im übrigen gehört das ja auch wohl nicht zu meinen geschäftlichen Obliegenheiten!“ „So? Meinen Sie wirklich? Sie sind reichlich naiv, kleines Mädchen, daß Sie Ihrem Chef solche Antwort geben. Glauben Sie, daß Sie dadurch Ihre Stellung verbessern? — Sei doch nicht so dumm, Kindchen“, er stand bei diesen Worten auf und trat zu ihr. „Gib mir doch wenigstens einen Kuß.“ Damit neigte Abrahamson sich vor und legte den Arm um ihre zusammenzuckenden Schultern. Weiter kam er jedoch nicht. Ly war aufgesprungen, warf ihm den Stenogrammblock in das feiste, bartlose Gesicht, eilte zur Tür hinaus, durchs Hauptbüro hindurch in den Garderoberaum und stand einige Augenblicke später auf der Straße.

6.

Es glucksen leise die Wasser der Alster am Ufer. Langsam dunkelt es — — still und ruhig ist es, nur schwach hört man den Lärm der Stadt. Vom Fährhaus herüber tönen verschwommen Musikklänge. Paddelboote gleiten gespenstisch, schweigend dem Feenteiche, mit seinen lauschigen von Weiden umhangenen Buchten und Unterschlupfen, zu. Sinnend sitz Ly auf einer Bank, unberührt von dem Zauber der Sommernacht, erfüllt von schweren Gedanken. Lockend liegt vor ihr die dunkle Wasserfläche. Wenn sie dort unten auf dem Grunde läge — — schlafend den ewigen Schlaf — — ledig aller Seelenqualen — —. Das Wasser lockt und lockt — aus dem Glucksen der Wellen meint sie flüsternde Stimmen zu vernehmen: Komm doch! Komm doch! Es lockt und zieht — — es flüstert und raunt. Leis, ganz leis rauscht der Wind in den Weiden, deren hängende Arme zu winken scheinen ... Und Ly steht auf und geht langsam, Schritt für Schritt dem Ufer zu ... Der Mond aber verbirgt mitleidig sein Haupt hinter einer Wolke ...

Da packt eine eiserne Hand ihren Arm und reißt sie zurück. Ly erwacht jäh und sieht entsetzt dem, der sie festhält, ins Gesicht. Der Mond kommt, zufrieden lächelnd, wieder hinter der Wolke hervor. Ly schaut starr in zwei ernste Männeraugen, deren Blicke ihr bis auf den Grund der Seele gehen. Sie sieht nichts als nur diese wunderbaren Augen, die sie völlig in den Bann ziehen. Und sie läßt es geschehen, daß der Fremde sie auf die Bank setzt, sich neben sie setzt und sie ganz sacht in den Arm nimmt. Sie lehnt das müde, gedankenschwere Köpfchen an seine breite Brust und läßt ihren Tränen freien Lauf. Und zum zweiten Male spricht sie einem Mann von ihrer Not. „... und jetzt bin ich so müde — — zu müde zum Weiterleben — —.“ Der Mann küßte das arme, flügellahme Vöglein in seinem Arm behutsam und zart auf den jetzt so blassen Mund. Nach einer Weile sagte er: „Höre zu, Mädel, ich will dir eine Geschichte erzählen:

Einst lebte ein großes freies Volk, wohl in viele Stämme zerfallen, aber gleich in Rasse und Sitte. In das Land dieses Volkes, Germanien, drangen fremde Priester ein, welche die alten Götter der Germanen stürzten und andere Sitten und Gebräuche einführten. Sie gaben dem Volk einen Kaiser, welcher die willigen Stämme unter seinem Zepter einte, die anderen aber mit Feuer und Schwert bekämpfte. Durch diesen Kaiser kamen auch Angehörige eines fremden Stammes ins Land, die vom Wucher und Schacher lebten. Nach einigen Jahrhunderten hatte sich dieses Fremdvolk bereits völlig in das germanische Volk eingefressen. Die instinktive Abwehr der Ureinwohner wurde durch die Fürsten unterdrückt. Bald hatte sich der Jude, dank seines Goldes, zum Geldgeber der Großen des Landes und damit zum eigentlichen Beherrscher gemacht. Nach dem letzten großen Kriege ist die Maske gefallen, der Jude hat die offizielle Herrschaft angetreten. Bald wird der ewige Wucherer die ganze Welt beherrschen. Und neben ihm der ewige Faun, diese zweite Höllengeburt jüdischen Wesens. Der moderne Faun, der nicht mehr auf der Flöte bläst, sondern der alle Instrumente des Lebens beherrscht. Ich nenne die Presse, das Kino, das Theater, die Revuen. Alle diese und weitere ungezählte Instrumente beherrscht der ewige Faun meisterhaft. Und er macht sich mit allen Mitteln Germaniens blonde Frauen untertan. Und du siehst den ewigen Faun mit blonden Frauen in jedem Kaffee, in jeder Diele, in jeder Bar sitzen ... Und fein schmeichlerisch, mit orientalischer Glut bläst er die Flöte der Betörung und der Überredung und macht die Frauen willenlos. Und wenn er eine genossen hat, wirft er sie beiseite und bläst der nächsten ... Und so soll das deutsche Volk mit furchtbarer Sicherheit zugrunde gerichtet werden.

Um dies zu verhindern, hat das Schicksal einen Mann aus dem Volke sehend gemacht und hat ihm die Aufgabe gestellt, sein Volk wachzurütteln aus dem Schlafe, auf daß es taub werde gegen die Flötentöne des ewigen Fauns und sich losreiße aus den Ketten des ewigen Wucherers. Und diesem Mann aus dem Volke ist es gelungen, eine große Schar ernster, harter Kämpfer, Männer und Frauen, um sich zu scharen. Und ich bin stolz darauf, einer der geringsten dieser Kämpfer zu sein.

Du liebes, armes, deutsches Mädel! Du darfst des ewigen Fauns wegen nicht untergehen. Du bist jetzt sehend geworden. Deine Pflicht aber ist es, dich hineinzustellen in unsere Reihen und dein Leben dem Kampf gegen den ewigen Faun zu widmen. Dann hat auch dein Leben einen Sinn erhalten ...“

Es gluckten leise die Wasser der Alster am Ufer, an welchem zwei schweigende Menschen dem Lichtmeer der Innenstadt zugingen. Über ihnen blinkten verheißend die Sterne, und der Mond lachte zufrieden über sein ganzes rundes Gesicht.

Die Juden sind unser Unglück!

Aufruf!

An alle Bezieher und Leser des „Illustrierten Beobachters“!

Vier Nummern unserer Bilderzeitung haben genügt, um den „Illustrierten Beobachter“ einzuführen. In Auflagen von 40 000 bis 60 000 Exemplaren hat jede Nummer weit über die deutschen Sprachgebietsgrenzen hinaus Verbreitung gefunden und die Unzahl von Zustimmungen und Anregungen unserer Leser haben bewiesen, daß wir mit der Schaffung dieses Werkzeuges der nationalsozialistischen Bewegung eine Lücke unserer Parteipresse ausgefüllt haben.

Adolf Hitler eine Waffe zu schmieden für den Kampf seiner Bewegung war unsere Absicht bei der Herausgabe dieser Zeitung. Das unerhört rasche Anwachsen der Auflagen gibt Zeugnis, daß dies gelungen ist.

Wir haben uns entschlossen, unseren „Illustrierten Beobachter“ dergestalt auszubauen, daß wir im neuen Jahr zum zweimaligen monatlichen Erscheinen übergehen. Auslieferungstage sind der 15. und 30. jeden Monats. Erstmaliges Erscheinen 15. Januar 1927.

Das zweimalige monatliche Erscheinen setzt uns auch in die Lage, den Postbezug einzuführen. Postalisch-technische Gründe schreiben den Vierteljahresbezug vor.

Der Vierteljahresbezugspreis des „Illustrierten Beobachters“ vom 1. Januar bis 1. April beträgt 1 M., zuzüglich 12 Pf. Postzustellungsgebühren.

Der Versand von 40 000 bis 60 000 Exemplaren konnte nicht immer mit dem vorhandenen Personal so schnell als im Interesse der Bezieher erwünscht, erfolgen. Die Postzustellung und als Voraussetzung hierfür die Bestellung bei der Post gibt die Garantie, daß jeder Bezieher jede Nummer pünktlich geliefert erhält.

Es ist ganz selbstverständlich, daß wir durch den Übergang zum mehrmaligen Erscheinen Vorsorge getroffen haben, daß auch die Ausstattung des „Illustrierten Beobachters“ verbessert wird. Wir haben eine Reihe von Künstlern zur Mitarbeit verpflichtet und unseren Bilderdienst erheblich erweitert. Der Inhalt wird abwechslungsreich und interessant, unterhaltend und belehrend. Ein fortlaufender, sehr spannender Roman und eine reiche Rätselecke ist vorgesehen. Je rascher es uns gelingt, unsere Auflage durch Werbung von Postbeziehern zu steigern, desto mehr wird Ausstattung und Umfang des „Illustrierten Beobachters“ gewinnen. Unser Ziel ist heute und bis zur Erreichung die Auflage von

100000 Exemplaren.

Mitzuarbeiten an der Erringung dieses Zieles ist die Aufgabe aller Nationalsozialisten, aller Freunde unserer Sache und aller Deutschbewußten überhaupt, weil wir als einzige antisemitische große Bilderzeitung den Kampf führen gegen jüdische Knechtung und alles Undeutsche, gegen alle Feinde des deutschen Vaterlandes und gegen die Macher und Nutznießer der Gaunerrevolution vom Jahre 1918. Wie das Zentralorgan der nationalsozialistischen Bewegung, die Tageszeitung „Völkischer Beobachter“, kämpfen wir für das Programm der nationalsozialistischen Bewegung.

Zu allen Zeiten und bei allen Nationen wurde der politische Kampf und zwar nicht ohne Erfolg auch geführt durch Verbreitung von Illustrationen und Karikaturen. Das Kampfmittel der nationalsozialistischen Bewegung zu diesem Zwecke ist der „Illustrierte Beobachter“.

Bestellt sofort mit untenstehendem Bestellschein.

Fordert Werbenummern und Prospekte.

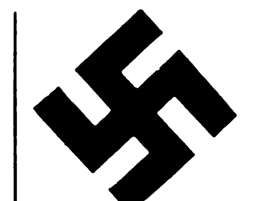
Für Bestellungen nach dem 25. Dezember erhebt die Post 20 Pf. Nachbehandlungsgebühr.

Für pünktliche Zustellung garantiert allein der Postbezug. Für die Organisationen der Partei (Landesleitungen, Gaue, Ortsgruppen) stehen Werbehefte zur Verfügung. Wer 10 Bezieher wirbt, und den Nachweis durch Vorlage der Postbestellscheine erbringt, erhält einen Freibezug für ein Vierteljahr. Die Namen der besonders hervorragenden Werber werden im Zentralorgan der Partei anerkennend veröffentlicht.

An die Arbeit für die nationalsozialistische Bewegung. Es lebe unser Führer Adolf Hitler.

Mit deutschem Gruß!

Schriftleitung und Verlag „Illustrierter Beobachter“.



In den Briefkasten werfen oder dem Briefträger mitgeben

Der Unterzeichnete bestellt hiermit

.... Stück **Illustrierter Beobachter**

für das 1. Vierteljahr 1927

Der Bezugspreis wolle von mir eingehoben werden.
Ich wünsche die Zeitung zugestellt zu erhalten.
Ich werde die Zeitung abholen.
(Nichtzutreffendes ist zu streichen.)

Name: ....

Stand: ....

Wohnort: ....

Straße u. Hausnummer: ....

An das Postamt: ....

Deutlich schreiben!

In den Briefkasten werfen oder dem Briefträger mitgeben

Der Unterzeichnete bestellt hiermit

.... Stück **Illustrierter Beobachter**

für das 1. Vierteljahr 1927

Der Bezugspreis wolle von mir eingehoben werden.
Ich wünsche die Zeitung zugestellt zu erhalten.
Ich werde die Zeitung abholen.
(Nichtzutreffendes ist zu streichen.)

Name: ....

Stand: ....

Wohnort: ....

Straße u. Hausnummer: ....

An das Postamt: ....

Deutlich schreiben!

DER HAMBURGER HAFEN

Eine Hauptschlagader des deutschen Wirtschaftslebens darf man ihn wohl mit Recht bezeichnen und jeder Deutsche, ob er auch im fernsten Süden, in unseren herrlichen Bergen oder in Deutschlands Osten wohnt, darf stolz sein auf Deutschlands größten Seehafen, die deutsche Türe zur Welt. Mit jener festen Entschlossenheit und mit dem unbeugsamen Willen, der, in wirtschaftlichen Dingen angewendet, einer der Hauptneiderreger gegen Deutschland geworden ist, hat man in Hamburg begonnen, aus den Trümmern, die der Unfriedensvertrag und die skandalösen Abmachungen hinterlassen haben, ein Neues zu schaffen. Deutsche Tatkraft, Ingenieurarbeit, im Bunde mit der Faust des Arbeiters, hat hier neuerdings Werke geschaffen, die uns mit Zuversicht in die Zukunft blicken lassen.

Im Hafen, der in vier Kriegsjahren verödet und nach dem Friedensschluß von deutschen Schiffen so gut wie entblößt war, herrscht jetzt wieder reges Leben. Täglich fahren durchschnittlich 80 Seeschiffe ein und aus, beladen mit Waren, die deutscher Fleiß schuf oder mit Rohstoffen, die aus fernen Ländern stammen und die nur in Deutschland in jener Güte zu den tausenderlei Dingen verarbeitet werden können, die die Kultur unserer Zeit nicht mehr zu entbehren vermag.

„Cap Polonio"

Wer von den Höhen bei St. Pauli den Anblick des Hafens genießt, ist im Innersten bewegt. Rätselhaft und unentwirrbar liegt die gewaltige Anlage vor den Augen des Beschauers, und doch ist das Ganze ein Muster von Organisation und Ordnung. Durch die schäumenden, immer aufgeregten Wasser flitzen die kleinen Pinassen, Motorboote und Schuten, oft haarscharf aneinander vorbei. Stolz und sicher ziehen die großen „Kasten" ihren Weg, geleitet von der Kavallerie des Hafens, den Schleppern. Unaufhörliche Sirenensignale lassen schwache Nerven aus dem Gleichgewicht bringen: „Achtung", „Vorsicht links", „Aufgepaßt", „Folge mir", so tönt es durcheinander, chaotisch scheinbar und doch ordnend.

Einige Zahlen mögen die Bedeutung des Hamburger Hafens erläutern:

Unter welcher Flagge kommen die Seegüter nach Hamburg?

Amerika

1913	0,08 %
1924	7,25 %
1925	7,12 %

England

1913	22,81 %
1924	22,54 %
1925	22,3 %

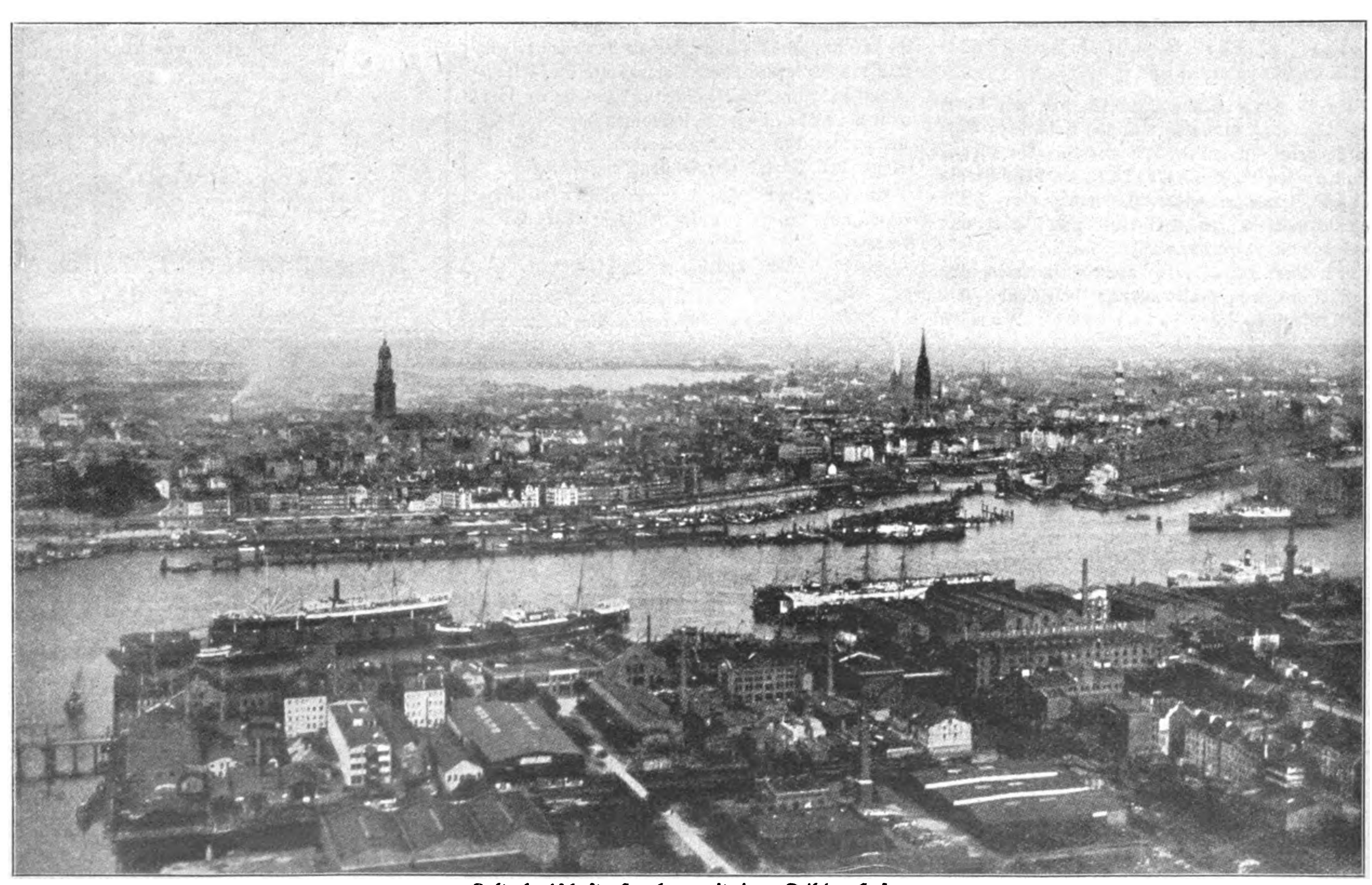
Deutschland

1913	52,05 %	1921	26 %
1924	42 %	1925	48,4 %

Hamburgs Hafenverkehr im August 1926:

	Einfuhr	Ausfuhr
Insgesamt	805639 t	1233394 t

Stellt man zu diesen Zahlen noch die Tatsache, daß Hamburg auch den größten deutschen Flußschiffahrtshafen besitzt, ja vielleicht den größten Flußschiffahrtshafen Europas überhaupt, so versteht man die Bedeutung des Hamburger Hafens für die Weltgeltung der deutschen Schiffahrt. Neben Antwerpen ist der Hamburger Hafen der größte des europäischen Festlandes. Die Gesamtkailänge beträgt 169 Kilometer. Nicht uninteressant ist auch eine Aufstellung über die von Hamburg in die verschiedenen Länder abgehenden deutschen Ausfuhrmengen. So gehen nach Großbritannien 298690t, Dänemark 211365t,



Kulturlandschaft: Hamburg mit einem Teil des Hafens

DEUTSCHE WEIHNACHT...

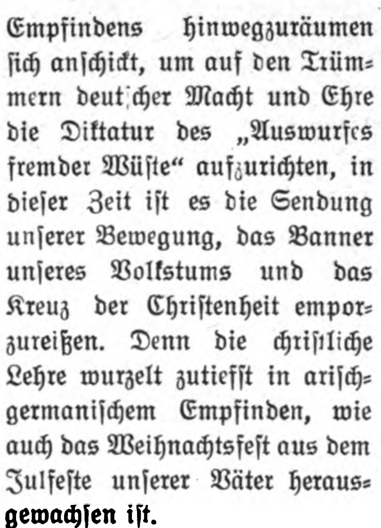
Wenn das Jahr zu Ende geht, rauscht es durch den winterlichen Wald, die deutschen Tannen beginnen sich sachte zu regen, sie werden lebendig, verlassen ihre Heimat und wandern in Dorf und Stadt, um plötzlich in all den Häusern wie empor aus dem Boden zu wachsen. — Weihnacht ist es. In jeder Hütte, in jedem Palaste, überall, wo Deutsche wohnen, breitet an diesem Tage des Heils der ewig grüne Baum seine segnenden Arme aus, er umstrickt die Herzen der Großen mit dem Zauber seiner Poesie und spricht mit einer Stimme, gewoben aus Liebe und Tannenduft: Lasset die Kindlein zu mir kommen ... Und sie kommen, wie sie all die Jahrhunderte gekommen sind. Draußen tanzen die Flocken, pfeift der Sturm um das Gemäuer, draußen tobt der Kampf des Lebens und wütet der Vernichtungswille eines unversöhnlichen Feindes. Aber drinnen in den lichtdurchfluteten Räumen gehen sie mit sonnenhellen Gesichtern, aus denen aller Glanz und alles Glück der Kindheit leuchtet, drinnen stehen sie und schauen mit großen staunenden Augen in den flimmernden Kerzenschein des Lichterbaumes und von ihren unschuldigen Lippen ertönt das Lied, so alt und doch ewig neu: Stille Nacht, heilige Nacht ...

Weihnachten ist das Fest der Liebe; und für uns ist es insbesondere das Fest der Liebe zu unserem Volkstum. In einer Zeit, da der Jude mit jenem Wahnsinn, der Methode hat, alles, was uns teuer ist, mit dem Gifte seiner Talmudgesinnung verseucht, da er die letzten Bollwerke nicht nur des Deutschtums, sondern auch unseres christlichen Empfindens hinwegzuräumen sich anschickt, um auf den Trümmern deutscher Macht und Ehre die Diktatur des „Auswurfes fremder Wüste" aufzurichten, in dieser Zeit ist es die Sendung unserer Bewegung, das Banner unseres Volkstums und das Kreuz der Christenheit emporzureißen. Denn die christliche Lehre wurzelt zutiefst in arisch-germanischem Empfinden, wie auch das Weihnachtsfest aus dem Julfeste unserer Väter herausgewachsen ist.





Eines deutschen Mannes Weihnachtsbaum — Fritz Scherbauer



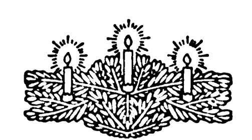
Fritz Scherbauer

Der Nikolaus kommt!

Weihnacht! Wir denken an die blonden Kinderköpfchen unserer Kleinen, die selig einem unnennbaren Märchenglück entgegentasten. Und wir wissen: das sind jene, die Träger sein werden der Zukunft unseres Volkes und die dereinst berufen sind, ihm die Freiheit zu erkämpfen ...

Und so treten wir auch in diesem Jahre wieder mit jungen und frohen Herzen unter den brennenden Tannenbaum. Denn wir tragen in uns den unerschütterlichen Glauben, daß die Morgenröte einer kommenden Zeit den Sieg des Nationalsozialismus über den jüdisch-demokratischen Sumpf unserer Tage strahlend beleuchten wird.

Ph. B.





Die Sektion Schwabing der Münchner N. S. D. A. P. beschenkt anläßlich ihrer Weihnachtsfeier arme Kinder

HERAUS AUS DEM KERKER – HINEIN IN DEN KAMPF



Der Führer der Nürnberger Nationalsozialisten, Julius Streicher, wurde am 8. Dezember nach Verbüßung einer 3½monatigen Gefängnisstrafe aus der Haft entlassen und vor seiner Wohnung von einer tausendköpfigen Menge stürmisch gefeiert Hoffmann



Der Hauptschriftleiter des „Völkischen Beobachters", Alfred Rosenberg, verläßt das Münchener Gefängnis Stadelheim nach Verbüßung einer einmonatigen Gefängnisstrafe Hoffmann

Wieder neigt sich ein Jahr deutscher Schmach und Entrechtung dem Ende zu. Ein Jahr der Erfüllung und der Erpressung, ein Jahr außenpolitischer Mißerfolge und Wahnsinnsakte und innerpolitischer Schande und Verbrechen. Ein Jahr unerhörter Gleichgültigkeit gegenüber den deutschen Lebensinteressen und ein Jahr brutalster Unterdrückung aller, deren Denken und Handeln der Befreiung gilt.

Aber auch dieses Jahr ging zu Ende. Ging zu Ende wie die Kerkerhaft des nationalsozialistischen Führers in Nürnberg, Julius Streicher. Wie haben sich die Finsterlinge und Ausbeuter, die Juden und ihre Kreaturen gefreut, als es gelang, diesen verhaßten Mann auf drei und ein halbes Monat ins Gefängnis zu bringen. In den letzten Tagen sind sie wieder stiller geworden. Denn auch dieses lange Kapitel neudeutscher „Gerechtigkeit" fand sein Ende und am 8. Dezember öffneten sich die Tore des Gefangenenhauses zu Nürnberg und unter dem Jubel der Getreuen ging Streicher wieder in die Freiheit. Ging aus dem Kerker und in den Kampf. Noch am Abend desselben Tages sprach er zu den Tausenden von deutschen Freiheitskämpfern mit ungebrochener Kraft u. flammender Begeisterung.



Julius Streicher verläßt das Gefängnis Hoffmann

Wir sind dem Geschick dankbar, das dieses herrliche Beispiel unseres Vorkämpfers gerade in den Tagen der Jahreswende geben ließ. Unser ganzes Volk befindet sich heute im Kerker. Weniger, meinen wir, im Kerker der Unfreiheit nach außen, obwohl auch dieser Freiheitsentzug schwer auf uns lastet — als im Kerker der geistigen Unfreiheit, der Knechtung im Innern durch eine Rasse, die der Heiland einst die Brut des Teufels nannte. Diese uns auferlegte geistige Knechtung ließ unser Volk taub werden gegen die Forderungen des Selbsterhaltungstriebes, führte zur Wehrlosmachung und freiwilligen Entehrung und damit zu furchtbarer nationaler Erniedrigung und erbärmlicher Zinsknechtschaft.

Und wenn mit dem Ablauf des Jahres 1926 auch ein Ende kommen soll all des Elends und der Not, der Entbehrungen u. der deutschen Tränen, dann ist es notwendig, daß unser Volk zuerst die Ketten sprengt jener verachtungswürdigen Abhängigkeit, in der wir uns gegenüber der Judenrasse befinden, jener Teufelsbrut, deren Gott das Geld ist.

Der Anfang dazu ist gemacht. Unter der Führung Adolf Hitlers sammeln sich im ganzen deutschen Sprachgebiet Frauen und Männer, die die Türen des geistigen Kerkers gesprengt haben und — kaum in Freiheit — den Kampf für die Freiheit aufgenommen haben.

Wenn es auch dem Juden gelingt, den einen oder anderen dieser Kämpfer mit Hilfe jenes Staates, den die Börse zur Sicherung ihrer Herrschaft geschaffen hat, zeitweise dem Kampf zu entziehen: ungebrochen gehen sie in die Gefängnisse der Bedrücker, ungebrochen kommen sie wieder heraus, entschlossen erst recht zu kämpfen um die endliche Sicherung deutschen Lebensrechtes.

Mit dieser Genugtuung gehen wir Nationalsozialisten in das neue Kampfjahr. Wir wissen, was uns bevorsteht. Wir täuschen uns nicht über die Macht der Finsternis. Aber wir wissen: jeder Tyrannei ist ein Ende zu machen, wenn nur der Wille dazu besteht. Und darum ist unser Kampfruf für 1927: Heraus aus dem Kerker — hinein in den Kampf.

H. E.

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler.
Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

„Freiheit und Brot!"

2. Jahrgang / Folge 1 — 15. Januar 1927

Preis 20 Pf. — Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2



Atlantic

Aus Neudeutschland: Oberbürgermeister und Modekönigin

(Siehe Text auf Seite 2.)



Sport ist Trumpf!

Länderfußballspiel Deutschland—Schweiz

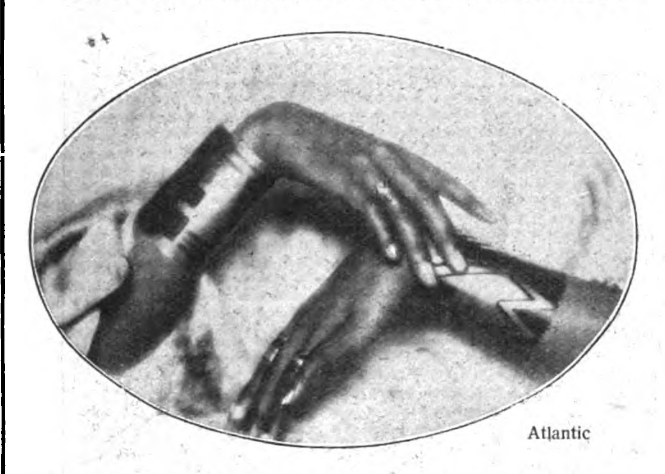
Wer sein Menschheitsideal nicht im „ehrbaren" Spießbürger und der „tugendsamen" alten Jungfer sieht, der muß seine helle Freude an der Begeisterung haben, die das deutsche Volk in immer steigendem Maße für die sportliche Betätigung aufbringt. Und wenn man weiß, in welchem Maß das Vertrauen auf körperliche Kraft, Gewandtheit und Überlegenheit des einzelnen geeignet ist, den Glauben an die Unbesiegbarkeit des ganzen Volkstums und die Möglichkeit der Wiedererringung der Freiheit wiederherzustellen, dann begreift man den wahren Wert der imponierenden Leistungen der deutschen Meister des Jahres 1926. Weitaus das größte Interesse genießt zur Zeit der Fußballsport. So zählte man bei dem Länderspiel Deutschland—Schweiz am 2. Dezember in München über 40 000 Zuschauer, die — allerdings vergebens — den deutschen Sieg erhofften.

*

Länderfußballspiel Deutschland—Schweiz (2 : 3)

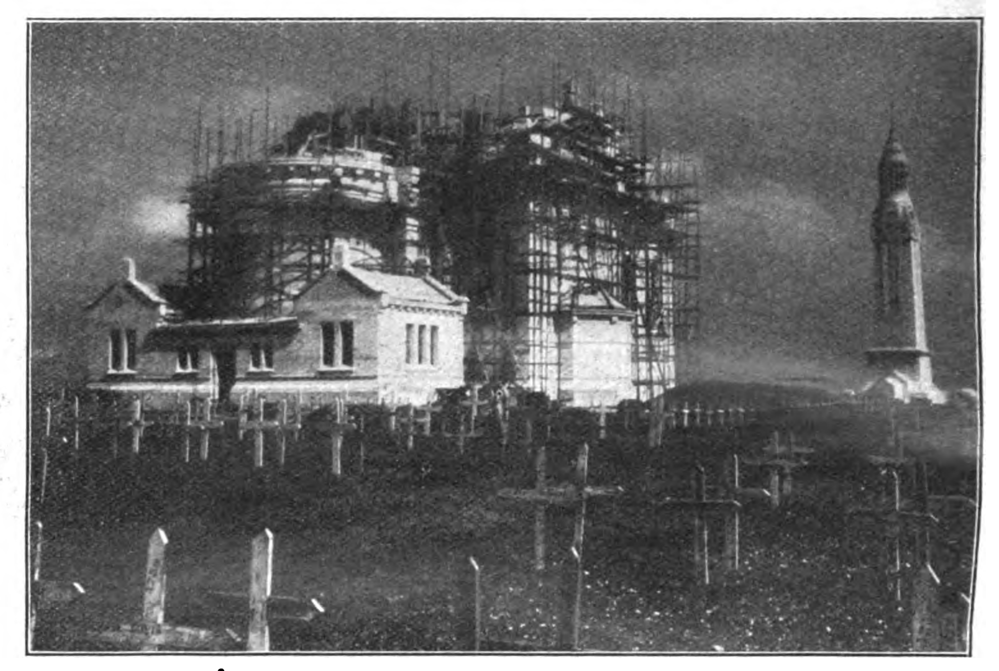
Die Spielführer, darunter Harder (Hamburg), „Tull" genannt, mit dem holländischen Schiedsrichter. Im Hintergrund ein Teil der großen Stehtribüne des Münchener Stadions.

Handschellen zum Abendkleid



Atlantic

Nach der Einführung des kurzen Herrenschnittes und der berühmten und so liebreizenden schwarzen Hornbrille für Damen kommen die jüdischen Modezeitungen mit der Nachricht, daß die schönste Zierde der deutschen Frau eine dem Negerschmuck nachgemachte ziselierte Manschette oder Handschelle sei, der „stilgerechte", erotische Schmuck zum Modetanz, dem verrückten Charleston.



Auf der Lorettohöhe, dem Schauplatz der furchtbarsten Kämpfe des Weltkrieges, wird jetzt eine Sühnekirche errichtet. Photothek



Der Wiederaufbau der japanischen Hauptstadt Tokio, die vor einem Jahre durch ein furchtbares Erdbeben in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, macht große Fortschritte. Atlantic

Boeß und das Mannequin der Firma Gerson

(Zu unserem Titelbild)

Von allen Industriezweigen, die die Juden heutzutage in den Händen haben, beherrschen sie keinen so ausschließlich wie die Damenkonfektion, deren Zentrale bekanntlich Berlin ist. Kaum fünf von Hunderten von Konfektionsfirmen in der Reichshauptstadt gehören Besitzern, die nichtjüdische Namen tragen. Was ist natürlicher, als daß die Berliner Stadtverwaltung, an deren Spitze der von der marxistischen Mehrheit berufene Oberbürgermeister Boeß steht, zur jüdischen Damenkonfektion in freundschaftlichster Beziehung steht, die man am besten auf die Formel bringt: „Ergebenster Diener."

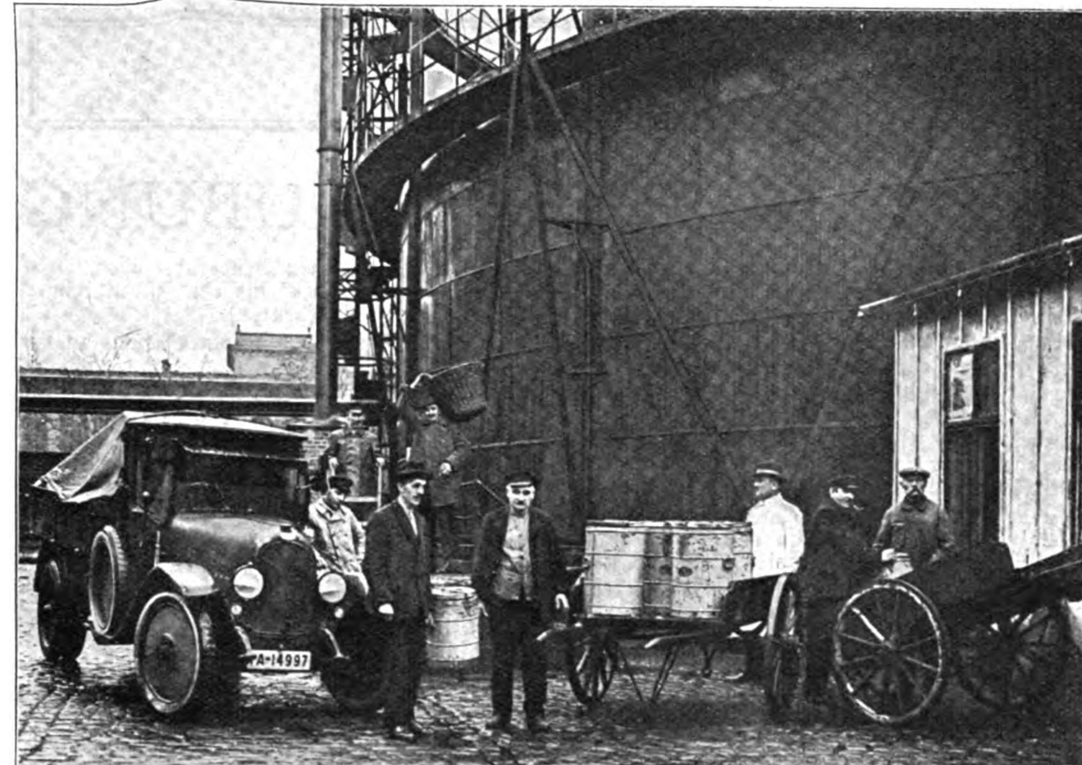
Man darf sich deshalb auch nicht wundern, wenn Herr Boeß es mit seiner Würde als Oberbürgermeister der deutschen Reichshauptstadt für durchaus vereinbar hielt, anläßlich des „Philharmonie"-Balles die verschiebenen Probiermamsellchen der Konfektionsjuden vor sich Revue passieren zu lassen und die „Schönste" (Nr. 60!) als „Deutsche Modekönigin" der andächtig mauschelnden und erlauchten Versammlung vorzustellen.

Die 400 000 Berliner Arbeitslosen dürfen überzeugt sein, daß der Herr Oberbürgermeister über den wichtigen repräsentativen Aufgaben, wie die Krönung der Modekönigin, ihre Not nicht vergessen wird.

Im Staat der Schönheit und Würde

„Friede und Brot!“ riefen die Juden und die marxistischen Drahtzieher, als sie im Jahre 1918 im Auftrag der Börse dem deutschen Arbeiter den Befehl erteilten, eine Revolution zu machen und den Staat zu stürzen, dessen soziale Gesetzgebung und Fürsorge für die schaffenden Klassen trotz mancher Mängel in der ganzen Welt als vorbildlich und nachahmenswert bezeichnet worden sind. „Friede und Brot!“ schrieen die fanatisierten Massen und sägten sich vergnügt den Ast ab, auf dem sie selber saßen. Und Bayerns erlauchter Revolutionsjude und Ministerpräsident Kurt Eisner teilte mit, daß mit dem Sturz der Monarchien „das deutsche Volk in Schönheit und Würde zu leben“ beginne.

Unterdessen hat der deutsche Arbeiter einige Kostproben des Lebens in Schönheit und Würde vorgesetzt bekommen, und die Begeisterung für den neuen Staat hat unter dem Eindruck dieser Dinge merklich nachgelassen. Es ist aber auch allerhand, was sich die republikanischen Behörden und Verwaltungen den arbeitenden Klassen zu bieten getrauen. Wollen wir uns z. B. hier nur einmal eine von den sogenannten Volksspeisungsküchen ansehen, die in der Republik zur Abfütterung der infolge unserer glorreichen Außenpolitik arbeitslos gewordenen Millionen eingerichtet werden mußten. Unsere Bilder zeigen die Massenabfütterungsanstalt, genannt Volksspeisungsküche des Bezirksamtes Berlin, die kürzlich in einem ehemaligen Gasometer in Charlottenburg eingerichtet worden ist. Das Geschrei hätten wir hören mögen, das im „Vorwärts“ oder im „Berliner Tageblatt“ und verwandten Zeitungen erhoben worden wäre, wenn sich jemand im alten, kaiserlichen Deutschland getraut hätte, zu verlangen, daß Arbeiter und Erwerbslose aus einer derartigen Anlage abgespeist werden. In der Republik freilich liegen die Dinge anders, und so finden wir sogar Stimmen, die diese neue Einrichtung im Gasometer noch als eine hervorragende soziale Anlage bezeichnen. Wie es mit der Sauberkeit in einem solchen Gasometerbetrieb und mit dem Wert der darin hergestellten Verpflegung aussehen mag, diese Frage wollen wir gar nicht erst untersuchen. Darüber **schweigt des Sängers Höflichkeit.**



Die Volksspeisungsküche des Bezirksamtes Berlin-Charlottenburg. Der Abtransport der Speisen.



In einem stillgelegten ehemaligen Gasometer hat das Bezirksamt Berlin-Charlottenburg eine Volksspeisungsküche eingebaut, die 8 Kochkessel von je 800 Liter enthält. Photothek



Photothek

Einer, der das „Gasometeressen“ nicht holt!

Das Bildnis des wohlaussehenden und gediegen gekleideten Mannes, das wir hier veröffentlichen, stellt nicht einen Industriellen oder bürgerlichen Nutznießer proletarischen Schweißes dar, sondern den Hauptführer des freigewerkschaftlichen A. D. B., Albert Frankenberg.

Berliner Blätter melden, daß der Andrang beim Kauf von Alkohol noch nie so groß war wie an Silvester 1926, so daß stellenweise sogar Schutzpolizei zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgeboten werden mußte. Der Jude meidet den Alkohol, bleibt nüchtern und plündert unser Volk aus; das vielfach betrogene Volk sucht Vergessen im Taumel der Eintagsfreude. Auch ein Bild aus dem Leben im Staat voll Schönheit und Freude.



Der Drang nach dem Alkohol der Firma Süßkind Atlantic

DER JUDENSPIEGEL

JUDENGLÜCK UND CHRISTENBERAUBUNG

„Die Juden sind harmlose, fleißige und deshalb erfolgreiche Geschäftsleute", sagen die Millionen deutscher Spießer „bürgerlicher" und „politischer" Färbung, die von der Rassen- und Judenfrage keine Ahnung haben. „Der Jude lebt nur vom Betrug und Ausbeutung seiner Wirtsvölker", schrieb einstens der Jude Mendelssohn (1739—1786).

Das Schicksal der deutschen Nation der letzten Jahre hat tausendfältig bewiesen, wie wahr dieser Satz des alten Rabbiners ist. Tausende und Abertausende von Existenzen sind jämmerlich zugrundegegangen, Juden waren nicht darunter und allenfallsige Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Es ist nur zu bedauern, daß in der Aufstellung der Finanzzeitschrift „Die Bank", die die im Jahre 1926 eröffneten Konkurse auf **12 394** beziffert, nicht zugleich auch die Namen der zugrundegerichteten Firmen mit enthalten sind. Eines aber wissen wir bestimmt: Während selbst bisher gut situierte und erstklassige deutsche Geschäftshäuser zusammenbrachen, gar nicht zu reden von der vollkommenen Verelendung des deutschen Geschäftsmittelstandes, schießen die jüdischen Großwarenhäuser in den Städten aus dem Boden wie die Pilze nach warmem Regen und entstehen — wie vor einigen Jahren Bankgebäude — fast in allen Dörfern schon die Zweigniederlassungen der jüdischen Schundbazare. Und während die deutschen Minister des Reiches und der Länder in mehr oder minder geistreichen Neujahrsbotschaften von der „langsamen aber sicheren Besserung" der wirtschaftlichen Lage schwätzen, hört man so zufällig davon, daß allein in der Stadt Leipzig im Monat Oktober des zu Ende gegangenen Jahres nicht mehr und nicht weniger als 16 400 und etliche Pfändungen vorgenommen worden sind.

Was aber die Millionen von ausgeplünderten Deutschen, denen die jüdische Großbank ihr Gold gestohlen und die von der jüdischen Börse in Szene gesetzte Inflation den letzten Sparpfennig geraubt hat, nicht begreifen wollen: Diese Ausplünderung unseres Volkes hat System, ist



Talmud: (das Buch „Schulchan Aruch"). Der Jude kennt keinen Diebstahl, er nimmt nur, was sein ist."

geregelt und geht vor sich nach den uralten Weisungen jener verfluchten Sittenlehre, die unter der Bezeichnung „Talmud" durch die Jahrhunderte sozusagen das bürgerliche Gesetzbuch für die jüdische Ausbeuterrasse geworden ist.

So lesen wir zum Beispiel:

Jalkut Rubeni 20 b: „Es ist dem Gerechten erlaubt, betrüglich zu handeln, gleichwie Jakob getan hat."

Tosaphoth Baba mezia 61 a: „Es ist erlaubt, einen Goi zu übervorteilen und Wucherzins von ihm zu nehmen; wenn du aber mit deinem Nächsten ein Geschäft machst, so soll keiner seinen Bruder betrügen." (Es ist zu beachten, daß der „Nächste" oder „Bruder" für den Juden immer nur den Stammes- und Glaubens-Genossen bedeutet.)

Choschen ha-mischpat 348, 2, Haga: „Den Irrtum eines Akums zu benutzen, ist erlaubt, z. B. ihn zu betrügen im Rechnen oder ihm nicht zu bezahlen, was man ihm schuldet; aber nur, wenn er es nicht gewahr wird ..."

Chosch ha-mischpat 285, Haga: „Ein Jude, der einem Akum etwas schuldet, ist, wenn der Akum stirbt und kein Akum davon etwas weiß, nicht verpflichtet, es an dessen Erben zu bezahlen."

Chosch. hamm. 266, 1: „Den verlorenen Gegenstand eines Akum darf man behalten ..., ja, wer ihn zurückgibt, begeht eine Übertretung, weil er die Macht der Ungläubigen stärkt."

Chosch. hamm. 156, 5, Haga: „Der Besitz der Akums ist wie herrenloses Gut, und jeder, der zuerst kommt, hat den Vorteil."

Chosch. hamm. 183, 7, Haga: „Wenn jemand ein Geschäft mit einem Akum macht, und es kam ein anderer Jude und half den Akum übervorteilen in Maß, Gewicht oder Zahl, so haben sie sich in den Gewinn zu teilen." (Akum und Goi = Nichtjude.)



Talmud: „Alle Völker der Erde und alles, was auf der Erde ist, gehört den Juden."

Tosaph. Sanhedrin 57 a: „Einem Israeliten ist erlaubt, einem Goi Unrecht zu tun, weil geschrieben steht: Du sollst deinem „Nächsten" (Stammes-Genossen, Rea) nicht Unrecht tun, und wird des Goi nicht gedacht."

Maimonides im Sepher mizvoth (Amst. 1660), 73 c „Gott hat uns befohlen, von einem Goi Wucherzinsen zu fordern und erst dann ihm zu leihen, wenn er sich dazu versteht, so daß wir ihm keinen Nutzen schaffen und ihm keine Hilfe leisten, sondern wir sollen ihm Schaden zufügen, auch wenn wir Nutzen von ihm haben."

Wer auf solche Dinge hin noch immer von „jüdischer Geschäftstüchtigkeit" schwätzt und nicht bereit ist, sich gegen ein Volk zu stellen, das nach derartigen Gesetzen mit der Welt zu verfahren beliebt, dem ist nicht zu helfen. Eines aber wollen wir betonen: Mit irgendwelchen wirtschaftlichen Mätzchen ist hier keine Rettung mehr möglich. Notwendig ist der politische Entschluß und seine rücksichtslose Durchführung, wie er im Programm der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei klar zum Ausdruck kommt: Stellung der Juden unter Fremdenrecht; Ausweisung aller seit 1914 eingewanderten Juden; Verstaatlichung des gesamten Geldwesens, vor allem der Banken und Todesstrafe für Spekulation und Raub am Volksvermögen.

„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

Glaubensbekenntnis

„Was hast du für Ansichten, Lieber?"

„Ansichten? — momentan meinst du wohl; denn für solche Kleinigkeiten kann es ja nichts Dauerndes geben. Nun, ich denke, ich habe **keine**; und wenn sich mir einmal welche aufdrängen, so verschweige ich sie, denn — man muß sich zu nichts bekennen, was unzeitgemäß werden könnte."

„Was sind deine Überzeugungen?"

„Wie hast du gesagt? Überzeugungen? ich? in welchen Tagen lebst du? Ich beschwere mich auf der Daseinsfahrt nie mit Hindernissen, und eine Überzeugung ist kein Freigepäck. Es muß für sie gezahlt werden."

„Was ist dein Begriff von Ehre?"

„Nie gerichtlich beanstandet zu sein, außer wegen Schnellfahrens in der eigenen Equipage und anderer Kavaliersvergehen solcher Art. Einen etwas riskanten Coup nur unter nötiger Deckung riskieren, keinen Skandal machen, der nicht der Mühe wert und des Erfolges sicher ist, und nie das undistinguierte Spektakel des „Erwischtwerdens" geben.

„Welche Arbeit findest du standesgemäß?"

„Die der anderen, durch die ich meinen Weg mache!"

„Wen liebst du?"

„Mich und die Möglichkeiten, die meine Existenz in Flor bringen."

„Hast du ein Herz?"

„Nein, wozu! es gehört in die Kategorie der Überzeugungen."

„Wer bist du eigentlich?"

„Der moderne Mensch edelster Gattung, die zeitgemäße Streber- und Kampfnatur."

„Aber wo liegt dein Ruhm?"

„Im Mißerfolg der anderen."

„Fürchtest du nicht, dich zu beschmutzen?"

„Es gibt noch Wasser heutzutage. Ich kann mich in goldenem Becken waschen, Orden an der Brust. Sie reinigen sehr."

„Aber wenn du gestorben bist?"

„Der Tod ist die eine Torheit und Langweile, der ich mich nicht entziehen kann. Aber bis dahin: „Von heut' auf morgen" und „Nach uns die Sintflut".

„So sagte die Pompadour, die Maitresse eines Schurkenkönigs."

„Bah, wir sind alle Maitressennaturen heutzutage, der Schurke Zufall hält uns aus, die wir vom Leben etwas wollen, etwas haben müssen. Es will keiner mehr unten im Dunkel stehen bleiben."

„Aber das Volk? Ihr bedient es schlecht, ihr gierigen Geier da oben!"

„Das Volk hat seine Redefreiheit, seine Revolutionsgedanken, seine heitere blut- und rachegierige Vertröstung auf das große „Morgen", wo alles anders wird. Panem et circenses! statt Brot und Spielen hat es jetzt sein großes Spielzeug, den Sozialismus! Nun also? was denn sonst noch?"

„Und ihr fürchtet euch nicht, du und deinesgleichen?"

„Wir fürchten uns manchmal momentan, aber das ist gut für unsere Nerven, wie ein Stahlbad, das erfrischt, und ist eine billige Kur; andere tragen die Kosten."

„Ich sehe, du bist geboren, um Minister zu werden."

„Du meinst eine Momentphotographie im Lande Babel der Sprachenverwirrung?"

„Börsenjude oder Minister?"

„Durch beide ein Drittes: der moderne Mann, der Karriere macht. Ich mache Karriere, mein Lieber."

1. Kapitel.

Hitzferien.

> Gib mir zu essen nur, was leicht verdaulich, / Erzähl' mir nur, was angenehm sich hört, / Laß wissen mich, was heiter und beschaulich, / G'rad will ich seh'n, geht auch die Welt verkehrt. / Erheit're mich und lache laut und kräftig, / Belästigt lautes Weinen mich der Zeit, / Sei nicht zu heftig, / Komm, unterhalte mich! Ich bin bereit. / Ich will nicht große Lebensarbeit tun, / Schaff' mir ein Spielzeug, steht's auch hoch im Preise / Mit diesem will ich unter Palmen ruh'n, / Mich bringt kein Zeitsturm dann aus dem Geleise. / Mich loben will ich hören, komm und lobe / Du, was ich tat und was ich unterließ. / Komm, leiste treuen Dieners Ehrenprobe / Und preise bittre Pillen zuckersüß, / Dann trage meine Last — dann — trage mich. / Sei glücklich! Sieh' nur, ich beglücke dich.

Wer war sie?

Maitresse eines hohen Staatswürdenträgers, Maitresse noch weit höherer Mächte; also versorgt und obenauf.

Staatsmänner steigen und fallen, aber was sie auf ihre Posten erhebt, das steht fest, das hält sich.

Seine beiden Ämter versteht das Püppchen, welches das Wellenspiel der Zeit emporgeworfen, nur inkognito, offiziell war es Künstlerin — aller Genres, von moderner Vielseitigkeit.

Nur manchmal lüftete sich der Schleier leicht und die neckische Wahrheit schimmerte durch, damit der Nimbus erhalten bleibe.

„Tausend heiße Küsse von deiner Lori, komm, o komm!" so hatte das Telegramm gelautet, das sie soeben selbst unter versteckter Heiterkeit der Beamten aufgegeben mit der Adresse: An Se. Exz. den Präsidenten Baron Roderich Kautz in W. Und Baron Kautz würde den Liebesgruß lächelnd zum Nandl-Prinzen tragen, wie die kleine, flotte Durchlaucht im Volksmund hieß. — Die Leute sahen der Künstlerin nach, wie sie über die Promenade des Kurortes Ichteles nach Hause trippelte. Alles in allem ein sehr niedliches, keckes Persönchen mit echtem Wiener Chick und pikantem, frechem Gesichtchen.

Lori Frapp war eine Größe. In ihrer unvergleichlichen Villa am Ichtelesheimersee fliegen die politischen Brieftauben aus und ein, schütteln sich Diplomaten und Minister die Hände.

Lori hatte den größten Einfluß im Reiche. Eines der wichtigsten und schwerhörigsten Ohren des Landes war ihr zuerst zugänglich. Sie überwachte Unterschriften, vermittelte Korrespondenzen, sie protegierte und lehnte ab. Bei ihr wurde das politische Wetter gemacht, vor dem die Völker zittern. Bei ihr bereiteten sich Regenten auf ihren ernsten und schweren Beruf vor und erholten sich dann wieder von ihren aufreibenden Pflichten. Daher hatte sie auch den anerkannt besten Champagner immer vorrätig. Schulden hatte sie nur, weil sie beim Theater war. Sonst würde man ihr den inneren Künstlerberuf nicht glauben. Ihr Deutsch vom Naschmarkt rückte sie neidischen Gemütern näher, ihre Orthographie ohnegleichen sprach versöhnend von einer unvergessenen Vergangenheit. Auch böhmisches Blut konnte sie in ihren Adern nachweisen.

Und die große, lustige Stadt, in der fleißig tschechisiert wird und in der ein Witz, mit einem guten Couplet fesch hinausgesungen, als Balsam auf jede Völkerwunde fällt, die Stadt der Gassenhauersänger und der Überzeugungslosen betete Lori Frapp an als ihr vollkommenstes Produkt. Tief entrüstet, im Heiligsten ihrer Ehre möchte sie beleidigt gewesen sein, die treuherzige Stadt, wenn man an Loris Verhältnis zu Exzellenz Kautz das Geringste bemäkeln wollte. Anderthalb Millionen Menschen bürgten für ihre Ehre. Sie war das lebendige Modejournal hochstehender Frauen, das unerreichte Vorbild weiblicher Großstadtblüten. Sie war des Staatenlenkers jüngere Schwester, seine Muse! Oder ein Vermächtnis der Freundesliebe aus sozial angehauchter Jugendzeit, eine Waise, die versorgt wurde, oder der versöhnende Lichtstrahl in seinem Leben. Prinzessinen lächelten ihr zu. Kleine Prinzen spielten Tennis in ihrem Garten und waren verliebt in sie. Ihre Stellung hatte zugleich ab und zu etwas Offizielles und im ganzen Unaufgeklärt-Unkorrektes. Etwas Pikant-Zweideutiges und dabei Respektvoll-Approbiertes, das ganz charmant und das vor allem echt österreichisch war.

Die Aristokratie lorgnettierte sie lächelnd und nickend, auch die Damen und die großartige Judenwelt, die sich im Sommer in Ichteles um die Villen gekrönter Häupter versammelte, rechneten sie kurzweg zur Souveränität. Sie würde dem Stamme Israel zur Zierde gereicht haben. Famose Lori Frapp! Über die staubige Promenade, wo die Rosen um den Musikpavillon in sattem dunkelroten Sammetglanz aufblühten, durch den Schwarm der Kurgäste und Sommerfrischler wandelte das zierliche Persönchen wie eine Königin. Kleid, Schirm und Hut eine weiße Spitzenwolke, in die sich eine einzige Mohnblüte verirrt hatte, große Boutons in den kleinen Ohren und kecke, blitzende Augen, die lustig hin und her funkelten. Man machte ihr Platz, man grüßte, flüsterte. Alte Jüdinnen mit weißgeschminkten Raubvogelgesichtern und bunter Alpentracht, vornehme Damen in einfachem, weißem Loden oder grauem Staubmantel, junge Mädchen mit naivem Augenaufschlag blieben stehen und sahen sie an.

„Da ist sie ja!"

„Also Spitzenkleider heuer!"

„Weiße Schuhe!"

„Sie war auf dem Telegraphenamt. Was mag sich ereignet haben?"

Vielleicht ein neuer Ministerwechsel?"

„Oder 'was Neues vom Prinzen Nandl! Sie ist so vielseitig!"

„Famos geschminkt! Die Ohrringe kosten ihre 3000!"

„Ich geh' fragen, wem sie telegraphiert hat!"

„Und was?"

„Ach ja! Interessante Person! Sie hat 'was Geniales!"

„Wird sie gastieren?"

„Vielleicht für wohltätigen Zweck."

„Werden ja sehen."

Und die parfümierte, geschminkte Menge, die jetzt zu Beginn der Sommersaison ihre welken Gesichter und stumpfen Gedanken in Sonnenschein und Gottesluft der Alpenwelt auffrischen wollte, spielte das alte Spiel fort, das ihr Lebenselixier war. Im Lande, das keine großen Männer haben darf und keine Charaktere aufkommen läßt, beugte sich die Masse huldigend vor etwas anderem, das diese Frau verkörperte. Sie, die Siegerin der Moderne!"

Börsianer mit fetten, gelben Gesichtern, ausgeschrieenen Stimmen und frechem Selbstbewußtsein grinsten Lori an. Judenkinder in kostbaren Seidenkleidern wälzten sich zudringlich schreiend in ihren Weg.

Es gab viele, merkwürdig viele Polen auf der Ischtelesheimer Promenade, Juden und Polen. Die Halskrägen von zweifelhafter Reinheit, die kreidigen Schmachtgesichter mit dem ungekämmten Lockenhaar der „verfolgten" Nation, die endlich zu ihrem Rechte kam, florierten. Der süße, butterweiche Akzent, mit dem die großen Waschlappskis unseres Heine das gute, kräftige Kerndeutsch zur Sprachen-Marmelade machen, flog prätentiös hin und her.

„Oh, oh! ich versichere! meine Jag—den, mein Goch! Sie klauben gar nicht. Gommen Sie auf Schne—ee—pfen su mir! oh! — Wie Hoinig is die Luft auf meinen Gitern. Ich versichere, meine Lagaien leben wie Kenige. Seeer! seeer willgommen auf meinen Besitz! Oh! diese Freude! dieses Wiedersehn! Fürst Tschuburschki — Fürst Patschanitzky — oh! Prinz Griblaiz oh! en—sückt — aber ensückt! gommen Sie auf meine Giter!" —

Das Volk der Wasserfeindlichen trat mit Aplomb auf. Es fühlte sich augenscheinlich im Lande, wo die Politik seine schlimmsten Sujets auf die Höhe der Machtstellungen setzte, so viel es nur konnte.

Balansky, der politische Märtyrer der Saison, war nicht da. Es verlautete in der Polenclique, die frühstückend beim Kaffeehaus saß, sein Volk gehe mit dem Gedanken um, ihn heilig zu sprechen. Dieser umgehende Gedanke wurde mit Ah's! und Oh's! mit dem Rührungsschluchzen dicker, schlampiger Polinnen und dem Pathos, der der verfolgten Nation eigen ist, akklamiert. Es gab so viele Fürsten, daß ein Bürgerlicher als Novität in das Museum dieser Promenade gehörte, und es gab so viel falschen Schmuck, daß die echten Brillanten in Lori Frapps Ohren wie Waisenkinder aussahen. Das Orchester spielte russische und polnische Weisen. „Nix Daitsch!" war die Losung der beginnenden Saison. Noch standen viele Wohnungen leer, täglich langten die Sommergäste ein, berühmte und berüchtigte. Die zahllosen Prinzenvillen beherbergten schon vornehme Besucher. Im Reichsrat waren die Türen, wie neuerdings gebräuchlich, halb offen und halb gesperrt. Exzellenz Kautz saß unentschlossen zwischen Tür und Angel.

Er wollte die Verantwortung irgendeiner vernünftigen Tat im Lande der Unvernunft nicht übernehmen, auch wenn ihm eine eingefallen wäre. Er fürchtete sich nach oben und nach unten.

Die Lori hatte die Politik auf ihrem jetzigen Standpunkt „z' fad" gefunden und war plötzlich „abg'schob'n", wie sie sagte, nachdem sie der Intendanz ihren Urlaub abbefohlen, gerade als sie am nötigsten war. Ihre politischen Ansichten gingen dahin, daß es „im Winter noch a Hetz g'wes'n is, wie die große Hauerei war. Da hat die G'schicht an air g'habt, 's is an Ehre g'wesen, wenn man auf der Damengalerie aufzig'schmiert word'n is wegen Demonstrationen. Red's was wollt's, der deutsche Zornbuckl' da, der Bär, der hat a Schneid, wia er's nachanand außig'wurzelt hat die, ja, die armen, verkürzten Bo'widlianer. Das is do no 'n Mannsbild, was seine Turnstunden ausg'nutzt hat und von dem an Ohrfeigen a lebenslängliche Dekoration is. Wann der a Czech wär, a loyal Gottseliger, der hätt' scho' 's ganze Reich als Eingesott'nes in a Liwanzen einig'schmiert! Der Bär g'fallet ma scho' mitsamt sein politischen Vokabulari. Schad', daß er auf der g'föhlten Seiten is. Er hat an Animo hinein'bracht in euere Fadheiten."

So sprach Lori Frapp zu Kautz und ihrem Hofstaat von Ministern und Diplomaten, eh' sie nach Ischteles abdampfte, und acht Tage darauf telegraphierte sie dem hohen Herrn, sie „sehne" sich nach ihm. Er solle an „G'sundheitsurlaub" nehmen, „Hitzferien." In Wirklichkeit wußte das schlaue Persönchen durch seine politischen Verbindungen und mannigfachen Quellen, daß irgendeine politische Maßregel notwendig werde, und sie behütete als guter Geist Kautz, diese ergreifen zu müssen. Ihn möglichst von Teilnahme und Verantwortung an den großen Staatseseleien abzuhalten, so nannte sie die Regierungsakte und politischen Vorgänge; ihn zu salvieren vor selbständigem Handeln, darin lag ihre Kunst und ihr Verdienst, das machte sie dem Manne, der berufen, aber nicht auserwählt war, unentbehrlich. Sie hatte ein feines Spürnäschen für herandämmernde Blamagen. Man konnte sich auf sie verlassen. Als holde Muse und Wahrsagerin verantwortungsfreier Tatenlosigkeit stand sie im Leben eines „Großen" und ihr Verdienst war es, wenn er bei jenen Taten, die keiner getan haben will, möglichst selten und wenig genannt wurde. Die Art Verantwortlichkeit, zu der er gezwungen wurde, ward ihm so erleichtert. — Aktive Minister, funktionierende Staatsgrößen sah man noch wenige in Ischteles. Sie regierten noch, wie die Zeitungen wichtig verkündeten. Irgendein Skandal mußte die Pforten des hohen Hauses schließen, damit sie in ihre Villeg-

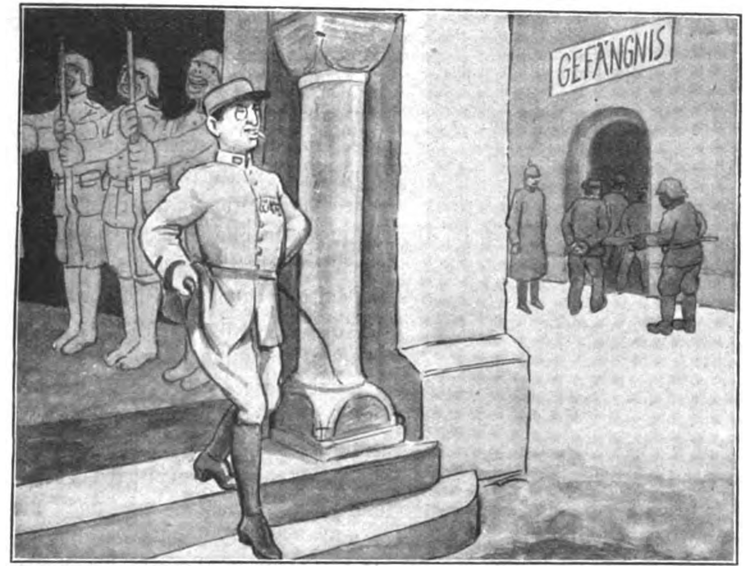
DIE DEUTSCH-FRANZÖSISCHE VERSTÄNDIGUNG



Stresemann und Kohnsorten: „Thoiry, ein „verheißungsvoller“ Auftakt zur Verständigung“



Rouzier: „Verständigung“, — Quatsch. Alle Boches hinmachen, das ist die beste Verständigung“



Französische Maßnahmen zur besseren Verständigung: „Wer aus Versehen nicht erschossen wird, muß ins Gefängnis“



Stresemann und Briand: „Nichts hält uns ab, auch weiter der Verständigung zu dienen“

giatur einrücken konnten. Kein Wunder, daß er heißersehnt wurde.

In Ermangelung der Aktiva des Staatslebens gab es zahlreiche Passiva zu sehen, die schönen Reste des letzten Mißjahres. Ein großer Herr mit glattem Gesicht und falschen Äuglein grüßte Lori Frapp devot und ängstlich. Das war Graf Lux, einer der Novembergefallenen, ein hoher Herr mit starkem Selbsterhaltungstrieb, dem einiges Unrechte bei der Vertretung des Rechtes, die sein Amt war, zu passieren pflegte. Er hatte nach Absturz vom Ministergipfel ein andres ergiebiges und hohes Amt übernommen und bei Nacht und Nebel, hinter dem Rücken der Bevölkerung, für die er funktionieren sollte, angetreten. Dieses starke Inkognito war durchaus notwendig, um ihn vor dem Ansturm allzustarker Sympathien derjenigen, die er schon einmal ersprießlich beuntreut hatte, zu schützen. Er war zu populär, in zweideutigem Sinne. Die Art seiner Geschäftsführung lebte frisch und unvergeßlich in den Herzen aller, die einmal mit ihm zu tun gehabt. Doch gehörte er zu denen, für die sich in seinem Vaterlande immer wieder ein hoher Posten findet, von welchem Volkswohl abhängt. Um Empfang und Ovationen zu vermeiden, war Graf Lux in seinen neuen Wirkungskreis bescheiden bei Nacht auf einem Lastwagen eingezogen, der einiges Vieh transportierte; war in Gesellschaft harmloser Ochsen und Kälber ausgestiegen und zu seiner militärisch bewachten Villa gefahren. Er ging nur abends unter Polizeibedeckung aus und amtierte unter bewaffnetem Schutz. Da dies Leben etwas nervenaufregend war, erholte er sich jetzt in Ischeles. Zweie Detektivs gingen harmlos, unauffällig hinter dem ersten Hüter des Rechtes. Lori schüttelte ihm die Hand und teilte ihm mit, er sehe „kaasig“ aus. Dann wurde sie von einer sehr alten, sehr vornehmen Frau angeredet, die eine graue Sackleinwandkutte und einen umgestürzten Brotkorb als Hut trug, eine lange Lorgnette handhabte und in ihrem Train eine Kammerjungfer mit zwei Hunden schleppte. An ihrem Arme hing ein alter Pompadour, vollgestopft mit Spitzen, Raritäten und Bonbons. Sie trug eine Menge komischer, wertvoller Schmucksachen und sah originell aus. Das war die Witwe eines Feldmarschalleutnants, Baronin Artics, eine Ungarin, halb sehr grande dame, halb demi monde. Grande dame war sie für ihre Gleichgestellten, die sie langweilten. Personen von Loris Kaliber nannte sie „herzige Luderln“ und bat sie zum Tee, wenn sie schlüpfrige Anekdoten hören, ungeniert hochgestellte Frauen ausrichten und Pikanterien reden wollte. Ihre größte Impertinenz zeigte sie, wo sie familiär wurde. Sie war überhaupt eine sehr „starke“ Frau, wie die Prinzen sich ausdrückten, die sich mit ihr göttlich amüsierten. Sie konnte Dinge reden und Ausdrücke gebrauchen, wie ein Korporal in der Wachtstube und sprach mit jungen Herren im Regimentskommandoton. Namenlos geizig, jedem Geschenke sehr zugänglich, sammelte sie alte Sachen und pflegte trocken anzudeuten, wenn ihr etwas gefiel, das einem Bekannten gehörte. Ihre Tratschsucht war enorm.

„Ja, Herzerl“, redete sie Lori an, während sie dabei ungeniert, das Lorgnon im Auge, Schmuck und Kleid der Schauspielerin taxierte, „wo kommen's denn her bei der Hitz'? Wie ein Roserl schauen's aus. Haben's schon gehört, der alte Hofmarschall ist g'storben, der die Liaison mit der Viala g habt hat. Und sie sitzt da. Jetzt kann's wieder weiter Opern singen, die eingebildete Gans. Seine Villa kriegt sie nicht. Ein obskurer Verwandter kriegt sie. Auch ein Wibrecht. Na, der kann mit dem Schragen auch nix machen. Ob er auch so, na so vor'n Kopf g'schlag'n sein wird, wie unser guter Wibrecht war? Zuletzt rein blöd', sag' ich ihnen, und immer d'rein hinter den hohen Herrschaften, diese Kriecherei, ekelhaft!“

(Fortsetzung folgt)

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN †

Am 9. Januar 1926, um die Mittagsstunde, starb einer der bedeutendsten geistigen Wegbereiter des kommenden dritten Deutschen Reiches, Houston Stewart Chamberlain, der Schwiegersohn Richard Wagners, zu Bayreuth, wo er, der geborene Engländer, seit vielen Jahren seine deutsche Heimat gefunden hatte.

*

Chamberlain war am 9. September 1855 zu Portsmouth als Sohn des Admirals William Charles Chamberlain geboren. Er studierte, vorgebildet auf dem kaiserlichen Lyzeum zu Versailles, seit 1879 in Genf Naturwissenschaften, widmete sich aber daneben, besonders seit 1885, wo er in Dresden lebte, kunsthistorischen, musikalischen und philosophischen Studien. 1899 siedelte er nach Wien über.

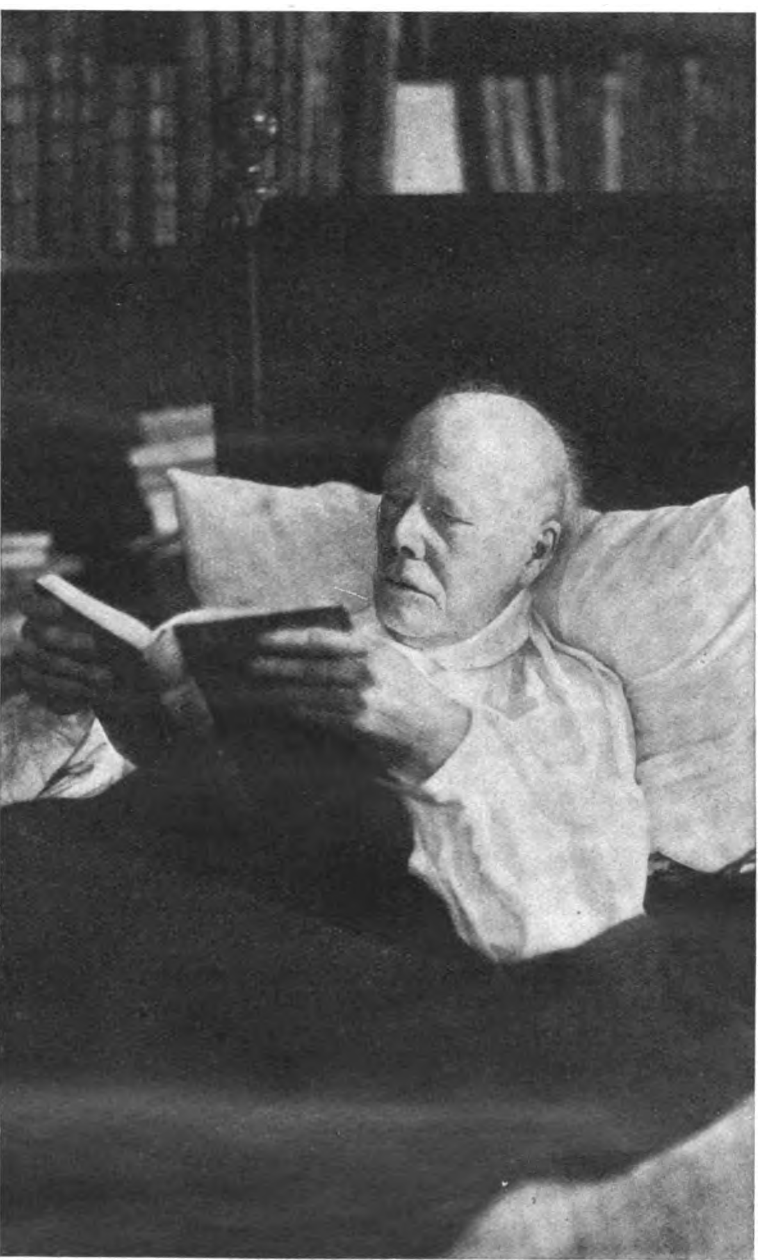
Seit Jahren datierten schon damals seine engen Beziehungen zu dem Kulturkreis, der um Richard Wagner entstand, und aus ihnen erwuchs eine große Anzahl tief gehaltvoller Werke, die für unsere Zeit ebenso grundlegend sind wie für die kommenden Geschlechter. Unter ihnen seien besonders erwähnt:

„Das Drama Richard Wagners" (Leipzig 1892), die reich mit Bildern geschmückte Biographie „Richard Wagner" (München 1896), „Die ersten zwanzig Jahre der Bayreuther Bühnenfestspiele" (Bayreuth 1896). Ihnen folgte das große geschichtsphilosophische Werk „Das neunzehnte Jahrhundert", von dem der erste Band „Die Grundlagen des zwanzigsten Jahrhunderts" 1899 in München erschienen. Von seinen zahlreichen Werken müssen außerdem noch Erwähnung finden seine Arbeiten über Goethe und Immanuel Kant; ferner „Arische Weltanschauung", „Worte Christi" und aus seiner letzten Schaffensperiode, seiner Leidenszeit, „Lebenswege meines Denkens" und „Mensch und Gott".

Chamberlain gehört zu den vielen Ausländern, auf die das deutsche Wesen wie eine magische Anziehungskraft wirkte. Das mag wohl im tiefsten Grund seine Abstammung erklären; sein Vater stand als Kapitän in der britischen Marine, allein seine Großmutter war eine geborene Deutsche. Das Blut der nordischen Rasse schlägt in dem Enkel endlich in einem überzeugten Bekenntnis zum Deutschtum wieder siegreich durch; seine Lehr- und Wanderjahre mit ihrer fast chaotischen Vielgestaltigkeit an Eindrücken können dem eigentlich Heimatlosen die Sehnsucht nach dem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht erst stillen, als er im Geist von Bayreuth die Erfüllung seines artverwandten Strebens fand. Aus dem Bayreuther Kulturkreis, dessen Mittelpunkt Wagner war, ist neben vielen anderen Großen als einer der Bedeutendsten Chamberlain hervorgegangen. Seine ganze Entwicklung ist ohne den Bayreuther Gedanken nicht vorstellbar. Bei aller Reichhaltigkeit, Vielgestaltigkeit seines Wissens bedeutet Bayreuth gerade die Synthese, die Zusammenfassung der Einzelheiten zu einem organischen Ganzen, das in ähnlich gewaltigem Umfang am Beispiel Goethes gemessen, nur wenigen anderen gelungen ist.

Die entscheidende Wendung im Leben dieses Denkers trat ein, als er in den denkwürdigen Tagen des Kriegsausbruches 1870 deutschen Boden betrat.

„Hier ist nur das zu betonen", berichtet er, „der Einfluß, den diese Erlebnisse auf das Gemüt des Vierzehnjährigen ausüben mußten, indem ihm . . . ein heroisches Deutschland vor Augen stand, sich aufrichtend in der unüberwindlichen Kraft seines Rechtes und seiner reisigen Mannschaften, angeführt von unsterblichen Helden: Wahrlich, ein großartiger Auftakt zu meiner Einführung in die Welt des Deutschgedankens!"



Die letzte Aufnahme des Verblichenen

Und 1876 schreibt er:

„Je mehr ich andere Nationen kennen lerne, desto mehr liebe ich Deutschland und die Deutschen. Mein Glaube, daß die ganze Zukunft Europas, d. h. der Zivilisation der Welt Deutschland in Händen liegt, ist zur Sicherheit geworden. Das Leben der Deutschen ist ein ganz anderes als das von anderen Menschen."

Dann kommt Bayreuth, das er selbst als die „Sonne seines Lebens" bezeichnet. Er erlebt 1882 die Festspiele. So fand er, an der Schwelle seines vierten Jahrzehnts stehend, sein Vaterland in Deutschland, seine Heimat in Bayreuth, sein Vorbild aber in Wagner.

„Richard Wagner schenkte mir den archimedischen Ankerpunkt im Raume, er schenkte meinen Augen das gestaltende Licht, meinem Herzen die treibende Wärme."

*

Chamberlains Lebensarbeit ist so groß, so umfassend und vielgestaltig, daß in einer kurzen Skizze nur andeutungsweise auf das Bedeutendste eingegangen werden kann. Um sein großes Werk, die „Grundlagen" allein ist eine Literatur entstanden, die dem Umfang der Goethe- und Wagnerliteratur wenig nachstehen dürfte. Sie bilden mit den Kernpunkt seines Schaffens, sowohl als politisches wie auch als kulturelles und ethisches Werk. In Wien entstanden, gaben sie der damals sich entwickelnden großdeutschen Bewegung und damit allen verwandten späteren Richtungen, die sich von jener ableiten, das feste wissenschaftliche Fundament. Selbst wieder im Bayreuther Kulturkreis verankert, eröffneten die Grundlagen einen Rückblick und Ausblick über das gesamte Leben der Zeit vom Gesichtswinkel der Rassenfrage aus. Seine weiteren Schriften fügen sich organisch in dieses Gefäß grundsätzlicher Weltanschauung in wunderbarer Fülle ein. Er hat mit ihnen allen dem deutschen Volk die geistigen Waffen geschmiedet und geschärft, die es in seinem bitteren Lebenskampf so notwendig wie noch nie braucht. Mit Seherblick durchdrang der Geist dieses Mannes die letzten Tiefen der Zusammenhänge deutschen Wachsens und Blühens, deutscher Not und Anfechtung. Seine Erkenntnisse sind Gemeingut aller erwachenden Deutschen geworden, bis zu einem Grade, daß man von einer Ineinssetzung seines jahrelangen theoretischen Schaffens mit dem Tageskampf der völkischen Erneuerung sprechen muß.

Der Nationalsozialismus, dieser Kern des erwachenden Deutschlands, war dem großen Denker ein Symbol der Zukunft unseres Volkes, zu dem er sich trotz der Schwere der Zeit und trotz der Schwere seines körperlichen Leidens, in rückhaltloser Zuversicht und zuversichtlicher Hoffnung bekannte. Und in den schwersten Stunden der jungen Bewegung hat er sich mit größtem Bekennermut für sie ausgesprochen.

Unsere Pflicht wird es sein, das geistige Erbe des großen völkischen Denkers zu hüten, zu seiner Verbreitung beizutragen, bis sie allen deutschen Volksgenossen zum Gemeingut geworden sind; denn dies wird die größte Stärkung und der stärkste Ansporn im Kampf um Deutschlands Sein oder Nichtsein werden.



ZUM ZEITVERTREIB

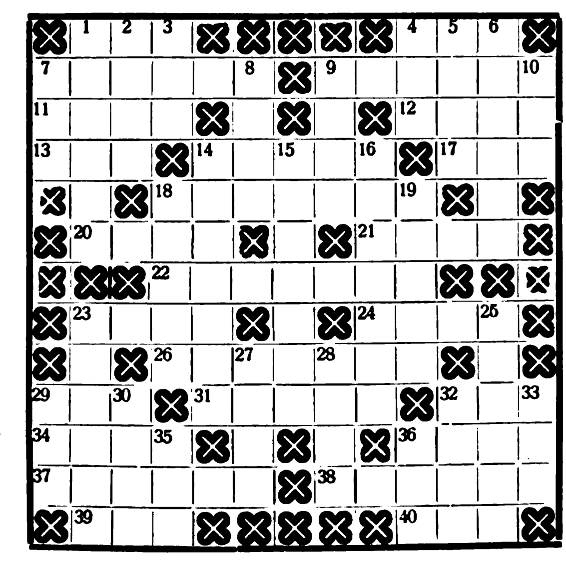
Silbenrätsel

a — ä — ä — al — ba — cho — cre — de — den — der — dolf — dres — du — e — ell — er — erl — ex — fel — feld — fun — ga — gau — gen — gi — gid — haa — i — i — in — is — je — ke — ke — ker ki — ki — ko — kö — kra — law — lai — lei — jenz li — lis — lymp — ma — men — na — na — naph ne — ne — ne — ni — nig — now — o — o — pe po — qui - ran — rau — raz — re — ri — ro — rot ru — sa — sa — se — sel — sieb — stinkt — ta tai — ten — ter — than — thor — thur — ti — tri tros — ba — wols — zeh.

1. .... Schokoladenfirma
2. .... Tropischer Sturmwind
3. .... Altgriech. männl. Name
4. .... Schmetterlingslarve
5. .... Vulkanschlund
6. .... Verzierung am Hause
7. .... Eisenbahnknotenpunkt (Kassel—Halle)
8. .... Ruff. Botschafter (Vorkrieg)
9. .... Prüfung
10. .... Ort in Ägypten
11. .... Scheunenteil
12. .... Hafen in Japan
13. .... Naturtrieb
14. .... Stadt im Rheinland
15. .... Nat.-soz. Landtagsabg.
16. .... Ital. Kolonie
17. .... Kreisstadt im ehem. Posen
18. .... Name aus dem Alten Testament
19. .... Zweikampf
20. .... Säugetier
21. .... Blume
22. .... Körperteil
23. .... Sturmvogel
24. .... Stadt im alt. Palästina
25. .... Götterwohnsitz
26. .... Männlicher Vorname
27. .... Weiblicher Vorname
28. .... Nordische Gottheit
29. .... Fremdwort für Gleichwertigkeit
30. .... Schweizer Kanton
31. .... Küchengerät
32. .... Deutscher Fluß
33. .... Ruff. Großfürst
34. .... Stadt in Sachsen
35. .... Gedicht von Goethe
36. .... Deutscher Geschichtsschreiber
37. .... Gestalt aus einem Drama Lessings

Aus vorstehenden 90 Silben sind 37 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Adolf Hitlers ergeben.

Kreuzworträtsel



Wagrecht:

1. Umstandswort, 4. Hilfszeitwort, 7 Kurort in Graubünden, 9. Monarchentitel, 11. Stadt in Tirol, 12. europäische Silbermünze, 13. indische Scheidemünze, 14. Viehunterkunft, 17. Schwarzwild, 18. seltener Männerberuf, 20. Vorname einer Filmdiva, 21. Zeitabschnitt, 22. gesellschaftliches Benehmen, 23. mittelalterlicher Bau, 24. Fürwort, 26. Fasanengehege, 29. Höhenzug in Schwaben, 31. ein Schwarzer, 32. griechische Vorsilbe, 34. Figur aus „Wallenstein", 36. zeitgemäße Tracht, 37. Schiffsunternehmer, 38. Feuerwehrgerät, 39. Verneinung, 40. Wappenvogel.

Senkrecht:

1. ungarischer Frauenname, 2. Farbe, 3. südamerikanische Münze, 4. Göttin, 5. Gewürz, 6. albanische Stadt, 7. Ausruf, 8. Stadt in Italien, 9. Baumaterial, 10. Landschaft, Bezirk, 14. lange Röcke, 15. Ziffer, 16. griechische Sagenfigur, 18. unbeweglich, 19. Ansprachen, 23. Art der Warenpackung, 25. nicht hoch, 27. Ozean, 28. starker Strick, 29. Ansehen, 30. Metall, 32. kurze Rechnung, 33. europäische Scheidemünze, 35. Dichtungswort, 36. moderner Frauenname.

Lösung des Silbenrätsels aus Nr. 5

1. Dinter, 2. Irene, 3. Efendi, 4. Fritsch, 5. Reisig, 6. Elfe, 7. Jekaterinoslaw, 8. Haiti, 9. Essen, 10. Indian, 11. Tanne, 12. Ultramontan, 13. Neumark, 14. Duse, 15. Dimitri, 16. Anton, 17. Starnbergersee, 18. Heimweh, 19. Indra, 20. Mosel, 21. Massengrab, 22. Elle, 23. Lenin.

Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben."

Lösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 5

Wagrecht:

1. Nurmi, 5. Paar, 6. Erik, 8. Sama, 9. Tabak, 11. Alpen, 13. Sais, 15. Aor, 16. Mars, 18. Amati, 20. Milbe, 21. anlegen, 22. Ulmen, 25. Tuben, 28. Tael, 29. Att, 31. Sawe, 32. Klara, 34. Kemal, 35. irrig, 36. Arme, 37. Fink, 38. Mette.

Senkrecht:

1. Nana, 2. uralt, 3. Meter, 4. Ivan, 5. Pavia, 7. Kanal, 8. Siam, 10. Korb, 12. Polenta, 13. Salat, 14. Staël, 16. Minus, 17. Sehne, 19. Inn, 20. Met, 23. Lack, 24. Medea 26. Batik, 27. ewig, 29. Allee, 30. Trift, 32. Kamm, 33. Avie.

Heitere Ecke

In der Universitäts-Klinik.

Professor (zu seinen Hörern): „Der Fall Kohn, meine Herren, ist nicht hereditär. Die Eltern dieses Mannes sollen leben und gesund sein!"

Kohn: „Sie auch, Herr Professor, Sie auch!

*

Toto hat zwei Brüderchen bekommen. Die Mutter sagt ihm, er möge in der Schule mitteilen, daß er am nächsten Tage nicht kommen könne, weil sie ihn zu einigen Gängen brauche.

„Dann werde ich aber sagen, daß ich nur einen Bruder bekommen habe," sagt Toto.

Die Mutter: „Und weshalb?"

Toto: „Den andern werde ich mir zur Entschuldigung für die nächste Woche aufsparen."

Idoll.

„Ach, Albert, du hast so ein hartes Herz."
„Nee, det is mein Zigarettenetui."

Alles vergeblich.

Ein junges Ehepaar betrachtet ein Gemälde „Adam und Eva im Paradiese" darstellend.

„Siehst du, Lilli, wie anspruchslos einst die Frau bezüglich der Toilette war!"

„Ach geh! Die Eva wird auch nicht immer nur ein und dasselbe Feigenblatt getragen haben!"

Eine alte Sache.

Auf der Redaktion einer Zeitung erscheint ein Mann und fragt wütend: „Ist es wahr, daß Sie mich in Ihrem Blatt einen Lump und Halsabschneider genannt haben?"

„Ganz ausgeschlossen! Wir bringen nur Neuigkeiten!"

Der Unterschied.

Der Vater nahm seinen Sohn Egbert mit zum Konzert und Egbert studierte mit Eifer das Programm.

„Vater," fragte er, „was ist ein Monolog?"

„Hier ist es eine Vortragseinlage, aber zu Hause ist es eine Unterhaltung zwischen deiner Mutter und mir!"

Gauner.

Baron Janoshazy kauft vom Zigeuner Miska ein Pferd. Schon ist der Kauf abgeschlossen, da kommt Pali, Miskas Freund, atemlos zum Baron und verrät ihm, daß das Pferd hinkt. Janoshazy antwortet schmunzelnd: „Weiß schon. Als Miska für ein paar Minuten weggerufen wurde, hat der Ferencz, mein Diener, dem Pferd rasch einen Nagel in den Huf geschlagen, damit es hinkt, und wir es billiger kriegen." Worauf der edle Pali natürlich dem Miska den Trick des Barons mitteilt. Aber wider Erwarten grinst auch Miska fröhlich und meint: „Das habe ich selbst gemerkt. Uebrigens hinkt das Pferd wirklich schon seit zwei Jahren." Was Pali in der Hoffnung auf ein saftiges Trinkgeld wieder dem Baron als neueste Nachricht überbringt, der es kopfschüttelnd zur Kenntnis nimmt. Als der Baron Janoshazy zu Hause alles seiner Gattin erzählte, meinte er schließlich voll Entrüstung: „So ein Gauner, dieser Miska! Und mir hat es fast leid getan, daß ich ihm mit einer falschen Banknote gezahlt habe."

*

Ein Franzose und ein Engländer schreiten um eine Bagatelle zum Duell. Es war ein harmloser Vorfall gewesen. Der französische Offizier hatte sich mokiert, daß die Engländer als Söldner für Geld kämpften. Sie, die Franzosen, kämpften freiwillig, um die Ehre.

Worauf der Engländer trocken bemerkte: „Jeder um das, was er braucht."

Dem Franzosen stand als Beleidigten die Auswahl der Waffen zu. Er brachte zwei große Kanonen mit. Der Engländer verbat sich derartige Späße.

„Gut. Bestimmen Sie die Entfernung," machte der Franzose Ernst.

„Ich schlage mich in jeder beliebigen Entfernung. Sowie einer verwundet ist, ist die Sache erledigt."

„Ausgeschlossen. Einer muß am Platze bleiben."

„So bleiben Sie da," ging der Engländer fort, „ich habe dringende Geschäfte."



DER NATIONALSOZIALISMUS MARSCHIERT



Geschäftsstelle der Ortsgruppe Schmalkaden (Thür.), genannt „Der Judenschreck"

Wieder liegt ein Jahr politischer Arbeit hinter uns. Außen- und innenpolitisch ist mit erschreckender Deutlichkeit eingetroffen, was die Nationalsozialisten seit Jahren vorausgesagt haben. Die Folgen der Unterzeichnung des Dawes-Vertrages und die Auswirkungen der verhängnisvollen Abmachungen von Locarno und Thoiry haben das deutsche Volk in den Abgrund geführt. Die moralische Entwaffnung nach dem Eintritt in den Völkerbund als Endglied in der Kette aller Maßnahmen zur vollständigen Wehrlosmachung der deutschen



Nach einer Versammlung der N. S. D. A. P. in Karlsruhe

Nation hat jene Folgen gezeitigt, die allen Einsichtigen von vornherein klar waren. Grenzenlose Not und furchtbares Elend überall, wohin man blickt. Wirtschaftlicher Zusammenbruch und moralische Auflösung an allen Ecken und Enden und dazu ein Heer von Arbeitslosen in der vierfachen Stärke der ehemaligen deutschen Friedensarmee. Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei hat mit ihrem fanatischen und unerbittlichen Kampf gegen eine Reichspolitik, die Deutschland der jüdischen Börse und dem internationalen Kapitalismus ausgeliefert hat, recht behalten und mehr denn je kann diese Bewegung mit Zuversicht in die Zukunft sehen. Die Unfähigkeit der heutigen Machthaber und die Schamlosigkeit, mit der die parlamentarischen Schacherer mit dem deutschen Schicksal umgehen, wie sie sich gerade in diesen Tagen wieder in den Verhandlungen zur Neubildung der, weiß Gott wievielten, Reichsregierung zeigen, wird langsam aber sicher das Wachsen der nationalsozialistischen Bewegung fördern.

Im Jahre 1925 ist die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei neu gegründet worden. Das Jahr 1926 muß als der erste große Abschnitt in der Neuorganisation der wiedergegründeten Bewegung bezeichnet werden und die Bilanz dieses Abschnittes darf als ein voller Erfolg angesprochen werden. Tausende von Versammlungen, öffentliche und geschlossen, wurden abgehalten, Millionen von Flugblättern in unermüdlicher Werbearbeit unter das Volk gebracht. Neben dem Zentralorgan der Partei, dem „Völkischen Beobachter" und dem im Jahre 1926 zur großen Freude der Parteigenossen geschaffenen „Illustrierten Beobachter" haben zahlreiche neue Parteiblätter den Kampf gegen die jüdische Pressevergiftung aufgenommen. Die Organisation der Partei, aufgebaut auf dem Prinzip der absoluten Autorität der Zentralleitung, hat zusehends an Festigkeit gewonnen und die aus der großen Arbeit des vergangenen Jahres herauskristallisierte Einigkeit der gesamten Bewegung und ihrer Führer darf als die größte und schönste Voraussetzung zum kommenden Sieg des Nationalsozialismus betrachtet werden.

Die entscheidende Bedeutung aber des verflossenen Kampfjahres liegt in dem Fortschreiten der nationalsozialistischen Bewegung besonders in den Industriegebieten. Wer hätte es noch vor Jahren für möglich gehalten, daß in einer Stadt wie Essen, der Zentrale der bolschewistischen und anarchistischen Berufsdemagogie, eine deutsche Kundgebung stattfinden könne, an der sich über 7000 Arbeiter, fast alle aus den Bergwerkbezirken, beteiligen würden. Und dennoch fand im Jahre 1926 in dieser Stadt eine nationalsozialistische Versammlung mit Adolf Hitler als Redner mit dieser Beteiligung statt. Am schwersten war die Arbeit in jenen Gegenden Deutschlands, die heute noch als die Domäne der bürgerlich-zentrümlich-demokratischen Spießergesellschaft betrachtet werden müssen, so z. B. in Baden. Aber auch dort bricht sich der Freiheitsgedanke langsam Bahn und die zahlreichen Polizeischikanen und Unterdrückungsversuche werden genau wie wo anders letzten Endes doch erfolglos sein.



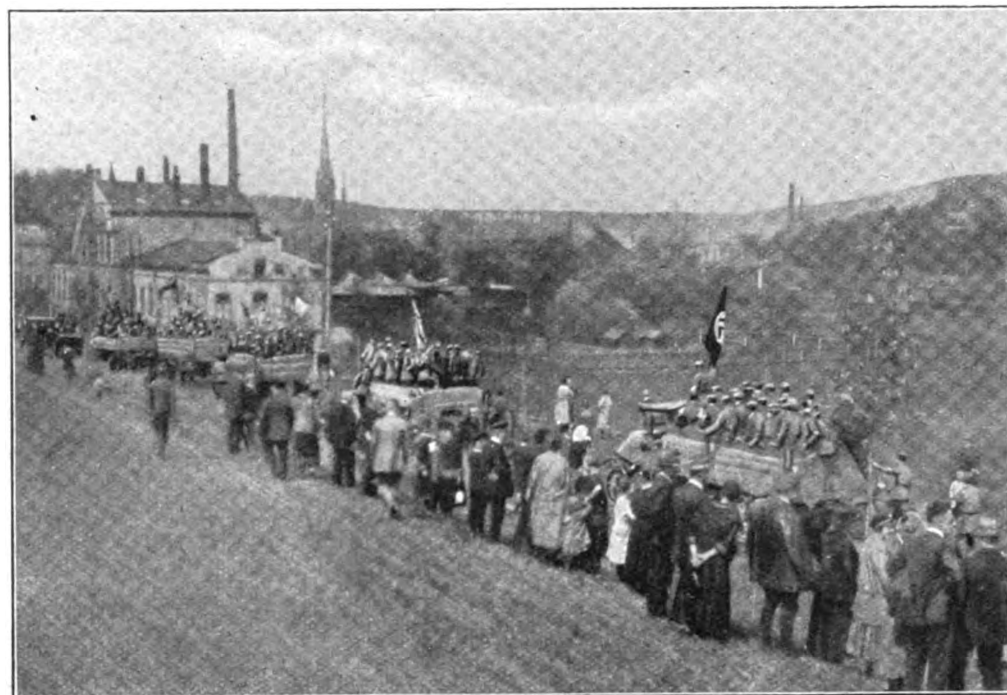
Propagandamarsch der S. A. in Plauen



Eine Abteilung der S. A. Spandau

Nationalsozialismus in der Tschechoslowakei

Das deutsche Sudetenland in der tschechoslowakischen Republik ist eine Hochburg des deutschen Nationalsozialismus. Die Bewegung in den Sudetenländern geht in ihren Anfängen bis auf das Ende der 80er Jahre zurück. Sie entstand damals als ein Teil der von Schönerer ins Leben gerufenen Alldeutschen Bewegung, die als eine Zusammenfassung deutscher Arbeiter, Bauern und Bürger gedacht war. Diese ursprünglich sozial eingestellte Bewegung, welche unter anderem gegen das Börsen- und Bankkapital scharf Stellung nahm und den sozialen Ausgleich verfocht, wurde im Laufe der Zeit immer mehr kleinbürgerlich und in sozialer Beziehung rückschrittlich. Deshalb kam es schließlich im Jahre 1904 zur Gründung einer selbständigen Deutschen Arbeiter-Partei für Österreich. Im Jahre 1913 legte sich diese Partei den Titel: „Nationalsozialistisch“ bei und im Jahre 1918 wurden die von Rudolf Jung vorgeschlagenen nationalsozialistischen Grundsätze als Programm angenommen und gleichzeitig die Änderung des Namens in „Deutsche National-Sozialistische Arbeiter-Partei“ beschlossen.



Propagandafahrt sudetendeutscher Nationalsozialisten durch das Aussiger Industriegebiet

Die sudetenländische national-sozialistische Partei stimmt in allen grundsätzlichen Anschauungen mit der reichsdeutschen unter der Führung Adolf Hitlers vollständig überein. Von geschichtlich-historischer Bedeutung ist die bekannte staatsrechtliche Erklärung des nationalsozialistischen Abgeordneten Knirsch, der in der damaligen konstituierenden Nationalversammlung für Deutsch-Österreich als Erster sofort in den Umsturztagen des Jahres 1918 den unmittelbaren Anschluß an das Deutsche Reich verlangte. Heute ist die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiter-Partei in der Tschechoslowakei der einzige aktivistische Rückhalt, den das Deutschtum dort noch hat. Die deutschen Nationalsozialisten haben den Sudetendeutschen ein Programm gegeben, welches kurz dahin lautet: Kampf um die Erhaltung der deutschen Sprache und Schule, der deutschen Scholle und des deutschen Arbeitsplatzes. Gewaltig ist der Aufschwung, den die Bewegung in der jüngsten Zeit genommen hat. Während bei den Gemeindewahlen 1919 rund 40 000 Stimmen für die Nationalsozialisten abgegeben worden sind, betrug die Zahl der abgegebenen Stimmen im Jahre 1923 bereits 120 000 und bei den letzten Parlamentswahlen im Jahre 1925 170 000, das ist ein Zehntel aller deutschen Stimmen in der Tschechoslowakei. Die Gliederungen der Partei haben sich gewaltig vermehrt und zählen weit über 600. 2000 Vertreter der Nationalsozialisten sitzen in den Gemeindestuben und 10 Mann vertreten den deutschen Nationalsozialismus im Prager Parlament. Zähe ihre Heimat verteidigend und um den Bestand des deutschen Volkstums in den Sudetenländern ringend, lenken die deutschen Nationalsozialisten ihren Blick in die Zukunft und sehen aus dem Elend der Gegenwart durch unsere gemeinsame Kraft den nationalsozialistischen Staat emporsteigen, das freie, soziale Alldeutschland.

Die Fraktion der deutschen Nationalsozialisten im Prager Parlament

Sitzend von links nach rechts: Leo Wenzel, Dr. Kottschalck, J. Patzel
Stehend von links nach rechts: Dr. Fr. Jesser, Hugo Simm, Rudolf Jung, E. Taschner, Fahoner, Hans Knirsch, H. Krebs

Nationalsozialistische Weihnacht in den Bergen

Die letzten Winter brachten fast durchwegs zur Weihnachtszeit nicht das, was dem Christfest so recht den äußerlichen stimmungsvollen Rahmen gibt, den Schnee. Der Winter 26/27 scheint nun endlich Einsicht zu haben und lustig wirbeln seit Wochen die Flocken. Zu Tausenden und Abertausenden ziehen sie hinaus, die Menschen der Großstadt in die herrliche, winterliche Gottesnatur, lüften ihre Lungen in der klaren Luft und stählen ihre Körper in allen den verschiedenen Sportbetätigungen, die der Schnee ermöglicht.

Unter den Massen, die an den Weihnachtsfeiertagen sich im Münchner Hauptbahnhof stauten und einen Platz erkämpften in den zahlreichen Wintersportzügen, die in die Berge abgelassen wurden, befanden sich auch die S.A.-Leute der Münchner Radfahr-Abteilung Roßbach. Im Spätsommer 1926 hatte die Abteilung, bekannt durch ihren Radreisemarsch, den sie seinerzeit von München aus in das Herz Deutschlands machte, bei einer ihrer sonntäglichen Wanderungen in einem romantischen Tale zwischen Lenggries und Tegernsee eine Hütte entdeckt, die als Ideal-Stützpunkt für den Wintersport erkannt, um billiges Geld sofort erworben wurde. Sonntag für Sonntag schleppten nun einzelne Gruppen



Tannen im Schnee — Fritz Scherbauer

verschneiten Tannen, den in der Wintersonne glänzenden Schnee, grüßte auch die Neuankommenden, die in beschwerlichem Marsche durch die Steinbachschlucht heraufstiegen, um Weihnachten zu feiern im Kreise der Kameraden, weit ab vom Hasten und Jagen der Großstadt.

Christnacht in den Bergen! Der Raum der Alm faßt kaum die erschienenen S.A.-Leute. Dämmerig wird es, die Nacht bricht an. Im traulichen Scheine der Petroleumlampe wird ein Gabentisch hergerichtet und am Herd brodelt der Punsch im Kessel. Unterm brennenden Christbaum spricht der Führer der Abteilung, Pg. Leutnant a. D. Heines Weiheworte — Kampfesworte. „Stille Nacht, — heilige Nacht" tönt es hinaus in das winterliche Tal und dann das Lied des Nationalsozialisten: „Kamerad, reich mir die Hände!" Geschenke werden verteilt, frohe übermütige Stimmung herrscht bis spät in den Abend. Endlich werden die Nachtwachen eingeteilt, und auf Stroh in Zeltbahnen eingehüllt, träumt so mancher von Weihnachtsstunden einst im Felde, — Soldatenweihnacht.

Die Feiertage gehören dem Sport, manch herrliche Leistung wäre zu buchen. Frohen Mutes und mit gehobener Stimmung geht's nur allzubald wieder ins Tal, dem Alltag, neuer Arbeit und neuem Kampfe entgegen.

* * *

Weihnachten auf der Schihütte



Die Schihütte der S.A.-Abteilung Roßbach-München bei Lenggries, 1495 m

der Abteilung Baumaterial und Einrichtungsgegenstände in das Lenggrieser Tal und brachten es 1500 Meter hoch zur Hütte, um sie wohnlich herzurichten und auszubauen. Kurz vor Weihnachten war die schwere Arbeit beendet und am Heiligen Abend fand die Einweihung der Schihütte statt. Das Hakenkreuzbanner flatterte vom Dachfirst, grüßte die stillen Berge, die immergrünen,

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

2. Jahrgang / Folge 2
30. Januar 1927



Preis 20 Pf.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

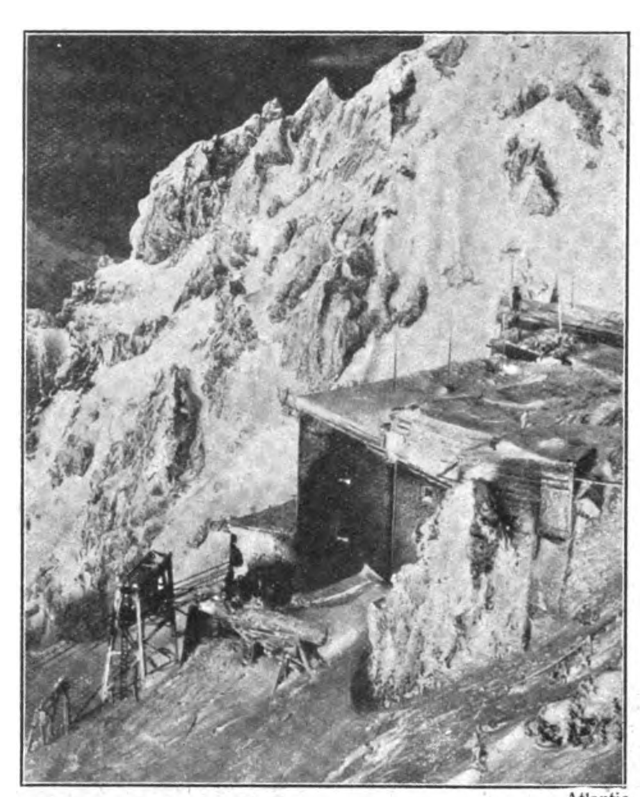
Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Phototthek

Schöner als in Davos: Blick von der Zugspitzbahn

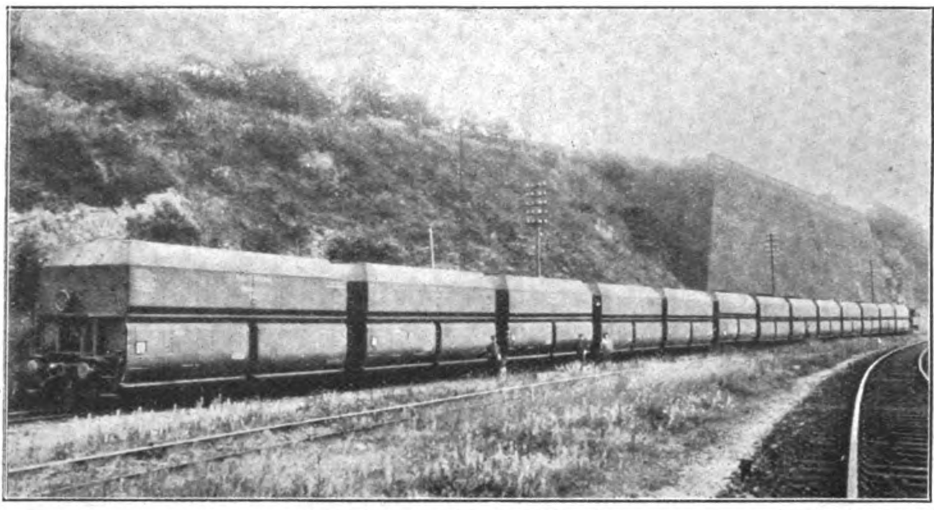
AUS ALLER WELT



Atlantic

Das höchste Hotel im deutschen Sprachgebiet

Am Endpunkt der Zugspitzbahn wurde kürzlich in 2800 Meter Höhe ein Hotel eingeweiht, das fast 100 Betten hat.



Phot. Rosenkranz

50 Tonnen in 2 Minuten

Zum Abtransport der Kohlen aus den rheinisch-westfälischen Kohlenbezirken hat die Reichsbahn nunmehr sogenannte Großraumgüterzüge eingestellt, deren einzelne Wagen rund 50 Tonnen fassen und in längstens 2 Minuten entleert werden können.

Das hat noch gefehlt!



Atlantic

Seit einigen Wochen gastiert in Berlin eine zionistische Theatergesellschaft, um, wie es heißt, die jüdisch-orthodoxe Theaterliteratur auch in Deutschland populär zu machen

Ade, Rabindranath!



Atlantic

Der in seiner Heimat unverstandene Erich Mühsam von Indien, Rabindranath Tagore, kommt öfter nach Berlin, um unter dem Beifall der gesinnungsverwandten Hornbrillenintelligenz vom Kurfürstendamm sein Licht leuchten zu lassen. Sein letzter Vortrag galt der „Bekämpfung des Rassenhasses“. Unser Bild zeigt den Tagorezirkus bei seiner Einschiffung in Kuxhaven.



Photothek

Hörsing macht Vorübung zum Reichswehrminister

Der Magdeburger Oberpräsident, Obergenosse Hörsing, wird, wie die Blätter melden, sein Amt am 1. April zurücklegen, um sich ganz seiner Aufgabe als Führer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gelb zu widmen. Es ist aber ein offenes Geheimnis, daß der Magdeburger Papphelmgeneral auf den Posten des deutschen Reichswehrministers geschoben werden soll — früher oder später — um die berühmten „Entpolitisierungs“maßnahmen in der Reichswehr durchzuführen, die bekanntlich darauf hinausgehen, aus der Reichswehr eine demokratisch-sozialdemokratische Parteitruppe ähnlich wie in Deutschösterreich zu schaffen.

MASSENELEND IN DER REPUBLIK

„Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt!" rief der Volksbeauftragte Scheidemann von der großen Treppe des Reichstagsgebaudes einer Massenversammlung der Revolutionäre im Dezember 1918 zu. Alle aber können der Siegesfrüchte nicht teilhaftig werden, denkt sich der Pensions- und Diätenempfänger Scheidemann heute und gibt mit seinen Genossen seelenruhig die Zustimmung zur dauernden Erfüllung der Daweslasten, die im Jahre 1927 bald ein- und eine halbe Goldmilliarde ausmachen. Daß unter solchen Umständen die Republik zur Linderung der furchtbaren Not der breiten Massen nichts übrig hat,



Anstellen um ein Nachtquartier vor dem Berliner Obdachlosenasyl ABC



Statt Freiheit und Brot — Zuchthausasyl und Hunger ABC

Der Eingang zum Schlafraum des Berliner Nachtasyls

ist selbstverständlich. Und während die sozialdemokratischen und kommunistischen Führer in holder Eintracht mit den Vertretern der Banken und Börsen in den Salons jüdischer Millionäre schwelgen, stehen Tausende von ihren Anhängern obdachlos auf der Straße.

Dinge, die der Jude nicht macht!



Metallarbeiter bei der Montierung des 100 m hohen Mastes des neuen Rundfunksenders in Langenfeld i. Rhld. Phot. Rosenkranz

Das jüdische Warenhaus, der Ruin des deutschen Geschäftsmannes



Der Berliner Tietzpalast in der Leipziger Straße Photothek

Kampf gegen den Kapitalismus wollen die Massen des deutschen Volkes überall. Nichts aber hält sie ab, in die Warenhäuser der jüdischen Goßkapitalisten hineinzulaufen und ihre wenigen Groschen für nicht immer billige, dafür aber auch schlechtere Ware hinzulegen. Der Jude sei preiswerter, heißt es gleichsam zur Entschuldigung. **Von nichts und mit nichts und ohne Riesengewinne baut man aber Paläste, wie sie die jüdischen Großwarenhausbesitzer heute errichten, nicht. Das sollte unserem Volk zu denken geben.**

Da lag der Putz von gestern, der mühsam zusammengestoppelt worden, hingeworfen, und in Hannas ungeduldigen Händen bauschte sich das neue, billige, weiße Unschuldskleidchen.

Lori Frapp stand einen Augenblick still und sah sich das Bild an. Zwei vornehme Mädchen. Sie kannte die beiden sehr gut.

Die Herren bewunderten Hanna und bedauerten, daß sie ein „Exzellenzmädchen" sei. Die Kleine hätte Aussichten gehabt in den Verhältnissen einer Lori Frapp. Auf der Promenade, bei Bazars und Réunions verdrehte man das kleine Lockenköpfchen mit wohlfeiler Courmacherei und schenkte ihm heimlich kostspielige Vielliebchen, wie einer Schauspielerin Geschenke zum Benefiz. Sie hatte schon gelernt anzunehmen; eine gefährliche Schule. Lori studierte das samtweiche Gesichtchen mit dem Pfirsichhauch auf junger Wange und herrlichen Augen. Diese Art Mädchen, aus gutem, sehr gutem Hause, Kind eines hochverdienten Offiziers, wohlerzogen und dabei so schön, das war etwas, was ein Emporkömmling wie Lori hassen mußte. Und wenn ein solches Geschöpfchen herunterkam, von seiner Höhe stürzte, seine Aussichten verspielte, wie freute sich dann eine Lori Frapp. Und wie erbarmungslos war sie da. — Nach einer Weile hob Hanna die Augen, ihr Blick und der der Beobachterin kreuzten sich. Über das Gesichtchen des Kindes ging ein fahles Erblassen, die Schere entfiel klirrend ihrer Hand.

Adele sah auf. „Was hast du, Hanna?"

„Nichts, nichts, nur die Schere ist gefallen." —

Die Schauspielerin ging langsam weiter. Ein spöttischer Ausdruck machte ihre Züge hart. Nicht nur in Ischeles auf der Promenade hatte sie die kleine, schöne Exzellenztochter gesehen. Auch in Wien war sie ihr begegnet. Nur einmal freilich — aber das hatte genügt. Die Kleine entsann sich auch. Man sah es.

Und Lori raffte ihre Spitzenröcke hoch über den Staub der Straße, die sie passierte. Leise auflachend, entsann sie sich einer Zeit, als Baron Alf sie kniefällig gebeten, sie möge die Villa bewohnen. Er war ihr zu gemein und zu knickeriggewesen. Sie hatte immer auf sich gehalten und nur für den Meistbietenden eine Schwäche gehabt. Ja, sie war klug und vernünftig. Sie verstand zu wuchern mit dem Kapital ihrer Person, wie unweltläufige, arme, kleine Mädchen aus guten Familien es nicht verstehen. Wenn die zu gleiten beginnen, stürzen sie in den Abgrund. Unten sind Steine. Eine Lori Frapp aber läßt sich ganz sanft, gemütlich hinunter tragen. Überall ein Ruheplätzchen, ein „Standerl". Und unten sind Rosen, ist ein seidenes Bett.

Wie etwas gemacht wird, das ist der Casus. — — —

„Pastrell Franzl, Sie sind's! Du bist's, Kollega! Ja is denn das die Möglichkeit, daß du hier bist, Franzl?"

Der also von der Schauspielerin Angeredete saß auf einer einsamen Bank, im dichten, abgeblühten Busch einer Traubenbeere, an dem ein kleiner Seitenweg vorbeiführte. Es war Pastrell, der berühmte Charakterdarsteller und Komiker, ein großer, schlanker Mensch von etwa vierzig Jahren. Er hatte den Hut neben sich ins Gras geworfen, die Sonne warf ungewisse Lichter auf sein kurzgeschnittenes Haar und auf das weiche, merkwürdig mobile Gesicht mit den dunklen, sehr hübschen Augen. In manchem fast knabenhaft, dann wieder alt und müde in den feinen Kummerlinien um Stirne und Mund, bot er so recht das widerspruchsvolle Bild eines großen Künstlers und zerfahrenen Menschen.

Die Börse und das Judentum umwarben Pastrell, um ihre Salons mit ihm zu zieren. Kein Prinz, kein Aristokrat wagte ihnen gegenüber, was der Künstler sich erlaubte. Bis vor wenigen Monaten war seine Stellung eine ganz ungewöhnlich herrschende gewesen.

Dann waren plötzlich Stürme gekommen. Über das Leben des Mannes, der immer zu lachen gewohnt war, rauschten sie hin; spät, aber mit zermalmender Wucht überkam ihn die Gewalt, die über jeden einmal kommt, der Ernst des Daseins. — — —

Der auf der einsamsten Bank der Ischeleser Promenade saß und gleichgültig, fast stumpf aufsah, als Lori Frapp ihn anrief, war ein Mann, der sehr alt schien, ein Mann mit heißen, überwachten Augen und einem brütenden Sorgenblick.

„Freil'n Lori? O je, sind heuer denn die Hundstag so früh, daß schon die Stechfliegen kommen?" sagte er spöttisch in parodiertem Wiener Dialekt und zog die Mundwinkel herab. „Da lesen wir ja morgen in der Zeitung, die allerhöchsten und höchsten Herrschaften sind eingetroffen."

Sie nickte burschikos.

„Laß mi' a Bissel bei Dir verschnaufen, Pastrellerl, 's hat schon a Viechhitz."

Er machte ihr widerwillig Platz. Weder Wohlwollen, noch das geringste Interesse lag in seinem Wesen ihr gegenüber. Der Heliotropgeruch, der ihren Kleidern entströmte, schien ihn widerwärtig zu berühren.

„Nein, ich kann mich nicht d'rüber erholen, daß Du hier bist, Franzl! Und wohnst in Dein Paradiesschlössel?"

„Ja. Ich wohn' nach wie vor — im Paradies."

„Schön is schon bei Dir. Und was Du da alles ang'sammelt hast an Raritäten und Erinnerungen! Dein ganzes Leben."

„Ein ganzes Sündenregister."

„Wer das a mal kriegt!"

„Die Hölle, die alle Sünden kriegt."

„Geh Du, Du bist no' allweil der alte Wiener Pitz."

„Der alte Witzhaspel, der aufgezogen und abgewickelt wird."

Lori streifte nach längerer Pause das müde Gesicht des Schauspielers mit einem Blicke, unter dessen falscher Gutmütigkeit sich brennende, boshafte Neugier verbarg. Er sah plötzlich auf und ihr gerade in's Antlitz.

„Und Du, Du hilfst noch immer dem Käuzerl und nebenbei dem Nandl-Prinzen regieren lernen?"

Sie lächelte, verschämt schweigend.

„Der derlernt's nie. Was Schön's habt's z'sammregiert heuer da droben, Ihr Volksbeglücker. Auf allen Breddeln seid's in die Couplets vergassenhauert word'n, und 's ganze Resultat von die wichtigen Ministerdebatten sind zwei neue Witzblatteln g'wen, bei denen zwei neue Jüderln Masematten machen." Pastrell pfiff höhnisch vor sich hin. Lori war dunkelrot vor Zorn geworden, schwieg aber kluger Weise.

„Und die Völ—ker ju—beln und be—zahlen wieder etwas mehr, 's geht nix über a stein—beindl, — gesunde loyalische Veranlagung! die halt' an Puff aus. Hast scho' g'hört, Lori. Ach freili', Du mußt 's ja wissen. Das neue Ministerkabinett soll bei nächster wiederkehrender bösartiger Neubildung, a Leiden, das bei uns chronisch wird, aus den reuig gebesserten Insassen von Steyr-Garsten rekrutiert werd'n."

„Pastrell, Sie werd'n no' a Mal eing'sperrt."

„Ich? o nein. Ich darf alles sagen. Ich bin ja der Hofnarr. Mich nimmt keiner ernst. I' dürf' wenigstens alles red'n, i', dafür daß ich nicht verlangen kann, daß mir einer oder eine ein gegebenes Wort hält." —

Wieder traf ihn aus Lori's Augen der falsche, spähende Blick voll versteckter Bosheit. Den Kopf auf die Brust gesenkt, sah er vor sich hin auf den Boden und zeichnete Buchstaben in den Sand.

„Es hat eine Zeit 'geben," sagte er langsam, eintönig, wie im Selbstgespräch, „da bin ich a junger, bettelarmer Schmiedbua g'wesen und hab' einen ganzen reichen Himmel da in der Brust g'habt, in der jetzt alles so wurmstichig und ang'fault is, wie Mottenfraß. Bloßfußig, mit 'm zerrissenen G'wand und die Kopfstückeln vom Meister um die Ohrwascheln, hab ich 'n Tag ang'lacht und die Nacht durchg'schnarcht wia 'r — ja wia 'r wer denn? Wie keiner mehr heutzutag'. G'schmeckt hat mir alles und mit so an dummen, verrückten G'lachter voll Lebensfreud' hab' i umananda g'schaugt, daß s' mi' 'n feixenden Franzl g'nennt hab'n. Glaubt hab i' alles, was zum Glauben nur aufz'treib'n is, bet' hab i' mit ganzer Söl' und hoch g'schrien mit einer Mordslungen, wo nur a G'legenheit zum Schrei'n war. A hell Glückseliger ist der junge Mensch in meiner blaug'fleckten Haut und mein' zerrissenen G'wandl g'wes'n."

Lori Frapp gähnte verstohlen. Sie machte das sehr niedlich, ganz „grande dame", in's feine Spitzensacktuch und maskierte es mit einem Seufzer. Pastrell beachtete sie nicht. Er sprach vor sich hin, wie ein Traumwandelnder.

„Denn so 'was Innerlich's, das ganz glaubt und ganz vertraut, so 'was muß der Mensch hab'n, daß er kein Vieh wird. An g'sternten Himmel, zu dem er aufjauchzen kann, a paar Augen, in die er andächti' schaut, irgend 'was Großes, 'was Rein's, weißt, ah na, du weißt 's ja nöd! Ich hab' vergessen, mit wem ich red'. — Du hast ja in solche Sachen keine Erfahrung nicht, du Kulturmädchen."

Der verletzende Hohn, in den der sonderbare Sprecher vom schmerzlichsten Ernste plötzlich umgeschlagen, empörte Lori, die nur an Weihrauch Gewöhnte. Aber der Geist zu einer schlagenden Replik fehlte ihr. — „Warum bist kein Geistlicher worden, Pastrellerl," sagte sie spöttisch. Er fuhr zu ihrer Überraschung heftig auf.

„Ja warum nicht? Geistlicher oder Bauer oder Handwerker. A ganzer, g'sunder, unverkaufter Mensch, in dem einfachen Stand, wo ich geboren bin. An nix schuld und niemand was schuldig. Der blaue Holler an mein Vaterhäus'l in der kleinen Stadt blüht noch alle Jahr frisch. Und ich bin abg'welkt, mit absterbende Wurzeln. Warum habt's mi' außig'riss'n aus mein Heimatboden, der mir Kraft geb'n hat, bis ich a reicher Nix-Nutz, a moderner Lump und Spaßmacher word'n bin, a Judenwurstel, der aufzog'n wird?"

„Geh' du, mit deine Talenter."

(Fortsetzung folgt.)



Billys großer Fischzug in Detroit

Eine verdammt wahre Geschichte von Hans Hesse.

Billy, der gehenkte Pferdedieb, die Fahrkarte und ein Entschluß.

Die Boys hatten soeben einen Pferdedieb gehenkt und Billy fand in den Taschen desselben eine Fahrkarte nach Detroit. Ihr fragt, was Billy in den Taschen des gehenkten Pferdediebs zu suchen hatte? Nun — — Billy, die alte, gutmütige Haut, dachte in seinem biederen Sinn, daß der Gehenkte vielleicht Papiere bei sich gehabt hätte, die er, Billy, dann den evtl. Angehörigen, mit einem pietätvollen Nachruf, übersandt hätte. Das heißt, vorausgesetzt, daß auch genügend Geld für das Porto und sonstige Unkosten dabeigelegen hätte. Aber Billy fand nichts, außer einem falschen Zehncentstück (davon hatte er selbst genug) und der erwähnten Fahrkarte. Über diese Fahrkarte fiel Billy in tiefes Nachdenken.

Und da dies eine ungewohnte Beschäftigung für Billy war, folgte er den anderen Boys in Jacks Salon, um sich davon zu erholen. Jack, der alte Gauner, hatte gerade beim Pokern vier Asse angeblufft und eine Lokalrunde verloren, als Billy mit ernster Miene den Salon betrat, seinen Kautabak auf den Schenktisch spuckte und sich von dem Waiter einen doppelten Wisky einschenken ließ. Nachdem er diesen hinabgegossen hatte, wischte er sich mit dem Rücken seiner Faust den Mund und tat den Boys kund und zu wissen, daß er morgen, evtl. noch heute nach Detroit fahren wolle, um sich mal zu amüsieren und gleichzeitig den Detroitern zu zeigen, daß in den „Distrikten" auch noch Leute wohnen.

Ihr könnt Euch denken, daß die Boys in den farbenprächtigsten Aussprüchen, pikant garniert mit Flüchen, bei deren Anhören der selige Gerstäcker vor Neid erblaßt wäre, ihren verschiedenen Empfindungen Ausdruck verliehen. Ihr könnt Euch ferner vorstellen, daß Billy sich durch nichts in seiner Ruhe erschüttern ließ, und daß seine breite, rauhhaarige Brust vor Stolz über seinen Unternehmungsgeist, mächtig geschwellt war. Und Jack, der Wirt? Nun, der machte an diesem Mittag noch glänzende Geschäfte.

Der alte Natan.

Taumelnd und johlend zogen am Nachmittag etwa zwanzig Boys, mit dem seligen Billy in der Mitte, zum Store des alten Natan, um Billy stadtfein zu machen. Und der alte Natan schleppte schmunzelnd und mit dem zahnlosen Munde sappernd seine Herrlichkeiten herbei. Mit viel Lärm und nach endlosem Anprobieren, war Billy endlich eingepuppt. Er sah verdammt nobel aus! Neue Stiefel erglänzten in strahlender Schwärze an seinen Füßen. Die neue Hose wurde durch einen mächtig feinen Ledergürtel zusammengehalten. Das blaue Wollhemd wurde durch ein leuchtend rotes Halstuch, welches eine Nadel mit blitzenden Similidiamanten schmückte, am Halse abgeschlossen. Ein neuer, breitrandiger Hut mit Nickelbeschlägen im Band, bedeckte Billys Struwwelkopf und unter den Ärmeln des verteufelt feinen, dunkelgrauen Jacketts, lugten nagelneue Ledermanschetten hervor.

Stolz besah sich Billy im Spiegel. Dann fragte er nach dem Kostenpunkt. Der Hebräer forderte „aus alter Freundschaft" „nur" 100 Dollar und erst als Billy erklärte, ihm seinen vollgefressenen Bauch mit Bleikugeln wie einen Kentuckykäse zu durchlöchern, wenn er nicht einen anständigen Preis mache, und die Boys drohten, ihm die ganze Bude zu demolieren und ihn bis an sein Lebensende mit Schweinefleisch zu füttern, machte Natan, unter ungeheurem Wortschwall, dabei mit den Beinen Charleston tanzend und mit den Händen mensendieckend, Konzessionen. Nach vielem Debattieren, wobei seitens des Juden alle Propheten des alten Testaments angerufen wurden, während ihm von den Boys sämtliche Todesarten, mit dem Teeren und Federn als humanste, angefangen, in Aussicht gestellt wurden, einigte man sich auf den Gesamtpreis von zwanzig Dollar.

Seufzend sah Natan die Bande endlich abziehen und nahm sich fest vor, das nächste Mal noch 200 Prozent mehr aufzuschlagen, um wenigstens 100 Prozent verdienen zu können.

Der würdige Gentleman.

Billy saß im Abteil des Detroiter Zuges, der stampfend und pustend die kleine Station verließ. Auf dem „Bahnsteig" verhallte das Abschiedsgebrüll der Boys, knallten die letzten Abschiedsschüsse. Die Insassen des Zuges, die zuerst an einen räuberischen Überfall glaubten, als die schreienden und schießenden Boys auf der Station auftauchten, hatten sich beruhigt auf ihren Plätzen niedergelassen. Man hörte jetzt nur noch den rhythmischen Klang der rollenden Räder..

Billy legte seinen Hut ins Gepäcknetz, schnitt sich ein daumengroßes Stück Tabak ab, schob es hinter die gelben, gesunden Zähne, warf noch einen flüchtigen Blick auf den ihm gegenübersitzenden, verdammt würdig aussehenden Gentleman, streckte seine langen Beine aus und war in Kürze in einen tiefen, durch Whiskygeister hervorgerufenen Schlaf versunken.

Er mochte einige Stunden so geschlafen haben. Denn als er erwachte, war der Zug erleuchtet, und durch die Fenster drohte die Schwärze der Nacht. Noch etwas entdeckte Billy beim Erwachen: der würdige Gentleman saß neben ihm und hatte seine Hand in Billys Hosentasche, wo dessen Geldbeutel ruhte, versenkt. Zog sie aber jetzt, mit verlegenem Stammeln, schleunigst, leer heraus. Es dauerte nur einen kleinen Moment, bis der schlaftrunkene Billy die Situation erfaßt hatte. Dann — — ein blitzschnelles Zuschlagen — — und der Gentleman lag, von einem wohlgezielten Kinnhaken getroffen, am Boden des Abteils. Mit Umsicht und Gemütsruhe, zog Billy ihm Uhr, Brieftasche und Geldbörse heraus, setzte sich wieder an seinen Platz und erwartete, mit dem Coltrevolver in der Faust, das Erwachen des Gentleman. Der kam bald wieder zu sich und sah ängstlich-trotzig auf Billy. Dieser wälzte zunächst seinen Priem von der linken in die rechte Backe, da er dann besser reden konnte, zeigte mit der linken Hand auf die Abteiltür und sagte nichts als „raus!"

„Aber, lieber Herr . . ." begann der Gentleman.

„Raus!" schnitt Billy ihm das Wort ab und man sah, daß es ihm bitterer Ernst war. Der Gentleman blickte auf den drohend erhobenen Revolver, erhob sich stöhnend und trat an die Tür: „Ich werde mir Hals und Beine brechen." „Hoffentlich!" meinte Billy. Der andere öffnete die Tür und sah schaudernd in das Dunkel, welches der Zug durchraste, hinaus. „Raus!" kommandierte Billy nochmals. Der Fremde warf noch einen verzweifelten Blick auf die in Billys Bereich befindliche Notbremse. Dann trat er auf das Trittbrett und ließ sich hinabfallen . . .

Billy schloß die Tür hinter ihm, stellte vergnügt fest, daß er etwa 200 Dollar in bar und eine Uhr im Werte von 50 Dollar erbeutet hatte und streckte sich dann schmunzelnd wieder zum Schlafen aus.

Fünf Meilen vor Detroit wurde er vom Zugsbegleiter geweckt: „Eh, Sir! wo ist denn der andere Gentleman?"

„Weiß ich nicht," knurrte Billy, „mußte unterwegs plötzlich aussteigen." „Aber seine Reisetasche liegt doch noch im Gepäcknetz," erwiderte erstaunt der Schaffner. „Oh, geht zur Hölle und laßt mich schlafen!" grämelte Billy und schloß die Augen.

Der Schaffner nahm die Reisetasche an sich und verließ kopfschüttelnd das Abteil.

Mit den ersten Strahlen der Morgensonne lief der Zug fahrplanmäßig in Detroit ein. Billy war am Ziel seiner Fahrt.

Billy läßt sich verschönern.

Billy saß in der Bahnhofbar und wunderte sich über zweierlei. Erstens über die merkwürdig kleinen Whiskygläser und zweitens darüber, daß alle Leute, die ihn ansahen, vergnügt vor sich hin grinsten. Auch der Barkeeper, der ihm eben den zehnten Whisky eingoß und dafür kassierte, grinste dauernd. Billy betastete und besah sich verstohlen, konnte aber absolut keinen Grund zur Heiterkeit entdecken.

„Warum, bei allen Teufeln der Hölle, feixt Ihr denn eigentlich immer?" fragte er endlich den Barkeeper. Dieser neigte sich über den Bartisch und flüsterte: „Weil Ihr Euren ganzen Urwald mitgebracht habt, Mann. Laßt Euch um Gotteswillen rasieren und die Haare schneiden, meinetwegen auf meine Kosten. Ihr ruiniert mich, Mann. Die Gäste können ja vor Lachen nicht mehr trinken." Billy mit seinem strohgelben Haarschopf und den dreizentimeterlangen Bartstoppeln im Gesicht, bot in Verbindung mit seiner, nach Hinterwäldleransicht „verdammt noblen" Kleidung, inmitten der gepflegten Stadtmenschen, fürwahr auch einen drolligen Anblick.

Jetzt aber fragte er trocken: „Wo wohnt der nächste Barbier?"

„Hier direkt gegenüber vom Bahnhof."

„Was kostet Haarschneiden und Rasieren?"

„Na, etwa einen Dollar."

„Her mit dem Dollar!"

„?????"

„Her mit dem Dollar, Sir! Habt Ihr nicht gesagt, ich soll mir auf Eure Kosten die Haare schneiden lassen?"

Schmunzelnd steckte er dann den Dollar ein, welchen ihm der Barkeeper lachend aushändigte, nahm seinen Hut, spuckte respektlos auf den Boden und ging hinüber zum Barbier.

(Fortsetzung folgt.)



ZUM ZEITVERTREIB

Silbenrätsel

Aus den Silben:
a — äp — au — baum — bens — berg — da — den — ding — do — düp — ein — en — er — erd — fa — fel — fer — gi — haus — hl — ju — ka — ka — ko — ku — le — le — lei — li — man — mar — ment — mi — mos — mün — na — na — nas — ne — ne — nen — neu — o — o — o — on — pal — pel — re — sart — schu — se — son — spes — stedt — ster — ti — xy
sind 19 Wörter zu bilden, deren 1. und 4. Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Mahnruf Adolf Hitlers ergeben.

1. .... Urkunde
2. .... Südfrucht
3. .... Mittelgebirge in Bayern
4. .... Getränk
5. .... Edelstein
6. .... jüdischer Verlag
7. .... germanischer Volksstamm
8. .... Bezeichnung für Kartoffel (Mehrzahl)
9. .... deutsche Stadt
10. .... historischer Ort in Schleswig-Holstein
11. .... ideale Wohngelegenheit
12. .... Ort, an dem es laut zugeht
13. .... Schlachtort von 1806
14. .... jüdischer Reichs-Finanzminister a. D.
15. .... weiblicher Vorname
16. .... Stadt in Thüringen
17. .... chemischer Prozeß
18. .... Baumart
19. .... Fluß in Norddeutschland

Rösselsprung

mag	und	er	ei-	Tag	Hän-	Mensch
den	ken	Du	nicht	nur	nen	ver-
glaubst	den	wen-	das	mag	kann	Blut
mit	ein	har-	was	glaubst	star-	sal
ten	Mut	an	Mensch	er	ken	ein
ei-	nicht	kann	hat	ver-	durch	nem
Schlag	er	was	heißen	star-	Schick-	Du

Lösung des Kreuzworträtsels in Nr. 1

Wagrecht:

1. als, 4. hat, 7. Ariosa, 9. König, 11. Hall, 12. Lira, 13. Una, 14. Stall, 17. Sau, 18. Sticker, 20. Asta, 21. Ara, 22. Anstand, 23. Burg, 24. dein, 26. Remisen, 29. Alb, 31. Neger, 32. neo, 34. Illo, 36. Mode, 37. Reeder, 38. Leiter, 39. nie, 40. Aar.

Senkrecht:

1. Aranka, 2. lila, 3. Sol, 4. Hel, 5. Anis, 6. Tirana, 7. aha, 8. Asti, 9. Kalk, 10. Gau, 14. Stangen, 15. achtzig, 16. Leander, 18. starr, 19. Reden, 23. Ballen, 25. nieder, 27. Meer, 28. Seil, 29. Air, 30. Blei, 32. Nota, 33. Ör, 35. Ode, 36. Mia.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 1

1. Sarotti, 2. Taifun, 3. Ägid, 4. Raupe, 5. Krater, 6. Erker, 7. Leinefelde, 8. Iswolski, 9. Examen, 10. Gizeh, 11. Tenne, 12. Nagasaki, 13. Instinkt, 14. Crefeld, 15. Haake, 16. Tripolis, 17. Inowrazlaw, 18. Naphtali, 19. Duell, 20. Esel, 21. Rose, 22. Magen, 23. Albatros, 24. Jericho, 25. Olymp, 26. Rudolf, 27. Irene, 28. Thor, 29. Äquivalenz, 30. Thurgau, 31. Sieb, 32. Oder, 33. Nikolai, 34. Dresden, 35. Erlkönig, 36. Ranke, 37. Nathan. —
Stärke liegt nicht in der Majorität, sondern in der Reinheit des Willens, Opfer zu bringen.

Heitere Ecke

Unüberlegt.

Gerichtspräsident zum Angeklagten: „Führen Sie sich nicht so frech und flegelhaft auf; Sie tun ja so, als ob Sie hier der Vorsitzende wären."

Moral nicht bekannt.

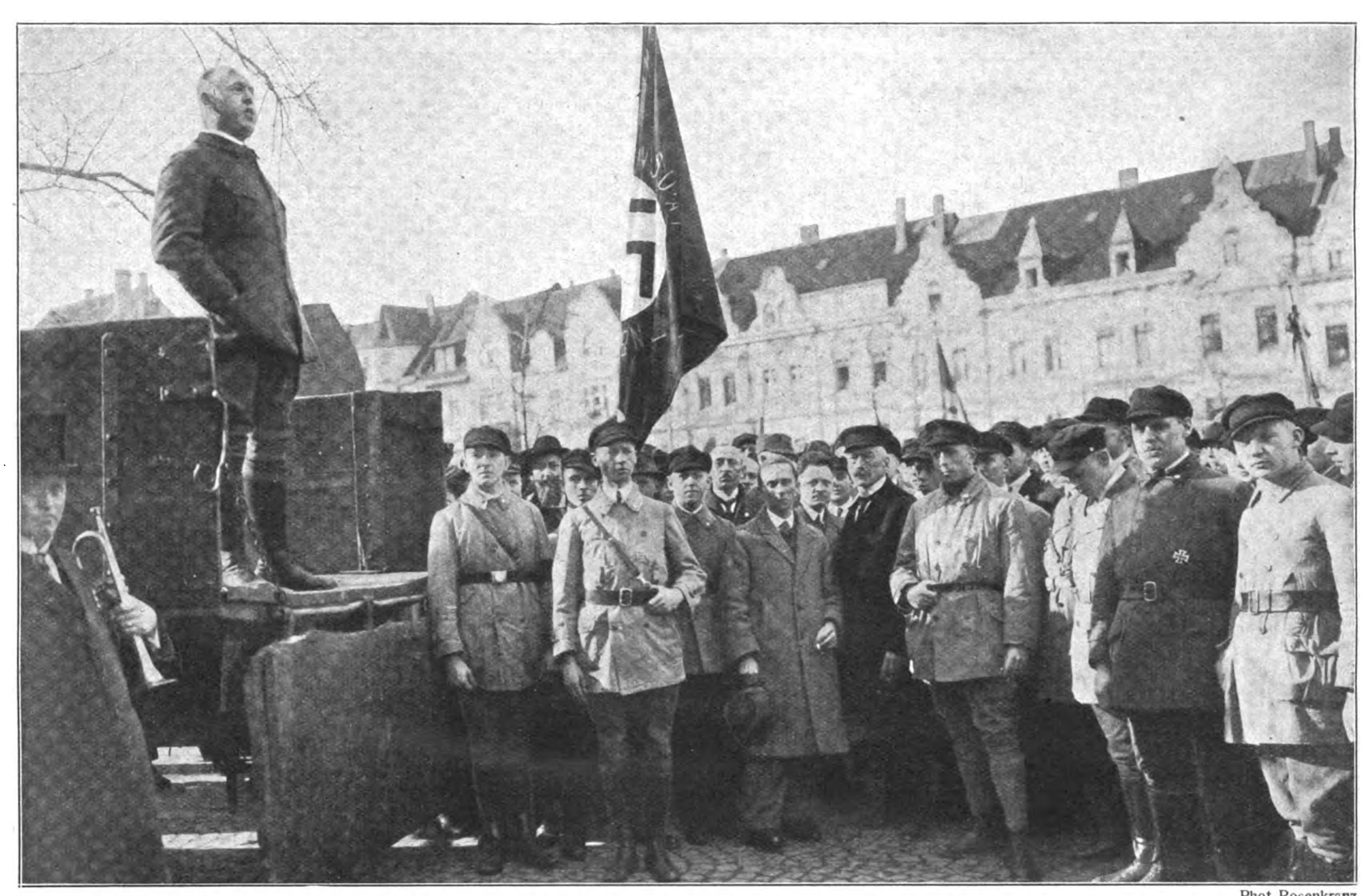
Ein Bezirksamtmann vom badischen Musterländle erließ an die Gemeindevorsteher einen Ukas und verlangte zu einem bestimmten Termin Meldung darüber, ob und welche Beobachtungen in den ihm unterstellten Gemeinden über das Sinken der Moral gemacht worden seien. Prompt antwortete ein biederer Gemeindebürgermeister zum Termin: „Über die Moral ist in hiesiger Gemeinde nichts bekannt."

Die Reichswehr nach der „Reform" durch die Abgeordneten Löbe und Koch



Das Mitglied der von den Demokraten und Sozis gewünschten parlamentarischen Beschwerdekommission Siegmund Rosenblüth: „Was woll'n Se halten, Leitnant, Ordnung? Se ham zu halten nix als Ihr Maul, verstehn Se!

DER NATIONALSOZIALISMUS MARSCHIERT



Phot. Rosenkranz

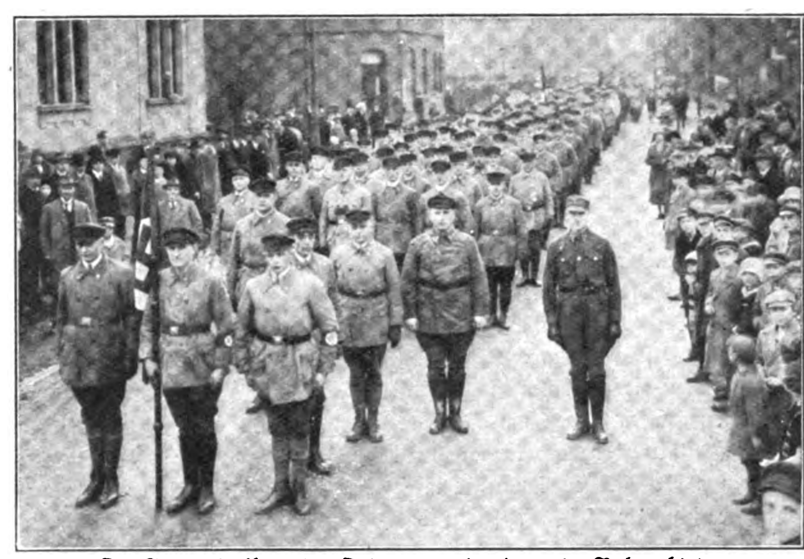
Riesenkundgebung der N.S.D.A.P. auf dem Marktplatz in Essen. Reichstagsabgeordneter Gregor Straßer spricht!

Phot. Rosenkranz

Die Judenblätter behaupten, die nationalsozialistische Bewegung gehe zusehends zurück. Ein Bild vom „Rückgange".
Massenkundgebung unter freiem Himmel in Essen.



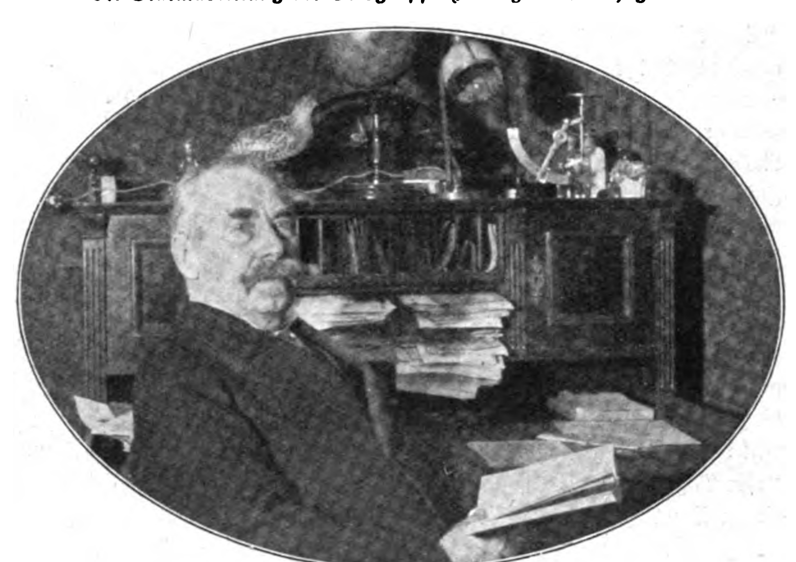
Propagandamarsch der S.A. der Ortsgruppe Elberfeld



Die Sturmabteilung der Ortsgruppe Hattingen im Ruhrgebiet

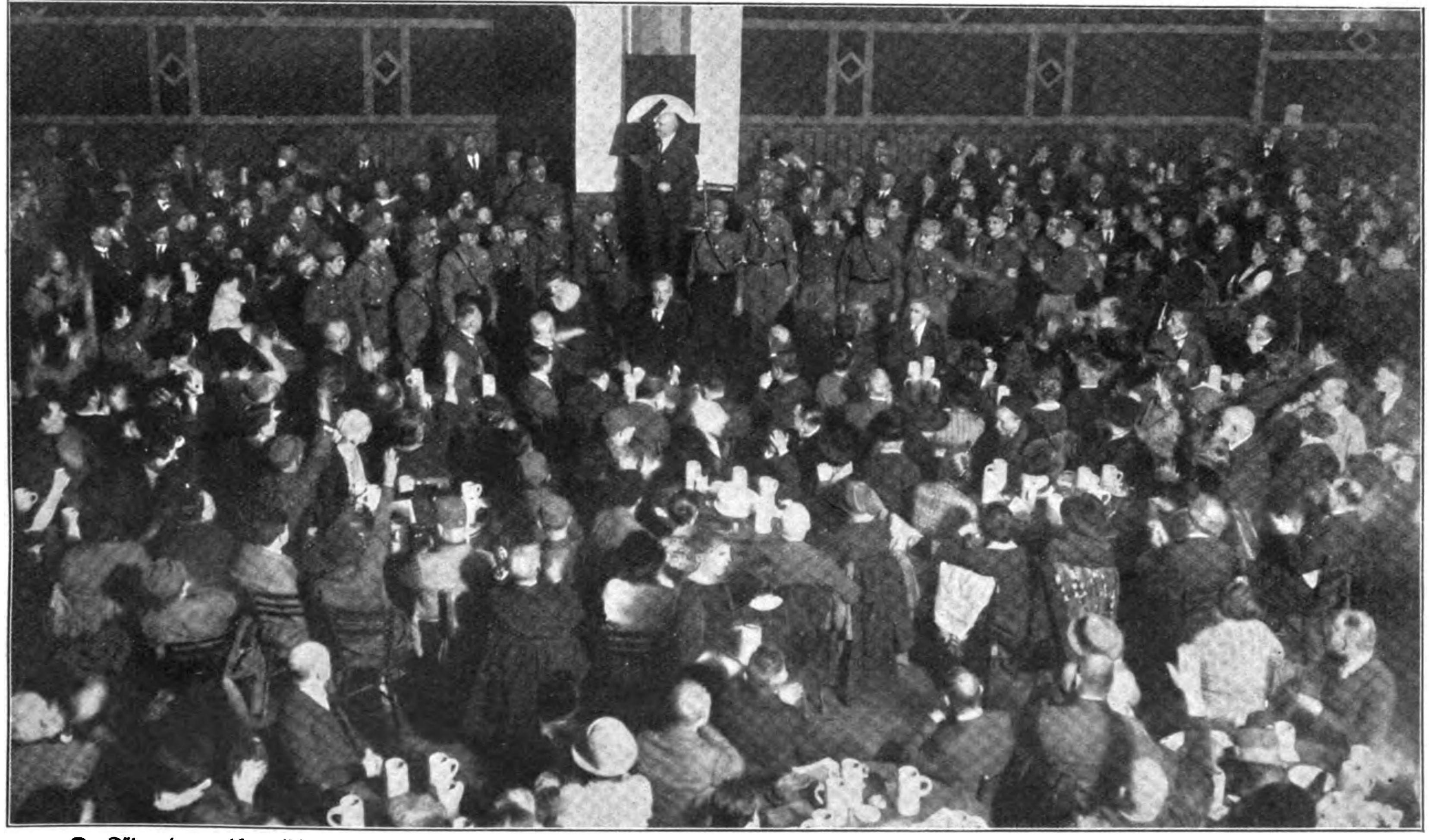


Die Geschäftsstelle des Thüringer nationalsozialistischen Organs „Der Nationalsozialist" in Weimar



Theod. Fritsch, der 71jährige antisemitische Vorkämpfer, soll in nächster Zeit eine mehrmonatliche Gefängnisstrafe antreten

Julius Streicher spricht in München



Der Führer der nordbayerischen Nationalsozialisten, Stadtrat und Abg. Julius Streicher sprach am 14. Januar in einer Massenversammlung im historischen Bürgerbräukeller in München. Die riesigen Ausmaße des Saales verlangen, daß die Redner in der Mitte der Längswand sprechen

DER WAHLKAMPF IN THÜRINGEN

Am 30. Januar finden im Lande Thüringen die Wahlen zum Landtage statt. Für uns Nationalsozialisten, die wir den Wahlkampf nicht zu führen brauchen um einige Mandate mehr oder weniger zu erschachern, ist die Wahlzeit nichts anderes als eine günstige Gelegenheit zur Verbreitung unserer neuen staatspolitischen Weltanschauung. Kämpfen wir ja doch nicht wie die sämtlichen anderen Parteien, die sich in diesen Tagen um die Gunst der Thüringer bewerben, um die machtpolitische Sicherung der Geldbeutelinteressen mehr oder weniger jüdischer Börsenkreise, sondern um einen neuen deutschen Staat, begründet auf der Grundlage rassischen Gemeinschaftsgefühls. Bei der furchtbaren rassischen Trübung des deutschen Volkes, die in Mitteldeutschland besonders schwieriger Natur ist, ist es kein Wunder, daß der reinen Volkstumsidee des Nationalsozialismus vielfach mit getrübten Instinkten entgegengetreten wird. Trotzdem darf die junge, im Frühjahr 1925 neugeschoffene Organisation der N.S.D.A.P. unter der tatkräftigen Führung des bekannten völkischen Vorkämpfers Dr. Artur Dinter auf eine Entwicklung zurückblicken, die ein erfolgreiches Weiterschreiten gewährleistet, wenn nur alle Kräfte mit der bisherigen Zähigkeit und Beharrlichkeit auch weiterhin am Werke bleiben. Und so ist sich in diesen Tagen jeder Nationalsozialist in Thüringen klar, daß weniger die Stimmenzahl der Landtagswahl am 30. Januar, als vielmehr der anhaltende, unbeugsame Wille zum Enderfolg beim letzten Anhänger die Grundlage für den einstigen Sieg der nationalsozialistischen Weltanschauung darstellt. Mehr wie anderswo besteht in Thüringen die Notwendigkeit für den nationalsozialistischen Kampf und in wenigen Gegenden Deutschlands ist die Sehnsucht nach Erlösung aus der jüdisch-marxistischen und börsenkapitalistischen Knechtschaft so stark, als wie in diesem Lande. Niemand anderer aber wird diese Sehnsucht befriedigen können, als der kommende nationalsozialistische Staat, der getragen wird von dem Freiheitswillen der vereinigten Kopf- und Handarbeiter des deutschen Volkes, geführt nicht von hereingewanderten volksfeindlichen Börsenbütteln, sondern deutschen Männern, die erkannt haben, daß die Sicherung des sozialen Wohlstandes eines Volkes abhängig ist von der Erhaltung der nationalen Freiheit einer Nation nach außen.



Der nationalsozialistische Spitzenkandidat Dr. phil. nat. Artur Dinter

Die nationalsozialistische Partei im Thüringer Landtag hat, unbeschadet ihrer an sich noch geringen Fraktionsstärke eine wichtige Aufgabe. Sie kämpft nicht nur in vorderster Linie gegen die in Thüringen gefährliche marxistische Berufsdemagogie, sondern muß auch dafür sorgen, daß im Lande Thüringen eine auf nationale Belange eingestellte Regierung zustande kommt, die auch in sozialer Beziehung guten Willens ist und die wie die bisherige wenigstens die Einsicht hat, daß das Reich wie die einzelnen Länder unrettbar im marxistischen Sumpf und in der Verelendung versinken, wenn man der nationalsozialistischen Partei als der einzigen aktivistischen Gegenbewegung gegen den Marxismus nicht die notwendige Bewegungsfreiheit läßt. Niemals dürfen mehr, das ist die Parole der Nationalsozialisten am 30. Januar und auch im weiteren Kampfe, wie im Jahre 1919, an einer Stätte, die der Genius eines Goethe und Schiller beherrschte, wie das Weimarer Nationaltheater, Leute vom Schlage eines Preuß, Scheidemann und Erzberger stehen.



Thüringer S.A. in Weimar

WEM SOLL ES GEHÖREN?



Das Deutsche Nationaltheater in Weimar

Leser und Freunde des „Illustrierten Beobachters" wählen am 30. Januar

Liste 5

(Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei)

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

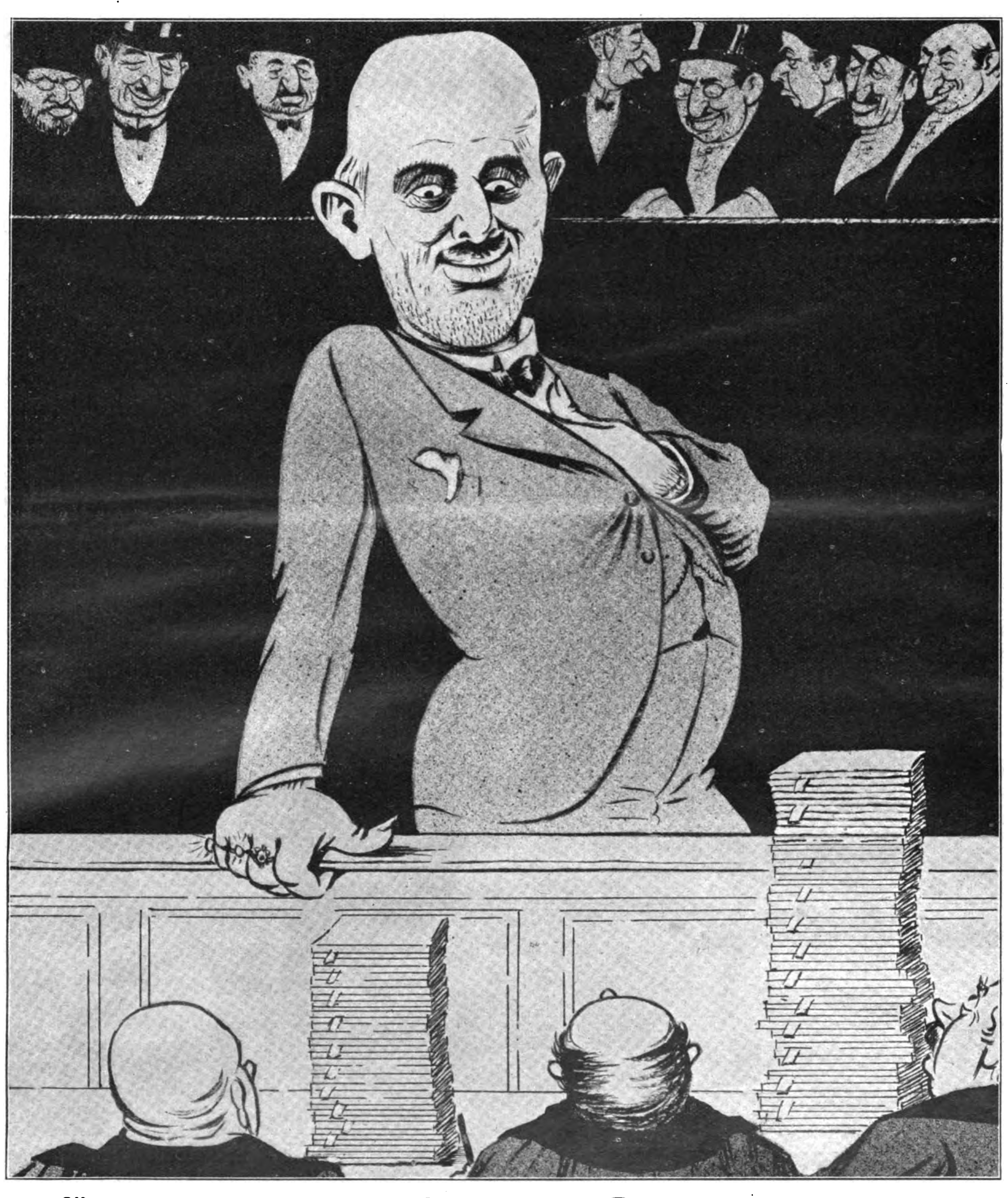
2. Jahrgang / Folge 3
15. Februar 1927

„Freiheit und Brot!"

Preis 20 Pf.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2



Voraussichtliches Ende des Barmatprozesses:
Barmat klagt die Richter an ...

(Weitere Bilder vom Barmatskandal auf Seite 33)

Bankier und Proletarierführer!



Der Bankier O. David Mosley, Schwiegersohn des Lord Curzon, kandidierte bei der Unterhausersatzwahl in Smethwick für die englische Arbeiterpartei und wurde gewählt. Unser Bild zeigt, wie der Bankier - Sozialdemokrat den Arbeitern die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Kapitalismus erklärt.

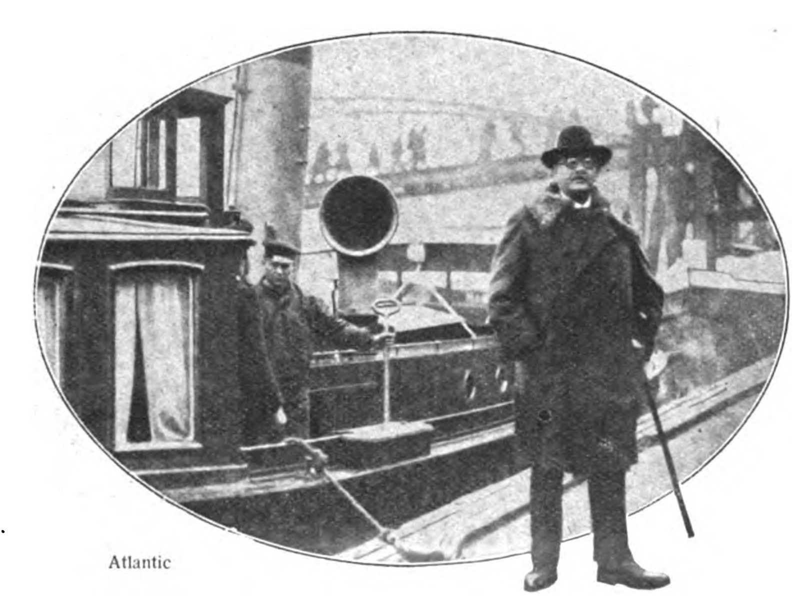


Phototbek

Dr. Rosenfeldt, der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Rechtsanwalt, einer der Hauptbetzer gegen die völkische Bewegung

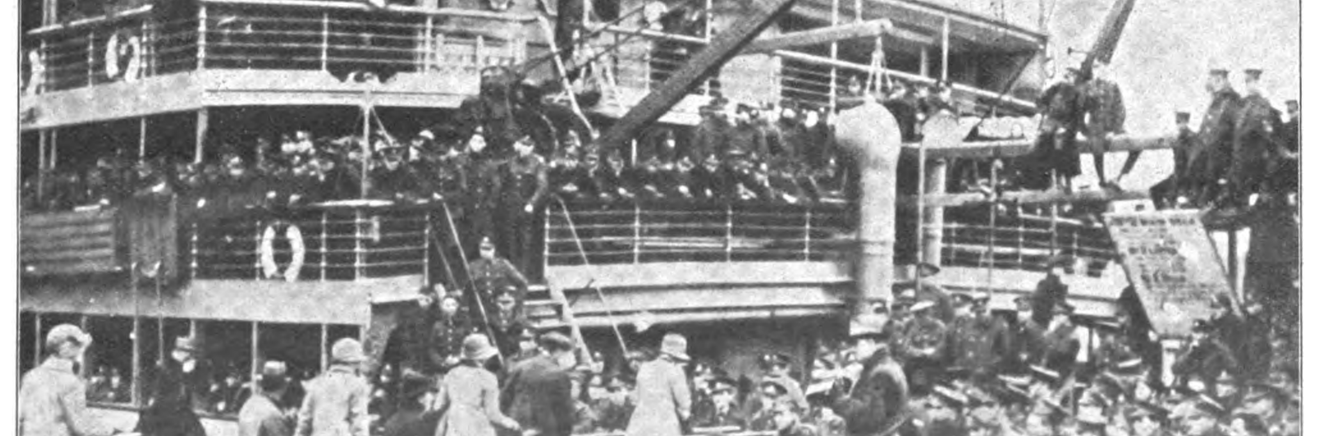
Indienfahrer und Proletarierführer

Der Genosse und Oberpräsident Noske hat eine „Erholungs- und Badereise" nach Ägypten und Indien angetreten. Unser Bild zeigt den Führer der Sozialdemokraten Hannovers vor seiner Einschiffung in Hamburg. In den indischen und ägyptischen Bädern wird Noske bestimmt auch jene vielbeachtete Erscheinung sein, die er seinerzeit im Ostseebad Haffkrug war, wo er sich mit Ebert zusammen erholte und von der „Berliner Illustrierten" in ihrer Nr. 34 vom 21.8.1919 festgehalten worden ist.



Atlantic





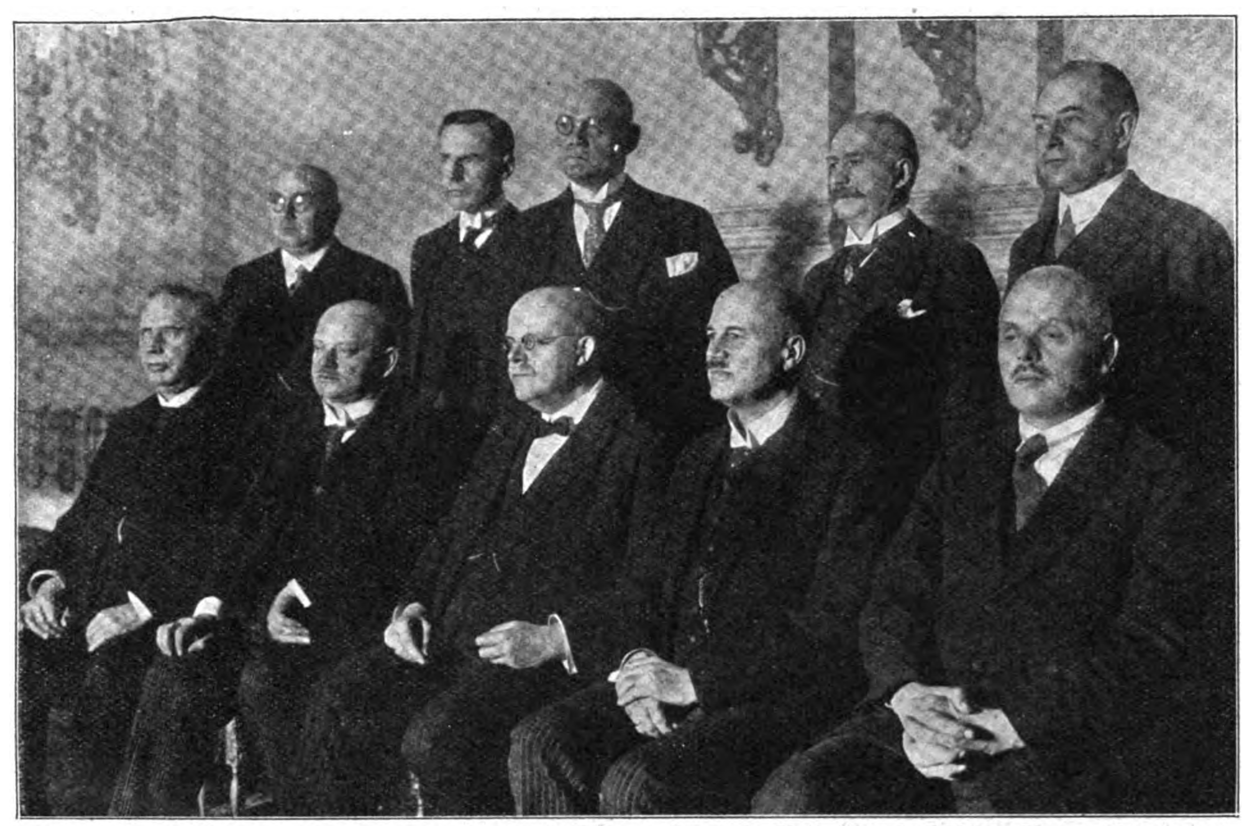
Atlantic

Wieder zum Schutz der Menschenrechte?

England rüstet zum Krieg gegen China, um die Geschäfte der Börse und der Banken an den chinesischen Handelsplätzen zu sichern.

Da man diesmal nicht gut wie 1914 sagen kann, daß man die „Freiheit der kleinen Nationen" verteidigen wolle, begründet man das neue Unrecht mit der Notwendigkeit „des Schutzes der europäischen Kultur in Asien."

Unser Bild zeigt die Verladung englischer Truppen in Southampton.



Stehend von links nach rechts: Koch, Verkehr (Dnt.); v Keudell, Polizei (Dnt); Köhler, Finanzen (Z.); Schiele Landwirtschaft (Dnt.); Curtius, Wirtschaft (DVP); sitzend von links nach rechts: Brauns, Arbeit (Z.); Stresemann, Äußeres (DVP); Marx, Kanzler und besetzte Gebiete (Z.): Hergt, Justiz (Dnl.); Geßler, Reichswehr (Demokrat). A-B-C.

HABEMUS PAPAM

Marx ist wieder da

Endlich, nach zwei Monaten, ist es gelungen, dem deutschen Volk eine neue Regierung zu geben. Herr Marx, der vor kaum 14 Tagen noch im Namen des Zentrums betonte, daß eine Koalition mit den Deutschnationalen niemals in Frage komme, erklärte plötzlich „Hier stehe ich, ich kann auch anders" und wurde Kanzler einer Rechtsregierung. Im neuen Kabinett, dem die Sozialdemokraten im Reichstag ein langes Leben gewünscht haben, weil dann „ihr Weizen blühe", sitzen neben den alten Veteranen Marx, Brauns und Stresemann und dem unvermeidlichen Dr. Geßler, vier deutschnationale Abgeordnete, darunter Hergt und v. Keudell, der wegen seiner Stellungnahme beim Kapp-Putsch bereits in der ersten Sitzung des Reichstags, zu der er als Minister erschien, von den Judenparteien wütend angepöbelt wurde.

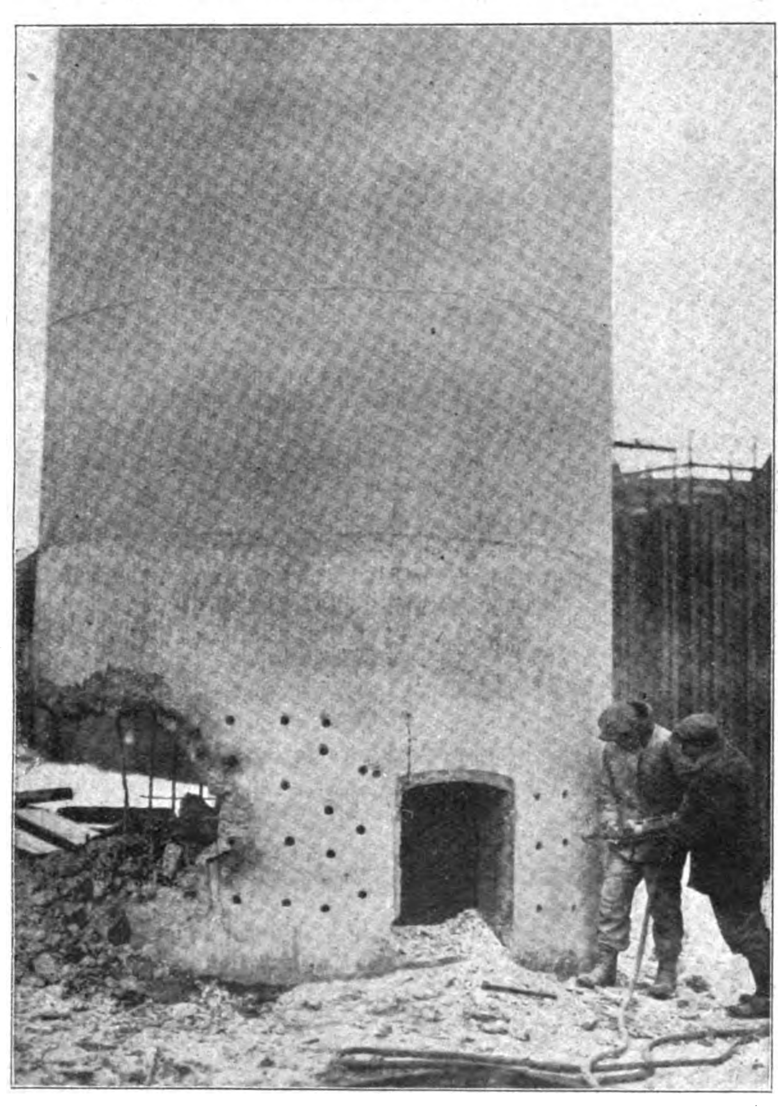
Unrecht Gut gedeiht nicht

Durch den Friedensvertrag von Versailles wurden dem deutschen Volk neben anderem bekanntlich auch die noch im Besitze des Reichs befindlichen Zeppelinluftschiffe geraubt. Natürlich beanspruchten die Franzosen die Schiffe damals für sich und bekamen sie auch, mit Ausnahme eines Luftkreuzers, der Italien zugesprochen wurde. Aber die Fähigkeit, ein lenkbares Luftschiff zu bedienen, konnte man seinerzeit nicht stehlen und auf andere Weise konnte sie sich niemand in Frankreich aneignen, weshalb man mit den geraubten Luftschiffen kein Glück hatte. Ein Kreuzer ging, wie erinnerlich vor zwei Jahren durch Sturm im Mittelmeer unter, ein anderer, „Mediterranee", unsere frühere „Bodensee" wurde jetzt in Marseille zum Abbruch versteigert.



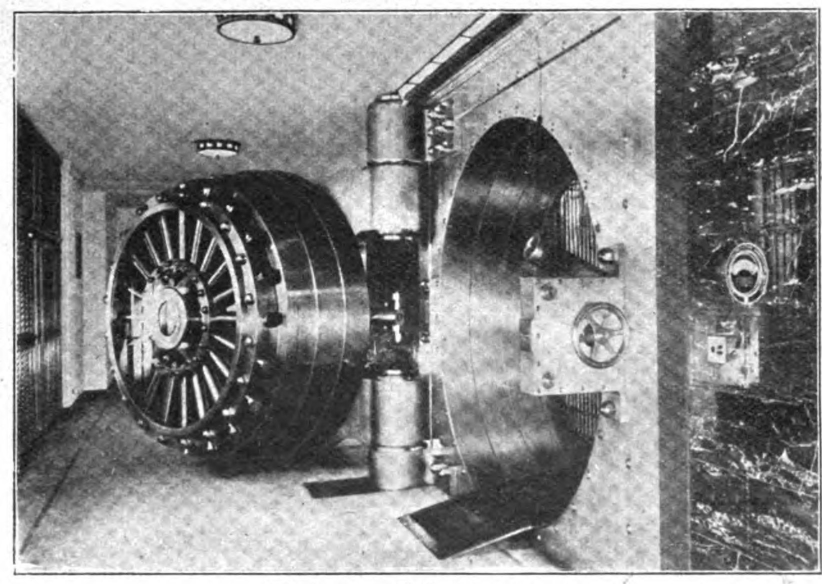
Atlantic

Dinge, die der Jude nicht macht



Das Anbohren und Niederlegen eines Fabrikschornsteins setzt Mut und Geschicklichkeit voraus. A-B-C.

So schützen die Juden ihren Raub



Moderne Schatzkammern A-B-C.

5/6 des Goldbestandes der ganzen Erde haben die jüdischen Großbanken nach Neuyork geschafft und in ihren Tresors aufgespeichert. Zur Sicherung des Raubes sind geradezu phantastische Vorkehrungsmaßnahmen getroffen. Unser Bild zeigt einen Riesentresor der First-Bank von Jersey-City. Die Tresortüre hat ein Gewicht von **96 Tonnen. Über der Panzertüre ist eine Reihe von Löchern, aus denen bei unbefugtem Eintritt überhitzter Dampf ausströmt. Der ganze Tresor ist mit elektrischen Sicherungen umgeben.**



DER JUDENSPIEGEL

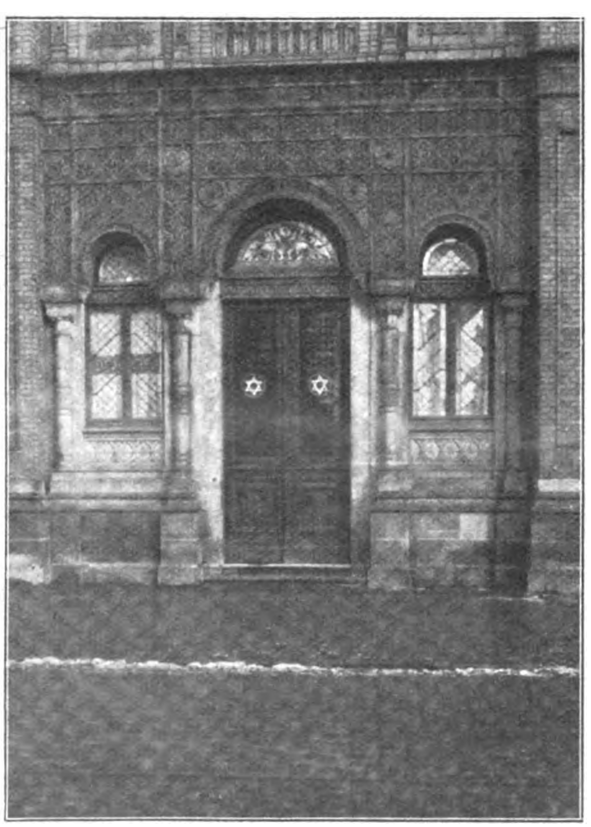
FREIMAUREREI UND JUDENTUM

Es ist eine welthistorische Tatsache, daß seit ungefähr 200 Jahren im Verlaufe aller Katastrophen im Leben der einzelnen Völker stets das Problem der Freimaurerei mit Leidenschaft erörtert wurde. Stets aber flauten diese Erörterungen dann ab, wenn die Gefahr bestand, daß allzu erschütternde Zusammenhänge der Freimaurerei mit Völkerkatastrophen die Massen veranlaßten, sich mit dem Problem zu beschäftigen. Leute, die von der Macht des Freimaurertums, vor allem über die Presse keine Ahnung haben, bezeichnen diesen Vorgang als merkwürdig. Wer aber weiß, daß z. B. in Deutschland die Freimaurer von ungefähr 40000 periodisch erscheinenden Druckschriften über 5/6 geistig vollständig beherrschen, begreift, daß ein Problem und eine Angelegenheit, die gestern noch Millionen innerlich erregte, morgen schon längst wieder vergessen ist, wenn die Interessen der Freimaurerei gefährdet sind. Und so gelingt es der Freimaurerei immer wieder, in entscheidenden Momenten die Opposition gegen ihre verderblichen politischen und verhängnisvollen weltanschaulichen Bestrebungen zur rechten Zeit zu unterdrücken.

Was ist eigentlich Freimaurerei? werden viele unserer Leser fragen. Bruder Oskar Leschhorn (Leipzig) sagt: „Ihr (der Freimaurerei) Inhalt ist Geist. Ihr Wesen ist Freiheit. Ihr Wirken ist Liebe. Ihr Streben ist Licht. Ihre Symbolik enthüllt die ganze Tiefe der sittlichen Weltordnung. Ihre Kraftübung ist das sittliche Bauen, das stille, ernste Bauen von innen heraus, das alle geistigen und sittlichen Kräfte regt und in jedem einzelnen und in der Gesamtheit einen Tempel zu erbauen trachtet, in dem Glaube und Reue, Liebe und Opfersinn, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit und jede Tugend wohnen und wirken . . .“ Gut gebrüllt, Löwe. Aber es gibt auch andere Äußerungen über die Freimaurerei und ihr Wesen. Wir führen hier nur an (nach Dr. Peter Gerhard, „Freimaurerei und Politik“, S. 43), was der hochehrwürdigste Bruder A. Picke, 33. Grad, zu sagen hatte über die fürstlichen Freimaurer, die bis zur Revolution Mitglieder der deutschen Logen gewesen sind: „Die Häupter unserer geheimen Gesellschaft ließen die Mächtigen dieser Erde an den maurischen Arbeiten teilnehmen, ohne ihnen mehr Einblick zu gewähren, als sie für gut fanden. Man tat dies zwar nicht, um ihren Schutz zu erlangen, sondern bloß, um sich ihre Duldung zu sichern. Die Häupter der Freimaurerei sahen ruhig zu, wie die Freimaurerei scheinbar in eine möglichst bedeutungslose Wohltätigkeits- und Unterstützungs-Gesellschaft verwandelt wurde, welche die Fürsten Deutschlands ganz in ihren Händen zu haben glaubten, und ließen erklären, daß Religion und Politik der Freimaurerei völlig fremd seien.“ Dies klingt, wie niemand leugnen wird, erheblich anders als die Tugendfanfaren des Bruders Leschhorn.



Der Tempel der Deutschen Landesloge in Gotha



Der Tempeleingang der Loge zu Gotha

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß Zehntausende von deutschen Spießbürgern, die heute den sogenannten nationalen deutschen Logen angehören, gar keine Ahnung haben von dem letzten Sinn und dem Zweck der Weltfreimaurerei: der Schaffung einer großen freimaurerischen Weltrepublik, wie wir sie heute in großen Umrissen schon vor unseren Augen sehen. Diese Menschen bilden sich ein, Gott weiß was für verdienstvollen „humanen“ und „tugendhaften“ Bestrebungen zu dienen. Sie wissen ja nicht, daß die Leitung der Weltfreimaurerei und auch die Leitung der deutschen Freimaurerlogen sich in den Händen des Judentums, d. h. jener Rasse befindet, deren Urziel ebenfalls die Errichtung einer auf den Trümmern aller Nationalitäten errichteten Weltrepublik ist, deren durch Weltkriege und Ausplünderung geschwächte Einzelglieder ein gefüges Werkzeug in der Hand der Obersten dieses Volkes darstellen, dessen einzige irdische Sehnsucht und dessen Gott Geld und Geldesmacht ist.

An sich wäre es nicht schwierig für jeden Denkenden, die Zusammenhänge zwischen Freimaurerei und Judentum zu erkennen, ja, zu begreifen, daß die beiden Begriffe überhaupt nicht zu trennen sind. Hat man doch den ganzen sogenannten freimaurerischen Ritus fast ausnahmslos dem Judentum entnommen. Der „Illustrierte Beobachter“ bringt in seiner vorliegenden Ausgabe zwei Bilder von dem Gebäude der Deutschen Landesloge in Gotha in Thüringen. Auf den ersten Blick glaubt man, eine Synagoge vor sich zu haben. Der flammende Stern krönt den Giebel des Gebäudes, weithin sichtbar als Kennzeichen dafür, daß das Haus Bestrebungen dient, die alles andere sind als deutsch. An den beiden Flügeln der Haustüre aber glänzt der 6zackige Davidstern. Und wenn auch die große Landesloge von Deutschland, deren Gothaer Gemeinschaft in diesem Hause sich versammelt, angeblich sogar Nichtarier, d. h. Juden von der Aufnahme ausschließt, der Davidstern am Portal und hoch am Giebel zeigt, wes Geistes Kind die Leute sind, die dort zusammenkommen. Daß der ganze Freimaurerschwindel im Tempel (auch eine jüdische Bezeichnung) nach ausgesprochenen jüdischen Gebräuchen vor sich geht, daß z. B. die Gelübde abgelegt werden zwischen 2 Säulen, die den hebräischen Namen Jachin und Boas tragen, und daß sich in jedem Tempel einer jeden Loge eine sogenannte Bundeslade befindet, zeigt wohl zur Genüge, wie weit jüdisches Wesen und jüdischer Geist in der Freimaurerei beherrschend ist, und wie glaubhaft daher auch die Beweisführung jener Wissenschaftler und erhabener Vorkämpfer der verschiedensten Nationen dieser Erde sind, die gemeinschaftlich den Nachweis dafür geliefert haben, daß die Weltfreimaurerei nichts anderes darstellt als ein Werkzeug der jüdischen Weltbörse zur Verdummung der Intelligenz der nichtjüdischen Völker und damit zur Sicherung jüdischer Weltherrschaft und Börsenausbeutung.

„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

2. Fortsetzung

„Meine Talenter, ja! Ich kann jetzt alles, weil ich nix mehr kann. Glaubst, ich g'spür das nicht, du? Ich weiß wohl, was ein Talent is. Z'erst, wie 's mich „entdeckt" haben, da, da hab' ich a Talent g'habt, a so a großes! Keiner von euch weiß das recht, den vor euch hab' ich's in seiner Wahrhaftigkeit nie so recht auslassen. Mir is Ernst g'wes'n um 's Theaterg'spiel, denn 's G'spiel war mir Wahrheit. Und groß hab' i' ang'fangen, mit dem Humor, der 'n Ernst des Lebens zum Hintergrund und die Tränen im lachenden Aug' hat, mit 'n G'müt, wie 's lustig und herzentraurig im Volk lebt. Mit 'n Volk halt. Und da haben 's mi' nicht verstanden. Da bin ich fad g'wes'n und „alte Sauce", da haben 's mir nicht zug'hört, deine Anbeter, Lori.

„Wo die einfachen Leut' an meine Lippen g'hängt sind in die kleinen G'sellentheater und ich statt Lorbeerblatteln Tränen hätt' aufsammeln können für mein Spiel, da hat die Blüte der Menschheit, die Noblesse des Geistes gegähnt und is soupieren 'gangen. Ach ja! Und ich bin dag'standen mit mein' naiven G'müt und die großen, begeisterten G'fühle, die kein Kurs mehr haben. Mein Impresario, der mich entdeckt hat, hat mich ang'raunzt und ang'schnauzt, er kommt nicht auf sei' Rechnung. Die Kollegen hab'n g'lacht. Das alte Leben in der g'sunden Einfachheit ist tot hinter mir g'leg'n. O wie oft hab i' damals in der ersten Zeit z'rückrennen wollen, dorthin, wo alles grob aber echt war, fort aus der Pappendeckelwelt mit die Kreideng'sichter. Aber g'schamt hab' ich mich. Ich hab' kein verunglückt's Genie und a glücklicher Mensch sein wollen. So bin ich lieber 's Umkehrte word'n. G'müt und Ernst und Wahrheit hab' i' dahin g'schmiss'n, wohin 's g'rad z'lieg'n kommen sind. A frechnaives Gesicht hab' ich mir ang'lernt, bin beim Fiaker-Schani und bei die Schrammeln in d' moderne Hochschul' g'gangen, wo die vornehmen jungen Herrn ihre geistige Kost genießen. Dann hab' ich mir die „Sechser" hereing'strichen, 'n Hut auf eine Seiten eindetscht, wie a Hallodri im Wirtshaus, hab' 's reine Wiener Deutsch red'n g'lernt und in bissige G'stanzeln etliche Leute grobe Wahrheiten g'sagt. Wia 'r i' glaubt hab', sie werd'n mi' durchwichsen lassen, haben's mi' abbusselt als a Genie. Wie ich s' mit Verachtung ang'spuckt hab', haben's sich wie narrisch in mich verliebt. Und wann ich ihnen Steiner an Kopf g'schmiss'n hab', haben's Gold auf mich regnen lassen. Jeder hat sich bei meine Wahrheiten und Karikaturen für den andern 'troffen g'fühlt und a liabe christliche Schadenfreud' g'habt. Ich bin a großer Mann word'n. Ernst denken, tief fühlen, ehrlich verachten, begeistert 'was vertreten, mit einem Wort: a guter Mensch sein und an solchen Menschen wieder geben, lebendig hinstellen mit all' seine Licht- und Schattenseiten, das hab' ich verlernt, denn das ist langweilig. A Spaßmacher ersten Ranges bin ich 'word'n, bissig aber duldsam. Ich hab' 'n schlechtesten Kerl an flotten Spezzi, an Lebenskünstler g'heißen und die verworfenste Dirn' a pikante Individualität. Ich hab' Talente, die 's ernst g'meint haben, unterdrückt und mich am großen Nichtaufkommenlassen von 'was wirklich Gutem, das unsre Spezialität is, mitbeteiligt. Unterdrück'n muß man das Starke, Echte, das oft unangenehm wird, bis es schief geht und auch auf Abwege kommt. In d' Höh mit der schwächlichen, galanten Mittelmäßigkeit! Hoch der Schwindel! Alles das hab' ich g'lernt, schlecht bin ich 'word'n. Mitgetan hab' ich bei allerhand vornehme feine Sacherln, die eigentlich nur sehr gemein und sehr fad waren, und mir mit eing'red't, ich genieße das Leben im höchsten Stil. Mich hat 's g'freut, daß sich die oberen Zehntausend, degeneriertes Blaublut, Judennoblesse und Kunstaristokratie, von dem sogenannten genialen Künstler auf 'n Kopf treten lassen. Wie 's um meine Kunst in Wahrheit bestellt is, das hab' ja doch nur ich allein g'wußt. Ich hab' mich selber nicht g'foppt über mein verfehltes, gemeines Leben, das so schön hätt' sein können, das so ehrlich ang'fangen hat."

Lori Frapp schwieg ganz betreten, daneben kämpfte sie mit starker Schlafsucht.

Pastrell schöpfte tief, zitternd Atem. Es lief wie Fieberschauer über sein zerarbeitetes Gesicht, seine Augen brannten in trübem Feuer.

„Aber die ganze Zeit, wo ich so auf mich g'sündigt hab', hab' ich gewußt, was ich tu' und 's Heimweh nach frischer Luft, nach einem besseren Leben is nicht still 'worden in mir. Immer noch hab' ich g'wußt, was echte Kunst is, und hab' 'glaubt, was einer so recht mit 'n ganzen Herzen spielt, das is er auch im Herzen. So is es kommen, daß ich auf meine alten Tag' der Esel und der G'foppte worden bin, der Hausnarr, auf den alle mit Fingern zeigen. Ich hab' mich verschaut und vergriffen! Und jetzt is 's aus! aus!"

Aufstöhnend vergrub Pastrell seinen Kopf in die Hände. Lori's Interesse schien neu erwacht.

„Daß Sie aber auch g'rad hierherkommen sein, heuer, jetzt schon, wo die G'schicht noch so frisch is."

Pastrell fuhr wild auf.

„Ich? zu was soll ich mich verstecken? Bin ich der Teil, der sich lichtscheu verkriechen muß, wenn sich heutzutag noch überhaupt einer verkriecht, der a Schuft is."

„Das mein' ich ja nicht, Pastrell, Sie stehen ja glänzend da. Und frei wieder, ganz frei."

„Geschieden, ja."

„Aber ich denk' halt nur, z'wider is doch, g'rad hier unter lauter Bekannten. Sie is da, das wissen's do'?"

„Ja", sagte Pastrell kurz, mit weißen Lippen. Lori schien enttäuscht über seine Ruhe. Seit einer langweiligen Stunde ließ sie alles mögliche, ihr ganz unverständliche Pathos über sich ergehen, um endlich zur Belohnung mit der Sensationsnachricht herausplatzen zu dürfen. Und jetzt wirkte diese nicht einmal.

„Und sie wohnt ganz frech beim Blauntzer in seiner Prachtvilla."

„Warum nicht? Ich bin ja auch einmal dem Juden, der die Börs' macht, der die Regierung um den Finger wickelt und alle Jahr' Tausende ruiniert, sein Freund und Spezi g'wes'n, sein Schmarotzer. In mein' gastfreundlichen Haus hat sich das saubere Verhältnis g'macht mit der berühmten, der göttlichen Talan, die halt so nebenbei noch momentan meine Frau war."

„Ja, ja, a Skandal", sagte Lori mit reizend tugendhafter Entrüstung. „So a Korruption."

Pastrell sah das Persönchen verdutzt an und lachte dann kurz auf.

„Is doch die Welt a Narrenhaus", sagte er leise und fuhr dann mit furchtbarer Bitterkeit fort: „Mir ekelt vor keinem Menschen so ganz, wie vor mir selber. Wann ich denk', wer ich heut' sein könnt' und wer ich bin!"

„'s is ja noch glimpflich ab'gangen, Sie sein ja wieder frei", tröstete die Lori.

Er sah sie finster an.

„Frei? Glauben S', ich will frei sein, so auf die Art? Hab' ich d'rum g'heirat? Mir is das Theater so z'wider g'wes'n, das Leben auf die Art so ekelhaft, so verächtlich, daß ich bald g'mütskrank word'n wär vor Sehnsucht nach an reinen, stillen Winkel auf der Welt, nach an z' Haus und einer Person, die mir allein g'hört, auf die ich 'was halten kann. Mir steckt der Handwerker im Blut, der neben der Werkstatt die stille Stuben braucht mit Weib und Kind, etwas zum Ausruhen und ehrliche Luft zu atmen."

„Da hätten S' aber nicht eine vom Theater nehmen sollen", bemerkte Lori mit großer Offenheit.

„Krieg' ich denn eine andere?" rief er heftig. „Ich bin so hoch hinauf'kommen, ich hab' so große Karrière g'macht, daß für mich nunmehr das Schlechteste gut g'nug is. Als Schmiedg'sell hätt' ich das beste, ehrlichste Mädel heimg'führt; als Künstlerkönig —!"

„Na ja, Sie haben's halt schlecht 'troffen, Pastrell, so 'was kommt vor."

„Ich hab' das Beste g'nommen, was ich g'funden hab'. Es war was Ehrlich's für mich in dem G'sicht mit die großen hellen Augen, und das G'spiel hat mich hing'rissen! Ich hab' mir denkt: Madl, ich gib dir alles, was ich hab', mein Bestes! Aus dir mach ich noch 'was. Wann ich, der Mann, das Theaterelend so g'spür und den Schmutz und die Lüg', wie mußt du dich erst nach ein g'schützten z' Haus, nach 'n Halt von einer ehrlichen Hand sehnen. So hab' ich denkt und so is mir weisg'macht word'n. Geld hab i ja und an Ansehen. O ja, mich nimmt ma' schon, wann ma' eine vom Theater is, die ihr ganz Gerstl in die Fetz'n und 'n Schmuck stecken hat, und allweil a Defizit."

„Sie hätt'n sich halt sollen um die Komtesseln umschau'n, oder um die Madeln aus gutem Haus."

„Ja freilich, da heirat eine, an der was dran is, den Komödianten, den Komiker. Mir haben s' allweil g'fall'n, die Mäderln. Ich hab' an ehrliche Mutter g'habt und auch an Anstand, auf a Feinheit bei einer Frau gib' ich was, a solche hat mich in der Hand wie a Kind, da bin ich an andrer, da kann ich ordenlich reden, da wach ich auf, der alte, der bessere Mensch. Aber, wenn wir auch in der Zeit der höchsten Aufklärung leben und der Sozialismus mit 'n roten Krawattl alle Jahr sein' Namenstag hat; lieber heirat an anständig's Mädel aus rechtem Haus den größten Lumpen als einen Schauspieler, der halt doch was g'lernt hat und ehrlich sein Brot verdient. Und die vornehmen Weiber, ja, die hocharistokratischen Damen mit ihrem permanenten: ‚Das tut man nicht' und ‚Das kann man nicht'. Unsereins muß man fragen, was die tun, und was die können. Wir wissen's. Nachrechnen tun s' uns bis zur Herunterwürdigung, Verhältnisse haben s' mit denen, die ihnen zum Heiraten z' schlecht sind. Von ihnen lernen wir die elende, miserable Meinung von der Frau, die sie uns von der verworfensten Seiten zeigen. Schlechter sind s' wie die Madln beim Theater."

„Franzl, du bist a sehr g'scheiter Menschenkenner", sagte Lori mit großer Anerkennung.

Er sah sie schief an.

„Du? Na, wenn ma' von dir reden wollt, weißt." — Er brach kurz ab. Nach längerer Pause fuhr er mutlos müde fort: „Für's Alleinsein ohne Heim und Haus, ohne Lieb' und an warmen Lichtschein fürs Herz bin ich halt nicht. Ich bin a Mensch, der muß sich ausleben, ausjauchzen und ausweinen, für seine aufrichtige Red' a Gegenred' haben und für sein G'fühl a Bethaus, wo's still und rein is. Ich werd' närrisch mit dem Alleinbleiben. Das flotte, lumpige Leben is mir an Ekel, daß ich's hinausschreien könnt' in die unreelle, auf'putzte G'sellschaft dahier. Ich verach' euch alle aus ganzer Seel'. Meine Schulkollegen sind Schmied', Schlosser und Schuster 'worden mit an Packl Kinder und wenig Geld in Sack, aber ganze Menschen sein s', nöd Narren; Männer! Und ich, der Karriere gemacht hat, ich bin der miserabelste von ihnen. Für a Jahr reines, echtes Menschenglück geb' ich alles her, was ich bis jetzt mit meiner Kunst g'macht hab', alles!"

Lori lächelte liebenswürdig und verständnislos, dann stand sie auf.

„Du bist an Auffrischer, besser wie Seewasser, Pastrellerl. So a Selbsterkenntnis und so a couragiertes Mundwerk. Kolossal. Aber jetzt muß ich heim. Kann ma' dich in dein einsamen Paradies amal besuchen?"

Er sah sie an, wie sie dastand mit ihrer falschen Freundlichkeit in den kecken, pikanten Zügen, sorgen- und gewissenlose Lebenslust im sinnlichen Gesicht. Sie rückte den Hut zurecht und zupfte an den Spitzenröcken.

„Darf ma' kommen, dich trösten?" fragte sie kokett.

„Nein", sagte er hart. Wie zur Entschuldigung fügte er hinzu: „Du entschuldigst, daß ich dir so lang und toll vorg'redt hab'. Es fallt mir jetzt erst ein, daß ich mit dir g'redt und dich g'langweilt hab'."

Sie lachte auf.

„Aber nu' geh' doch. Komiker san im Leben allweil tragisch und grobe Lackeln san s' aa. Servus, Pastrellerl."

Er setzte sich wieder und sah ihr nach. Die war aus dem festen Material gemacht, das nicht biegt und nicht bricht, sondern sich gegen die harte Wand des Lebens anstemmt, bohrt, bohrt, Fugen und Rinnen bohrt und dann durchschlüpft. Jedes unvernünftige Tier war mehr seelisch zu leiden imstande als sie. Die stand auf der Höhe der Situation und lachte mit rotem, genußsüchtigem Mund gierig ins Leben. Eine gesunde Kernnatur nennt man das heutzutage. Egoismus ist die geistige Gesundheit unserer Epoche.

Pastrell aber fühlte sich im Innersten krank und gebrochen. Es war ihm, daß er sich bald hinlegen und sterben müsse, wenn nicht eine Vorsehung in seine Existenz käme, eine weiche glückliche Hand auf seine heiße Stirne, etwas Friedvolles, Schönes in seinen inneren Kampf. Wenn er an diese Ehe zurückdachte, die eben mit unliebsamem Aufsehen gelöst und in aller Leute Mund gebracht, brachen hundert blutige Wunden auf und überströmten ihn mit roher Lebensflut, die seine Kräfte fortschwemmte.

Grete Talan hatte ihm ehrlich gefallen. Sie war eine Künstlerin, die mit Talent und Fleiß gearbeitet hatte. Wenn sie in ernsten Stücken spielte und er war frei, saß Pastrell

regelmäßig im Theater und vertiefte sich in ihr Spiel. Er studierte sie. Was sie leistete, nahm er nicht immer nur als Kunst, sondern oft als Innerlichkeit und echte Empfindung. Diese Neigung für das Ernste, ja Düstere, für packende Charakterschilderung trat bei dem Künstler immer schärfer hervor, je frivoler und loser die Rollen wurden, die er zu gestellen hatte. Besonders das schwerwiegende Volksstück Anzengrubers, die direkte Sitten- und Charakterkomödie aus dem Volke, zogen ihn magisch an und weckten ein heißes Heimweh nach diesen Rollen, die er einst verkörpern gewollt, in seiner Brust. Er wurde einseitig. Wenn die Tàlan in Salonstücken ihren wahren Charakter üppig und keck zur Schau trug, wenn sie durch Toiletten verblüffte, die sie in Schulden stürzten, sah er sie nie. Er ging nicht ins Theater. In vielem ein Kind des Volkes geblieben, dabei mit dem Leben der großen Stadt verhängnisvoll vertraut, liebte er das fein anzügliche Lustspiel nicht. Seine Natur ergriff das Leben stark und heftig.

Durch mehrere Jahre unterhielt er mit Grete Tàlan einen mäßigen Verkehr, gab ihr Winke für ihr Talent und hielt sie von manchen Torheiten ab. Sie zeigte sich ihm einfacher als sie war, ihre schlaue Beobachtung erkannte bald, woran dieser Mann zu packen sei. Sie liebte ihn nicht; wie sie später sogar selbst mit frecher Naivität gestand, war er ihr eigentlich nie sympathisch gewesen. Er hatte kindisch einfache Passionen, kleine Eigenheiten, träumerische Einfälle, deren hilflose Poesie sie nicht verstand; pedantisch, sehr ordentlich, mit einem wahren Haß für das Exzentrische und für das Bühnenleben, sprach er nie vom Theater, wenn er nicht dazu gezwungen wurde. Die Schauspielerin verstand ihn zu nehmen. Er erschien ihr als eine Versorgung, sie achtete darauf, daß ihr Ruf kein allzu schlechter wurde und hielt scheinbar auf sich.

Allgemach spann sie Pastrell in ein Netz ein, aus dem er nicht mehr entrann. Daß sie so gänzlich Komödie spielte, wenn sie sich ihm angenehm zeigte, ahnte er nicht. Als sie vom Altare gingen, glaubte er fest, eine ruhige Häuslichkeit vor sich zu haben, und die Spannung seiner gequälten Nerven löste sich in der Vorahnung dieses heißerstrebten Heimatfriedens. Sehr bald zerfielen die Illusionen. Sie war den Verkehr mit Kavalieren gewöhnt und wollte keinen Spießbürger zum Gatten. Vor der Trauung hatte er ihr mit ernster Güte gesagt: „Weißt Mädl, um dein vergangenes Leben frag' ich wenig. Messaline bist keine g'wesen und ich weiß selber, daß es nicht leicht is beim Theater. Aber von heut' ab, Gretl Pastrell, is das vorbei. Versorgt bist, deine Kleider kannst a noch derzahlen und wo ich für das arme Madl Nachsicht ohne End' hab', da verzeih' ich der verheiraten Frau nie, aber gar nie, das merk' dir. Du hast 's nicht notwendig, a verheirate Frau muß musterhaft sein." Sie hatte ihn damals mit niedergeschlagenen Augen angelächelt. Innerlich kochte sie vor Wut. Der Vorschriftenmacher! Das sollte er ihr büßen! Das Zusammenleben begann mit kleinen Zwistigkeiten. Pastrell war genau in Geldsachen, pünktlich, hielt bestimmte Stunden ein und zeigte sehr häuslichen Sinn. Das anmutige Gretchen zeigte sich finanziell ganz unzuverlässig und ohne Verständnis für Ordnung. Mahlzeiten hielt es irgendwie und irgendwo, im Vorübereilen, eine Hauswirtschaft kannte es nicht und heim kam es nur, um sich zu Bette zu legen. Von einem häuslichen Zusammensein war keine Rede, Behaglichkeit und Ordnung, ein Heim mit einem Worte gab es nicht. Zu einem Gespräch, das nicht das Theater, die Toiletten, die Kollegen und ihren Lebenswandel betraf, kam es nie mehr. Das häusliche Leben wurde „abgemacht", keine Eigenheit, kein Wunsch, keine Gewohnheit des Mannes respektiert, der fassungslos auf das Weib blickte, wie es wirklich war. Mit großer Geduld suchte er sie zu leiten und zu lehren. Da wurde sie heftig, ja gemein. Er sah ihre Kunst in ihrer eigentlichen Gestalt, kokett bis zum äußersten, frivol berechnend. Ihr Luxus war fabelhaft. Pastrell wurde heftig, dann streng, unbeugsam. Von diesem Augenblick an ignorierte sie ihn. Sie sah über ihn hinweg und ging ihren Weg. Sehr vertrauensvoll im Punkt der Ehre, forschte er nicht nach. Er vertraute noch, als längst sein Name in aller Mund war. Dann kam das jähe Ende. Es kam plötzlich, gewaltsam und brachte ihn in Lebensgefahr. Sie erklärte ihn für geistesgestört. Er war auch nahe daran, den Verstand zu verlieren. Als er wieder zu ruhiger Besinnung kam, stand er an den Trümmern seiner Existenz, halb bemitleidet, halb bespöttelt. Sie thronte als Königin der Mode, von jüdischer Großmacht gestützt, berühmt und berüchtigt. Der Skandal hatte sie hoch empor gehoben. Das Theater faßte die nicht, die kamen, um sie spielen zu sehen. —

Pastrell bezog seine Junggesellenwohnung wieder und spielte weiter Komödie an seinem Theater.

Dann ging er nach Ischeles zur Erholung. Er hatte nicht immer verzweiflungsvolle Stunden, der unruhige, suchende Mensch. Mit kindischem Eigensinn sagte er sich, daß eine Vergeltung für ihn kommen müsse, ein „Gutmachen". Und er wartete darauf.

*

2. Kapitel.

Auf der Höhe.

„O Ihr Menschen, hintappend im Finstern,
Ihr Eintagsfliegen, der Flügel beraubt."
(Aristophanes)

„Guten Morgen, Herr Pastrell."

„Prinz Joseph."

Der Schauspieler stand hastig auf und verbeugte sich tief. Vor ihm stand ein junger Mann in Uniform, mit scharf markiertem Gesicht und geistreichen Augen. Er wandte sich zu seinem Adjutanten.

„Wollen Sie jetzt ihre Kommissionen machen, Graf Glümen. Ich setze mich zu Pastrell."

Der Offizier verneigte sich langsam, zögernd. Er war ein weder hübsch noch angenehm aussehender Vierziger mit reservierten Wesen und weltmännischer Glattheit. Formell wachsam für alles, was um ihn vorging, immer gleich kühl und etwas ironisch in seinem Lächeln, sprach er mit schnarrendem Tone durch die Nase und hatte rasche Seitenblicke, die nicht angenehm berührten. Er blinzelte den Schauspieler aus zusammengezwickten Augen schläfrig und unverschämt an, grüßte militärisch und ging. Kaum außer Sicht der beiden Herren, kehrte er um und trat, einen Seitenweg verfolgend, hinter die Büsche. Dort hörte er noch zehn Minuten lang dem Gespräche der beiden zu und beobachtete sie spähend durch das Laub, dann erst zündete er sich eine Zigarette an und schritt nachlässig der Hauptstraße zu. Er sah gereizt aus.

„Wie gefällt Ihnen mein neuer, mir allergnädigst beigegebener Polizeispitzel, der meine noch ungeborenen Taten und ungedachten Gedanken für mich zu sündhafter Vollendung ausreift und beim Hochgericht meldet?" fragte der Prinz mit Ironie.

(Fortsetzung folgt)

Neuerliche Beschlagnahme des „Illustrierten Beobachters"

Nach einer Mitteilung aus Magdeburg wurde dort im Auftrag der Polizeidirektion die letzte Ausgabe des „Illustr. Beob." wegen des Bildes „Ermordung des Gymnasiasten Winter in Konitz" beschlagnahmt. Wir lassen uns aber auch durch diese Maßnahme in dem Kampf gegen den Ritualmord nicht beeinflussen.

Sorgt Ihr für den Erfolg unserer Arbeit durch Massenverbreitung und Bestellung des „Illustrierten Beobachters" durch die Post zum Preise von

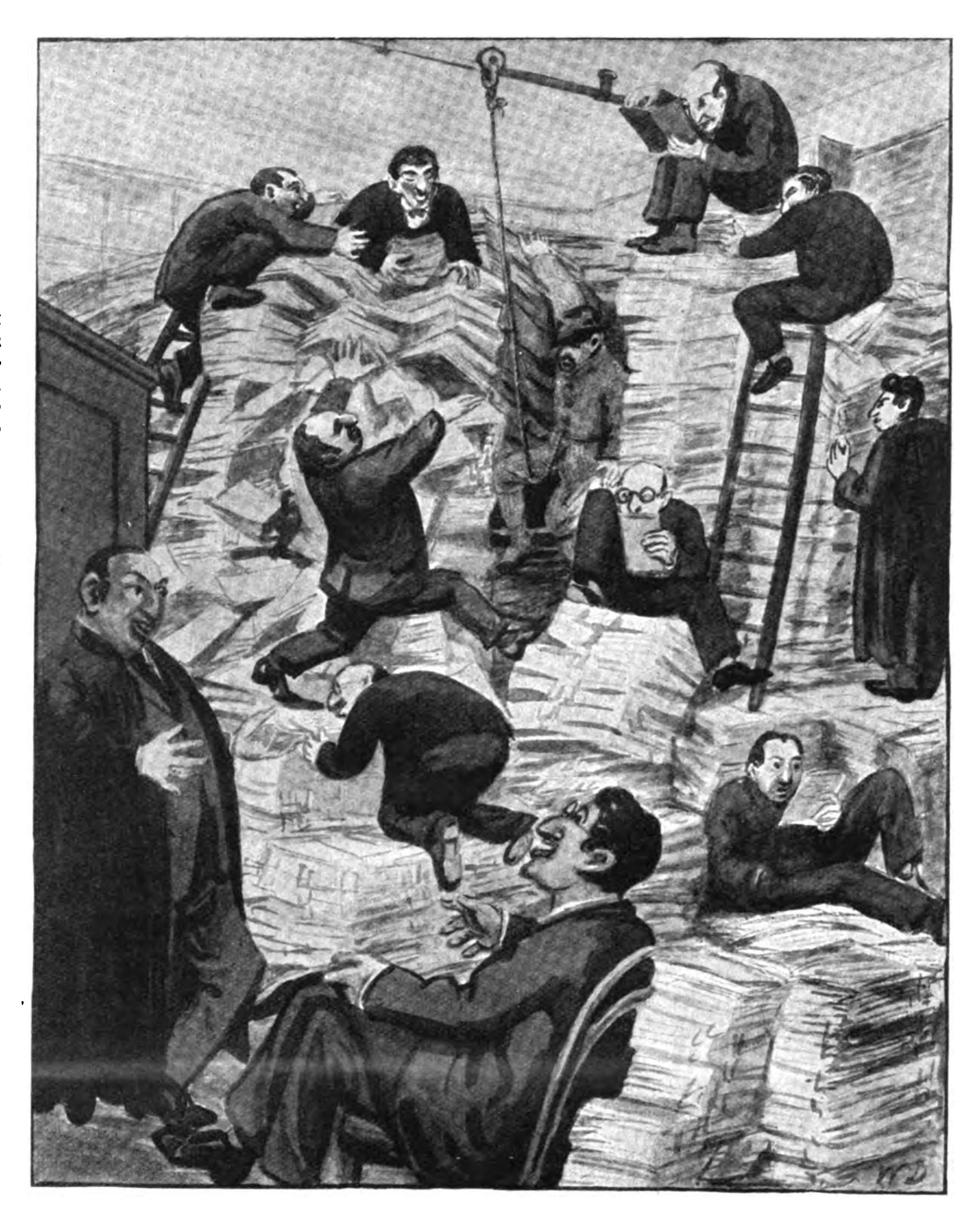
1 Mark vierteljährlich

Barmat
das Protektionskind der Republik
vor Gericht

In Berlin findet zur Zeit ein Prozeß statt, dessen Ausgang zeigen und beweisen wird, inwieweit Deutschland heute eine Republik ist, ein „Volksstaat“, in dem die „res publica“, d. h. das Wohl aller Volksgenossen und das Interesse der Allgemeinheit, noch einige Rücksicht genießt. Julius **Barmat** mit seinen Gehilfen sitzt auf der Anklagebank. Neun Monate soll die Verhandlung dauern, zu der am dritten Tage nach ihrem Beginn von insgesamt vierzehn Angeklagten fünf zu erscheinen geruhten. Am sechsten Tage waren nur drei Angeklagte erschienen. Die moralisch Schuldigen aber der größten Schiebung, die sich je in Deutschland abspielte, die erlauchten Genossen Bauer, Scheidemann, Richter, Heilmann, befinden sich nicht auf der Anklagebank. Sie werden aber voraussichtlich dafür sorgen, daß der Prozeß nach neun Monaten auf unbestimmte Zeit vertagt und, wenn irgend möglich, der Ausgang so sein wird, daß die beteiligten Richter und Staatsanwälte abgebaut werden und den Brüdern von Schwanenwerder eine „angemessene“ Entschädigung für den erlittenen Schrecken zuteil wird.

In der Nähe von Hannover aber ist kürzlich ein erwerbsloser Arbeiter zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden, weil er in seiner größten Not und Sorge um seine Kinder einen Wohltätigkeitsverein um 10 Mark geprellt hatte.

Die Republik jedoch ist der Vater aller Armen und Geknechteten und der Schutz des Volkes vor ungerechter Ausbeutung.



Zu nebenstehendem Bild: Nach einer Pressemeldung füllen die Akten des Barmatprozesses zwei Säle des Gerichtsgebäudes vollständig aus. Das Aktenstudium macht deshalb erhebliche Schwierigkeiten. Unser Bild zeigt, wie die zahlreichen Verteidiger Barmats dennoch die Aufgabe des Aktenstudiums spielend erledigen.

*



Julius Barmat ABC
der sympatische und von Biederkeit strotzende Freund der Sozialdemokraten Bauer, Wels und Genossen



Blick in den Schwurgerichtssaal Berlin-Moabit, den Schauplatz des Barmattheaters ABC

DIE STADT DER JOHANNITER

Rund um Valletta

Von Dr Friedrich W., Wien

Von der Barracca Superiore, der hohen Bastion im Südwinkel von Valletta, überblickt man ein Gutteil der Insel Malta.

Erinnerungen an Konstantinopel werden wach, an den Blick von Pera tief hinunter aufs Goldene Horn. Hier wie dort eine schmale Wasserstraße unter der steilen Höhe, von Ansiedlungen umdrängt. In Konstantinopel steigt über die Bucht das Märchen von Stambul auf, mit Minaretts und Moscheekuppen und Palästen — der Orient, all seine beglückende Pracht in einem Blick vereint. Aber jenseits des Grand Harbour in Malta lebt der nüchternste Okzident, mit Fabriken, Lagerhäusern, Dampfmühlen, Schlachthäusern, Werftanlagen und Kasernen. Und darüber steigt das maltesische Land an bis zur fernen Höhe, die von den Türmen der alten Hauptstadt Notabile gekrönt ist. Eine Wüste, grau und gelb, für den ersten Blick des Fremden nichts als ein Steinchaos ohne Leben und Sinn. Nur allmählich lösen sich Einzelheiten aus der Wirrnis dieses trostlosen Bildes. Hohe Mauern umschließen kleine, terrassenförmig ansteigende Felder. Aber diese Mauern, die die Frucht gegen Stürme schützen, sind so hoch, daß die Felder unsichtbar bleiben. Und überall, durch das wunderliche Land verstreut, liegen die kleinen, gelben Würfel der flachgedeckten Häuser.

Der Große Hafen mit der terrassenförmig aufsteigenden Stadt Valletta

Malta ist unfruchtbar, unergiebig und doch überaus dicht besiedelt. Aber die Armut des kleinen Inselstaates fällt wenig ins Gewicht. Die Bedeutung Maltas für das britische Weltreich liegt in der beherrschenden Lage, genau im Zentrum des Mittelmeerbeckens, zwischen Italien und Nordafrika, zwischen Gibraltar und Suez.

Der Grand Harbour, von der Barracca Superiore gesehen, ist ein kriegerisches Bilderbuch ohnegleichen. Die britische Mittelmeerflotte liegt hier, graue Stahlfestungen, Rumpf an Rumpf, rückwärts das große Schwimmdock — eine deutsche Reparationslieferung — und bescheiden nur, wie schüchterne bürgerliche Gäste in dieser Versammlung panzerbewehrter Ritter, an der tiefsten Stelle der Bucht einige Frachtdampfer, Levante- und Indienfahrer.

In der Nähe der Barracca Superiore steht das alte Stadttor, die Porta Reale, geschmückt mit den Standbildern der beiden ruhmreichen Großmeister des Johanniterordens L' Isle Adam und Jean de la Valletta; im sechzehnten Jahrhundert haben sie vor Malta, dem südlichen Eckturm der abendländischen Front, den Ansturm des Halbmonds gebrochen.

Bei der Porta Reale beginnt die Strada Reale, die schnurgerade, schöne Straße, die die Stadt in zwei gleiche Hälften teilt. Die Zeit des Johanniter- und Malteserordens hat hier nichts als einige wuchtige Bauwerke zurückgelassen, die unter der dicken Schichte englisch-italienischer Geschäftigkeit ihr altes ritterliches Antlitz wie unter einer trivialen Maske bergen. Da stehen sie noch, die Häuser, in denen die einzelnen „Nationen" des Ordens daheim waren, da steht noch die Auberge d' Avignon, die Auberge de Provence, die Auberge d' Italie, die Auberge de Castille — sie sind heute britische Amts- und Klubhäuser. Der Großmeisterpalast ist zum Museum des Ordens geworden. Die Ruhmeskirche der Johanniter, die Cattedrale San Giovanni, heißt heute St. John's Church, und mit dieser Namensänderung, die ja im Grunde bloß eine Übersetzung bildet, ist alles gesagt: Die unvergleichliche Pracht dieses Domes hat keine Beziehung zur Gegenwart, ist nicht viel anderes mehr als eine Sehenswürdigkeit von musealem Rang.



Das Schwimmdock im Kriegshafen ist eine neue deutsche Reparationslieferung

In der Strada Reale sammelt sich das laute und bunte Leben der Stadt. Drei Elemente wirbeln hier durcheinander, ohne je zu verschmelzen: Die britischen Beamten und Kaufleute und die britische Marine, sie sind das Herrentum, dem Malta nur als irgendein Kolonialland gilt. Tiefe Wurzeln hat das italienische Element geschlagen, ein selbstbewußtes Bürgertum, das aus der räumlichen Nähe des erstarkenden Mutterlandes wachsende Kraft schöpft. Liegt doch Malta wie ein spitzer Stachel im neurömischen Imperium, das vom Brenner bis zur Sahara reicht. Aber — ein Irredentismus nach Südtiroler Vorkriegsart wagt sich hier nicht hervor; die Freundschaft des seebeherrschenden, kohlenreichen Englands ist für Italien mit seinen offenen Küsten und seinem unstillbaren Kohlenhunger wertvoller als abenteuerliche Ansprüche auf die maltesische Felsenburg... Das dritte Element sind hier die Eingeborenen, ein Mischvolk mit phönizischem, griechischem, arabischem, italienischem und jüdischem Blut, Katholiken von eifrigster Glaubenstreue, ihre Sprache aber ist ein arabischer Dialekt. In der



Strada Reale

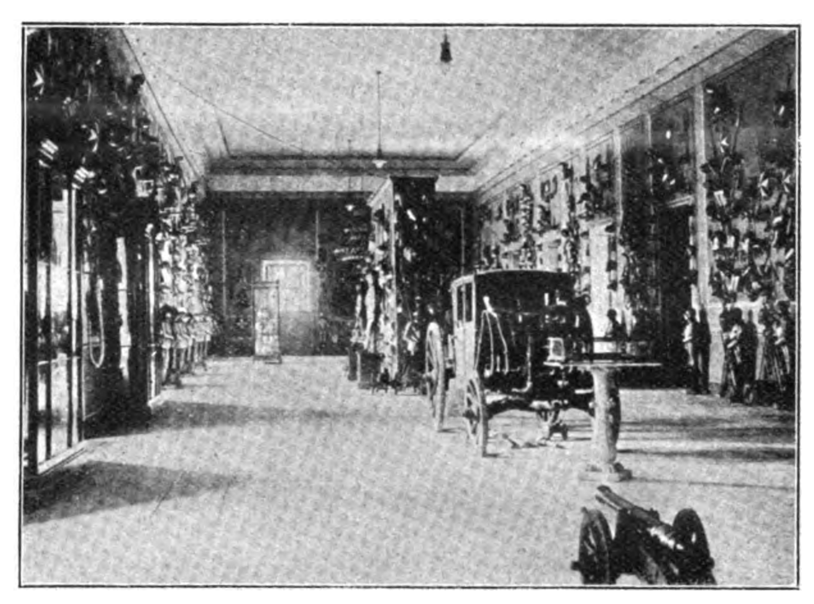


Der ruhmreiche Großmeister La Balletta, nach dem die Hauptstadt von Malta ihren Namen führt.

Strada Reale nun und ihren steil abfallenden, engen Seitengassen finden sie alle ihre Arbeit, ihre Erbauung, ihr Vergnügen: die Handelsherren, die kleinen Kaufleute und die armseligsten Straßenhändler, die Frauen, die in schwarzer Tracht wie Nonnen aussehend, in die Kirchen drängen, die blonden britischen Matrosen, für die sich Bar, Tingeltangel und Kino mit Musik und bunten Lichtern schmücken.

Vor dem hohen Turm des Forts San Elmo endet die Strada Reale. Balletta, die Stadt, ist an schmaler Landzunge ins Meer vorgebaut. Im Süden liegt der Grand Harbour, der Heimathafen für die großen Kampfeinheiten der britischen Mittelmeerflotte, zugleich auch eng umschriebener Ankerplatz für die Schiffe der italienischen, deutschen und englischen Mittelmeerlinien. Nördlich der Stadt aber liegt der Marsamuscetto Harbour.

Ein Mauertor führt an den felsigen Strand. Hier, angesichts des offenen Meeres, fern dem Großstadtlärm der Strada Reale, ist der Ort für die Feierabendfreuden der kleinbürgerlichen Familien. Die Männer sitzen pfeifenrauchend auf den Steinen der Uferlände; die Frauen stehen plaudernd in Gruppen beisammen, von Kinderschwärmen umdrängt. Zwischen den steil aufgetürmten Festungsmauern der Stadt und dem hohen Fort Tigné öffnet sich die schmale Einfahrt in den tiefen Marsamuscetto Harbour. Nicht anders als der Grand Harbour greift er mit seinen Buchten fingerförmig ins Land ein. Auch hier Schiff an Schiff! Die kleineren Fahrzeuge der Mittelmeerflotte, Zerstörer und Kanonenboote, Torpedoboote und Jachten, zwischen den grauen Stahlleibern die schloh-



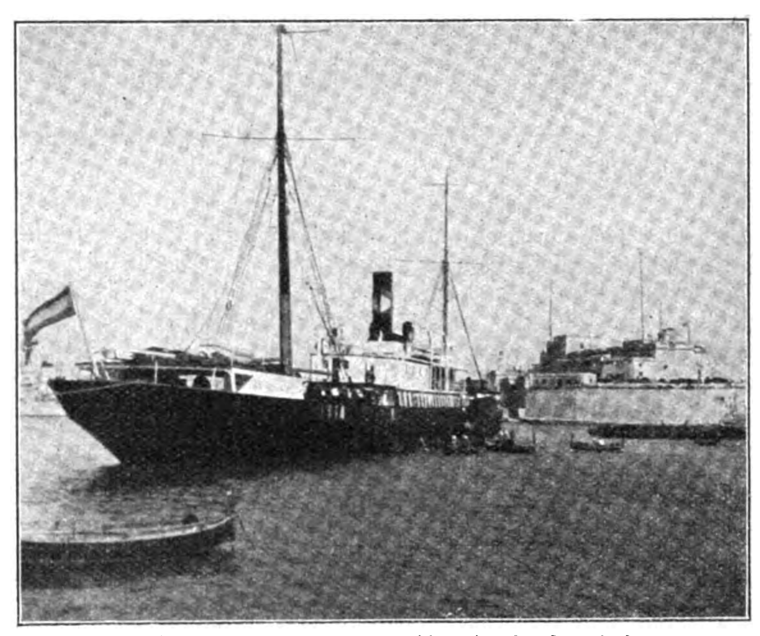
Der 80 Meter lange Waffensaal im Großmeisterpalast

weiße Gestalt eines Lazarettschiffes, mit großen, roten Kreuzen gekennzeichnet. Wieder beschieden auf einen engen Raum verwiesen, ankern beim Vorort Sliema die britischen Ostasienfahrer. Das wuchtige Fort Manoel, jenseits der schmalen Wasserstraße, springt weit in den vielgebuchteten Hafen vor.

Am Fuße der Stadtmauern der Marsamuscetto Harbour entlang zu gehen, das ist, als wäre man aus der Gegenwart in jene heldische Vergangenheit geraten, die Maltas Ruhm und Glanz bedeutet. Dicht über uns ragen die Bastionen auf, wie aus dem steilen Felsen gewachsen. Fels und Mauerquadern eine gewaltige Einheit, ein harter Panzer, ein Kinn mit aufeinandergebissenen Zähnen, eine trotzige Stirn. Wahrhaftig, in diesen Bastionen lebt noch der unbeugsame Wille der Verteidiger, hier lebt noch, zu Stein geworden, die unerschütterliche Kraft der Abwehr, der starke Glauben an ein gottgewolltes Muß.

An diesen Mauern, die hier in spitzem Winkel vorspringen, wie Stichwaffen, die den Gegner erwarten, dort wieder tief zurücktreten, wie schlaue Finten, die den Feind ins Kreuzfeuer locken sollen, an diesen Bastionen und Kasematten und Türmen ist die osmanische Flut blutig zersplittert. Die Mauern hier waren die Südflanke der riesenhaften Front des Abendlandes. Die Nordflanke war — Wien.

Die Festungswerke, die das Weichbild der Stadt umrahmen, sind wohl heute nur mehr Denkmale. Den modernen Forts, rings um die beiden Häfen, fehlt das Monumentale einer Heldenzeit, die ihre Kräfte noch im Nahkampf gemessen



Dampfer der deutschen Levante-Linie im Großen Hafen, vor dem Fort S. Angelo

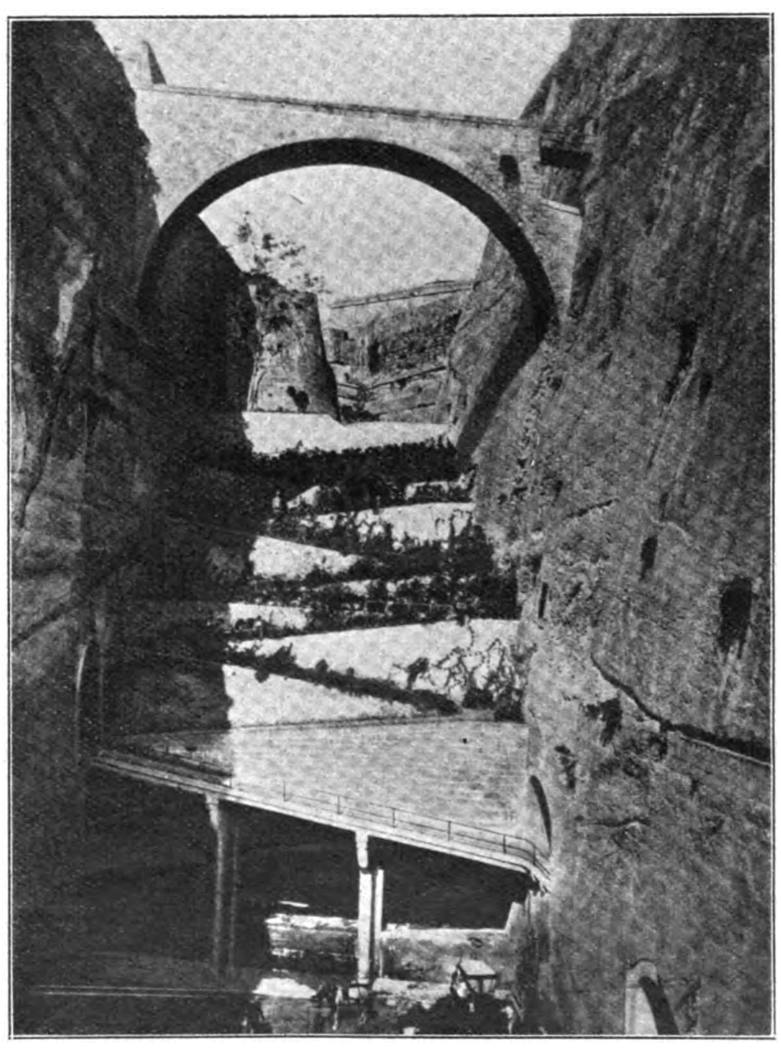
hat. Die neuen Befestigungen liegen, wenig sichtbar, als lauernde Wächter an der großen Straße, die England mit Indien verbindet.

Abends belebt sich der Bootsverkehr im Marsamuscetto Harbour. Kleine schwimmende Omnibusse befördern die dicht gedrängten Mengen der Angestellten und Arbeiter aus der City zu ihren Wohnstätten in den Vororten. Von den Kriegsschiffen klingt das abendliche Trompetensignal herüber, während der Union Jack, die britische Kriegsflagge, langsam an Mast und Flaggenstange abwärts gleitet. Motorboote, Dampfpinassen und Ruderboote bringen Offiziere und Matrosen zum städtischen Abendkorso nach Balletta.

Auf den dunklen Friedhof, dessen Denkmale aus dem abendlichen Dunkel des grünen Gräberschmucks wie blasse Gestalten hervortreten, wendet sich die Hafenstraße steil bergan. Sie mündet auf der Hochfläche zwischen der Stadt und dem Vorort Florianna. Eine breite Brücke führt über den Festungsgraben in den Torbogen der Porta Reale.

Der Rundgang um Balletta ist beendet.

Die Standbilder der beiden Großmeister hüten den Zugang zur Stadt der Johanniter, zur Hauptstadt dieser seltsamen Insel, die heute Britanniens Lebensnerv mit Stahlpanzern und Geschützen deckt.



In den Mauern über dem Marsamuscetto-Hafen

Billys großer Fischzug in Detroit

Eine verdammt wahre Geschichte von Hans Hesse.

(Fortsetzung und Schluß)

Die elektrische Maschine sowie Kamm und Bürste machten ganze Arbeit. Billy konnte im Spiegel seinen glänzenden Scheitel bewundern und nebenbei feststellen, daß er eigentlich ein verdammt hübscher Junge war. Unter den wuchtigen Streichen des scharfen Messers fiel das Gestrüpp des Urwaldes. Die zweite Nachrasur war geschehen und der Friseurgehilfe bedeckte das braune Gesicht des ahnungslosen Billys mit dem üblichen heißen Tuch. Dieser brüllte wie ein Stier, sprang auf und fuhr dem erschrockenen Haarkünstler an die Kehle. Mit Hilfe sämtlicher Gehilfen und Kunden gelang es, dem erbosten Billy klarzumachen, daß der Gehilfe, der sich noch immer den von dem Eisengriff schmerzenden Hals rieb, keinesfalls ein Attentat geplant hatte, sondern daß das heiße Tuch zum Rasieren gehöre. „Komische Angewohnheit das, ehrlichen Christenmenschen das Fell zu verbrühen!" schimpfte Billy und nahm wieder Platz, die weiteren Handlungen des Barbiers aber jetzt mißtrauisch beobachtend, während dieser ebenso mißtrauisch an Billy herumhantierte und offensichtlich froh war, als der rabiate Kunde endlich abgefertigt war.

Die süße, kleine Hexe.

Billy hatte eine halbe Stunde an der Ecke Frontstreet und Eduardsquare gestanden. Geduldig wartend, daß der endlose Strom der Autos, Straßenbahnen und sonstigen Vehikel einmal abreißen würde. Bis ihm auf Befragen ein Vorübergehender verriet, daß der Übergang für Fußgänger zwanzig Schritte weiter läge, wo ein hünenhafter Verkehrspolizist, wie ein Generalstäbler, das Heer der Fahrzeuge und Fußgänger, in wechselnder Reihenfolge, würdig, kaltblütig und umsichtig dirigierte, und Billy war heilfroh, als er endlich die Straße überquert hatte und jetzt, Hunger verspürend, ein Gasthaus suchte. Er wollte gerade ein solches betreten, als er mit einer jungen Dame, einer süßen, kleinen Hexe, welche die gleiche Absicht hatte, zusammenrannte und die Billy, der unbeholfen sein „Excuse me" stammelte, aus zwei braunen, lustigen Augen einen strafenden Blick zuwarf. Doch der verfehlte seinen Zweck, denn Billy stand wie ein ausgetrockneter Heuschober sofort lichterloh in Flammen. Nun müßt Ihr wissen, daß Billys Benehmität Damen gegenüber, infolge mangelnder Unterrichtsobjekte, viel zu wünschen übrig ließ. Das wußte er. Und so war er, der inzwischen der jungen Dame ins Lokal gefolgt war, absolut mit sich im unklaren, was er mit der „verdammt süßen Hexe", die kennenzulernen er übrigens fest entschlossen war, reden sollte. Er beschloß, zunächst gar nichts zu sagen und alles weitere dem Zufall zu überlassen. Schweigend nahm er also bei der Kleinen, die belustigt aufsah, am Tisch Platz, nahm seinen Priem aus dem Mund, steckte ihn fein säuberlich in die Hosentasche und bestellte beim Kellner zwei Doppelwhisky mit Soda und zwei kalte Platten. Die Kleine fragte nun aber sehr empört, was er sich eigentlich einbilde und wofür er sie halte und außerdem tränke sie keinen Whisky, sondern Eislimonade und zweitens seien die Platten hier so klein, Beefsteak wäre viel vorteilhafter. Worauf Billy zwei Finger in den Mund schob und mit einem gellenden, der erstaunten Gäste Mark und Bein erschütternden Pfiff den Kellner zurückrief und die Bestellung im Sinne der Kleinen abänderte. Sehr selbstzufrieden lehnte er sich dann zurück, streckte seine Beine auf einem leeren Stuhl aus und starrte schweigend die kleine, süße Hexe an. Die nahm vorerst gar keine Notiz von ihm, sondern war eifrig mit Spiegel und Puderquaste beschäftigt. Nur verstohlen warf sie kurz lächelnde Blicke auf Billy. Sie war gespannt, was der täppische Bär noch weiter anstellen würde. Sie war ferner aus Gründen, die wir hier nicht näher erörtern wollen, die uns aber später verständlich werden, entschlossen, Billy fürs erste nicht aus ihren zarten, wohlmanikürten Händen zu lassen. Daisy, so hieß die Kleine, hatte gute Freunde. Und diese Freunde beschäftigten sich mit Vorliebe mit Bären à la Billy. Doch ich will nicht vorgreifen.

Die intime Bar.

Wenn Ihr das lebhafte Geschäftsviertel Detroits durchquert habt, kommt Ihr in ruhige Gegenden. Breite Alleen mit Villen und Gartenhäusern, darinnen sich die Detroiter Dollarjäger von ihrer Jagd erholen, empfangen Euch. Doch schüttelt Ihr auch den Staub dieses lieblichen Stadtteils von Euren mehr oder minder großen Füßen und lenkt Eure Schritte weiter, so kommt Ihr in eine Gegend, die sich am besten mit dem Londoner Whitechapel, dem Hamburger St. Pauli, dem Friskoer Verbrecherviertel oder den Pariser Apachenquartieren vergleichen läßt.

Hohlwangige Armut neben bösartiger Eleganz. Geschminkte Weiber, Bassermannsche Gestalten aller Art. Grelle Lichtreklame vor wüsten Spelunken. Verschwiegen erleuchtete Freudenhäuser neben den armseligen Mietskasernen eines freudlosen Großstadtproletariats. Grinsendes Laster neben spielenden Kindern. Mauschelnde, feilschende Juden, Mongolen mit ihrem schleichenden, katzenartigen Gang, ewig lamende Neger und trunkener, fluchender Abschaum aller Nationen.

In diesem Viertel befindet sich eine lauschige, verschwiegene Bar, in welche wir jetzt einen Blick hineinwerfen wollen.

Der eigentliche Barbetrieb befand sich im vorderen Raum, welcher sich in keiner Weise von anderen Barräumen unterschied und daher wohl auch nicht näher beschrieben zu werden braucht. Der hintere Raum, zu welchem nur Stammgäste und Eingeführte Zutritt hatten, war mächtig vornehm mit Ledermöbeln und großen und kleinen Mahagonitischen, ausgestattet. Die Wände waren in Weinrot mit Gold gehalten und gaben dem Raum im Verein mit dem aus roten Tischlampen schimmernden diskreten Licht einen intimen, beruhigenden Ton. Dieser Raum diente fast ausschließlich dem Spiel und es geht die Sage, daß mancher harmlose Fremde, der dort durch irgendeinen Schlepper eingeführt wurde, ruiniert wieder von dannen ging. Es sollen auch einige überhaupt nicht wieder zum Vorschein gekommen sein . . .

Die heute abend anwesenden Gäste waren sämtlich um einen Tisch gruppiert, zum großen Teil als Mitspieler, einige als Kiebitze. Außer kurzen Zurufen, gesprochenen Zahlen und schwerem Atmen war lautlose Stille im Raum. Eine Welle von seelischer Hochspannung schien alle Anwesenden zu umfangen. Auf jeden Fall bot der Tisch einen interessanten Anblick. Bleiche, junge und alte, glattrasierte, verlebte Gesichter, teils mit unruhig flackernden Augen — Grimassen der Spielleidenschaft, teils mit starren, gebändigten Gesichtszügen. Die drei anwesenden Frauen zeigten wohlondulierte Bubiköpfe, reichen Schmuck und vor Aufregung entstellte, rotüberflackerte Gesichter. Die Kiebitze gaben sich etwas beherrschter, doch waren auch sie in den Bann des Spiels gezogen, handelte es sich doch heute darum, den Hinterwäldler zu „fixen". Dieser aber, unser Freund Billy, saß, die Shagpfeife zwischen den festen Zähnen, die Karten in den eisernen, braunen Fäusten, die Blicke aus seinen hellblauen Augen nach Jägerart unablässig umherschweifen lassend, wachsam, mit Daisy an einem Ende des Tisches.

Er wußte bereits, daß Daisy mit den Spielern unter einer Decke steckte, wußte, daß man ihn jetzt gewinnen ließ, um ihn sicher zu machen, wußte, daß die Karten gezinkt waren, wußte, daß er hier verraten und verkauft war, und daß ihn nur eiserne Geistesgegenwart und Brutalität vor diesen Großstadthyänen, denen er sich jedoch von vorneherein überlegen fühlte, retten konnte. Ja, Billy war sogar überzeugt, daß er die ganze Gesellschaft bis aufs Hemd ausplündern würde.

Die Bank hatte Jackson, ein Gentleman von etwa dreißig Jahren, mit einem sehr intelligenten Gesicht.

Man hatte den Einsatz auf 2500 Dollar heraufgetrieben. Die Banknoten lagen vor Jackson aufgestapelt. Dieser gab die Karten aus. Aller Augen ruhten fiebernd auf ihm, als plötzlich Billy, in der Linken den Revolver, mit der Rechten über den Tisch langend und die Banknoten ergreifend, blitzschnell aufsprang und nach einigen Sätzen mit dem Rücken an der Tür stand. Dieses alles war das Werk eines Augenblicks. Man saß einen Moment wie gelähmt, dann sprang Jackson als erster auf, als Billys scharfe Stimme ertönte: „Gentleman! Wer eine Bewegung macht, die ich ihm nicht befehle, ist ein Kind des Todes. Mr. Jackson, Ihr seid wohl so liebenswürdig und nehmt wieder Platz. Laßt Euer Schießeisen stecken, Mann. Daisy! Du wirst so freundlich sein, Deine Handtasche zu entleeren und darin von den Herrschaften deren Bargeld einzukassieren!"

In Daisy war inzwischen ein, der weiblichen Psyche ihrer Kreise entsprechender Seelenumschwung eingetreten. Billy, den sie für einen ausgemachten Hinterwäldler-Trottel gehalten hatte, entpuppte sich ihr als ein Mann, der mit den berüchtigtsten Spielern Detroits nicht nur anband, sondern sie auch mit großer Frechheit und Kaltblütigkeit begaunerte. Da kamen ihre geschniegelten bisherigen Freunde nicht mit. Vor diesem urwüchsigen, frischen, starken und göttlichen Kerl mußten sich die andern weit verstecken. Sie warf ihm einen schwärmerischen, anbetend-verheißenden, und der übrigen Gesellschaft einen vernichtend-ver-

ZUM ZEITVERTREIB

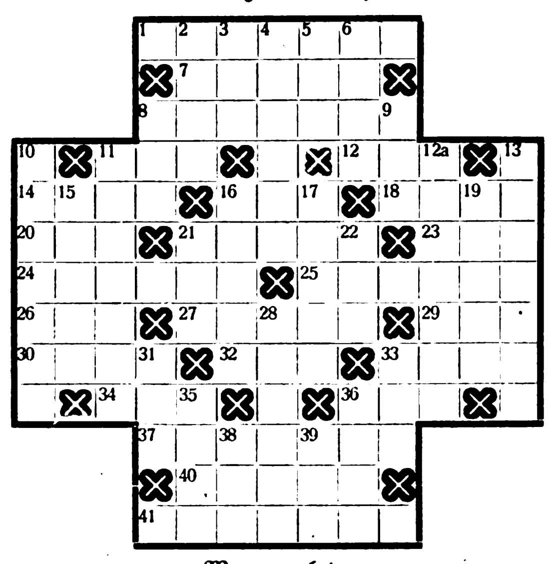
Silbenrätsel

a — bai — berst — beth — chei — da — de — des — di — dolf — e — e — ef — ei — el — es — fel — fid — fla — go — go — in — ips — kett — la — la — li — li — mi — ne — nell — o — rat — re — re — ru — ruhr — sa — sau — schi — se — se — ster — te — ti — vid — wa — wa — wich

1. .... Landschaft in Rumänien
2. .... Stadt in England
3. .... Nagetier
4. .... Inselgruppe im stillen Ozean
5. .... Militär. Rang
6. .... erhabene Darstellung
7. .... Stadt in Deutschland
8. .... Bestandteil der Schmiedewerkstatt
9. .... Nebenfluß des Rheins
10. .... Fluß in Rußland
11. .... jüd. Name
12. .... Farbstoff
13. .... Deutsches Mittelgebirge
14. .... männlicher Vorname
15. .... weiblicher Vorname
16. .... Bucht in Afrika
17. .... Aufschriftzettel
18. .... Wollstoffart
19. .... Wagenschuppen
20. .... Vogel

Aus obigen 49 Silben sind 20 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen eine nationalsozialistische Forderung ergeben.

Kreuzworträtsel



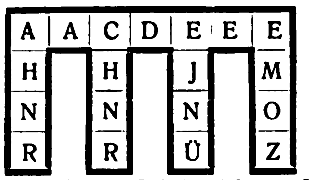
Wagrecht:

1. Seeräuber, 7. französische Romanschriftsteller, 8. Gemüsefrucht, 11. Bodensenkung, 12. europäische Silbermünze, 14. südamerikanischer Staat, 16. Fürwort, 18. Gegenteil von kurz, 20. Hundename, fremdsprachig, 21. reglos, 23. Verneinung, 24. aromatisches Getränk, 25. Baumgattung, 26. Form von „tuen", 27. Besitz anzeigend, 29. Gattung, 30. Haustier, 32. jetzt, 33. Metall, 34. Elend, 36. Windstoß, 37. Figur aus „Wallenstein", 40. fünf gleiche Selbstlaute, 41. Sprenggeschoß.

Senkrecht:

2. Abgott, Götze, 3. alkoholisches Getränk, 4. Frauenname, 5. Handlung, 6. wie 30 wagrecht, 8. starkes Seil, 9. Strom in Afrika, 10. die Zahl der Tage vom Neumond im Dezember bis zum 1. Januar, 11. grüne Berghänge, 12a. Spektakel, Unfug (Mehrzahl), 13. Geschäftsvertretung, 15. biblischer Ort, 16. Baumaterial, 17. Baumgattung, 19. inneres Organ, 21. Gewässer, 22. asiatische Scheidemünze, 28. breite, starke Bänder, 31. Auszeichnung, 33. chemisches Element, 35. Zimmereingang, 36. Blumenanlage, 38. Frauenname, Rufform, 39. Nebenfluß der Themse.

Kammrätsel



Nebenstehende Buchstaben sind so zu ordnen, daß der Kamm eine deutsche Stadt, die Zähne folgendes bedeuten:

1. rechter Nebenfluß des Rheines, 2. Windrichtung, 3. Körperorgan, 4. Linker Nebenfluß des Rheines. M. Dr.

Auflösung zum Rösselsprung in Nr. 2

Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag,
Mit heißem Blut
Und harten Händen.
Er kann durch einen starken Schlag,
Er kann an einem starken Tag,
Hat er nur Mut,
Das Schicksal wenden.
Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag.

(Bog. v. Zelchow)

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 2

1. Dokument, 2. Ananas, 3. Spessart, 4. Kakao, 5. Opal, 6. Mosse, 7. Markomannen, 8. Erdäpfel, 9. Neumünster, 10. Düppel, 11. Einfamilienhaus, 12. Judenschule, 13. Auerstedt, 14. Hilferding, 15. Regina, 16. Sonneberg, 17. Oxydation, 18. Lebensbaum, 19. Leine.

Das kommende Jahr (1927! D. R.) soll uns als Kämpfer finden. (Adolf Hitler).

Heitere Ecke

Steiniger Boden.

Lehrer (am Schluß einer längeren Ansprache): „Ich habe Euch gezeigt, wie gottlos es ist, für erlittenes Unrecht sich rächen zu wollen. Was würdet Ihr tun, wenn Euch ein anderer Knabe schlüge?"

Die ganze Klasse einstimmig: „Es ihm heimzahlen!"

---

achtenden Blick zu, schüttete den Inhalt ihres Stadtkoffers auf den Boden, daß Puderdose, Manikures und die sonstigen Nichtigkeiten fröhlich auf dem Boden herumkollerten und begann bei ihren früheren Freunden zu sammeln, während Billy wie ein Baum an der Tür stand, den Revolver auf den Tisch gerichtet, mit Adlerblicken beobachtend. Es war ihm ein Hauptspaß, die vor Wut entstellten Gesichter der Überlisteten zu studieren.

Klein-Daisy aber ging von einem zum andern, zauberte durch ihre blinzelnden Blicke, welche sagten: Gib doch das Geld raus, ich werde es dem Bären schon wieder abjagen, aus den geheimsten Taschen die Barbestände ihrer Freunde heraus und konnte dann mit dem, mit Silber- und Papiergeld bis an den Rand gefüllten Köfferchen vor Billy hintreten. „Billy, oh Billy," flüsterte sie, „Du lieber Kerl — — mach mit mir, was Du willst — — aber laß mich nicht wieder von Dir!"

Billy hatte die Augen während dieser verdammt schmeichelhaften Liebeserklärung nicht von dem Spieltisch gelassen. Er antwortete jetzt im gleichen Flüstertone: „Geh raus in die Bar und sieh zu, daß wir den Weg nach der Straße frei haben. Ich komme gleich nach." Daisy ging mit strahlendem Blick, den Koffer wie ein Heiligtum unter dem Arm, durch die Tür, welche Billy ihr freigab. Dieser aber hielt noch folgende Rede, wohl die längste, die er in seinem Leben gehalten hatte und die noch heute in Detroiter Spielerkreisen erzählt wird: „Ihr Söhne und Töchter von Hunden! Ihr milchgesichtigen Kreaturen dieser verdammt feinen Stadt, die Ihr noch dämlicher seid als der dämlichste Ochse bei uns in den Distrikten! Ihr habt heute mich, Billy vom Nelson-Distrikt kennengelernt und seid Euch hoffentlich klar darüber geworden, daß Ihr die größte Schande unseres glorreichen Jahrhunderts darstellt, und daß jeder anständige Gauner mit tiefem Abscheu vor Euch erfüllt werden muß! Ich verlasse jetzt dieses denkwürdige Lokal, in welchem Ihr Euch zur Unsterblichkeit blamiert habt und warne Euch, mir zu folgen, denn es sollte mir leid tun, einer Eurer Hundeseelen den Weg zur Hölle zu zeigen!"

Er spuckte verächtlich aus, verließ rückwärts den Raum und wurde in der Bar sofort von Daisy in Empfang genommen, welche ihn mit fliegender Hast am Arm hinaus auf die Straße zog. Hier kaum angelangt, stürzten auch schon die geprellten Spieler aus dem Lokal, voran Jackson, in jeder Hand einen Browning schwingend. Was jetzt kam, rollte sich mit der Geschwindigkeit eines Films ab. Zwei fliehende Gestalten, Verfolger, Rufe, Pfiffe, Polizeibeamte . . . Ruhe . . . ein Auto . . . der Bahnhof . . .

Heimwärts . . . .

Der Zug fuhr in zwei Stunden. Wiederum saß Billy in der Bahnhofsbar. Wiederum trank er Whisky und wiederum grinste der Barkeeper, wenn auch diesmal nur aus Freundlichkeit. Doch war es nicht der alte Billy. Dieser Billy, der dort saß und stumpfsinnig vor sich hinstierte, war sehr traurig. Wehmutsvoll gedachte er der kleinen, süßen Daisy. Wie war es doch noch gewesen? „Billy, lieber Junge, lauf zu. Ich kann nicht mehr. Hier ist der Koffer." Dann hatte sie ihm diesen in die Hand gedrückt. Billy sah noch die Mützen von zwei Polizisten auftauchen, sah, wie Daisy ihnen in die Arme lief, um sie aufzuhalten, dann rannte er weiter . . . . und jetzt saß er hier und trank seufzend einen Whisky nach dem andern, aufs Wohl der kleinen Daisy. In der Stadt bleiben und sie suchen, war zu gefährlich und zudem aussichtslos. Er würde Daisy wohl nicht wiedersehen und aus dieser trüben Erkenntnis heraus hätte Billy am liebsten geheult wie ein Schloßhund . . . .

Muß ich erzählen, wie Billy auf der heimatlichen Station eintraf? Wie ihn die Boys empfingen? Muß ich erwähnen, daß Billy einige tausend Dollar mitbrachte? Und daß sehr viel Wisky getrunken wurde, in Jacks Salon? Daß Billy mächtig viele Geschichten erzählte und daß ihn die Boys für einen verdammt gerissenen Hund erklärten.

Trotz alledem war Billy ein anderer geworden, man kannte ihn nicht wieder. Klein-Daisy spukte ihm im Gehirn. Daisys Gesichtszüge schimmerten ihm aus dem Whisky entgegen und Daisys Geist erschien ihm nachts im Traume . . . Vielleicht erzähle ich Euch ein anderes Mal, wie Billy und Daisy sich wiederfanden . . .



DER NATIONALSOZIALISMUS MARSCHIERT



Standmusik der S.A.-Kapelle des Ruhrgaues in Hattingen

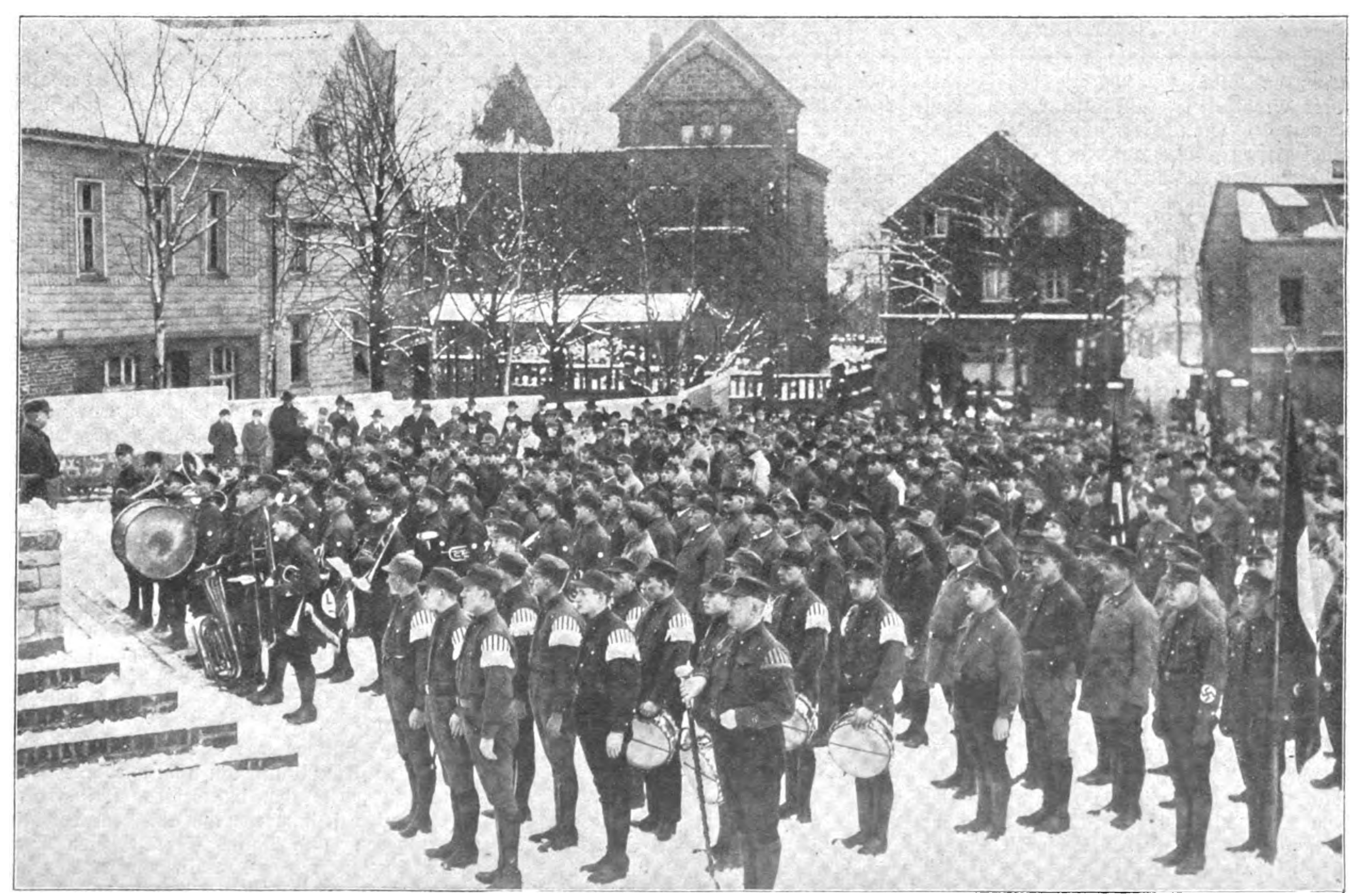
„Was wir brauchen, sind nicht hundert oder zweihundert verwegene Verschwörer, sondern hunderttausend und aberhunderttausend fanatische Kämpfer für unsere Weltanschauung. Nicht in geheimen Konventikeln soll gearbeitet werden, sondern in gewaltigen Massenaufzügen, und nicht durch Dolch und Gift oder Pistole kann der Bewegung die Bahn frei gemacht werden, sondern durch die Eroberung der Straße. Wir haben dem Marxismus beizubringen, daß der künftige Herr der Straße der Nationalsozialismus ist, genau so, wie er einst der Herr des Staates sein wird."

Mit diesen fundamentalen Sätzen hat Adolf Hitler in dem 2. Band seines Buches „Mein Kampf" (Eher-Verlag München) die Aufgaben der Sturmabteilungen (S.A.) umrissen. Unsere Aufnahmen zeigen, daß sich die Organisationen mit Erfolg bemühen, dieser Aufgabe gerecht zu werden.



Die Hakenkreuzler kommen! Phot. Rosenkranz, Hattingen

Anteilnahme der Bevölkerung an den S.A.-Aufmärschen in Hattingen



S.A.-Kundgebung in Hattingen a. d. R. Phot. Rosenkranz, Hattingen

DURCH PROPAGANDA ZUR POLITISCHEN MACHT!



Die Schihütte der Ortsgruppe Schleching (Oberbayern) Schmid, Garching



S.A. der Ortsgruppe Hindenburg/Schlesien

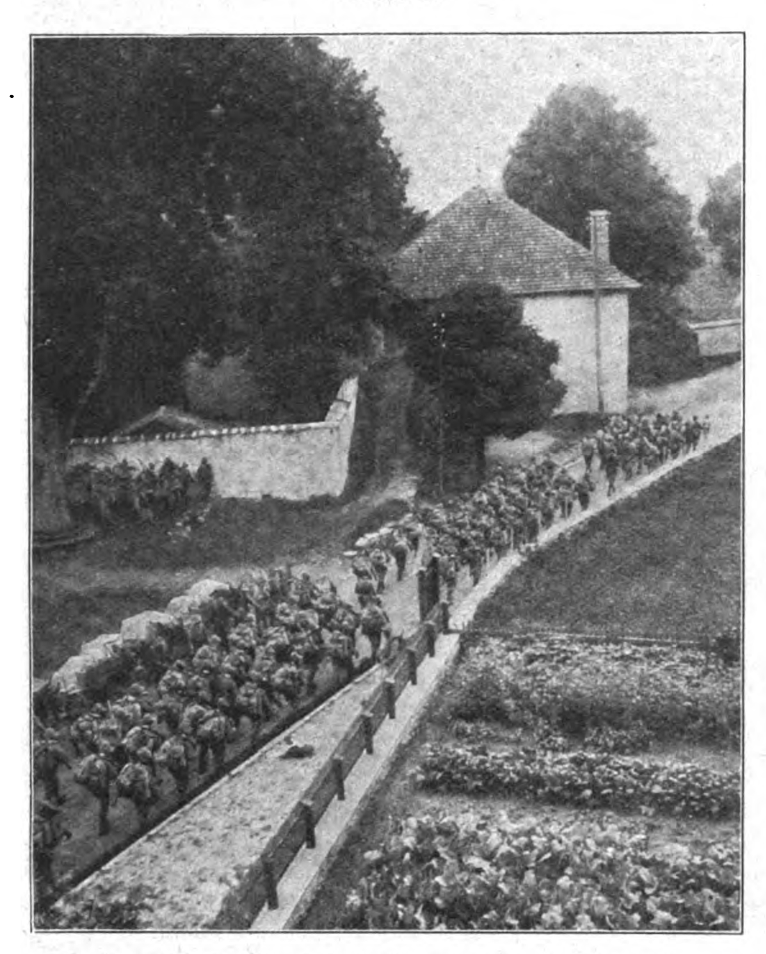


Versammlungspropaganda durch kilometersteinartige Plakatständer in den Straßen von Baden bei Wien

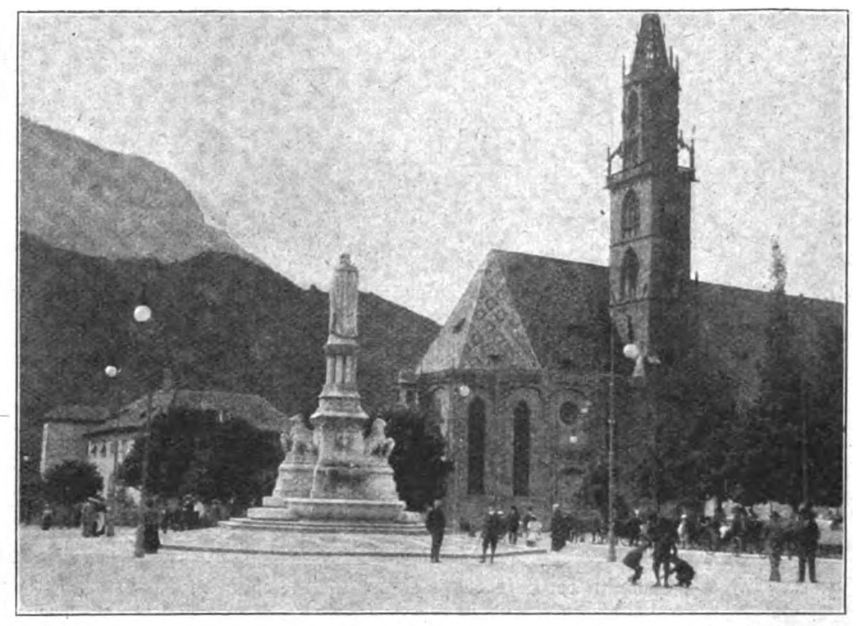
Die Sturmabteilung der Ortsgruppe Koburg

WAS DER NOVEMBERVERRAT UNS STAHL!

Südtirol



Ganz Südtirol ist mit italienischen Truppen überschwemmt
Gebirgsinfanterie in Taufers



Fritz Scherbauer

Bozen: Marktplatz mit dem Denkmal Walters von der Vogelweide



Heimatliebe und Heimatbrauch kann den Südtirolern nicht genommen werden: Trachtenfest in Sand

Atlantic

Blick auf Bozen,
Hauptstadt Südtirols bzw. der neuen italienischen Provinz

Wenn wir in den Tagen der Neugründung einer italienischen Provinz „Bolzano" voll Wehmut und Trauer unserer deutschen Landsleute in Südtirol gedenken, so ist es notwendig, sich daran zu erinnern, daß auch dieses deutsche Gebiet genau wie das Elsaß, das Saarland, Schleswig-Holstein, Westpreußen usw. nicht durch Waffengewalt vom Feind erobert worden ist, sondern durch den Habsburger- und Judenverrat des Jahres 1918 verloren ging.

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler.
Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

2. Jahrgang / Folge 4
28. Februar 1927



Preis 20 Pf.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

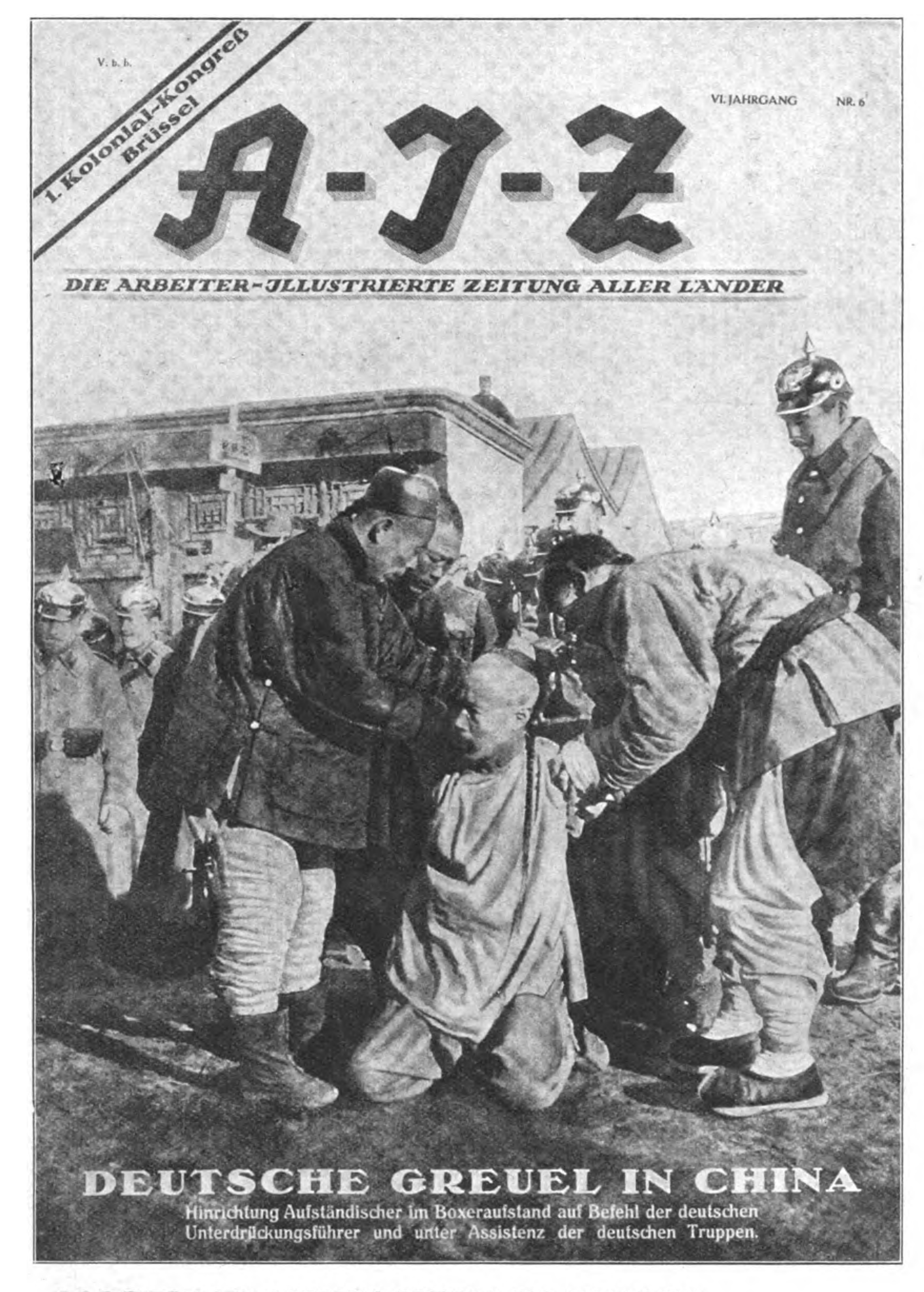
Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

HEUTE
das große
Preisausschreiben des „J.B."

Der eine unter 60 Millionen,
dem bis heute das Reden verboten wurde.
Adolf Hitler im Braunhemd der S.A.

METHODEN DES MARXISTISCHEN LANDESVERRATS


V. b. b.

1. Kolonial-Kongreß Brüssel

VI. JAHRGANG NR. 6

A-I-Z

DIE ARBEITER-ILLUSTRIERTE ZEITUNG ALLER LÄNDER

DEUTSCHE GREUEL IN CHINA

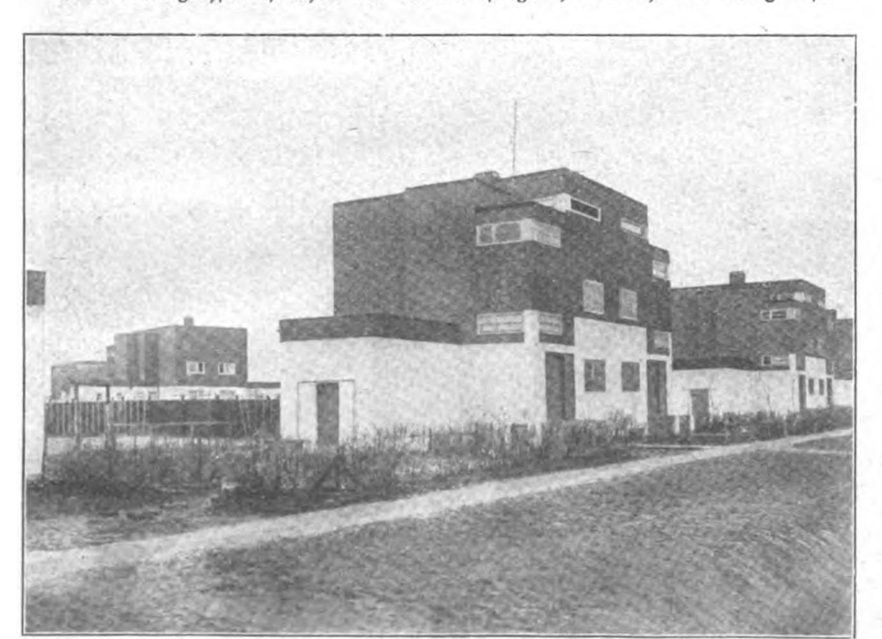
Hinrichtung Aufständischer im Boxeraufstand auf Befehl der deutschen Unterdrückungsführer und unter Assistenz der deutschen Truppen.

Eine Bildfälschung

Wenn auch die Genossen der verschiedenen marxistischen Richtungen in Deutschland aus Brotneid sich manchmal in die Haare kommen, so sind sie doch einig beim Verrat am Deutschtum. Nach der bekannten Rede des Scheidemann im Deutschen Reichstag, die alle Kennzeichen eines ausgesprochenen Landesverrats trug, und dem neuen Gastspiel des Genossen Wels, der es fertig brachte in Paris vor wenigen Tagen eine geharnischte Rede gegen die deutsche Reichswehr zu halten, und deshalb immer noch nicht in Untersuchungshaft wegen Landes- und Hochverrat sitzt, läßt der neue Ruhm der Sozialdemokraten die kommunistischen Brüder nicht ruhen. Und so finden wir als letztes Produkt marxistisch-bolschewistischer Dolchstoß-Politik in der kommunistischen „Arbeiter-Illustrierten Zeitung (A. I. Z.) ein Titelblatt „Deutsche Greuel in China", das eine ausgesprochene Fälschung darstellt, nur zu dem Zwecke, neuerdings in der Welt gegen einen angeblichen deutschen Militarismus zu hetzen. Daß die Fälschung so plump ausfiel, liegt wohl daran, daß die verschiedenen Bolschewisten, die die Herausgabe dieses sauberen Organs besorgen, noch nicht lange genug in Deutschland sind, um zu wissen, daß von den im Jahr 1900 nach China geschickten deutschen Truppen — die übrigens nicht zur Eroberung sondern lediglich zur Verteidigung deutschen Lebens nach Ermordung des deutschen Gesandten nach China geschickt worden sind — nicht ein Mann den deutschen Spitzhelm trug, sondern alle mit Tropen-Ausrüstung weggeschickt worden sind. Die in das Titelbild der A. J. Z. in die übrigens nicht mehr neue Aufnahme einer chinesischen Hinrichtung hineingestellten deutschen Soldaten in Paradeausrüstung waren nie in China. Das Bild stellt somit eine zum Zwecke der Heruntersetzung des deutschen Ansehens in der Welt bestimmte Fälschung dar und wir sind gespannt, was das neue nationale Reichsinnenministerium gegen solche, in ihren Wirkungen an Landesverrat grenzende Machenschaften unternehmen wird.

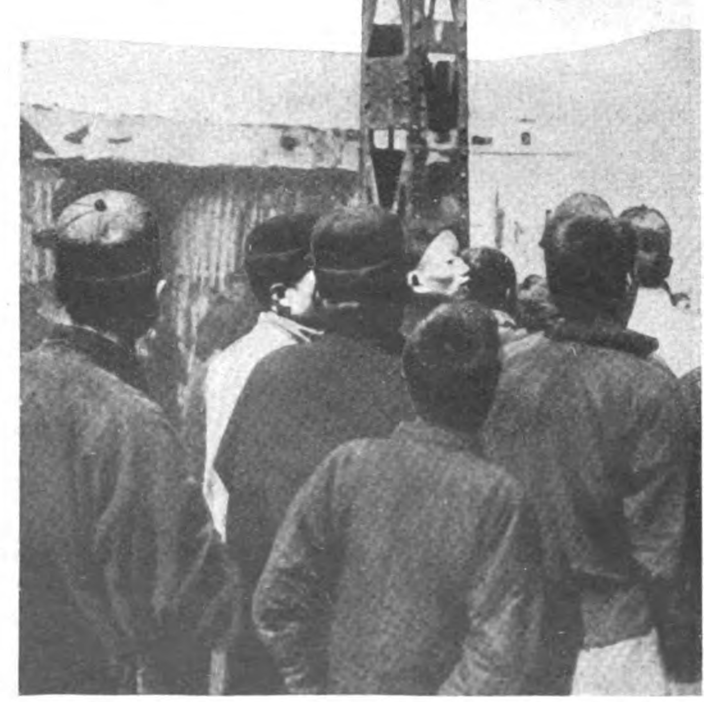
„MODERNE" NEUBAUTEN IN BERLIN

Motto: Möglichste Ähnlichkeit mit einem Gefängnis; kein Licht und wenig Luft



Senneke





Todesstrafe für Wucherer in China

Der Kopf eines wegen Wucher Hingerichteten wird in Hankau öffentlich zur Schau gestellt.

A-B-C

DER KOMMENDE MANN!



Atlantic

Der Regierungsdirektor, Jude Dr. Bernhard Weiß, wurde zum Berliner Vize-Polizei-Präsidenten ernannt. Er ist der Sohn des verstorbenen Vorstehers der Neuen Synagoge und Mitglied des Kuratoriums der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums (Talmud!) Das Judentum erhofft sich **von Weiß mit Recht noch große Dinge.**



Pressephoto

Militarismus — der anderen

Der neue Regent in Japan besichtigt die militarisierte Jugendwehr in Tokio



Pressephoto

DAS ENDE DER BUBIKOPFMODE?

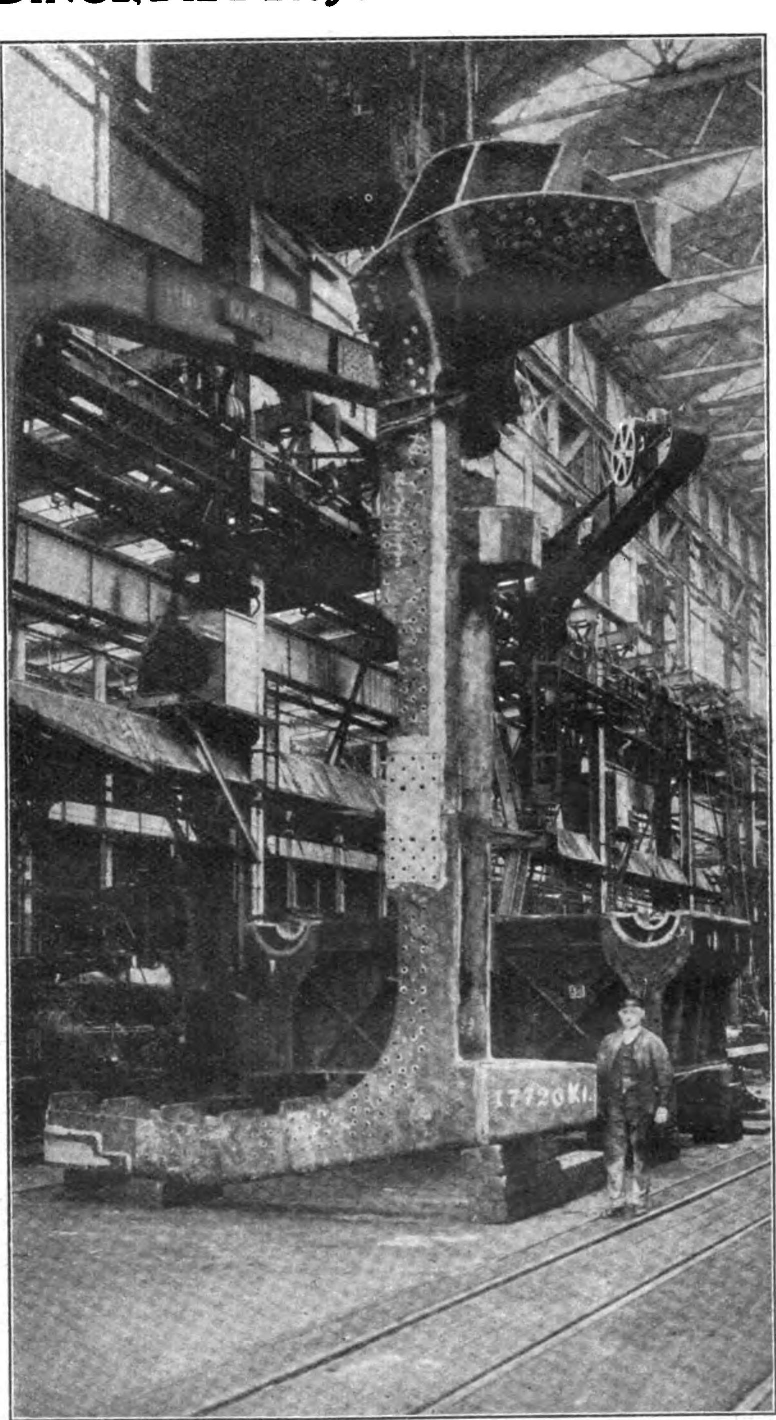
Im Ring:

Auf einer Wiener Schönheitskonkurrenz wurde zur allgemeinen Überraschung die Frau mit dem schönsten Haar mit dem 1. Preis ausgezeichnet, während die Bubiköpfe leer ausgingen. Aber auch aus anderen Modezentren der Welt — für die deutsche Dame gilt immer nur das, was vom Ausland kommt — mehren sich die Nachrichten, die von einem langsamen Abkommen des Bubikopfes sprechen.



Keystone View

DINGE, DIE DER JUDE NICHT MACHT.



Einbau des Steuers in den neuen deutschen Riesendampfer „Cap Arcona", Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft

DER JUDENSPIEGEL

DER JUDE UND DAS DEUTSCHE WEIB

In einer früher gut deutschen Zeitschrift für die Familie, die aber seit einigen Jahren vollständig in ein Fahrwasser übergeschwenkt ist, das man heute mit dem Wort jüdisch zu bezeichnen pflegt, in „Velhagen und Klasings Monatsheften", veröffentlichte im Jahre 1923 der jüdische Schriftsteller Bernhard Kellermann einen Roman „Der Tunnel". In einer Fortsetzung fand sich die folgende Stelle:

„S. Woolff war das Muster eines Gentleman. Er hatte nur ein Laster und er verbarg es sorgfältig vor der Welt. Das war seine außerordentliche Sinnlichkeit. Das Blut begann in seinen Ohren zu knacken, sobald er ein junges, hübsches Mädchen sah. Er kam jedes Jahr einmal mindestens nach Paris und London und in beiden Städten hatte er seine Freundinnen. Häufig brachte er von seinen Reisen „Nichten" mit, die er auch nach Neuyork verpflanzte. Die Mädchen mußten schön, jung und blond sein. S. Woolff rächte auf diese Weise den armen Samuel Woolffsohn (seinen Vater!), den die Konkurrenz gut gebauter Tennisspieler und großer Monatswechsel vor Jahren bei allen schönen Frauen aus dem Felde geschlagen hatte. **Er rächte sich an jener blonden Rasse, die ihn früher mit dem Fuße getreten hatte. Und er entschädigte sich vor allem für eine entbehrungsreiche Jugend.**"

So schreiben jüdische Schriftsteller über das Verhältnis des Juden zum deutschen Weib, zum blonden Weib, zur arischen Frau. Ist es unter diesen Umständen nicht geradezu erschütternd und empörend, daß es immer noch deutsche Frauen gibt, die geringschätzig lächeln, wenn man zu ihnen über die Rassenfrage spricht? Genügt nicht, was der Heidelberger Jude Paul Meyer im Jahre 1913 in der jüdischen Zeitschrift „Die Aktion" in die Welt posaunte als „Ahasvers, des ewigen Juden fröhliches Wanderlied":

> Meiner Seele glatte Häute
> Bergen, was ich bettelnd büßte,
> Doch es türmt sich meine Beute
> Und es jauchzen eure Bräute
> Mir, dem Auswurf fremder Wüste."

Sollte man glauben, daß es in Deutschland noch Frauen und Mädchen gibt, denen solche Geständnisse in der Literatur noch nicht genügen? Aber es hat den Anschein, daß selbst die grauenhafte Praxis und die Unmenge von gerichtlich festgestellten Fällen jüdischer Frauenschändung gewissen Leuten nicht langen, um endlich zur Einsicht zu kommen, daß im Vorgehen des Judentums System liegt, daß eine Absicht da ist: Die Zerstörung und die Verschlechterung der arisch-deutschen Rasse.

Es gibt für diese Auffassung ein jüdisches Geständnis, das man nicht eifrig genug verbreiten kann. So schrieb der Jude Kurt Münzer in seinem Werk „Der Weg nach Zion":

„Nicht nur wir Juden sind langsam entartet und am Ende einer ausgesogenen, aufgebrauchten Kultur. Allen Rassen von Europa — vielleicht haben wir sie infiziert — haben wir das Blut verdorben. Überhaupt ist heute alles verjudet. Unser Geist regiert die Welt, unsere Sinne sind in allen lebendig .... Mag man uns hassen, uns fortjagen, mögen unsere Feinde nur über unsere Körperschwäche triumphieren: Wir sind nicht mehr auszutreiben. Wir haben uns eingefressen in die Völker, die Rassen durchsetzt, **geschändet**, die Kraft gebrochen, alles mürbe, faul und morsch gemacht mit unserer abgestandenen Kultur .... **Das war die Rache.**"

Und gleichsam, als ob das Judentum dauernd für eine praktische Bestätigung dieser in der jüdischen Literatur gegebenen Richtlinien zur Zerstörung aller anderen Rassen, und vor allem der deutschen, sorgen möchte, vergeht fast keine Woche, wo nicht irgendwo im deutschen Vaterlande ein Verbrechen ans Tageslicht kommt, in dem ein deutsches Weib dieser jüdischen Rachsucht und Rassenzerstörungsgier zum Opfer gefallen ist. Man denke nur an die Serie von Schändungen deutscher Mädchen, die in dem vergangenen Jahre 1926 allein in der Stadt Nürnberg ihre Sühne gefunden haben. Vielleicht das Grauenerregendste, was sich in dieser Beziehung in den letzten Jahren ereignet hat, ist der Fall des jüdischen Schandbuben **Schwarz in Gerolzhofen in Unterfranken, der ein Dienstmädchen in rohester Weise, nachdem er es geschändet hatte, mit Mühlsteinen und Revolverkugeln zu Tode traktiert hat.** Unser Bild zeigt das Opfer jüdischer Brutalität, wie es am Tatort von der Polizei gefunden worden ist. Die Aufnahme ist die erste und einzige, die von diesem furchtbaren Verbrechen überhaupt gemacht worden ist. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich seinerzeit der Bevölkerung Frankens und eine Zeitlang war es um die Aussichten der jüdischen Verführer schlecht bestellt. Aber vergeßlich, wie die Masse unseres Volkes immer ist, spricht man heute schon nicht mehr von diesem unerhörten Verbrechen. Ja, viele lassen sich von den jüdischen Ablenkungsversuchen beeinflussen und schwätzen gedankenlos nach, was der Jude mit Berechnung in seinen Zeitungen vorsagt: Solche Verbrechen kämen überall vor; sie seien bedauerliche Ausschreitungen einzelner Individuen, für die man keine Gesamtheit verantwortlich machen könne. Wenn aber die Gesamtheit, in diesem Falle das Judentum, sich immer noch zu einer Sittenlehre bekennt, die die Schändung eines nichtjüdischen Weibes nicht nur billigt, sondern, man darf sagen, geradezu zur Pflicht macht, dann wird die Berechtigung unserer Forderung nicht bestritten werden können, die verlangt, daß die schärfsten Ausnahmegesetze und vor allem Todesstrafe dafür sorgen, daß die Schändung unserer Rasse und damit die dauernde Vernichtung der Zukunft unserer Nation eine Ende nimmt. Solange das Judentum sich zu Sittengesetzen bekennt, die u. a. fordern: „Die Schändung der nichtjüdischen Frauen ist keine Sünde" (Talmud Tr. Sanh. 52 b.); „alles, was der Jude mit einem Weibe tun darf, das kann er tun, wie mit einem Stück Fleisch, das vom Metzger kommt. Das kann er essen gebraten, gekocht, geschmort usw." (Talmud Tr. Nedarim 20 b.), solange bleibt allen Deutschen, die ihr Volk lieb haben und in der deutschen Frau und dem deutschen Mädel die Trägerin der deutschen Zukunft sehen, nur eine Möglichkeit:

Kampf mit allen erlaubten und gesetzlichen Mitteln bis an den Tag, wo **dieses Judentum unter Fremdenrecht gestellt** wird und **jeder Versuch eines Angehörigen dieser unter Fremdenrecht gestellten Rasse**, sich einem **deutschen Weib** zu nähern, so geahndet wird, daß selbst dem **gierigsten asiatischen Wüstensohn** ein für allemal die Lust vergeht, nach einem deutschen Weib seine Finger auszustrecken.



Bestialischer Mord an einen Christenmädchen durch den Juden „Schwarz" Gerolzhofen.

„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

3. Fortsetzung

Genial, etwas verlebt, mit dunklen Augen, einem weichen Kinderlächeln und vielem Trotz im Blick, so sah der oftgenannte, oft gestrafte und getadelte Prinz Sepp aus, der nach unten zu viel Sympathien hatte und es nach oben nicht recht machen konnte. Es ging ein größerer, oft romantischer Zug durch sein Denken und Handeln und eine kecke Selbständigkeit. Er war nicht so ganz nach der Schablone geprägt und zurechtgestutzt, als man es gewünscht hätte. Wissenschaftlich und künstlerisch gebildet, dagegen ganz ohne Verständnis für Sport und Militarismus, betrieb er mit einer gewissen Exzentrizität alle möglichen Studien, verkehrte frei, mit wem er wollte, und gab der Etikette viel Ärgernis. Er besaß bei Ischeles das kleine Lustschloß See, auf dem er oft im Winter einsam mehrere Monate verbrachte. Am Hofe war er eigentlich in Ungnade. Oft schon hatten ihm die schärfsten Strafen gedroht, keine Repräsentation, kein Ehrenamt wurde ihm mehr anvertraut. So mit einer großen Zerfahrenheit in seiner Lebensführung, bald aszetisch streng, genügsam wie ein Mönch, dann wieder fortgerissen vom Strudel tollsten Genußlebens, war er eine fortgesetzte Beunruhigung für jedes korrekte Höflings- und Fürstengemüt. Er gab gern und viel, war ein Gegner des Kapitals, trat für den Sozialismus ein, hielt und las revolutionäre Schriften. Sehr wahrheitsliebend, voll scharfer Ironie, überragte er an Bildung weit seine Umgebung und pflegte herauszusagen, was er dachte.

Es war an ihm etwas vom ungeduldig knirschenden Rennpferd, das man, statt es frei in die Bahn zu lassen, zum Ziehen des Lastwagens zwingt. Einer falschen oder gemeinen Handlung, einer Undankbarkeit wäre er nicht fähig gewesen. Angeborene Ritterlichkeit adelte auch seine Fehler. Moralisch hatte er nach einer traurigen Liebesgeschichte, die er ernst genommen, jeden Halt verloren. Man hatte ihm den Konsens zu einer Vermählung mit einem Mädchen aus dem kleinen Adel verweigert. Das Mädchen starb bald darauf. Der Prinz weigerte sich ein für allemal, sich ebenbürtig zu verheiraten und verkehrte nur noch mit berüchtigten Frauen der Halbwelt.

Bei seiner Frage blitzte etwas von dem alten Humor in Pastrells Zügen auf. Er sah dem Adjutanten nach.

„Wie er mir gefällt, der Herr Graf? Wie ein unzeitiges Apferl, in das ich beißen, und an angebrannte Milch, die ich trinken soll, Hoheit. Prosit! Was haben denn Euer Gnaden schon wieder ang'stellt, daß Sie den in's Schlepptau nehmen müssen?"

„Nichts Spezielles. Meine ganze Existenz, Geistesverfassung usw. ist überhaupt beanstandet. Übrigens ja! Ich habe bei einem Diner eine unoffizielle Bemerkung über den Baron Kautz, unseren Ministerhäuptling, und über die Art seiner Laufbahn gemacht. Ganz harmlos, wie sich so 'was erzählt. Neben mir saß zufällig Glatz, der kleine Glatz, wissen Sie, der neue, große Protegé, unser jüngster Landeshauptmann."

„Der kleine Kerl, der den Nagel immer neben sein' Kopf trifft! Das ist doch eine Protektion sondergleichen! Was die hohen Herren im Kabinett an dem finden!"

„Oh, die finden nichts an ihm. Mein Vetter, unser süßer Nandl, macht dem Glatz seine Karriere. Das kleine Staatsmanderl hat wenig Kopf, aber sehr viel Rücken. Mit diesem Rücken nimmt es dem Nandl schon in den nächsten Wochen eine lästig gewordene, süße Last ab. Dafür wird das Glatzerl Minister beim nächsten Kabinettswechsel."

Pastrell sah verdutzt aus.

„Also heiratet der Baron Glatz wirklich dieses — dieses patenteste Gallmeyer-Komtessel von Österreich, die Lolly Fluggs?"

„Ach freilich! das ist eine so naive Person, dieses Rabenbrattl von einem Mäd'l, sag' ich Ihnen, Pastrell! Was die alles erlebt vor lauter Naivität. Sie sind alle naiv, die Fluggserln und sie erleben alle 'was. Aber das Geschäft geht! Die Hochzeit soll hier im Laufe der Saison stattfinden. „Der hochbegabte, junge Staatsmann, der zu Großem berufen, bekommt die liebliche Blüte hohen Adels auf den Dornenweg seiner ernsten Pflicht gestreut." Ich lese das Salonblatt schon im Geist, passen's auf, Pastrell. Also ich mach' beim Diner gedankenlos eine Bemerkung über das Haupt unseres Kabinetts, Kautz, und seine Karriere und über seine Permanenz im Einnehmen höchster Ämter. Er ist ein famoser Turner, sag' ich. Wenn er bei einem Kabinettstürl hinausvoltigiert wird, turnt er beim nächsten über ein paar Hindernisse wieder herein. Und dann, er hat noch einen so erfolgsicheren Reserveweg, „la femme." Das Glatzerl neben mir, frischverlobt, mit einem naiven Ausdruck in den Augen, der an seine Braut erinnert, glotzt mich unbeschreiblich dumm und entsetzt an, wie einen Hochverräter. Ich gratulier' ihm und dann packt mich mein alter Freund, der Zungenbeelzebub damisch an. Frag' ich das brave Unschuldsbürscherl, ob schon fleiß'g an der Ausstattung gearbeitet wird. Manches soll schon fertig sein, von hoher Seite gespendet. Ich hab' die Hörner gemeint, wissen Sie, der Kerl wird ja der reine Sechzehnender! Und dabei taktlos sag' ich Ihnen! Stottert er nicht 'was daher, daß sein Gut musterhaft verwaltet ist und er wenig zu kaufen braucht, weil eine Masse Einrichtung schon da ist." — —

Pastrell lachte laut auf, der Prinz lächelte.

„Und so 'was wird bei uns Steuermann am Staatsruder! Ich gehe also harmlos vom Diner fort, nachdem ich bei einer Après-Soirée dem Kautz noch zu dem neuen hochbegabten Protegé der Regierung, dem Glatz, gratuliert hab'.

Zwei Tage darauf las ich im Fremdenblatt, „ich sei im Begriff, meine durch die Influenza sehr angegriffenen Nerven durch einen langen Aufenthalt in See zu stärken. Ich war paff, sag' ich Ihnen, tat aber nichts dergleichen. Am Abend wird mir von maßgebender Seite bestätigt, daß meine Nerven leiden und beschlossen haben hierherzukommen. Alles Neue kommt von oben. Also ich reiste ab, kam her. Was nutzt's? In höchstens acht Tagen sind sie ja doch alle hier und die Glanzkomödie, in der ich aus Widerspruch der dunkle Fleck bin, spielt weiter. — Pastrell, ich sage Ihnen, so oft ich von der Stadt fortfahre und das steinerne Häusermeer mit den schwarzen Schloten und all' den verhaßten Gesichtern hinter mir versinkt, packt es mich im Innersten, daß ich aufatmen und fortstürmen möchte, fort, weit, hinaus über Meer und Länder, die ich kenne, über die Reiche der zivilisierten Unsitte und Überkultur.

Reine Luft atmen, Menschen die Hand schütteln, die keine künstliche Ware sind, Wahrheit reden hören und die überquellende Tatkraft in der Brust zur Tat werden lassen dürfen, sein können, was man ist, das muß schön sein, Pastrell, das möcht ich einmal, nur einmal."

Der Schauspieler warf einen forschenden Blick auf das bewegliche Gesicht, dessen Ausdruck so unvermittelt von frivoler Satire zu leidenschaftlichem Ernst überging.

Auch er wurde ernster und sprach plötzlich fest, ohne Dialekt, mit tiefer Empfindung, obschon er noch eine gewisse Leichtigkeit des Tones festzuhalten suchte: „Das Elend der Prinzen, Hoheit, daß sie Masken tragen müssen und sich statt mit Taten mit Worten sättigen. Prinzen und Schauspieler."

„Um mich ist's schade, Pastrell! Ich habe gute Anlagen gehabt, Talente und auch ein Herz. Wirklich, Pastrell."

„Ich glaube es Ihnen ja, Prinz."

„Der krasse Egoismus, der nie das Gute hören und das Beste erleben will, ist mir fremd. Ich liebe das Volk und seine Leiden machen mich weinen. Ich liebe leidenschaftlich mein schönes Vaterland und seine deutschen Bewohner mit ihrem graden Sinn und kernigen Wesen. Wenn ich Minister sein könnte, es würde mich glücklich machen, Gutes zu stiften. Im Hohen Haus meine Stimme zu erheben für Recht und Wohlstand wäre mir stolze Freude. Aber statt dessen zu jenen zu gehören, die sich von einem Volke ernähren lassen, ohne es glücklicher, stärker zu machen; statt dessen in ruhmlosem Wohlleben verkommen; immer schweigen müssen und der frechen Unfähigkeit, der unmoralischen Versumpfung, die das Vaterland zum Gespötte macht, die Hand schütteln, Orden an die Brust heften, das macht schlecht und das ist —"

„Prinzenberuf, Hoheit. Hinter den Kulissen stehen, das Feuer an die Bretter legen sehen und es nicht hindern, nicht aufhalten dürfen."

„Solchen alle Macht in die Hand geben, die das Volk zum besten haben, statt es zu regieren."

„Das ist bequem, Hoheit. Diese Art Staatsmänner meldet immer nur Günstiges und führt nie einen Staatsstreich aus."

„Ich schäme mich, auf der Höhe zu stehen, wie ich dastehen muß, Pastrell. Ich habe manches Mal etwas, das mich faßt wie mit glühenden Zangen, etwas trotzig sich Aufbäumendes. Ich möchte mich unmöglich machen, um fortzukommen, nur fort, eh' die große Schande über uns da oben hereinbricht."

„Wir kranken an einem Elend, Prinz, Sie und ich. Sie möchten ein gemeinnütziger, mächtiger Mensch sein, ich möchte als Kind des Volkes, aus dem ich stamme, ein ernster Schauspieler, ein Lehrer für dieses Volk geworden sein, statt ein Hanswurst für die bevorzugten Klassen. Wir möchten Segen stiften: Aber für mich ist's zu spät und Ihnen sind die Hände gebunden."

„Sie, Pastrell! Sie haben Ihr großes Talent, haben Ihre Kunst, die Sie immer noch in würdigere Bahnen lenken können. Diese Kunst macht Sie zum Weltbürger. Aber ich, ein Schmarotzer bin ich vom unrechten Gut, der über eine unwürdige Regierung wütend schimpft, aber unwillkürlich mit genießt an ihren Profitchen, ohne was zu riskieren! Ich gehöre zu den „allzeit Geretteten", zu den Parasiten eines Landes, in dem die Regierung jetzt darin besteht, daß nur Skandale provoziert werden, und die sich freut, wenn das Volk ausschreitet, um im Trüben fischen zu können. Die Friedenserhalter sind es, die bei uns die Exzesse provozieren und die Nationalitäten aufeinanderhetzen.

Man wird Minister, damit die Allmacht Israels gnädigt zu einem kommt, um „Geschäftchen" mit einem abzuschließen, bei denen hundert Existenzen ruiniert werden und der Staatslenker durch das Ausstreuen falscher Nachrichten und Beschlüsse zugunsten der Börse zum Millionär wird. Und man ist Prinz, um mit solchen Ministern allergnädigst zu speisen, um hoffähig gewordene Juden in ihren Villen zu besuchen und mit ihnen Tennis zu spielen. Ich sage Ihnen heute das, und morgen werden Sie mich sehen, wie ich Kautz die Hand drücke und ihn bitte, sich hier zum Wohle des Landes, dem er so nötig ist, zu erholen. Wie ich Glatzens Bräutchen, Nandls Vermächtnis, ein Bukett schicke. Die Maitresse eines hohen Herrn aufzuheiraten, heißt jetzt seinen Befähigungsnachweis zum Staatsmann zu erbringen, zum Volksbeglücker."

„Hoheit! Hoheit!"

„Ja, mein Lieber, so wird das gemacht, sage ich Ihnen. So degeneriert unser Adel und verkommt, bis die Menge Lynchjustiz an ihm üben wird. Ich bin ein Sohn aus altem Adelsgeschlecht, nehmen wir an, oder auch nicht aus altem, wie Sie wollen; kurz, ich bin betitelt und heruntergekommen. Ein hochgeborener Habenichts, dazu ein Kannichts obendrein. Ich bin mit einem Wort einer aus dem Heldenstamme der Lux, Kautz, Glatz und Konsorten. Ich soll studieren und merke, es geht nicht. Ich wünsche faul zu genießen und finde dazu die Mittel nicht. Ich schwindle mich durch bis zu einem gewissen Grad, von dem aus dann der Schwindel im Großen inszeniert werden kann, und schlage dann die mir offenen Wege ein, um Karriere zu machen und den schlappen Beutel zu füllen. Entweder ich trete mit meinem Titel bei den reichen Juden in Kondition, die neben einem echten Stück Gemälde, einigen Orchideen und einem Rennstall, auch als Salondekoration einen echten Kavalier brauchen.

Fortsetzung auf Seite 48

DER WEIBLICHE HEROS IN DER GESCHICHTE

Von Ferdinand Bruger



Luise, Königin von Preußen

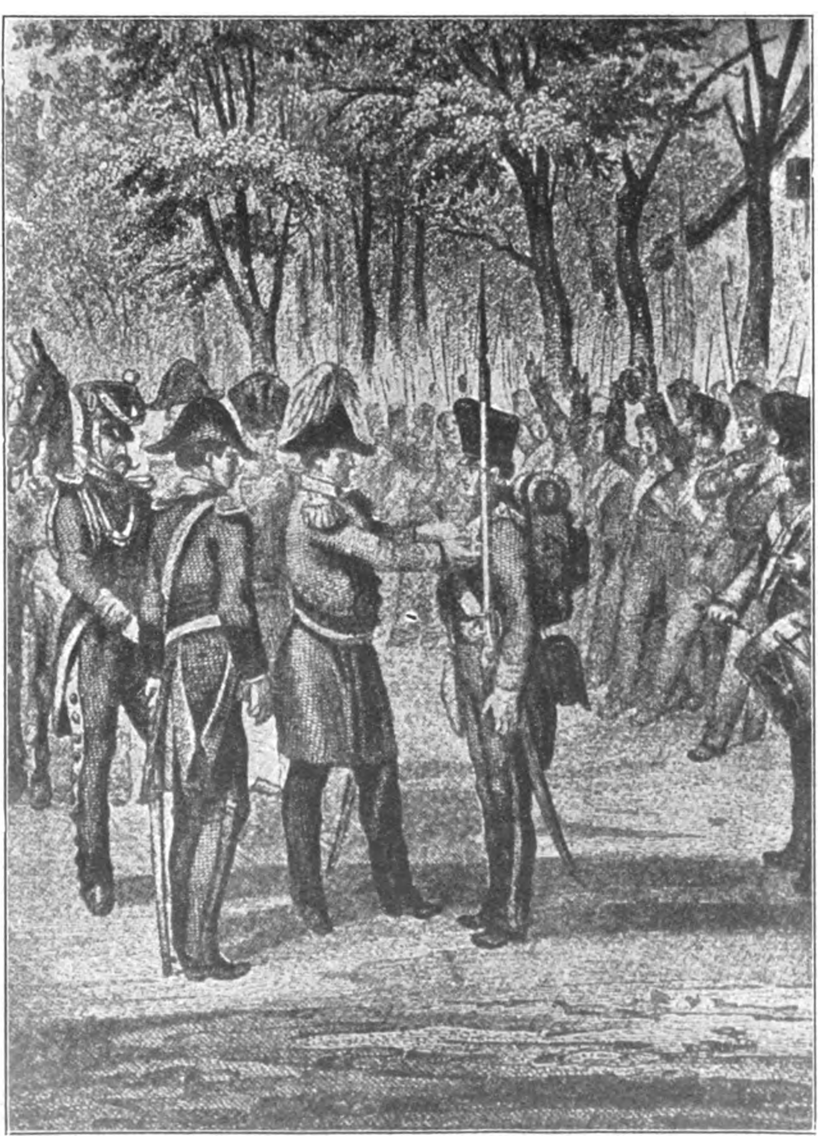
Wenn wir die Annalen der Geschichte und Kulturgeschichte durchblättern, so erscheint es uns fast, als ob der Begriff des Helden und Heldentümlichen gewissen leisen Schwankungen unterworfen ist. Kriegerische Zeiten haben eine andere Art Heros als die langen Alltage des Friedens; so hat Ernst Zahn z. B. ein Buch geschrieben, das er „Helden des Alltags" nennt ...

So geläufig uns nun männliches Heldentum ist, so ungewohnt erscheint der weibliche Heros in der Geschichte, und doch finden sich die mannigfaltigsten Beispiele. Freilich gibt es noch eine andere Art heldischer Aufopferung, die wir die namenlose nennen wollen. Man denke nur an die kühnen Germanenfrauen der Zimbern und Teutonen, die nach dem Tode ihrer Männer ihr befestigtes Lager mit dem Mute der Verzweiflung verteidigten und schließlich einer schmachvollen Gefangenschaft den Schwerttod vorzogen, oder an die Tiroler Freiheitskämpfe, die angelsächsischen Weiber am Ohio, die Spanierinnen in den wilden Guerillakriegen gegen Napoleons Despotentum und nicht zuletzt die deutschen Frauen im Weltkriege. Indessen ist es auch interessant, gewisse Typen der heldischen Frau an bestimmten Persönlichkeiten alter und neuer Zeit zu zeigen. Schon die mehr sagenhaften Epochen der Weltgeschichte nennen manche Namen. So finden wir im Sanskrit, jener Sammlung uralter indischer Sagen, die lichten Gestalten des Nalas und Damajantis. Diese Episode des „Mahabharata" behandelt die Geschichte des Nishadakönigs, der im tollen Würfelspiel sein Reich verliert und in blinder Verzweiflung mitten im wilden Walde sein treues Weib verläßt. Hier offenbart sich die fast mystische Kraft reiner Liebe. Damajanti wandert ungefährdet durch die Schrecken und Gefahren indischer Dschungel, überwindet Hunger und Wildnis, reißende Tiere, schlimme Menschen; die schwache, hilflose Frau ruht und rastet nicht, bis sie den heißgeliebten Gatten gefunden und nach mannigfachem Leid selig mit ihm vereint ist. Durch diese Liebe wächst ihm neue Kraft, und er gewinnt sein Reich zurück.



Katharina von Rußland

Dieses Heldentum der Tat findet in der mehr passiv duldenden Treue Penelopes, der Gattin des ferne Lande und Meere durchirrenden Odysseus, eine Art Gegenpol. Hier siegen Frauenlist und weibliche Zähigkeit über die brutale Übermacht der werbenden, prassenden Freier. In düster geheimnisvollem Glanze erstrahlt das Bild der Zauberin Medea, die Jason zu dem „Goldenen Vlies" verhalf. Aus ihr droht das verderbliche Rätsel, das in den Tiefen des Weibes schlummert, die Gefahren sphinxhafter Dämonie. Was schreckt Jason vor ihr zurück? War es ein leises, geheimes Grauen vor diesen unwägbaren Kräften, den Imponderabilien der Weibesseele? Enttäuscht offenbaren sie sich in furchtbarer Kraft! Medea tötet Jasons Geliebte Kreusa und entflieht auf einem Schlangenwagen.



Auguste Krüger erhält vor der Front ihres Regiments das Eiserne Kreuz

Aber die alten Überlieferungen geben uns auch Proben von der Frau als Kämpferin, als Heldin der Schlacht. Um drei Namen hat Fama den Kranz besonderen Ruhmes gewoben: Semiramis, Tomyris und Penthesilea. Alle drei Frauengestalten verdanken in gewissem Sinne ihren unsterblichen Ruhm der Liebe, die sie zu höchsten Taten treibt, ja sie ihre ursprüngliche Natur vergessen läßt. Am zwiespältigsten erscheint Semiramis. Sie ist Gattin eines Feldhauptmanns, des Königs Ninus ... Was ist es, was sie von ihm treibt? Ist es die Liebe zu dem jungen Fürsten? Blendet sie der Glanz seiner Würde? Genug, ihrem klugen Rat verdankt er die Einnahme der unbesieglichen Feste Baktra, er nimmt Semiramis ihrem Manne weg und heiratet sie ... Als der frühere Gatte sich mit dem Schwert entleibt, erwachen in rätselhaften Urgründen ihres Seins Gefühle der Rache. König Ninus stirbt auf seltsame Weise durch Gift, Semiramis aber sucht in fabelhaften Kriegszügen Ruhe



Jeanne d'Arc (Jungfrau von Orleans)

und Vergessen. Tomyris, die Königin der rauhen Skythen, treiben Gefühle der Mutterliebe und Rachsucht zum verzweifelten Kampf mit Persiens großem König Cyrus. In einer Schlacht war ihr Sohn in die Hände des Unbesieglichen gefallen und hatte, schmähliche Bedingungem erwartend, sich selbst getötet. Als Tomyris das erfährt, rafft sie ihr ganzes Volk zusammen, überfällt das Perserheer, Cyrus wird im Kampf niedergestoßen, und die Perser zerstreut! Ein ähnlich furchtbares Ringen soll sich um Troyas Mauern abgespielt haben zwischen Achilles und Penthesilea, der Amazonenkönigin. Die beiden reckenhaften Erscheinungen prallen in furchtbarem Kampf zusammen, suchen sich, mehrfach getrennt, immer wieder zu treffen. Was zieht sie zueinander? Kleist meint: geheime, in Haß verwandelte Liebe! Penthesilea fällt . . .

Zu noch gewaltigerer Größe reckt sich Kriemhild, die Gattin des ermordeten Siegfried empor. Hier wird das rächende Weib zur rasenden Megäre, die Brüder und das ganze Volk der Burgunder müssen sterben, damit sie den einen erreicht, der jenen Mord an ihrem Gatten beging: Hagen!

Welch seltsamer Kontrast zu dieser schrankenlos entfesselten Dämonie weiblichen Heldensinns offenbart sich in Jeanne d'Arc, dem frommen schlichten Hirtenmädchen, jener kindlichen Heiligen mit den Energien stärkster, zielbewußter Männlichkeit! Um ihre Lilienfahne sammelt sich das verworren-zerstreute, entmutigte Frankreich, dessen Helden und Führern sie den ungeheuren Impuls einer großen Idee gab. An reinem Heldentum und an seelischer Höhe überragt sie alle weiblichen Heroen der neueren Zeit.

Aber manch hohe majestätische Gestalt bietet der lange Zug weiblicher Helden, und manch edelkühnes Gesicht leuchtet daraus hervor.

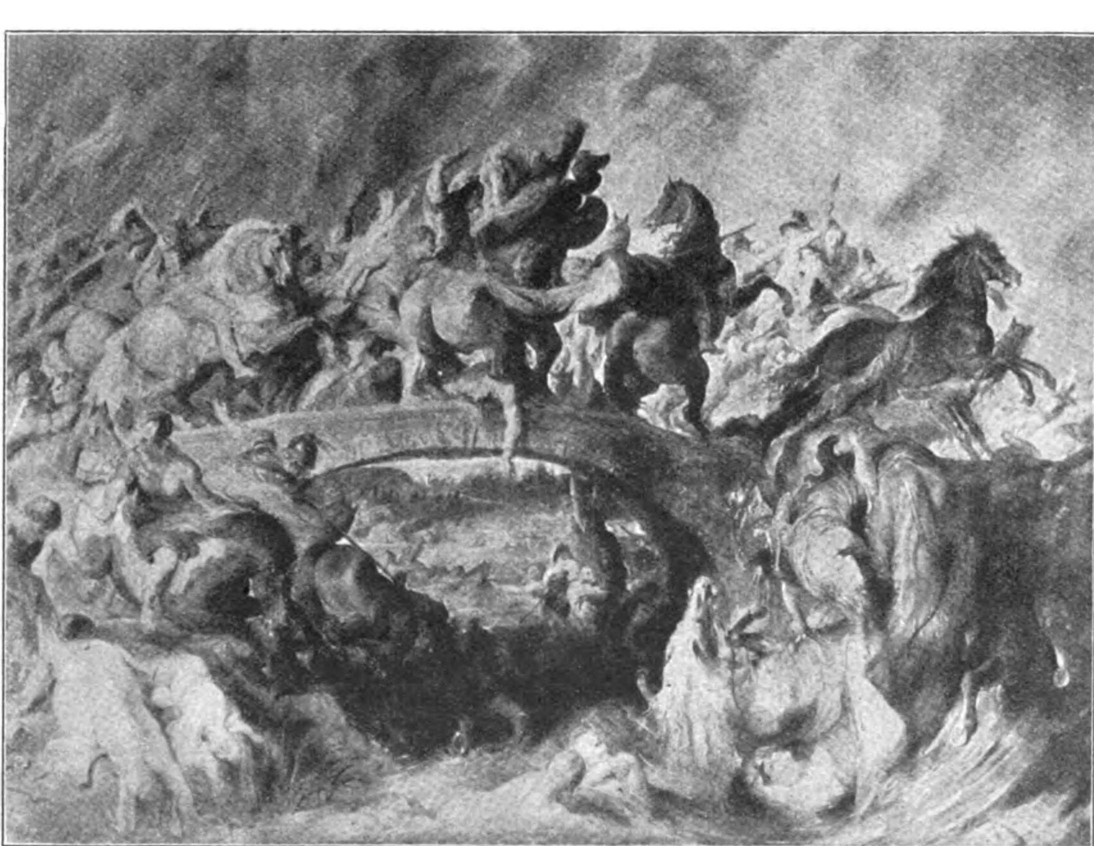
Wir sehen Katharina Sforza, „die erste Frau Italiens", auf Imolas und Forlis Wällen kämpfen, jene Mutter, die ihre Kinder zu retten, den Heeren Cesare Borgias unerschrocken stand hielt und mit der Waffe in der Hand gefangen wurde, — stolze Fürstinnen, Maria Stuart und Katharina von Rußland, rauschen vorüber, — Schlachtgetöse erschallt und Spaniens Armada unterliegt der Flotte der englischen Königin Elisabeth . . .

Wir durchwandern im Geiste die Geschichte unserer Zeit und sehen die große Revolution in Frankreich als Bringerin der sogenannten „neuen Morgenröte der Welt" durch Ströme vergossenen Blutes schreiten. Charlotte Corday glaubte nicht den schwülstigen Phrasen von Gleichheit und Freiheit. Anmutig und ernst steht sie vor Marat, dem Volkstribun, unerbittlich trifft die entschlossene Faust des Mädchens mit ihrem Messer den Feind. Leider vermochte ihr schwacher Arm die Weltgeschichte damals nicht aufzuhalten. Heldenhaft stirbt Charlotte auf dem Schafott. — Napoleon steht auf und führt die Scharen der Revolution von Sieg zu Sieg, Preußens Heldenkönigin muß fliehen und sieht nicht mehr die Rettung ihres neuerwachten Vaterlandes. Auch die Freiheitskriege haben Heldinnen, unter ihnen Eleonore Prohaska, die mit der Waffe in der Hand kämpfen und für die Heimat bluten . . .


Maria Stuart

Sicherlich nur große gewaltige Epochen der Geschichte lassen solche Heldenseelen leuchten, die der Alltag sonst verschlingt.

Hoffen wir, daß unser deutsches Vaterland bald wieder solche Heldengestalten findet — männliche und weibliche —, die bereit sind, im Ringen um das größte Ziel eines Volkes, die Freiheit, wieder Leib und Leben einzusetzen.


Peter Paul Rubens: Die Amazonenschlacht

Für Kost, Logis und spätere Versorgung mit einer übriggebliebenen ältlichen Rebekka vervollständige ich des Zaiteles Einrichtung stilvoll. Aber der Jud' nimmt auch nicht mehr jeden Grafen. Er klaubt auch schon aus, wie der Hund, unter den Ahnenknochen des Landes! Hübsch, unbescholten, etwas talentiert, kleiner Vergnügungskommissär muß der Hochgeborene sein, sonst ist nichts. Dann bleibt als zweiter Weg, wenn Protektion da ist, die Hofgunst, das Auflesen und Bergen von Überbleibseln à la Glatz, das Vertuschen und Aufsichnehmen. Dafür darf man, wenn man brav ist, abwechselnd mit anderen Musterbuberln „ein bissel regieren", neben einer Lori Frapp natürlich, denn die bleibt doch das alleinseligmachende Machtprinzip."

„Hoheit, geben Sie acht," sagte Pastrell halb humoristisch, halb besorgt. „Sie tun nicht klug, Sie reden —"

„Entsetzlich, das weiß ich, Pastrell. Viel und entsetzlich. Meine Zunge ist das eine an mir, das sich auslebt."

„Sie sollten lieber ganz zum Privatmann werden, Hoheit. Machen Sie Augen und Ohren zu, Sie könnten viel Poesie in Ihr Leben bringen."

„Die Poesie ist zu wenig im Leben eines Mannes. In das gehört die Tat, Pastrell. Ich bin haltlos, eine Halbheit. Die böseste Zunge von Österreich und sein ärmster Mensch."

Beide schwiegen eine Weile. Die Promenaden waren still geworden, auf den englischen Rasenplätzen tanzte lustig das Sonnenlicht, es streute Goldstäubchen auf sattes Heu. Jasmin- und Heugeruch verwehten süß in der Luft. Von den Villen flatterten bunte Fahnen, gedämpft klang das Rollen der Wagen vom Hauptweg.

„Wir werden heuer die Posse des großen Weltlebens, das hier die schöne Natur entweiht, ja wieder mitmachen, Pastrell. In sechs Wochen ist der Bazar für wohltätigen Zweck, von dem schon jeder in Hymnen der Erwartung spricht. Für eine ausgehungerte tschechische Gemeinde irgendwo. Bis dahin sind die Aasgeier vollzählig versammelt und sehen sich's an, wie ein gutmütiges Publikum für die Verwüstungen und Verarmungen zahlt, die ihre Politik erzielt hat! Der Wiener ist doch das vergnügungssüchtigste Geschöpf der Welt. Alles tut er, nur zu Hause bleibt er absolut nicht!

Wo 's nur eine Hetz' gibt, muß er dabei sein. Kann er nicht seinen Sieg feiern, so feiert er seine eigene Blamage und jubelt den Feind an, wenn kein Freund da ist. Ein Volk, das dankbar und leicht zu regieren ist!"

„Bis zu einem gewissen Punkt," sagte Pastrell trocken.

„So viel herzig, aber halt a bissel stark unverläßlich."

Der Prinz versank in Nachdenken, dann sah er plötzlich den Schauspieler scharf an.

„Sie wissen doch, Pastrell, daß Ihre gewesene Frau seit zwei Tagen hier ist."

„Ich weiß es, Hoheit."

„Es macht Ihnen nichts."

„Die Toten sind tot."

„Sie ist mit Blauytzer und sehr lebendig, so viel ich höre." Er umfaßte die Hand Pastrells mit scharfem Druck.

„Da! da sehen Sie hin."

Ein Wiener Fiaker, ein überaus fesches Zeugl, fuhr langsam in der Nähe vorbei. Gute Pferde, auf dem Bock ein Kutscher, der allgemein wegen seines Anstandes der „falsche Caw'lier" genannt wurde, im Fond des Wagens eine Dame in schwarzen Spitzen, zarte La France-Rosen auf exzentrischem Hütchen, daneben ein magerer Herr mit scharfer Nase, blasiertem Ausdruck. Frau Grete Tàlan, wie sich die Künstlerin jetzt wieder nannte und Blauytzer, der Börsenkönig. Sie lachten und plauderten lebhaft. Frau Tàlan war nicht schön, nur pikant zu nennen. Ihr kindliches Augenspiel, eine gewisse Harmlosigkeit des Wesens, die fast treuherzig war, machten ihren Hauptreiz aus.

Der Prinz hielt Pastrells zitternde Hand in warmem Drucke fest. „Gegen das Judentum kommt heute kein ehrlicher Christenmensch mehr auf," sagte er nachdenklich. „Es krallt sich in unser Fleisch, es trinkt unser Blut. In uns selbst geht es über und vergiftet unsere Rasse. Ihr Rivale war der Erb- und Allfeind. Wundern Sie sich nie, daß Sie gegen ihn nicht aufkamen!"

„Der oder ein anderer, Hoheit, es lag an ihr, nicht an ihm. Sie spielte mir Komödie vor, ich hielt sie für ein halbwegs ehrliches Mädchen."

„Sie müssen wieder heiraten, Pastrell, Sie sind ein Gemütsmensch."

„Der Schauspieler schwieg eine Weile.

„Warum heiraten Sie nicht, Hoheit?"

„Wen denn? Eine verfehlte Zirkusreiterin mit schlechtem Ruf, wie meine Cousine Beatrix, oder ein sechzehnjähriges Prinzessinnengansel, das erst lebendig wird? Nein, Pastrell. Was da eben vorbeigefahren ist, diese Gattung von Teufeln in Weibsgestalt regiert heute die Welt, den Staat und gibt den Ton an. Die Maitressenwirtschaft spielt Fangball mit gekrönten Köpfen und sitzt den Ministern im Nacken. Unsere vornehmen Frauen haben ihre Art angenommen, verkaufen sich und werden gekauft wie sie. Da ist mir die Maitresse direkt lieber, wenn sie hübsch ist, Verstand und gute Manieren hat."

„Kommt Madame Aglas wieder nach See?"

Der Prinz biß die Zähne zusammen. „Ja", sagte er dann tiefaufatmend. Was wollen Sie, Pastrell? Sie ist geistreich, auf ihre Art mir sehr ergeben. Ich brauchte eine Aussprache ohne Zwang und — kurz: Lotte Aglas ist von allen Abenteurerinnen für einen Abenteurer wie mich der angenehmste Umgang. Ich denke, ich bin ihre letzte Station. Da verweilt man sich gern mit unwillkürlicher Treue, wird poetisch, schaut zurück mit objektiven Blicken und ist, während man sich tragisch glaubt, sehr unterhaltend."

„Die Aglas ist älter als Sie, Prinz."

„Ich bin auch nicht verliebt in sie. — Nicht mehr. Es liegt in unserem Verkehr etwas Ausgebranntes von erschöpften Vulkanen. Wir philosophieren, träumen und wenn unsere „Rabelaissche Viertelstunde" kommt, feiern wir Bacchanalien der Bosheit."

„Armer Bub'," sagte Pastrell unwillkürlich. „Das ist Ihr Leben, das Ihr Glück!" Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Das sind die Frauen, die uns alle in der Hand haben und das beste Teil unseres Lebens ausfüllen."

Der Prinz sah starr vor sich hin.

„Man demoralisiert uns zu früh. Wir begraben den Geschmack für das Gute, Echte und Schöne, eh' er noch recht geboren war. Ein junges Mädchen, wie es sein soll, Pastrell, sehen Sie, ein junges Mädchen, dieses zarte, weltfremde Geschöpf, rein im Herzen, wie in Gedanken, das gibt's ja noch, ganz gewiß, und ich geb' es ja selber zu, das ist etwas Schönes, aber uns gefällt's nicht, uns langweilt es."

„Mich nicht. Wenn's über meine Straßen gehen wollt', ich möcht' mich hinknien und 's anbeten!" sagte Pastrell unwillkürlich und naiv. „Aber unsereins kriegt so 'was nicht. Es muß unbeschreiblich schön sein, so ein fleckloses Geschöpfchen, das nichts zu erzählen hat." — — —

Er sprach das traurig, sah träumerisch vor sich hin. „Ein Komödiant lernt das nicht kennen. Alles! nur das nicht. Die schönsten leichten Tücherln beim Theater und die amüsantesten Sünderinnen der vornehmen Welt, aber nichts Frisches, nichts, was geliebt zu werden wert ist."

Der Prinz lachte und stand auf.

„Sie wohnen in Ihrer Villa, Pastrell? Ich begleite Sie ein Stück. Der Graf Glümen, der soll mich suchen, da hat er 'was zu tun. Wie ich den Kerl hass', sag' ich Ihnen!

Korrekt und niederträchtig. Früher war er bei meinem Vetter Nandl, da hat er lustig gelebt. Wie's der Nandl treibt, wissen Sie. Aber der darf alles tun, weil er sich nie in Politik mischt. Glümen war sein stiller Kompagnon, Gelegenheitsmacher. Aus Bosheit wird er mir zugeschanzt. Seitdem leb' ich wie ein asketischer Einsiedel. Und er hat sich 'was erwartet, flucht sich innerlich halb tot vor Langweil' und Enttäuschung. Na, in vierzehn Tagen haben wir Hochsaison, da kommt schon Zerstreuung. Ich bin neugierig, was für Skandale wir heuer erleben werden, denn das gehört ja dazu, zur großen Komödie."

Sie gingen an dem Alfhäuschen vorbei.

„Donnerwetter, das hübsche Mädel", sagte der Prinz.

Hanna Warmann stand zierlich wie ein Püppchen im schmalen Vorgarten und steckte sich dunkelrote Nelken in den Gürtel des Kleides. Pastrell sah sie kaum an.

„Vornehmes Offizierstöchterchen, das herunterkommt, weil es Arbeit als Schand' ansieht. Das Apferl ist ang'stochen, wie beinahe alles das Edelobst hier", murmelte er vor sich hin.

Nach einigen Minuten hatten sie die kleine Villa des Schauspielers erreicht. Sie lag auf einer Anhöhe mitten zwischen jungen Parkanlagen von Tannen und Föhren, deren Harzgeruch sich mit dem süßen Atem eben aufblühender Linden mischte.

„Sie wohnen reizend," sagte der Prinz.

„Ja, aber links und rechts ist gebaut worden. Leider! Dort in dem ziegelroten Häusl' wohnt der Graf Lokritsch, der vor zwei Monaten die Chansonette, die Girag, geheiratet und den Vaterfluch in allen Zeitungen gelesen hat."

„Ja, der dumme Lokritsch. Er ist so dumm, sag' ich Ihnen. Kein Gedanke in dem Entenhirn. Und sie ist tagsüber Frau Gräfin Erlaucht und abends wieder Chansonette. Untertags streiten's, weil sie ihn ernähren muß, oder schwören sich Treue. Sie diktiert ihm Drohbriefe an sein fluchendes Vaterl und läßt sich täglich beeiden, daß ihr Pifferl, so heißt er, doch das große Majorat kriegen muß, und dann tun 's Karten schlagen. Auch so ein Zeitbilderl."

„Lokritsch ist uralter Adel und reich," sagte der Prinz lachend. „Eine nette Schwiegertochter. Und wer wohnt dort im Schweizerhaus?"

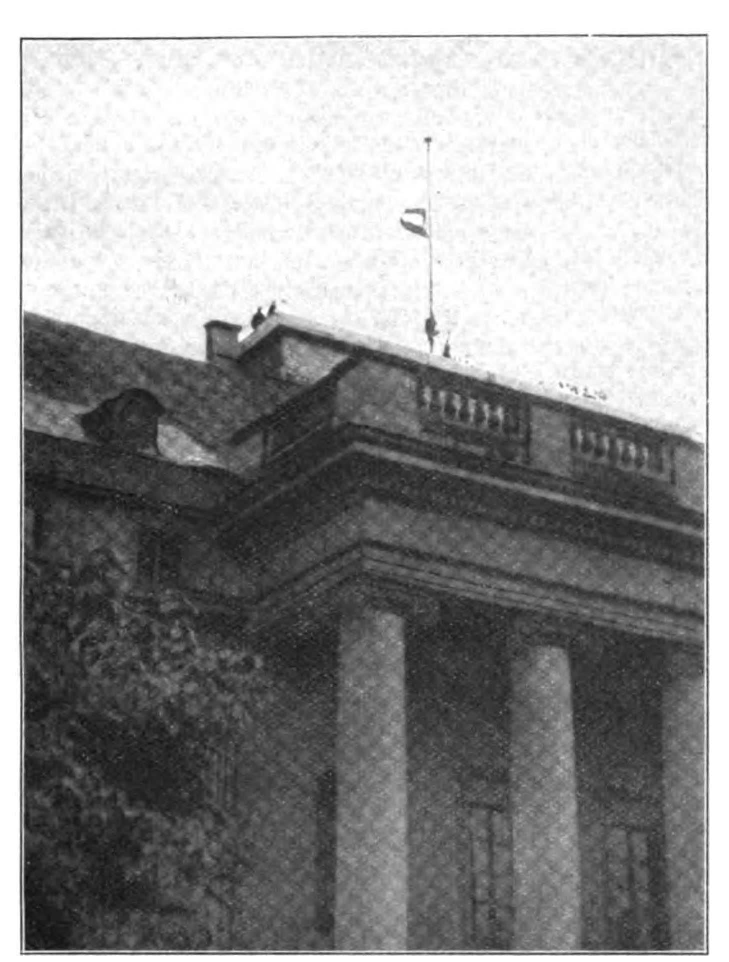
„Der aktive General Baron Kiel."

„Der? dieser originelle Mensch?" sagte der Prinz interessiert. „Ja! Er ist ein verdienter Soldat. Hat mich während meiner Militärzeit ordentlich abgekanzelt. Ich will einmal hinübersehen."

Fortsetzung auf Seite 52

AUS DEN TAGEN DER SCHANDE

DIE RHEINISCHE REPUBLIK



Die Fahne der „Rhein. Republik", grün-weiß-rot, wurde unter dem Schutze französischer Bajonette auf dem Koblenzer Schloß, dem Sitz der preußischen Regierung, gehißt



Der Hochstapler **Dr. Dorten** Führer der Separatistenbewegung, mit dem auch einflußreiche Kreise der Bayr. Volkspartei sympathisierten und in Verbindung standen.

DIE AUSRÄUCHERUNG DER VERRÄTER IN PIRMASENS



EIN FEINES „MINISTERIUM"



Die „Minister" des Verräterstaates kurz nach Ausrufung der Rheinischen Republik vor dem Koblenzer Schlosse. Von rechts nach links: 2 Franzosen, Pfarrer Krämer, Mathes (mit dem Franzosenkäppi), Oehmen

In diesen Tagen jährt es sich zum dritten Male, daß vaterlandsliebende Deutsche unter Einsatz ihres Lebens trotz Besatzung und vollständigen Versagens der Behörden der deutschen Republik in den besetzten Gebieten in entschlossenem Kampfe der Separatistenschande ein Ende bereitet haben. Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei ist stolz darauf, daß es nicht zuletzt ihre Anhänger und Mitglieder waren, die, vor allem in **Pirmasens**, dabei waren, als es galt, dem separatistischen Verrätergesindel das Handwerk zu legen. Nur mit tiefer Beschämung und Ekel wird das deutsche Volk einstens zurückdenken an jene Zeit, wo deutsche Volksgenossen es fertigbrachten, im Solde und Dienste des Todfeindes der deutschen Nation gegen das eigene Volk zu Felde zu ziehen. Noch aber gibt es eine Gerechtigkeit. Heute schon weiß man, daß einer der Hauptführer der Separatistenbewegung, der verräterische Schurke **Mathes**, der nach dem Mißlingen seines verbrecherischen Anschlags auf die deutsche Einheit nach Paris floh, dort in größter Not seinem Ende entgegengeht. Auch hier galt, wie man sieht, der Satz: Den Verräter braucht man, aber man verachtet ihn. Es ist ganz interessant zu wissen, daß dieser Bursche, der so ungeheures Leid über deutsche Familien brachte, einst ein mehr oder weniger verhätscheltes Schoßkind bayerischer bürgerlicher Kreise war. Und als er nach seinem Hinüberwechseln zur Sozialdemokratie es als seine oberste Aufgabe ansah, sich gegen gute Bezahlung im Jahre 1920 und 21 mit einem besonders zusammengestellten Sprengtrupp gegen die langsam aufkommende Hitler-Bewegung zu stellen und in deren Versammlungen Blutbad auf Blutbad zu provozieren, da ging es lange her, bis sich die bürgerliche bayerische Regierung entschloß, gegen diesen Burschen vorzugehen. Daß die separatistischen Verräter bei gewissen Kreisen in Bayern nicht immer auf absolute Ablehnung stießen und vor allem auch zu **dem Hochstapler Dr. Dorten eine Reihe von Fäden hinüberliefen, kann leider nicht bestritten werden. Auch davon wird die deutsche Geschichte einstens mit Entsetzen sprechen müssen.**



„Minister" Mathes schreitet die Front der „Rheinischen Garde" vor dem Schlosse in Koblenz ab

Die Sünde wider das Blut

Das bekannte Buch von Dr. Artur Dinter hat eine Auflage von 235000 Stück erreicht

Der weltberühmte Zeitroman „Die Sünde wider das Blut“ von Dr. Artur Dinter ist soeben in völlig neubearbeiteter und vermehrter Auflage, 231.—235. Tausend, erschienen.*) Aus den 33 Kapiteln sind 40 geworden.

Die kritischen Anmerkungen zur Zeitgeschichte sind bis auf den heutigen Tag ergänzt. Ein besonderes Kapitel hat Dinter den Nürnberger Judenskandalen gewidmet, die von unserem Parteigenossen Julius Streicher aufgedeckt worden sind. Das Buch stellt die Rassenfrage außerordentlich lebendig und anschaulich an einem spannenden, aus dem Leben gegriffenen Romane dar. Vor 10 Jahren mitten im Weltkriege erschienen, hat es damals ungeheures Aufsehen erregt. Durch diesen Roman ist die neue völkische Bewegung bereits während des Krieges ins Leben gerufen worden. Die unmittelbar nach dem Kriege erschienene antisemitische Literatur, sowohl die belletristische als auch die wissenschaftliche, ist durch dieses Buch angeregt worden und verdankt ihm unmittelbar ihre Entstehung. Millionen Deutsche sind durch Dinters Zeitroman über die Rassenfrage und den Sinn der völkischen Bewegung aufgeklärt und zu Antisemiten gemacht worden. Über die Entstehung des Werkes selber schreibt Dinter im Nachwort:

„Das Buch ist entstanden unter der Einwirkung von Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. Auf einer jener üppigen Gesellschaften des Berliner Kurfürstendammes, zu denen ich als Spielleiter der Schillertheater in Berlin und Charlottenburg und später als Direktor des Theaterverlages des von mir in Verbindung mit Max Dreyer und Heinrich Lilienfein gegründeten Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller öfters geladen war, hörte ich einen jüdischen Arzt gewaltig über das Werk schimpfen. Das veranlaßte mich, es durchzublättern. Aus dem Durchblättern wurde ein Lesen, aus dem Lesen ein Studium. Wie ein Magnet plötzlich Richtung und System in einen Haufen Eisenfeilicht bringt, so ordneten sich unter dem Eindrucke des Buches meine Empfindungen und Erfahrungen, Gedanken und Vermutungen zur geschlossenen Kette. Sofort schaffte ich mir Chamberlains übrige Werke an. Sein „Kant“ war mir eine Offenbarung, sein „Goethe“ wirkte auf mich wie eine kopernikanische Tat, seine „Worte Christi“ wurden mein ständiger Begleiter. Es vollzog sich in mir eine völlige geistige Neugeburt. Ebenso wie ich stand Chamberlain auf dem festgefügten Boden der Naturwissenschaft, ohne sich über ihre Grenzen zu täuschen oder ihre Leistungen zu überschätzen. Das steigerte mein Vertrauen zu ihm ins Grenzenlose. Mit neuen Augen und Ohren durchwanderte ich nun unter Chamberlains geistiger Führung in jahrelangen, folgerichtigen Studien ein Gebiet, das von den altindischen Heldengedichten über Hesiod und Homer bis zur Edda und dem Nibelungenliede reicht, von den indischen Veden über Demokrit und Plato bis zu Goethe und Kant, von Äschylos und Euripides bis zu Shakespeare und Kleist, Schiller und Richard Wagner, von dem altindischen und assyrisch-babylonischen Urkunden über Herodot und Tacitus bis zu Mommsen und Treitschke. Das Ergebnis dieser Studien ist dieser Roman und meine übrigen Bücher die ich danach schrieb. Man wird daher verstehen, daß ich das erste dieser Werke meinem großen Führer und Freunde gewidmet habe.“

Von der ungeheuren Büchermenge, welche die bisher erschienenen Auflagen des Romanes darstellen, kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich vorstellt, die Bücher wären einzeln aufeinandergetürmt. Alsdann erhielte man eine Büchersäule von 5875 Meter Höhe. Das Straßburger Münster in der elsässischen Heimat Dinters ist 110 Meter hoch, der Kölner Dom 147 Meter, der Pariser Eiffelturm 300 Meter. Allein das alles ist noch kein ausreichender Vergleichsmaßstab. Der höchste deutsche Berg, die Zugspitze im Wettersteingebirge, ist 2968 Meter hoch. Die Büchersäule von „Sünde wider das Blut“ würde die Zugspitze also nahezu um das Doppelte überragen.

Dinters sämtliche Bücher und Schriften umfassen — nicht gerechnet die Übersetzungen in fremde Sprachen — heute bereits mehr als eine halbe Million Exemplare. Es gibt nur wenige Autoren der Weltliteratur, deren sämtliche Werke so hohe Auflagenziffern bei Lebzeiten überhaupt erreichen. Würde man sämtliche Auflagen der Bücher Dinters bei einer Durchschnittslänge von 20 Zentimeter aneinanderlegen, so ergäbe das eine Strecke von mehr als 100 Kilometer. Diese Strecke entspräche ungefähr der Luftlinie München—Ulm oder Berlin—Wittenberg. Der schnellste Schnellzug, den wir in Deutschland haben, von Berlin nach Halle, brauchte also mehr als Fünfviertelstunden, um mit vollster Geschwindigkeit an dieser Büchherreihe entlang zu fahren.

Man braucht sich daher nicht zu wundern, daß die jüdisch-demokratische Presse an den Büchern Dinters kein gutes Haar läßt. Hören wir, was Dinter selber zu dieser Beurteilung seiner Werke zu sagen hat. In einer seiner kritischen Anmerkungen der Neuauflage von „Sünde wider das Blut“ schreibt er:

„Die Einkleidung in die Form des Romanes ist das wirksamste Mittel, an das breite Volk, insbesondere an unsere Frauen, heranzukommen, die es vor allem für die Rassenfrage zu erwecken (interessieren) gilt. Fachwissenschaftliche Werke liest nie und nimmer das Volk, geschweige denn die Frau, auch nicht die der gebildeten Stände. Von den vielen Tausenden von Zuschriften, die ich auf meinen Rassenroman hin aus allen Kulturländern der Erde erhalten habe, stammen die meisten deutschen aus den unteren Volksschichten, die aus gebildeten Kreisen sind fast nur von Frauen geschrieben. In nahezu hundert Briefen wird mir dafür gedankt, daß mein Buch die Briefschreiber noch rechtzeitig vor einer jüdischen Heirat bewahrt habe. Ebenso sprechen mir mehrere Mütter, darunter auch die Witwe eines Admirals, ihren Dank dafür aus, daß mein Buch ihre Tochter veranlaßt habe, die Verlobung mit einem Juden wieder zu lösen. Es ist mir ein Fall bekannt, wo ein junger Adeliger, der sich mit einer reichen Jüdin verlobt hatte, nicht weniger als siebzehn Stücke meines Rassenromanes von Bekannten zugeschickt bekam, wodurch er sich veranlaßt sah, die Verlobung wieder aufzugeben. Mehr als ein Dutzend Leserinnen bekunden, mein Buch habe ihnen endlich die Erklärung für ihr eheliches Unglück gebracht. Mehrere davon haben daraufhin die Scheidung von ihren jüdischen Ehegatten herbeigeführt. Die Herren Fachgelehrten sollten daher den hohen Wert einer volkstümlichen Literatur über die Rassenfrage anerkennen. Der Fachgelehrte ist der Handwerker, der die einzelnen Bausteine seines Sondergebietes behaut. Der Volksschriftsteller aber ist der Baumeister, der aus diesen Bausteinen erst den Tempel einer Weltanschauung aufführt. Der Weltanschauungskünstler kann ohne die Vorarbeit des Fachgelehrten nichts ausrichten. Das Werk des Fachgelehrten aber bleibt tote Papierweisheit, wenn es nicht zum Baue einer Weltanschauung Verwendung findet.

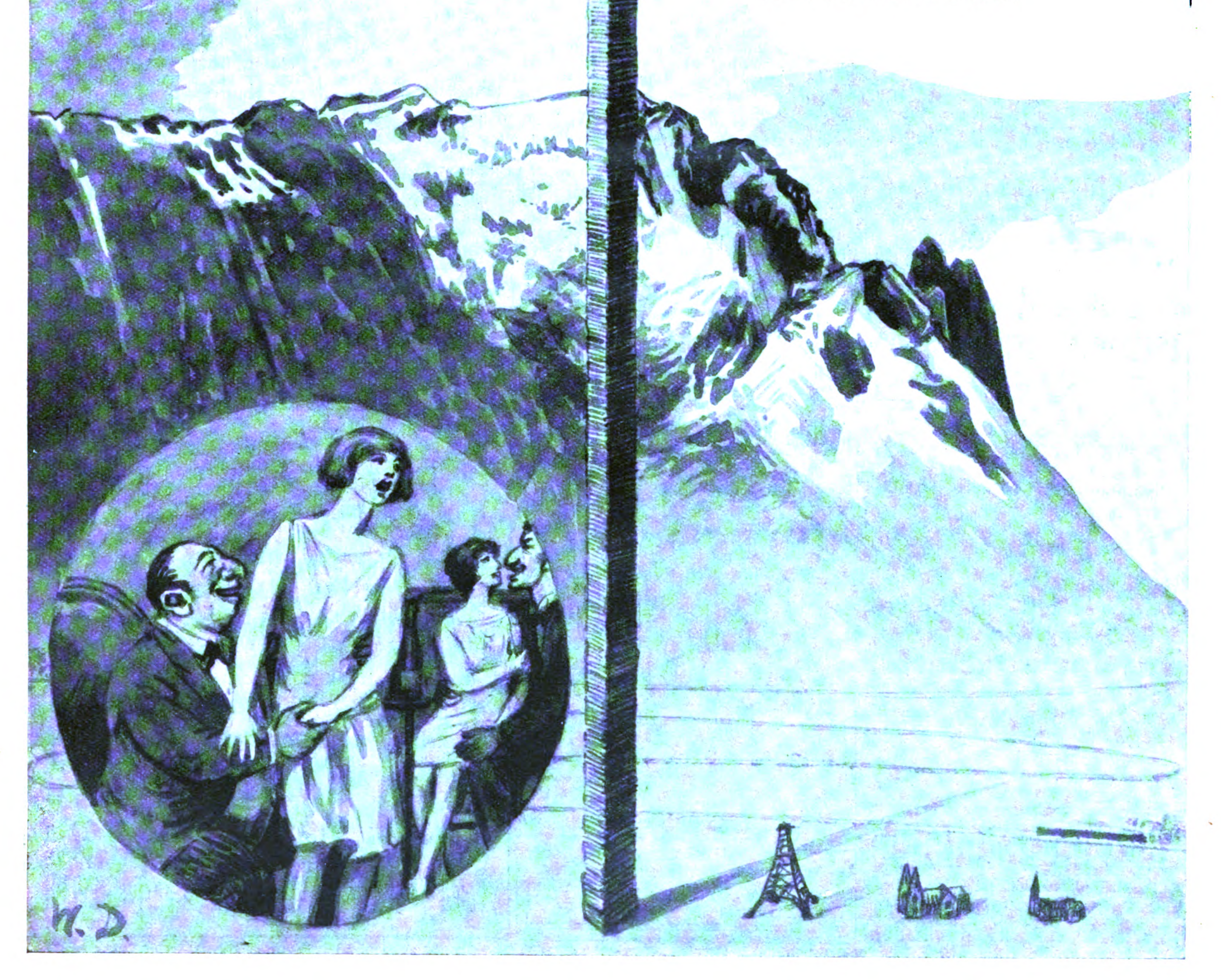
Zartbesaitete Kritiker, und auffallenderweise nur solche männlichen Geschlechts, bemängeln an meinen Romanen, ich „trüge zu dick auf“ und sei in meiner ganzen Darstellung „zu brutal“. Jawohl, meine Herren, das tue ich und das bin ich! Und zwar sehr absichtsvoll! Wenn Ihnen das auf die Nerven fällt, so beweisen Sie nur, daß Sie der Wirklichkeit nicht gewachsen sind, dem praktischen Leben fernstehen und von Volksseelenkunde (Volkspsychologie) nichts verstehen. Ich schaffe in den Personen, an deren Erlebnissen ich die Aufgaben (Probleme) entwickele, Urbilder (Typen), sozusagen Übermenschen, um die Gegensätze und die Erlebnisse auf allerschärfste herauszuarbeiten. Ein Volksschriftsteller und noch viel mehr ein Volksredner muß sich natürlich ganz anderer Mittel und Methoden bedienen als ein harmloser Unterhaltungsschriftsteller oder ein strenger Fachgelehrter, um eine sogar wissenschaftlich so schwer zu behandelnde Frage, wie es die Rassenfrage ist, allgemein verständlich darzustellen und Teilnahme (Interesse), ja Begeisterung dafür in den Massen zu wecken. Darum schreibe und rede und male ich sehr zielbewußt in Fraktur und im Plakatstil, weil es für den angegebenen Zweck die wirksamste Methode ist. Daß ich gleichwohl auch zartere Töne auf meinem Farbenteller (Palette) habe und auch einer streng wissenschaftlichen Darstellung durchaus fähig bin, davon können jeden urteilsfähigen Leser einzelne Abschnitte meiner Romane und meine rein wissenschaftlichen Fachschriften überzeugen. Wollte ich mich aber in seelischer Zergliederung (Analytik) und Stimmungsmalerei, wie ich sie in bestimmten Abschnitten für erforderlich halte, durch das ganze Buch ergehen, so müßte ich dutzendbändige Romane schreiben. Sämtliche Rassenromane, die nach dem meinen bisher erschienen, sind nichts anderes als Sonderausgestaltungen einzelner Motive und Kapitel meines Romanes. Soviel Kapitel und Motive mein Roman hat, soviel Romanbände hätte ich schreiben müssen, hätte ich in der gleichen Weise verfahren wollen. In meinen Zeitromanen suche ich die Gesamtfrage (Gesamtprobleme) möglichst zu erschöpfen, zum wenigsten aber in allen wesentlichen Teilen aufzudecken und abzuschneiden. Daß nach Erscheinen meines Rassenromanes Werke dieser Art wie Pilze aus der Erde schießen würden, habe ich bereits vor zehn Jahren im Kreise meiner Freunde vorausgesagt, als ich ihnen die Handschrift (Manuskript) vorlas.

Kritiker ähnlicher Art verpönen meine Zeitromane, weil sie „Tendenzromane“ seien. Sie sprechen ihnen darum jeden Kunstwert ab. Sie regen sich darüber auf, daß ich ganze Abhandlungen über bestimmte, künstlerische und wissenschaftliche Fragen einschalte, obwohl sie zur Sache gehören. Merkwürdig! Was heißt das überhaupt, Kunst müsse ohne Tendenz sein. Eine Kunst, die nicht ein bestimmtes Ziel verfolgt, ist über-

*) Mit neuestem Bilde des Verfassers. 400 Seiten, holzfreies Papier, eleganter Rotleinenband, Preis ℳ 5.40. Zu beziehen durch die Buchhandlung Franz Eher Nachf., München, Thierschstr. 15.

haupt keine Kunst, sondern wertlose Ästhetenmache. Ein Kunstwerk, das den Menschen zu denken aufgibt und geistige Stellungnahme erfordert, das eine fälschlich Tendenz genannte Idee gestaltet, ist freilich unbequem; bequemer ist es, gesinnungslose Unterhaltungsliteratur zu lesen, um der Notwendigkeit enthoben zu sein, Gedanken nachzudenken und Stellung dazu zu nehmen. Der rein formal-ästhetische Standpunkt, der heute maßgebend ist für die künstlerische Wertung literarischer Erzeugnisse, ist bezeichnend für die jüdisch-dekadente Entartung unserer literarischen Kritik, die jeden Wortakrobaten zum Genie stempelt, der die Form alles, der Inhalt nichts ist. Das Vorbild Goethe werden die Herren doch wohl gelten lassen! Er wäre der erste gewesen, der solche Kritikastereien zurückgewiesen hätte. In seinem Wilhelm Meister bringt er ganze Abhandlungen über Erziehung, Religion, Freimaurerei usw.; in den Wahlverwandtschaften legt er sogar ganze Seiten aus Ottiliens Tagebuch ein, dessen Inhalt zum Teil in gar keinem, zum Teil in nur losem Zusammenhange mit der Ehefrage steht, die er in dem Romane behandelt. Diese den jüdischen Germanistenseminaren unserer verjudeten Universitäten entstammenden Kritiker seien auch an Kant erinnert, der da gesagt hat: ‚Es gibt keinen empirischen Beweisgrund, das Geschmacksurteil jemandem abzunötigen. Noch weniger kann ein Beweis a priori nach bestimmten Regeln das Urteil über Schönheit bestimmen'... ‚Es leuchtet ein, daß die wahre Propädeutik zur Gründung des Geschmacks die Entwicklung sittlicher Ideen und die Kultur des moralischen Gefühls sei.' Es kommt mir nicht darauf an, wie es das Ziel von neun Zehntel der heutigen Romanschriftsteller ist, meinen Lesern die Zeit und die Langeweile zu vertreiben, sondern es kommt mir darauf an, ihnen sittliche, religiöse und geistige Werte und ein elementares Wissen über alle die Fragen zu vermitteln, von deren Lösung oder Nichtlösung die völkische Wiedergeburt und der Wiederaufstieg unseres unglücklichen Volkes abhängt. Meine Bücher sollen Lese- und Lehrbücher für das Volk sein, damit es aus der stoffsüchtigen (materialistischen) Versumpfung wieder den Weg zur Höhe findet."

Des weiteren setzt sich Dinter in der Neubearbeitung seines Werkes ebenso sachlich wie gründlich mit Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes" auseinander. Der Theorie Günthers, die ostische und dinarische Rasse seien fremde, aus Asien eingewanderte Rassen, tritt Dinter aufs schärfste entgegen. Er führt mit guten Gründen den Nachweis, daß diese Rassen aus Asien nicht nur nicht eingewandert und der nordisch-germanischen Rasse blutsfremd seien, sondern daß sie ebenso wie die nordische Rasse auf ein- und dieselbe, in Mitteleuropa einheimische Urrasse, die Aurignacrasse, zurückgehe. Dinter führt überzeugend aus, daß die ostische und dinarische Rasse nichts anderes darstellen als Entwicklungsstufen der nordischen Rasse. Für die Beurteilung des Rassenwertes des deutschen Volkes und die Möglichkeit seiner Aufnordung sind diese neuen Erkenntnisse von ganz unschätzbarem Werte. Die Neuauflage von Dinters Buch „Die Sünde wider das Blut" gehört nicht nur in die Hand jedes Nationalsozialisten, sondern jedes Deutschen.



„Es ist eine Figur, an der man Charakterstudien machen kann, der schönste alte Mann, den Uniform und Orden je aufgeputzt haben. So 'was Strammes durch und durch. Und dabei ein Humor! Abends kommen zur Casa Lokritsch drüben seit neuester Zeit so einige lose Modefexerln, schreien herum und machen der G'stanzlgräfin den Hof, oder der Pifferl spielt im Garten Tarock mit dem falschen Caw'lier."

„Mit dem Fiakersohn Schmidl, dem sogenannten noblen Fiaker, der hier die Saisonwagen hat?"

„Ja, der Schmidl-Schani ist befreundet mit den ganzen nobligen jungen Herrn, Hoheit. Er kennt ihre G'schichterln, leiht ihnen Gelderln, schmiert sie bei Pferdekäufen an, und so oft so ein Windbeuterl dem letzten Fünferl in der Brieftasche guten Abend sagen und vom eleganten Leben abtreten muß, war der Schmidl auch dabei, hat a biss'l nachg'holfen, daß 's g'schwinder geht. Für die Leuteln, die mit Viecher z' tun haben, Roßknecht, Kutscher, Zirkusreiter, hört bei dem hohen Adel hier zu Lande der hochmütigste Hochmut auf. An studierten Hofmeister behandelt man schlechter wie 's Hunderl, die Gouvernante steht unter den Dienstboten, a Doktor, a Professor, a Schauspieler, das is a Halbmensch. Aber für ihren Reitknecht hat die hochgeborenste Komteß a g'wisse Achtung."

Prinz Josef saß auf einer Bank und lachte.

„Giftig, Pastrell! giftig!"

„Ist es nicht wahr? Die eigentliche Hochschule des jungen Aristokraten ist die Reitschule. Also wie gesagt, der gräfliche Pifferl und der Fiaker-Schani spielen abends Tarock, trinken und machen ein Riesen-Bahöl. Da schreibt gestern der Baron Kiel dem Pifferl einen Brief! einen Brief, Hoheit! Die G'stanzlgräfin hat 'n noch dazu jeden lesen lassen. Ich hab' ihr geraten, sie soll ihn in ein' Couplet verwerten. Der alte Herr hat eine Kraft des Ausdrucks, die man mit „schlagend" bezeichnen kann."

„Seine Kinder sind nicht da, nicht wahr?"

„Kinder? ja hat er denn welche?"

„Zwei Töchter und einen Sohn."

„Ist das möglich! Und die sind?"

„Nie zu Hause. Er will es so. Er hat sie zur Arbeit erziehen lassen, zur Selbständigkeit, etwas, das man bei unserem vornehmen Militärstand sonst gar nicht findet. Die Leute, die da hoch hinaufkommen, Generäle, Feldmarschalleutnants werden, haben durchschnittlich einen großen Gehalt und kein Vermögen. Den Gehalt verbrauchen sie, ihre Kinder erziehen sie im Luxus sorglosen Wohllebens mit großen Ansprüchen und keinerlei praktischen Kenntnissen. Die Karriere des Vaters soll alles erhalten, alles versorgen, unbrauchbare Modepüppchen und kostspielige junge Lebemänner bei Kavallerieregimentern. Die Mutter ist eitel, ihr und den Töchtern wird gehuldigt, die Ansprüche wachsen. Der Vater, vielleicht ein Held im Feld, ist zu Hause ein recht kleines Männchen, dessen Vernunft nicht zu Wort kommt. Er weiß, die Lage ist eine unhaltbare, ihm graut vor der Zukunft. Aber der Kriegsmann liebt daheim den Frieden und hat es versäumt, im Anfang Ordnung zu schaffen. Er schließt die Augen. Eine kleine Pension, ein winziges Gnadengehalt da und dort, dabei Luxusansprüche, erschlaffte Nerven, unbrauchbare Hände! Das graue Elend, Pastrell! Und dann die Bettlerwirtschaft, die versteckte Misere, die Entwürdigung. Der Vater hat Karriere nach oben gemacht, die Kinder gehen in Karriere hinunter."

„Wie diese hübsche, kleine Warmann, Hoheit, die hier bald den Spitznamen haben wird: dem Juden seine Baroneß'."

„Fort mit Schaden! das ist dann die Losung. Aber immer noch die alte Begriffsverwirrung! Nur nicht arbeiten, nur nicht durch ehrlichen Erwerb „herunterkommen." Lieber sich 'was schenken, sich mißhandeln lassen! — Also kurz, so dachte mein Freund Kiel nicht, ein Self-made-man wissen Sie, lebensfähig und tüchtig.

Seine Stellung verpflichtet ihn, zu repräsentieren, einen gewissen Hausstand zu führen, der Kinder verwöhnt und sie über ihre Aussichten irre führt. Mit spartanischem Ernst gab er die Kinder daher in früher Jugend aus dem Hause in gute Schulen."

„Und seine Frau?"

„Hat sich fügen gelernt. Sie ist der liebenswürdigste Schlag, den es gibt. Die Österreicherin, die ein willensstarker, ernster Mann mit zielbewußter Führung erzogen und sich angepaßt hat. Kiel ist deutschen Ursprungs. Als seine Kinder erwachsen waren, kam der Sohn weit fort in ein einfaches Artillerieregiment. Von den Töchtern steht die eine, ein junges, schönes Geschöpf von vierundzwanzig Jahren, einem großen Pensionat vor. Die andere leitet ein Waisenhaus. Beide sind gemeinnützige Glieder der Gesellschaft, gesunde, frohe Kernnaturen mit dem glücklichen Selbstbewußtsein der wohlversorgten Unabhängigkeit, jung wie Kindergemüter. Hätten sie daheim ihre sechs Saisons in der großen Welt hinter sich, würden sie gefeierte, routinierte Puppen sein; sie würden alt und giftig, undankbar gegen die Eltern, die nur Wünsche in ihnen erweckten, ohne sie dauernd befriedigen zu können. Wenn sie jetzt als fertige Menschen in den Ferien heimkommen, blendet sie kein Luxusleben mehr, es ist für sie ein kleiner, komischer Lebenszwischenakt mit Schaustellung von Karikaturen. Eltern und Kinder haben gegenseitig Respekt voreinander. Einer lernt vom andern. Bei Kiel hören Sie ein Gespräch, Pastrell, in dem Geist und das Herz der Zeit pulsieren, denn jeder von denen, die da reden, lebt. Sie wissen etwas und sie betätigen ihre Kraft zum allgemeinen Wohl, das ist schön, Pastrell, das ist so schön, ein so großes Gefühl, in dieser kleinen Welt. Mir ist es verschlossen, aber ich ahne seine Seligkeit."

Der Prinz sprach mit begeistertem Ernst. Pastrell stand halb abgewendet und sah starr in's Weite. Die Berge verschleierten sich in goldigem Hochsommerdunst, Mittagglocken läuteten.

„Was da unten laut wird, das ist unser beider Stundenschlag, wir stehen im Mittag, Hoheit" sagte der Schauspieler langsam. „Die halbe Mittagszeit ist vorbei und 's ist nie viel 'worden damit. Bei Ihnen hat 's nicht sein dürfen, Sie stehen besser da. Aber ich, — ich hab's selber wollen. — Und mir ist so leid, so leid, zum Weinen. Ich möcht' umkehren und a Besserer werd'n, den echten, ernsten Künstler in mir möcht' ich herausblühen lassen aus der Brust. Aber ich brauch' eine Hand, die mich stützt und auf dem guten Weg erhält!"

„Eine Frauenhand," sagte der Prinz leise und träumerisch und fügte nach einer Pause hinzu: „Prinzen und Schauspieler, das sind die Menschen, die in der Regel nur den Abschaum von all dem bekommen, was Weiblichkeit heißt. Sein Bestes ist nicht für sie, sonst wäre vieles anders. Die Frau ist etwas Gigantisches im Leben des Mannes. Und nun will ich hinüber. Gott befohlen, mein Freund."

Er bot Pastrell mit warmem Blick die Hand.
„Ich komme nächstens herüber, dann lesen wir zusammen Anzengruber."

„Und Sie bringen mir den Wurzelsepp, den Meineidbauer."

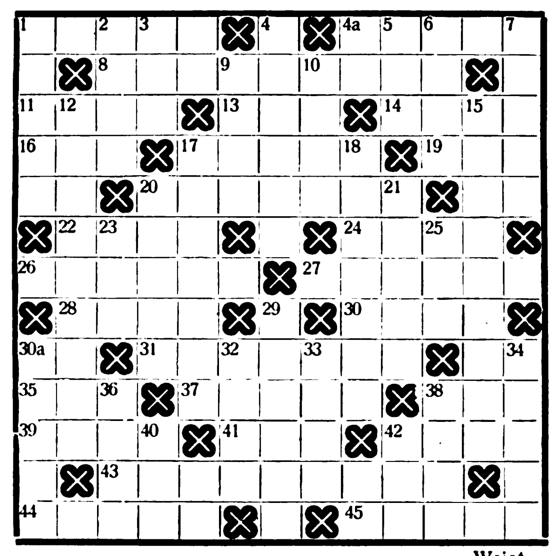
„Was wir auch reden mögen, Sie haben 's doch leichter, Ihnen bleibt Ihre Kunst."

Als der Prinz den kleinen Vorgarten der Villa Kiel betrat, die von schmucklosester Einfachheit war, sah er den General in einem alten Dienstrock ohne Kappe in einem Wäldchen hochstämmiger Rosenbäumchen stehen, die er begoß. Malven, Reseden und Nelken blühten in dichten Büschen um die gut gehaltenen Beete seltener Blumen, eine Fülle schneeweißer Kletterrosen umrankte dicht die Mauern des Häuschens. Eine ganze blühende Wildnis scharf und süßduftender Pflanzenköpfchen war da.

(Fortsetzung folgt.)

ZUM ZEITVERTREIB

Kreuzworträtsel



Wejot

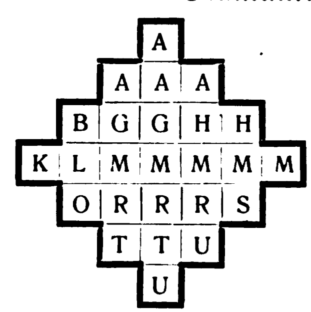
Wagrecht:

1. Tropische Schlingpflanze; 4a. Seeräuber; 8. ostindische Stadt und Insel; 11. italienische Stadt; 13. Fluß im Elsaß; 14. Stadt am Gardasee; 16. türkischer Titel; 17. französischer Schlachtenort; 19. Schwarzwild; 20. Dampfpfeifen; 22. westeuropäisches Volk; 24. Schutzgöttin; 26. Gegensatz der Länge; 27. Vogelkleid; 28. Vorfahre; 30. starker Strick; 31. Kontinent; 35. afrikanischer Strom; 37. Notizbuch, Fremdwort; 38. Antilopenart; 39. ägyptische Mondgöttin; 41. Gewässer; 42. Schubfach; 43. Wandschmuck; 44. biblischer Ort; 45. Verzeichnis

Senkrecht:

1. Zuneigung; 2. italienische Weinstadt; 3. Verneinung; 4. Kohlenanhäufungen; 5. verwirrt; 6. exotische Feldfrucht; 7. Fluß in Oberösterreich; 9. schlechte Eigenschaft; 10. ebene Fläche, Platz; 12. Herrscherin im Altertum; 15. Heimat; 17. sickern, durchsickern; 18. Rächerin; 20. Fluß in Frankreich; 21. Mehlspeise; 23. Rotwild; 25. Hilfszeitwort; 29. Schlangen; 30a. Mädchengrüße; 32. Behälter; 33. vier gleiche Selbstlaute; 34. Zuspeise, auch Tierfutter; 36. südamerikanische Hauptstadt; 38. Schwimmvogel; 40. wie 19 wagrecht; 42. Balkanmünze.

Diamanträtsel



Nebenstehende Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagrechten Reihen bedeuten:

1. Konsonant,
2. Gebirgseinschnitt,
3. Satzzeichen,
4. Deutsch. Hafenstadt
5. Starker Wind,
6. Körperteil.
7. Konsonant.

M. Tr.

Lösung des Kreuzworträtsels in Nr. 3

Wagrecht:

1. Piraten. 7. Dumas. 8. Tomaten. 11. Tal. 12. Lir. 14. Peru. 16. sie. 18. lang. 20. Ami. 21. starr. 23 nie. 24. Kaffee. 25. Linden. 26. tut. 27. eigen. 29. Art. 30. Esel. 32. nun. 33. Blei. 34. Not. 36. Bö. 37. Buttler. 40 e, e, e, e, e. 41. Granate.

Senkrecht:

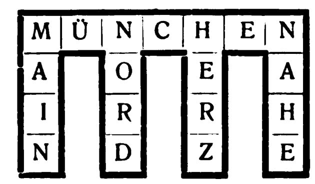
2. Idol. 3. Rum. 4. Amalia. 5. Tat. 6. Esel. 8. Tau. 9. Nil. 10. Epakten. 11. Triften. 12a. Randale. 13. Agentie. 15. Emaus. 16. Stein. 17. Erlen. 19. Niere. 21. See. 22. Rin. 28. Quoten. 31. Lob. 33. Bor. 35. Tür. 36. Beet. 38. Tea. 39. Lea.

Lösung des Silbenrätsels in Nr. 3

1. Walachei. 2. Ipswich. 3. Ratte. 4. Fidschi. 5. Oberst. 6. Relief. 7. Dessau. 8. Esse. 9. Ruhr. 10. Newa. 11. David. 12. Indigo. 13. Eifel. 14. Rudolf. 15. Elisabeth. 16. Delagoabai. 17. Etikett. 18. Flanell. 19. Remise. 20. Elster.

Wir fordern die Redefreiheit für Adolf Hitler!

Lösung des Kammrätsels in Nr. 3



HEITERES

Gut gegeben

Ein aufgeklärtes Fräulein prahlt in der Eisenbahn, daß sie sich unbedingt verbrennen lasse. Dieses langsame Verfaulen sei doch so unappetitlich. „Gewiß, Sie haben recht, Fräulein," stimmte ein mitreisender Herr bei, „dem Teufel ist eine gebratene Gans auch lieber, als eine verfaulte."

Im Zeitalter des Bubikopfes.

Sie: „Welche Ähnlichkeit! Der junge Mann dort könnte Ihr Bruder sein!" — Er: „Sie haben einen sicheren Blick. Es ist meine Schwester!"

Heimgezahlt.

Ein Herr saß im Wartesaal rauchend, als eine Dame hereinkam und sich neben ihn setzte. Sie sagte: „Mein Herr, wenn Sie ein Kavalier wären, würden Sie hier nicht rauchen." — „Meine Dame," sagte er, „wenn Sie eine Weltdame wären, würden Sie sich etwas weiter weg setzen." — Kurz darauf explodierte die Dame wiederum: „Wenn Sie mein Mann wären, würde ich Ihnen Gift geben." — „Ausgezeichnet," antwortete der Herr, wobei er große Dampfwolken von sich stieß. „Wenn Sie meine Frau wären, würde ich es nehmen."

*

In der Oper sprechen ein paar junge Mädchen sehr laut. Da wendet sich ein alter Herr zu ihnen: „Meine lieben jungen Damen, bitte, sprechen sie etwas lauter. Die Musik macht so viel Lärm, daß ich kaum die Hälfte von dem hören kann, was Sie sprechen!"

*

In dem von Königsberg kommenden D-Zug unterhalten sich vier Deutsche nach Passieren des Korridors über die polnischen Zustände, ohne einen in Dirschau zugestiegenen fünften Mitreisenden zu beachten. Einer der vier Deutschen sagt: „Endlich muß doch der polnische Staat zusammenbrechen."

Da mischt sich der zugestiegene Herr ein und sagt mit ausgesprochen polnischem Akzent: „Ich habe schon öfter Häuser zusammenbrechen sehen, aber einen Misthaufen noch nie!"

*

Der Lehrer erklärt die Schöpfungsgeschichte, als er von einem Jungen unterbrochen wird: „Mein Vater sagt, daß wir vom Affen abstammen." — „Das kann dein Vater halten wie er will, eure Familienangelegenheiten gehen die Schule gar nichts an."

*

Der Freund: „Ihr Gatte beherrscht sieben Sprachen, das ist ja sehr erstaunlich."

Die Frau: „O, ich beherrsche noch viel mehr."

Der Freund: „Wie wäre das möglich?"

Die Frau: „Nun meinen Mann mit samt seinen sieben Sprachen!"

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte, als um seine eigenen.

Rösselsprung

rei	land	Krie-	Frank-	ner	Herr
den	Her-	Die-	Deutsch-	Deutsch-	daß
a-	che-	land	ren	reich	tra-
ve-	schnö-	rer	es	sein	dich
ih-	ber-	Li-	schäm'	gen	fret-
ser	rei	ner	ge-	doch	dann
Die	mein	die-	soll's	sei	ins-

Die zwölf Postkarten-Bohrlöcher, vier glatte und acht mit Gewinde

Daß unsere Reichspost — gleich ihrem Schwesterninstitut auf dem Gebiete des Verkehrs, der Eisenbahn — in der Revolutionszeit mit einem grauenerregenden Defizit zu arbeiten anfing und dank teilweise ihrer rund fünfzigtausend zu vielen Angestellten so gewirtschaftet hat, weiß nachgerade jedermann. Wenn da nun ein findiger Beamter in dem Bemühen, der Post möglichst große Einnahmen zu verschaffen, darauf verfiel, die Reklame in ihren Dienst zu stellen und Geld daraus zu machen, so war das nicht so übel. Also Geschäftsleute können die Einrichtungen der Post, als da sind: Briefkästen, Postwagen usw. zu Ankündigungen empfehlender Art benutzen, wie dies z. B. bei Straßenbahnen schon lange geschieht.

In der Ausführung dieses Planes, die Anfang Oktober 1920 geschah, ist nun folgendes passiert: An den Postkästen werden Reklameschilder angebracht an den beiden Öffnungsklappen des Einwurfs (wozu je zwei glatte Bohrlöcher erforderlich sind), und darunter auf den beiden Seitenteilen (wozu man je vier Bohrlöcher mit Gewinde benötigt). Die Emailleschilder müssen immer die gleiche Größe haben. In jeden Briefkasten Deutschlands sind mithin einheitliche Löcher zu bohren: vier glatte und acht mit Gewinde. Wie diese Einheitlichkeit der Löcher in jedem Postdirektionsbezirk zu erreichen gewesen wäre, hätte wohl jeder einigermaßen gewitzte Schlosserlehrling oder mindestens -geselle verraten können. Aber in Berlin, der „Metropole der Intelligenz", kam da irgendein Geheimrat auf den genialen Gedanken: Diese Löcher müssen im ganzen Reich einheitlich gebohrt werden, und das kann natürlich nur von Berlin aus geschehen!

Also wurde der Amtsschimmel gesattelt. Man engagierte eine Anzahl reichshauptstädtischer „Briefkastenbohrer", gab ihnen einen Anstellungsvertrag, lautend auf Gehalt, Reisespesen sowie Tagesspesen (die zur Zeit ja kaum nennenswert waren), einen Handbohrer mit zwei Einsätzen für glatte und Gewindebohrung und schließlich die Ausmaße für die Entfernung der Löcher voneinander. Dann wurden die Leute hinausgeschickt in die weiten deutschen Lande, alle Briefkasten anzubohren mit je zwölf Löchern — vier glatte und acht mit Gewinde.

Selbst bis nach Konstanz am Bodensee, der Südkante der Südwestmark Deutschlands, kamen vier Exemplare solcher Berliner Bohrer; ich erwähne das insbesondere deshalb, weil von dort aus die Kunde dieses postalischen Schildbürgerstückchens zuerst in die Tageszeitungen gelangte. Die Kosten der Briefkastenbohrerei sollen für Konstanz allein etwa tausend Mark betragen haben, und danach kann ungefähr berechnet werden, wie der finanzielle Effekt ausgefallen sein dürfte vom Ganzen. Mit Droschke, Auto und Eisenbahn streiften die Bohrer die deutschen Gaue ab und brachten in allen Briefkästen ihre zwölf Löcher an — vier glatte und acht mit Gewinde.

Ich bezweifle, daß dem Postfiskus bei diesem „großzügigen Berliner Geschäft" ein Nutzen erwachsen ist. Eine Zumutung aber bleibt es, uns glauben machen zu wollen, diese Art „Bohren" sei eine spezielle Berliner Kunst, die man selbst im lieben Vaterland nirgendwo verstünde. Dem Erfinder dieser gloriosen Idee habe ich gewünscht, daß die ausgesandte Briefkastenbohrerkolonne nach ihrer Heimkehr ihn aufsucht und seinem klugen Schädel den „Dippel" angebohrt hätte.

Preisausschreiben

des „Illustrierten Beobachters"

Verlag und Schriftleitung des **„Illustrierten Beobachters"** haben sich entschlossen, ein **Preisausschreiben** zu veranstalten, an dem sich jeder Abonnent und **jeder Leser** des „Illustrierten Beobachters" beteiligen kann.

Das Preisausschreiben verlangt die richtige Lösung von **2 Aufgaben**, deren erste in der vorliegenden Nummer 4, und deren zweite in der am **15. März erscheinenden Nr. 5** des „Illustrierten Beobachters" gestellt wird.

Für die richtige Lösung der beiden Aufgaben setzt der **Verlag** des **„Illustrierten Beobachters"**

Gesamtpreise

im Werte von 500 Reichsmark

aus, und zwar einen:

1. Preis:

Die in Ganz-Pergament gebundene Prachtausgabe (2 Bände) des Werkes von Adolf Hitler „Mein Kampf" mit eigenhändiger Widmung des Verfassers

Wert M. 200.–

2. Preis:

Die in Saffianleder gebundene Gesamtausgabe des Werkes von Adolf Hitler „Mein Kampf" mit eigenhändiger Widmung des Verfassers

Wert M. 100.—

3. und 4. Preis:

Die in Leinen gebundene Volksausgabe des Werkes von Adolf Hitler „Mein Kampf" (2 Bände) mit eigenhändiger Widmung des Verfassers

Gesamtwert M. 48.—

5. mit 10. Preis

Je ein Band nach Wahl der in Leinen gebundenen Volksausgabe des Werkes von Adolf Hitler „Mein Kampf" mit eigenhändiger Widmung des Verfassers

Gesamtwert M. 72.—

11. mit 20. Preis:

Je ein Frei-Abonnement für die Tageszeitung „Völkischer Beobachter" (Reichs- oder Bayernausgabe) für einen Monat

Gesamtwert M. 30.—

21. mit 70. Preis:

Je ein Frei-Abonnement für den „Illustrierten Beobachter" auf ein Vierteljahr

Gesamtwert M. 50.—

Insgesamt 70 Preise im Gesamtwert von M. 500.—

Sämtliche Einsendungen müssen im geschlossenen Briefumschlag bis spätestens 31. März 1927 erfolgen an die **Schriftleitung** des „Illustrierten Beobachters", München 2 NO, Thierschstr. 15, und auf dem Briefumschlag den **Vermerk „Preisausschreiben"** tragen. Das Preisgericht besteht aus einem Vertreter des Verlages des „Illustrierten Beobachters" und der Schriftleitung. Die Entscheidungen des Preisgerichtes sind endgültig, eine Berufung ist nicht möglich. Sind mehrere Gesamtlösungen vorhanden, so entscheidet das Los. Die Preisträger werden in der Ausgabe vom 30. April bekanntgegeben.

Die für die vorliegende Ausgabe Nr. 4 des „Illustrierten Beobachters" gestellte Preisaufgabe ist die folgende:

Auf dem untenstehenden Bild einer Schulklasse aus dem Jahre 1899 ist Adolf Hitler herauszusuchen. Die richtige Lösung (Nummer, mit Buchstaben geschrieben!) ist zugleich mit der Lösung der in der nächsten Ausgabe (Nr. 5) gestellten Aufgabe einzusenden.



DER NATIONALSOZIALISMUS MARSCHIERT



Freiheitstag in Cottbus: Aufstellung zum Propagandazug auf dem Berliner Platz

Freiheitstag in Cottbus: Propagandamarsch durch die Stadt unter riesiger Anteilnahme der Bevölkerung



DER FREIHEITSTAG IN COTTBUS





Ein deutscher Freiheitstag in der Mark Brandenburg, in nächster Nähe von Berlin: Wer hätte das noch vor wenigen Monaten für möglich gehalten. Dort, wo seit fast zehn Jahren nur mehr öffentliche Kundgebungen stattfinden dürfen, in denen die Sowjetflagge oder höchstens noch die roten Fetzen der Scheidemann- und Wels-Partei mitgeführt werden, plötzlich eine Kundgebung mit schwarz-weiß-roten Fahnen und der Hakenkreuzflagge, mit deutschen Märschen und in dieser Gegend längst nicht mehr gehörten deutschen Liedern, mit Disziplin und Ordnung und — als es notwendig war — mit deutscher Entschlossenheit und Kraft. 35 Minuten dauerte der Vorbeimarsch der nationalsozialistischen Kolonnen vor den Führern, unter ihnen der Held der Emden, der gefeierte deutsche Mann aus dem Weltkrieg, Kapitänleutnant von Mücke, jetzt nationalsozialistischer Vorkämpfer im sächsischen Landtag, und der Gauleiter von Berlin, Dr. Goebbels. Trotzdem die Juden, wie nachgewiesen ist, Geld verteilt hatten, um die schwarz-rot-goldenen Schutztruppen der Börse gegen den nationalsozialistischen Ausmarsch zu mobilisieren, trotz den verschiedenen Parteibefehlen zu einer Gegendemonstration, war die ganze Stadt auf den Beinen, um, wie unsere Bilder deutlich zeigen, Anteil zu nehmen an der Kundgebung der deutschen Freiheitskämpfer. Die Versammlungen in den Sälen und unter freiem Himmel besuchten Massen, und als am Abend des 30. Januar die verschiedenen Kolonnen wieder heimwärts fuhren, da war der rote Terror in Cottbus gebrochen.

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang / Folge 5
15. März 1927



Preis 20 Pf.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

In schweren Kämpfen haben die Berliner National-sozialisten den roten Terror gebrochen!

Näheres darüber Seite 70/71



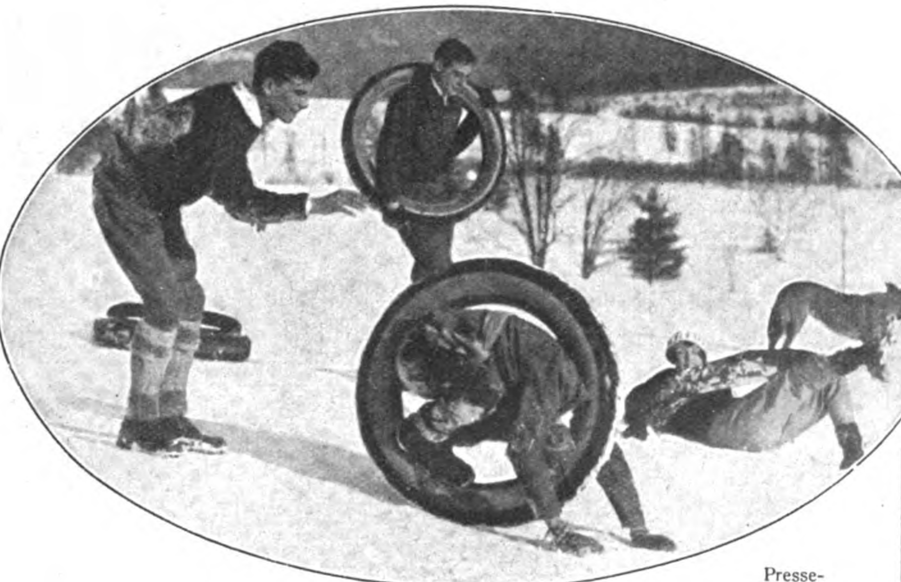
Glücklich ist, wer vergißt . . .!

Rosenmontag in Köln

Der Kölner Fasching ist in seiner Prachtentfaltung und Ausgelassenheit sprichwörtlich. Die Frage, ob es richtig und angemessen war, kaum nach Abzug der Besatzung, aber immerhin unter den Augen des uns schlecht gesinnten und feindlichen Auslandes, in diesem Jahre schon in Köln ein friedensmäßiges öffentliches Faschings- und Narrentreiben zu veranstalten, lassen wir offen. Der Katzenjammer unter dem Druck der Daweslasten wird nicht ausbleiben. Doch leicht ist der Sinn des Rheinländers und „Glücklich ist, wer vergißt . . .!"

Der Jubelwagen der Ehrengarde der Stadt Köln im Festzug A-B-C

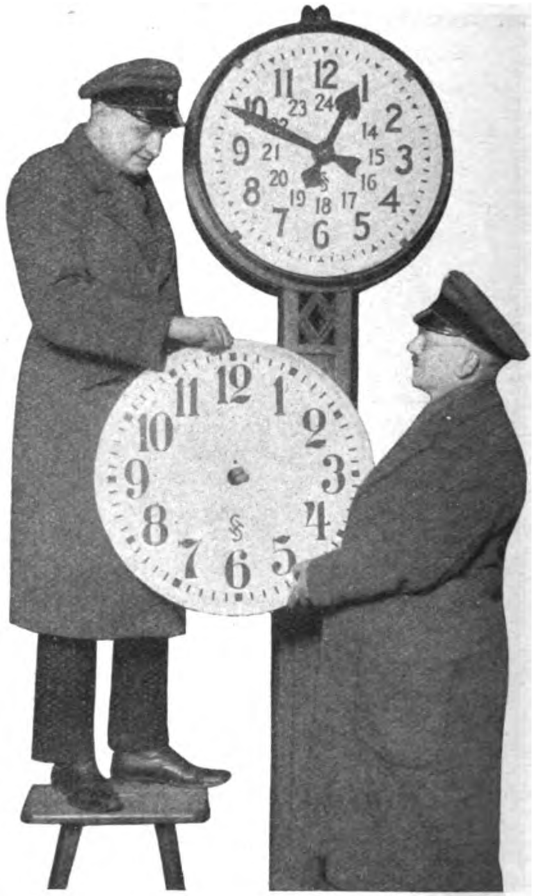
Müßiggang ist allen Unfugs Anfang!



Presse-Photo

„Looping the Loop im Schnee",
ein neuer „Sport" derer, die nichts arbeiten brauchen

Jetzt schlägt's dreizehn



Keystone

Mit dem neuen Sommerfahrplan führen die Dawesbahn und die Reichspost in ihren sämtlichen Betrieben die 24-Stunden-Zeit ein. Wo der Jude seine Finger drin hat, schlägt's dreizehn. Nicht erst seit dem 1. Mai 1927

Amerika, das Land der Autos



Wagenauffahrt vor einem Vergnügungspark in San Franzisko, wo bald jede Familie ein Auto besitzt Atlantik



Auf den letzten Spuren alter Zünfte

Immer mehr verdrängt die Maschine das ehrsame Handwerk und seine Romantik. Nur die Hamburger Zimmerleute und Maurer halten die Tradition hoch und wecken auf ihren Wanderschaften in der alten Tracht ihrer Zunft die Erinnerung an eine vergangene, bessere Zeit. Presse-Photo

DIE „ABRÜSTUNG" DER ANDEREN

Mobilisierung der Unterröcke in Polen



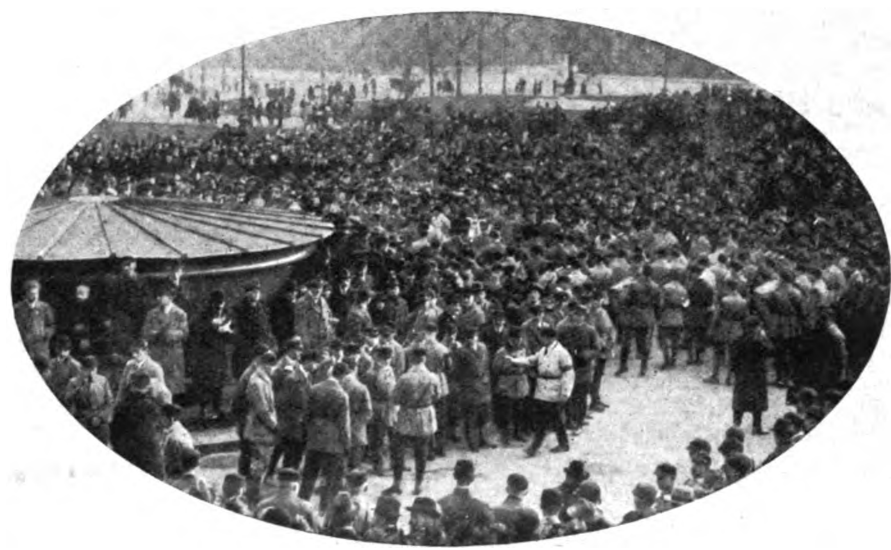
Arbeit in den Kammern Atlantik

Frech und impertinent, wie es von jeher die Art der polnischen Politik war, hetzt die offizielle Presse der polnischen Republik immer noch gegen „Die deutsche G.fahr, den deutschen Militarismus". Und während die Berlin.r Regierung unter Stresemanns Direktion entsprechend den Wünschen der Polladen die Ostfestungen schleifen läßt, geht man in Polen dazu üb.r, auch di. Frauen in die allgemeine Dienstpflicht einzubeziehen und zum Kriegshilfsdienst systematisch in Kasernen auszubilden.



Gemeinsamer Schlafsaal in den Frauenkasernen Atlantik

DIE REICHSBANNERPLEITE IN BERLIN



Keystone

Anläßlich der 3. Wiederkehr des Gründungstages des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gelb fand im Berliner Lustgarten eine öffentliche Kundgebung statt, die einen bemerkenswert schlechten Besuch aufwies.

DINGE, DIE DER JUDE NICHT MACHT



Gießen in einer Bild- und Bronzegießerei Photothek

DER JUDENSPIEGEL

DER RITUALMORD

(Die bisher im „Illustrierten Beobachter" veröffentlichten Aufsätze über das Kapitel „Ritualmord" haben beträchtliches Aufsehen erregt. Das Judentum hat, wie vorauszusehen war, prompt mit seinen alten Ablenkungs- und Vertuschungsmanövern eingesetzt. Gegen den Verfasser der Aufsätze, unseren verantwortlichen Schriftleiter Hermann Esser, wurden eine Reihe von Ermittlungsverfahren wegen angeblicher Aufreizung zum Klassenhaß und Beleidigung einer Religionsgesellschaft eingeleitet. Der „Illustrierte Beobachter" hat aber keinen Grund, nicht auch weiterhin seine streng wissenschaftlichen und objektiven Betrachtungen über die — wie man zugeben wird — nicht ganz nebensächliche Frage „Ritualmord" fortzusetzen. — —.)

Von dem Kannibalismus der Rassen, die, wie die Neger im schwarzen Erdteil auch heute noch den Menschenaffen weit näher stehen als dem Europäer, wollen wir ganz schweigen, aber daß auch die arischen Völker noch in ihrer Heroenzeit ihren Göttern Menschenopfer darbrachten, ist eine geschichtlich erwiesene Tatsache. Sogar unsere Vorfahren, die Germanen, huldigten, wie wir u. a. aus der „Germania" des Tacitus erfahren, diesem Brauche. Erst die Heilslehre des Christentums räumte mit dieser Barbarei auf, von der auch das sogenannte auserwählte Volk Gottes nicht frei, sondern im Gegenteil — mehr damit belastet war als andere Völker.

Das Alte Testament selbst verrät uns immer wieder die Blutgier der Juden, die sich in grausamen Metzeleien austobte. „Im 2. Jahrhundert," berichtet z. B. Houston Stewart Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", „sind die Juden auf der Insel Cypern in der Mehrzahl; sie beschließen, einen Nationalstaat zu gründen und befolgen das aus dem Alten Testament bekannte Verfahren: sie erschlagen an einem Tage die sämtlichen übrigen Bewohner, 240 000 an der Zahl. Und damit dieser Inselstaat nicht ohne einen sicheren Rückhalt auf dem Festlande bleibe, erschlagen sie zugleich die 220 000 nicht-jüdischen Bewohner der Stadt Cyrene." Aber aus der Bibel selbst ersehen wir, daß die Juden ihrem Gotte Jahve Menschenopfer darbrachten. So heißt es im Buche der Könige 14, 23: „Denn entweder sie würgen ihre Kinder zum Opfer oder pflegen Gottesdienst, der nicht zu sagen ist, oder halten wütige Fresserei nach sonderlichen Satzungen."

Jahve selbst befiehlt Menschenopfer, was wir aus der Legende von Abraham ersehen, der seinen Sohn Isaak opfern soll. Schon hat Abraham das Schächtmesser an die Kehle seines Sohnes angesetzt, als der grausame Gott im letzten Augenblicke einen Widder unterschiebt.

„Moloch und Kamos wurden," wie Erich Rudolf mit Recht in seiner Flugschrift über „Ritualmord, Judentum und Freimaurerei" schreibt, „die Götter Israels; sein Untergang war unvermeidlich geworden. Das Menschenopfer war wieder volkstümlich geworden, und so ward der Ritualmord das Verderben des Volkes, wie es die Propheten so oft und furchtbar angedroht hatten."

Wie eingangs erwähnt, finden wir das Menschenopfer auch bei allen arischen Völkern in ihrer ersten Kulturdämmerung, und verschwand auch diese scheußliche Form des Gottesdienstes mit dem Durchdringen der Lehre des Heilandes, so erhielten sich doch im Zeichen des Christentums bis heute Sekten, deren Lehren und Gottesdienst im schärfsten Gegensatz zum Christentum steht. So in Rußland die Skopzen mit der Selbstentmannung, die Mormonen in Amerika mit der Vielweiberei usw. Aber keinem Katholiken oder Protestanten wird es einfallen, wenn die Behörden gegen solche Sekten vorgehen, sich derer anzunehmen im Namen des Christentums. Es gibt überhaupt kein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl unter den Katholiken oder Protestanten. Als z. B. vor rund zwei Jahrzehnten der französische Staat bei der Durchführung der Trennung von Kirche und Staat die Kirchengüter in Frankreich säkularisierte — nebenbei bemerkt, diese steckten die Juden ein —, da ging nicht ein Aufschrei der Empörung durch die ganze katholische Welt, sondern diese begnügte sich außerhalb Frankreichs mit etlichen wirkungslosen, lendenlahmen Protesten.

Ganz anders beim Judentum. Wir erinnern nur an den Dreyfusprozeß, der ganz Juda in der denkbar fanatischsten Weise alarmierte, obschon es sich nicht einmal um eine religiöse Angelegenheit von internationaler Tragweite handelte, sondern um einen ganz gewöhnlichen Spionagefall. Und so verhält es sich auch mit dem Ritualmord.

Seit urdenklichen Zeiten tauchen immer wieder Mitteilungen über von den Juden begangene Ritualmorde auf, und jedesmal sehen wir, wie ganz Juda mit Hochdruck daran arbeitet, gerichtliche Prozesse über jüdische Ritualmörder entweder niederzuschlagen oder ins Reich der Fabel zu verweisen. Nun wollen die englischen Juden Engländer, die französischen Franzosen, die deutschen Deutsche usw. sein. Warum regen sie sich also darüber auf, wenn in Rußland, Polen oder Ungarn Juden unter der Beschuldigung, einen Ritualmord begangen zu haben, vor die Gerichte gestellt werden? Es wäre doch ganz gut möglich, daß genau so, wie es unter den Christen Sekten gibt, die nach unseren Anschauungen religiös unmoralischen Gebräuchen huldigen wie der Selbstentmannung oder der Vielweiberei, auch jüdische Sekten heute noch Ritualmorde begehen? Also überlasse man solche Sekten ruhig der Zuständigkeit der betreffenden Gerichte und erkläre man: Wir, Juden, in Mittel- und Westeuropa haben mit solchen jüdischen Sekten nicht das geringste zu schaffen! Möge diese der Arm der strafenden Gerechtigkeit erfassen, wir waschen unsere Hände in Unschuld. Kein evangelischer Engländer z. B. würde sich darüber aufregen und seine eigene Religion in Gefahr wähnen, wenn die deutschen Behörden — nehmen wir an — eine sich evangelisch nennende Sekte in Ostpreußen oder Sachsen aufhöben, deren Gottesdienst darin bestände, daß sie an einem bestimmten Tage des Jahres einen Menschen ans Kreuz schlügen.

Anders die Juden. Wo irgend ein Mord aufgedeckt wird, der auf jüdisch-rituelle Gebräuche schließen läßt, dann gerät ganz Juda in die furchtbarste Erregung und wendet alles daran, die Angeklagten freizubekommen. Es bekundet also damit eine Gemeinschaft, aus der der Unbefangene schließen muß, daß den Juden überhaupt alles daran liegt, solche Vorkommnisse um jeden Preis zu vertuschen, weil sich eben ganz Juda daran schuldig fühlt!

Man wende nicht ein, daß alles, was über jüdische Ritualmorde berichtet wird, auf bloßer Fabuliererei beruhe. Hat sich doch im Laufe der Jahrhunderte die Zahl solcher Fälle derart gehäuft, daß selbst der Skeptiker sich sagen muß, daß etwas Wahres daran sein müsse. Nach dem bekannten Werke „Entdecktes Judentum" von Professor Eisenmenger haben die Juden 1250 in Arragonien einen Knaben von sieben Jahren gestohlen, an ihrem Opfertage gekreuzigt und getötet, desgleichen haben die Juden in London 1257 ein Christenkind gleichfalls zum jährlichen Opfer umgebracht. 1262 hat eine Hexe den Juden in München ein Knäblein verkauft, das sie am ganzen Leibe zerstochen und grausam umgebracht haben. 1303 ist ein Knabe in Weißensee in Thüringen und 1305 einer zu Prag auf Ostern von den Juden in grausamster Weise ums Leben gebracht worden. Und im Jahre 1345 ist wieder in München ein Knäblein, namens Heinrich, von den dortigen Juden getötet worden; dem Kinde hatten sie die Adern geoffnet und bis 60 Stiche gegeben. 1475 haben die Juden in Trient ein Knäblein, das noch nicht dreieinhalb Jahre alt war, in dem Hause, wo die Synagoge war, schändlich ermordet. Ein bekehrter Jude hat in Trient anläßlich dieses Falles erklärt, daß die Juden am vierten Tage der Karwoche das ungesäuerte Brot zu backen und Blut eines Christenkindes hineinzumischen pflegen. Dieses Blut mischen sie am Osterfeste, am fünften und sechsten Tage der Woche, unter den Wein. 1486 haben die Juden in Regensburg sechs Kinder mit ihren mörderischen Händen umgebracht. 1509 haben die Juden in Bosingen in Ungarn ein kleines Kind aufs grausamste gefoltert, indem sie ihm alle Adern aufschnitten und das Blut mit Federkielen aussogen. Unter der Folter haben sie das Verbrechen gestanden. 1540 ist in Sappenfeld in der Oberpfalz ein viereinhalb Jahre altes Knäblein vor dem Osterfest von den Juden gestohlen und nach Tittingen gebracht worden. „Denselben haben sie an eine Säule gebunden, drei Tage lang gequält, demselben die Finger und Zehen vorne abgehauen, in den ganzen Leib Kreuze geschnitten und denselben so zerrissen, daß er nicht weiter verwundet werden konnte." Und so weiter. Bis auf unsere Tage die Ritualmorde an dem Pater Thomas in Damaskus und seinem Diener, an dem Gymnasiasten Winter in Konitz, an dem Knaben Beilis usw.

Dem Professor Eisenmenger wird von dem Königlichen Amtsgerichte zu Berlin selbst das Zeugnis ausgestellt: „Die von Eisenmenger aus klassischen jüdischen Schriftstellern gelieferten Auszüge sind mit einer Treue geliefert und übersetzt, die jede Probe aushält." 1510 haben wir den ersten Ritualmordprozeß in Berlin, bei dem die Juden Salomon, Jakob, Aaron, Levi, Isaak, Rabbi Mosch und Schlächter Jakob angeklagt erscheinen, einen dreibis vierjährigen Christenknaben für zehn Gulden von einem fremden Manne gekauft, in einem Keller auf den Tisch gelegt und in die blutreichsten Adern mit Nadeln gestochen haben, bis er vollends von dem Schlächter Jakob geschächtet wurde. Daraus entstand ein ungeheurer Prozeß, so daß schließlich im Berliner Gefängnis hundert bei der Tat beteiligte Juden saßen, die zum Teil u. a. zugaben, Christenkinder von fremden Leuten gekauft, sie zerstochen, das Blut abgezapft und solches in Krankheitsfällen getrunken und mit Tomaten, Ingwer und Honig eingemacht zu haben. Einundvierzig Juden wurden auf ihr Geständnis hin zum Feuertod verurteilt und auch hingerichtet.

Und bei allen diesen Hunderten von Fällen, die geschichtlich glaubwürdig uns überliefert wurden, soll es sich um Märlein, um Verleumdungen gehandelt haben? Nur ein Idiot oder ein unbelehrbarer Marxist kann wirklich glauben, daß all diese Beschuldigungen gegen die Juden erfunden worden seien.

Man wird vielleicht mit den Hexenprozessen kommen und mit Recht darauf hinweisen, daß alle die Weiber, die auf dem Scheiterhaufen unter der Beschuldigung der Hexerei ihr Leben lassen mußten, sicherlich unschuldig waren. Das stimmt, allein es sind fast 200 Jahre vergangen, seitdem die letzte „Hexe" gerichtet wurde, wogegen die Ritualmordprozesse bis in die allerjüngste Vergangenheit hinein spielen, und niemand wird im Ernste behaupten können, daß im 19. Jahrhundert sich Richter dazu hergegeben hätten, geheimnisvolle Mordtaten, bei denen den Opfern das Blut bis auf den letzten Tropfen abgezapft worden sein mußte, auf die Möglichkeit eines Ritualmordes hin zu behandeln, wenn sie wirklich davon überzeugt waren, daß derlei ausgeschlossen sein müßte.

Und warum dann stets die furchtbare Erregung in ganz Juda, wenn sich dieses tatsächlich unschuldig fühlt? =St.=

„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

4. Fortsetzung

Obschon Kiel auch im Sommer seinen Urlaub nur in Abteilungen genießen konnte und oft zurück in die Stadt mußte, war er sein eigener Gärtner. Nur ein junger Bursche vertrat ihn in seiner Abwesenheit und besorgte das Nötigste, der vornehme Offizier war ein alter Mann, groß, schlank, sehr kräftig, mit vornehmem Äußeren und blühender Gesichtsfarbe. Seine Augen von eigentümlich strahlendem Blau blickten energisch, das weiße Haar war noch dicht, Lebensfrische und Entschlossenheit lag in jeder seiner Bewegungen. Neben ihm saß ein schöner Spitz mit schneeigem Fell und pfiffigen Augen, der auf den Namen „Praktisch" hörte. Prinz Josef wurde von Hund und Gebieter lebhaft begrüßt. Sie betraten die Villa, deren Räume dämmerig und kühl waren. Einfache Holzmöbel, hübsche Waffengarnituren, viel Blumen und Bücher machten die Zimmer wohnlich. An den Wänden zahlreiche Gruppen Photographien, Widmungen von Kameraden, eine ganze militärische Vergangenheit, die von der Bedeutung des scheinbar so einfachen Mannes sprach. Dazwischen hing ein schönes Pastellbild. Es stellte zwei junge Mädchen in hellen Sommerkleidern dar, vornehme Gestalten mit wahren Blumengesichtern, strahlenden Augen unter kastanienbraunem Haar. Eine Fülle vielfarbiger Rosen war um sie, Frühlingsstimmung lag über dem Bilde. Sein Gegenstück war ein junger, hübscher Offizier, mit Schelmenaugen und doch viel Energie in den feinen Zügen, der Prinz sah stumm auf die Bilder. Die Augen des Generals folgten seinem Blick.

„Morgen kommen sie heim, auf Ferien. Ich hab' drei freie Wochen vor mir," sagte er. Eine Flut von Sonnenschein ergoß sich dabei über sein Gesicht.

„Sie freuen sich wohl sehr, Herr General?"

„Ja, jetzt freu' ich mich, Hoheit, schrankenlos. Früher, als sie noch Kinder waren und dann halbreife Menschen, da hab' ich sie nie gern zu Hause geseh'n. Ich muß mit gewissen Kreisen verkehren, muß repräsentieren. Ich fürchtete die wechselnden Einflüsse auf unfertige Charaktere."

„Die sogenannte „Gesellschaft" hat es doch nie gewagt, Ihren — wie sie sagt — „originell erzogenen Kindern" impertinent zu begegnen?"

„Nein, obwohl sie ihre Noblesse und meine Stellung mit Arbeit beflecken. Man, das große, unklare „Man," das die „Welt" ausmacht, sagt einfach, ich sei ein verrückter Kerl. Meine Mädeln sind mehr Damen, Hoheit, als die Komtessen, die sich dort mit vornehmen Buben in Hemdärmeln herumtreiben, mein Sohn hat die besten Kavalierbegriffe. Er geht keine Verpflichtung ein, die er nicht halten kann. Er ist nicht der Ansicht, daß ein Offizier Schulden haben muß."

„Ihre Kinder sind fertige Menschen im schönsten Sinne des Wortes. Sie haben ein Exempel statuiert, Herr General, zu dem wenige, die unter dem Vorurteil gewisser Kreise leben müssen, die Courage hätten. Sie haben ein Beispiel gegeben. Möchte es Nachahmer finden! Weniger scheinen als man tun könnte, weniger fein wollen, als man ist! In dieser Zeit des Größenwahns, wo jeder über seine Verhältnisse lebt, ist das etwas Ungeheures."

„Hoheit, ich hab' nur strikt mit Vernunft gehandelt, weder mich selbst, noch die Kinder getäuscht. Ich hab' ihnen nichts versprochen, was sich nicht halten läßt, und ihnen nicht erlaubt, sich im Umgang mit Prinzen und Prinzessinnen verwöhnen und beglücken zu lassen. Ich hab' ihnen einfach das Leben gezeigt, wie es ist und mit der uns zukommenden Bescheidenheit von den Vorteilen eines Berufs, von den Schulen, die ein Militärskind erziehen, Gebrauch gemacht. Jetzt seh' ich die Kinder gern um mich. Wir stehen uns ebenbürtig gegenüber, sie und ich, Arbeitsmenschen. Ich lerne jetzt von ihnen. Sie bringen mir den Atemzug der Zeit mit, die frische Luft tatkräftigen Wollens, die draußen weht. Sie sind geistig kerngesund. Wer ist das heute?"

„Wer ist das heute!" wiederholte der Prinz gedrückt. Mit einem warmen Blick, der ihm sonst nirgends eigen war, mit einer Ehrfurcht, wie sie ein Sohn dem Vater zeigen soll, und wie sie sein Gesicht jung und sympathisch machte, fuhr er fort: „Sie sind ein großer Mensch, Herr General. Mit Ihrem Herzen haben Sie sich die frohe Jugend im Hause versagt, sind jahrelang einsam gewesen, glauben Sie, ich versteh' nicht, was das für ein Opfer bedeutet?"

„Es ist ab und zu verdammt still um mich gewesen," sagte Kiel nachdenklich. „Heimweh gehabt hab' ich oft nach den Dreien, sag' ich Ihnen, Prinz! Aber ich bin fest geblieben. Und so hab' ich auch sparen können für die Kinder. Im Gegensatz zu der Lage meiner Kameraden kommen ihre guten Zeiten erst, wenn ich tot bin. Alle diese hirnverbrannten, gesundheitstötenden Bälle, auf die meine Mädeln nicht gerannt sind, all' die ersparten Schneiderrechnungen, samt Ärger, die ungegebenen faden Soiréen, wo ein Hochgeborener dem andern Sottisen sagt, alle die Badeaufenthalte, um die Bleichsucht nach durchraften Faschingen gut zu machen, liegen in klingender Münze erspart da. Und was mich am meisten freut, das ist: sie brauchen 's nicht einmal mehr. So 'was macht froh, Hoheit."

„Ich glaub' es Ihnen wohl!"

Der alte Mann sah träumerisch vor sich hin, in den blühenden Garten hinaus, von dem der Wohlgeruch in Wellen hereinfloß. „Es ist ein Zurückversinken in die eigene Jugend. Ich bin mit Leib und Seele Soldat gewesen, hab' von der Pike auf gedient. Das war hart, der Sold schmal, die Strapazen groß, Hoheit. Aber es lag was d'rin in diesem Soldatentum, das ich jetzt bei den Jungen nicht mehr finde, oder nur sehr selten, bei meinem Sohne zum Beispiel noch. Im allgemeinen seh' ich eine ungeheure Spaltung auch im Heere. Die Mannschaft hat Sozialisten unter sich, die Vorgesetzten sind verlottert oder sind stumpfe Protektionskinder. Die alte Begeisterung, die Einigkeit sind tot. Freilich oben darf man das ja nicht laut werden lassen. Und doch, von wo kommt es just her, das alles, alles, von — — —"

Er brach kurz ab. Sein Blick kreuzte sich sorgenvoll, scheu mit dem des Prinzen.

„Die alte Loyalität, die eigentlich so tief im Blute liegt, sie wird uns schwer gemacht, Hoheit."

„Ich weiß es, Herr General," sagte der Prinz herb. „Wir selbst sind schuld. Unsere Aufführung, unser Beispiel. Wir sind die erste Ursache."

„Nicht alle, Hoheit, nicht alle," rief Kiel hastig.

„Doch! und die wenigen, die besser denken, gemeinnütziger handeln, die die Wahrheit wissen und das Rechte zu tun lernen möchten, die Wenigen sind Parias in Acht und Bann, zur würdelosen Untätigkeit verdammt!"

Der junge Mann ballte die Hand zur Faust. In dumpf auflodernder Leidenschaft, die plötzlich die versteckten Tiefen seiner Natur erschütternd zeigte, wurde er totenblaß.

„Es war eine Zeit, wo die Dauphins von Frankreich tagelang vor einem leeren Tische saßen und mit der Reitpeitsche auf seine Platte schlugen, weil man ihnen nichts, aber gar nichts anderes zu tun erlaubte. Hätten sie wenigstens mit ihrer Peitsche wo anders hingeschlagen. Es gab genug — Rücken, — wo das am Platze war. Diese Situation erneut sich!" —

„Hoheit!"

„Sie wissen, ich rede immer offen, General. Sie kennen mich lange. Ich war Ihr schlechtester Soldat. Das Waffenspiel langweilte mich, ich sag' es offen. Sie haben mich hart hergenommen und doch, Sie waren es dann, der ein Wort für mich einlegte und mich vom bunten Rock freikriegte."

„Es war unmenschlich, Hoheit, Sie zu dem zu zwingen, was Sie nicht sind."

„Nein, Kiel, alter Freund, dafür war ich nicht, Gott verzeih' mir's! Aber für vieles, vieles andere wär' ich gut gewesen, und man nahm mir jede Gelegenheit zur freudigen Tat. Man gab mir, der ich jung und toll, heißblütig war, Schufte an die Seite, wie diesen Glümen, erbärmliche Gelegenheitsmacher, die mich grausam dem Laster in die Arme drängten, man führte mir Weiber zu. Lassen wir's! Ich war sehr jung und ganz unberaten, Kiel. Zuerst wie ein Sklave gehalten, unerfahren, dann plötzlich frei zu allem Schlechten. Ich wurde stumpf, meine höheren Interessen erloschen. Man sah das gern. Man freute sich, als die Sympathien, die mir in gebildeten Kreisen, im Volke gelächelt hatten, abstarben. Ein Lump, ein Genußmensch, wie die andern.

Und ich war's doch nie im Innern, General. Inmitten der bacchantischsten Lust bin ich todestraurig gewesen."

„Armes Kind!" sagte Kiel ernst. Vor seinem Blick stieg das Bild seines Sohnes empor und lächelte ihn mit glücklichen, lebensfrohen Augen dankbar an. Ein Strom von Mitleid für den Mann, der da neben ihm saß, quoll heiß in seiner Brust empor.

„Armes Kind."

„Zuerst war ich ein schlechter Kerl, dann hat mich das Luderleben angeekelt, und jetzt bin ich einsam. An meine Fersen heftet sich ein spionierender Mephisto, und mein bester Umgang ist noch eine Frau, die sie zwar einst zur Halbwelt zählten, aber deren Lebensstürme verrauscht, deren Herz und Verstand nicht die schlimmsten sind. Mit ihr kann ich wenigstens reden. Schütteln Sie nicht den Kopf, General! Lotte Aglas hat nie zu den Schlimmsten ihrer Sorte gezählt."

„Es gibt Dinge, Hoheit, von denen man nie das Allerbeste beanspruchen soll, dazu gehört das Wesen der Frau, mit der man verkehrt. Denken Sie an das Mädchen, das Sie liebten."

„Das ich mir nehmen ließ, damals, als ich zu jung war. Heute geschähe mir das nicht mehr!"

„Ob es auch damals die wahre Liebe war, Hoheit? Die eine, echte, die ein Leben aushält?"

Der Prinz schwieg eine Weile.

„Sagen Sie mir, General," fragte er dann, „wie erreichten Sie es, daß Ihre Frau die Trennung von den Kindern ertrug? Die Eitelkeit der vornehmen Dame bei der Erziehung bei Seite setzte? Sie haben Wunder gewirkt."

Kiel lächelte. „Unsere Kraft lag in dem, was Ihnen fehlt, was Sie in Ihren Kreisen nicht finden, Hoheit, in einer wirklich glücklichen Ehe. Wir haben ohne stürmische Liebe geheiratet, meine Frau hatte ein unruhig-romantisches Temperament, und manches sentimentale Herrchen mit allerlei Phantasien hat ihr früher gewiß besser gefallen, als der Mensch nüchternen Ernstes. Sie hatte mich gern und vertraute mir von Anfang an, weil sie die Festigkeit wohltuend empfand, mit der ich meine Lebensstellung ergriff und hielt. Jedes Mädchen dankt später Gott, wenn es davor behütet wurde, einen unsicher tastenden Träumer zu heiraten, der vielleicht trotz aller Talente mit dreißig Jahren weder etwas besitzt noch ist. Im Mann muß eine gewisse Härte sein, ein zielbewußtes Wollen. Seine Weichheit wirkt widerlich, wenn man sie ruhig beobachtet."

„Sie haben Recht!"

„Ich spreche aus Erfahrung. Meine Frau gefiel mir sehr. Ich ahnte in ihr einen guten Kern, eine vornehme Natur. Aber sie war verschroben, überspannt. Ich habe sie dem Einfluß süßer Phrasendrechsler abgerungen. Mein Wagnis gelang. Es ist etwas eigen Schönes, Hoheit, um eine Ehe, die schlicht beginnt und sich im Lauf der Wochen, der Monate täglich inniger bewährt und ausgestaltet. Es liegt eine Weihe in diesem „Sichineinanderleben", die unauflöslich verbindet, mehr als das Wort am Altare. Im Lauf der Zeit ward meine Frau ein Teil meines Selbst. Ich wußte, daß, wenn ich auch in jungen Jahren auf dem Schlachtfeld bliebe, sie meine Lebensführung beibehalten würde und das Opfer weiter brächte, ihre Kinder von der Welt erziehen zu lassen. Sie lernte lächeln über die Schwärmer, die sie einst ernst genommen. Das Gefühls- und Gedankenleben eines Mädchens ist ja überhaupt minderwertig, unreif. Erst die Frau ist vollwichtig. Sie sieht die Menschen mit klarem Blick. Wär' ich längst tot, ich lebte fort in der Generalin, und ihre einstigen Bewerber wären ihr nichts als Spielzeug, Puppen aus der Mädchenzeit geworden. Ich habe mir meine Gefährtin erzogen, bis wir eines Sinnes waren. Jetzt sieht sie ihre glücklichen Kinder an und dankt mir die großen Opfer, die sie einst bringen mußte. Und wir beide sind uns eins und alles geworden."

„Sie sind ein glücklicher Mensch, Herr General."

„Ich habe harte Zeiten gehabt, Hoheit. Und auch jetzt. — Mein Familienglück, das ich mir mit Entsagen erkämpfte, muß mir über viel anderes hinweghelfen."

Er stockte.

„Sie dienen nicht mehr gern?" fragte der Prinz hastig.

„Nein, Hoheit. Ich bin nicht mehr gern Soldat. Ich! der es mit Leidenschaft gewesen. Wenn es nicht feig wäre, jetzt zu gehen, wo die Völker sich untereinander bekriegen, Zerfahrenheit und

Nationalitätenhaß täglich den inneren Krieg bringen kann, so zöge ich mich zurück."

„Es ist ein neuer Geist in der Armee, nicht wahr?"

„Es sind da viele Geister. Und das alte, blindbegeisterte Vertrauen ist fort. Man hat zuviel darauf gesündigt, das neue Menschenmaterial ist zäh, widerspenstig. Disziplin gibt es nicht mehr, Hoheit. Viele Köpfe, viele Sinne. Dazu eine Protektionswirtschaft ohne Grenzen."

„Wie im Staatswesen!"

„Ebenso, es ist kein blindes ‚Sichverlassenkönnen' mehr auf die Truppen. Ein Tag kann nahe sein, Prinz Joseph," der Offizier erhob sich und sprach mit zitternden Lippen: „wo gegenüber den empörten Volksmassen, die ihre Rechte verteidigen, die Armee den Dienst versagen wird, weil Brüder nicht auf Brüder schießen wollen, mit denen sie eines Sinnes sind. Es wird einsam und öde um die Throne. Nur das unwürdige Schmarotzertum bleibt ihnen, um die sich einst die Würdigsten drängten. Ich aber, als alter, echter Soldat, kaiser- und regierungstreu bis zum äußersten, ich möchte tot sein, Hoheit, ehe die Erntezeit einer sehr schlimmen Saat gekommen ist."

„General!"

„Und es hat nicht so kommen müssen, Prinz. Wir sind kein Reich, in dem ein blutiger Sozialismus sich wütend aus dem Schutt fallender Kraft und Größe emporringt. Wir sind ein leichtlebiges, frohes Volk, nicht allzu tief im Denken, nicht allzu heiß im Empfinden. Uns zu regieren ist dankbar und leicht, aber es geschehen unerhörte Dinge, und man vergreift sich am Heiligsten altbewährter Nationen. Subjekte, die reif fürs Zuchthaus sind, ja! reif fürs Zuchthaus sag' ich, versehen die höchsten Ämter als privilegierte Raubvögel, Aasgeier nennt sie das Volk. Das Militär ist auch nur ein Teil dieses Volkes und fühlt gleich ihm. Man muß nicht Unmögliches von ihm verlangen. Es wird es nicht leisten!"

Die beiden Männer sahen sich beklommen an. Schweigen sank auf das kleine, sonnige Zimmer, durch das ein düsterer Zukunftsgedanke wie ein Schatten ging.

„Robert! Hast du Besuch?"

Begleitet von Praktisch, der wie toll an ihr hinaufsprang, trat die Generalin ein. Sie war eine sehr hübsche, noch junge Frau und trug ihr blaues Leinwandkleid von aristokratischer Einfachheit mit echt österreichischer Grazie und Anmut. In den Grübchen ihrer Wangen, im goldbraunen Haar, das sich lose und eigenwillig kräuselte, im sonnigen Blick der langbewimperten Augen vibrierte frische Lebensfreude, angenehm gedämpft durch die Vornehmheit der Manieren. Angeregt, wie schon lange nicht, blieb der Prinz viel länger als er beabsichtigt hatte. Praktisch rieb die spitze Schnauze an seinem Knie, legte ihm die Pfote auf den Arm und wünschte sein Taschentuch, das ihm entfiel, zu apportieren. Blumenduft quoll herein, die Sonne tauchte den Raum in goldene Nebel, das Glockenläuten drang noch leise herauf, vermischt mit den keck plaudernden Vogelstimmen im Garten. Und zwischen diesen beiden Menschen, denen eine vollkommene Reinheit des Denkens und Fühlens im Antlitz geschrieben stand, in diesem Zimmer voll Licht und Wohlgeruch legte es sich wie der süße Bann im Märchen auf das wunde Gemüt des Einsamen. Er mußte immer wieder das Bild der beiden Mädchen ansehen, die dunklen, sonnig ernsten Augen des einen tauchten wie Märchen aus der Flut von Rosen und sahen ihn sinnend an, Hortense Kiel. Er hörte den Namen zum erstenmal seit Jahren. Als Kinder hatte er die drei flüchtig gesehen. Hortense schien der Eltern Liebling. Sie leitete allein das große Waisenhaus in Schlesien, ihr Name war schon rühmlichst genannt worden. Es lag etwas Bedeutendes in ihrem Gesicht.

*

Der Prinz raffte sich endlich fast gewaltsam auf, um zu gehen. Kiel begleitete ihn hinaus. Er hielt die Hand fest, die sich, fieberheiß, unruhig in die seine legte.

„Es wäre ein schöner Tag für mich, Ihren alten Lehrer, Hoheit, wenn Sie nicht mehr sagen müßten, eine Abenteuerin sei noch Ihr bester Umgang!"

Er blickte den jungen Mann bittend an. Innigkeit lag in seinen strahlenden blauen Augen. Joseph sah vor sich nieder.

„Herr General, lassen Sie mich öfter zu Ihnen kommen, wenn Ihre Kinder da sind", sagte er plötzlich hastig. „Sie wissen, ich gehe sonst zu keinem Menschen. Aber solch ein Umgang wird mir wohl tun."

„Kommen Sie, so oft Sie wollen, Prinz."

„Es weht eine gesunde Luft in Ihrem Haus, Herr General. Ich danke Ihnen und — — und ich werde kommen. Auf Wiedersehn!"

Er ging rasch, den Hut lüftend, ohne sich umzusehen. Und unten lag sie wieder vor ihm, diese gemeine, häßliche Welt des Genusses mit ihren entsetzlichen Disharmonien. Diese Welt, die er für eine Stunde vergessen hatte.

3. Kapitel

Blaunzer und die Flussferln

Wär' diese Sorte nicht so lebensklug,
Man wär' versucht, Gesindel sie zu nennen.
(Anonymus.)

Indessen machte Grete Tàlan bei der süßen, allerliebsten Lori Frapp, der politischen Wettermacherin, ein kleines Visitchen. Wenn sie nicht gerade Todfeindinnen waren, was sich monatlich mindestens einmal ereignete, waren sie Busenfreundinnen. Sie lagen sich in den Armen und schimpften hinterrücks gräßlich übereinander. Sie gingen sich gegenseitig um Geld an und verschlechterten zum Dank mit böser Zunge ihren Ruf noch tunlichst. Aber sie hatten Anknüpfungspunkte. Trotz Seide, Samt und Spitzen, trotz Prachtwohnung, Wagen und dominierender Oberherrschaft über die zwei Großmächte, Staat und Judentum, waren sie ja im Herzen die lustigen Kinder der Straße geblieben, Marktweiberstöchterchen aus Hinterhäusern, mit zänkischem Temperament, schreienden, groben Stimmen, klatschsüchtig und schlampig. Von ihrem Glanze erholten sie sich manchmal gerne mit ihresgleichen, sprachen in den alten Kraftausdrücken, stampften, schrien und aßen, die Ellbogen auf dem Tisch, während ihr ungekämmtes Haar auf einen schmutzigen Schlafrock fiel, ein Fuß bekleidet war und einer nicht. Sie behielten nur immer die großen Brillanten in den Ohren und freuten sich, ihre Dienerschaft umherzuhetzen, die feiner war als sie. Ihre Natur mußte sich ausleben, grobsinnlich, lebenszäh. Schwere Arbeit erschöpfte ihre Körper nicht, und geistig, seelisch waren sie tot. So rieben sie sich nicht auf und blieben lange jung. — Der Geschmack vornehmer und hoher Herren hat sich heute nicht verfeinert. Das bewiesen neben vielen anderen Lori Frapp und Grete Tàlan. In rohen Zeiten selbst hatte man vom regierenden Maitressentum mehr gefordert. Die Pompadour war geistvoll gewesen, die La Vallière verkörperte mit Poesie Sünde und reuiges Gewissen zu gleicher Zeit. Das alles verlangen die Träger eines vorgeschrittenen Zeitalters nicht mehr. Sie wollen lustig sein und trivial; eine Traviata mit zartem Gefühl, eine

Fortsetzung auf Seite 66

An alle Bezieher, Leser und Freunde des „Illustrierten Beobachters!“

In der Zeit **vom 15. bis 24. März** müssen **bei der Post die Bestellungen für das 2. Quartal** aufgegeben werden. **Nach** diesem Zeitpunkt kostet die **Bestellung 20 Pf. mehr.** Es liegt also im Interesse jedes Beziehers, **in der oben angegebenen Zeit die Bestellung für das 2. Quartal beim Briefträger zu erneuern.**

Die **Bezugsgebühr beträgt auch für das 2. Quartal,** also für die Zeit vom 1. April bis 1. Juli, **nur M. 1.— zuzüglich 12 Pf.** Postgebühren.

Ausstattung und Umfang des „Illustrierten Beobachters“ sind von Nummer zu Nummer verbessert worden. Das war nur möglich dadurch, daß der Verlag keine Kosten gescheut hat, um **diese Bilderzeitung** zu dem zu machen, was sie sein muß: **ein hervorragendes Kampfmittel der nationalsozialistischen Bewegung. Wir danken allen Beziehern für** die im 1. Quartal in so hervorragender Weise geleistete Mitarbeit durch Übermittlung von Bildermaterial usw., ganz besonders aber allen Beziehern, **die** durch **unermüdliche Werbung** uns schon jetzt in die Lage gesetzt haben, die einzelnen Nummern 16 Seiten stark, statt der vorher beabsichtigten 12 Seiten, erscheinen zu lassen.

Die Werbung muß mit allen Mitteln fortgesetzt werden!

Die heutige Auflage von 40 000 Exemplaren muß in aller Bälde auf unser **erstes Ziel von 100 000 Exemplaren** hinaufgetrieben werden. Der **bisherige beispiellose Erfolg** läßt dieses Ziel erreichbar erscheinen, wenn, wie im ersten Quartal des heurigen Kampfjahres, jeder Bezieher wieder Werber ist.

Benützt diese und die nächste Folge ganz besonders zur Propaganda! Fordert kostenlose Werbehefte!

Der Kampfverlag (Gregor Straßer) in Berlin hat bisher seinen Zeitungen monatlich je eine Nummer des „Illustrierten Beobachters“ beigelegt. **Da der Kampfverlag leider nicht in der Lage ist, seinen Beziehern ab 1. April den „Illustrierten Beobachter“ weiterhin zu liefern, bitten wir die Bezieher der Straßerschen Zeitungen, mittels untenstehenden Bestellzettels den „Illustrierten Beobachter“ in der oben angegebenen Zeit direkt bei der Post zu bestellen.** Jeder dieser Bezieher erhält dann ebenfalls monatlich 2 Nummern, statt wie bisher nur eine Folge zugestellt.

Die für die **Werbung** von Beziehern für den „Illustrierten Beobachter“ ausgesetzten **Preise** werden nach wie vor zugesprochen. Die **Ehrenliste der hervorragenden Werber** wird wie bisher im „Völkischen Beobachter“, dem Zentralorgan der Bewegung, veröffentlicht.

Verlag „Illustrierter Beobachter“

In den Briefkasten werfen oder dem Briefträger mitgeben

Der Unterzeichnete bestellt hiermit

.... Stück **Illustrierter Beobachter**

für das 2. Vierteljahr 1927

Der Bezugspreis wolle von mir eingehoben werden.
Ich wünsche die Zeitung zugestellt zu erhalten.
Ich werde die Zeitung abholen.
(Nichtzutreffendes ist zu streichen.)

Name: ....

Stand: ....

Wohnort: ....

Straße u. Hausnummer: ....

An das Postamt: ....

Deutlich schreiben!

In den Briefkasten werfen oder dem Briefträger mitgeben

Der Unterzeichnete bestellt hiermit

.... Stück **Illustrierter Beobachter**

für das 2. Vierteljahr 1927

Der Bezugspreis wolle von mir eingehoben werden.
Ich wünsche die Zeitung zugestellt zu erhalten.
Ich werde die Zeitung abholen.
(Nichtzutreffendes ist zu streichen.)

Name: ....

Stand: ....

Wohnort: ....

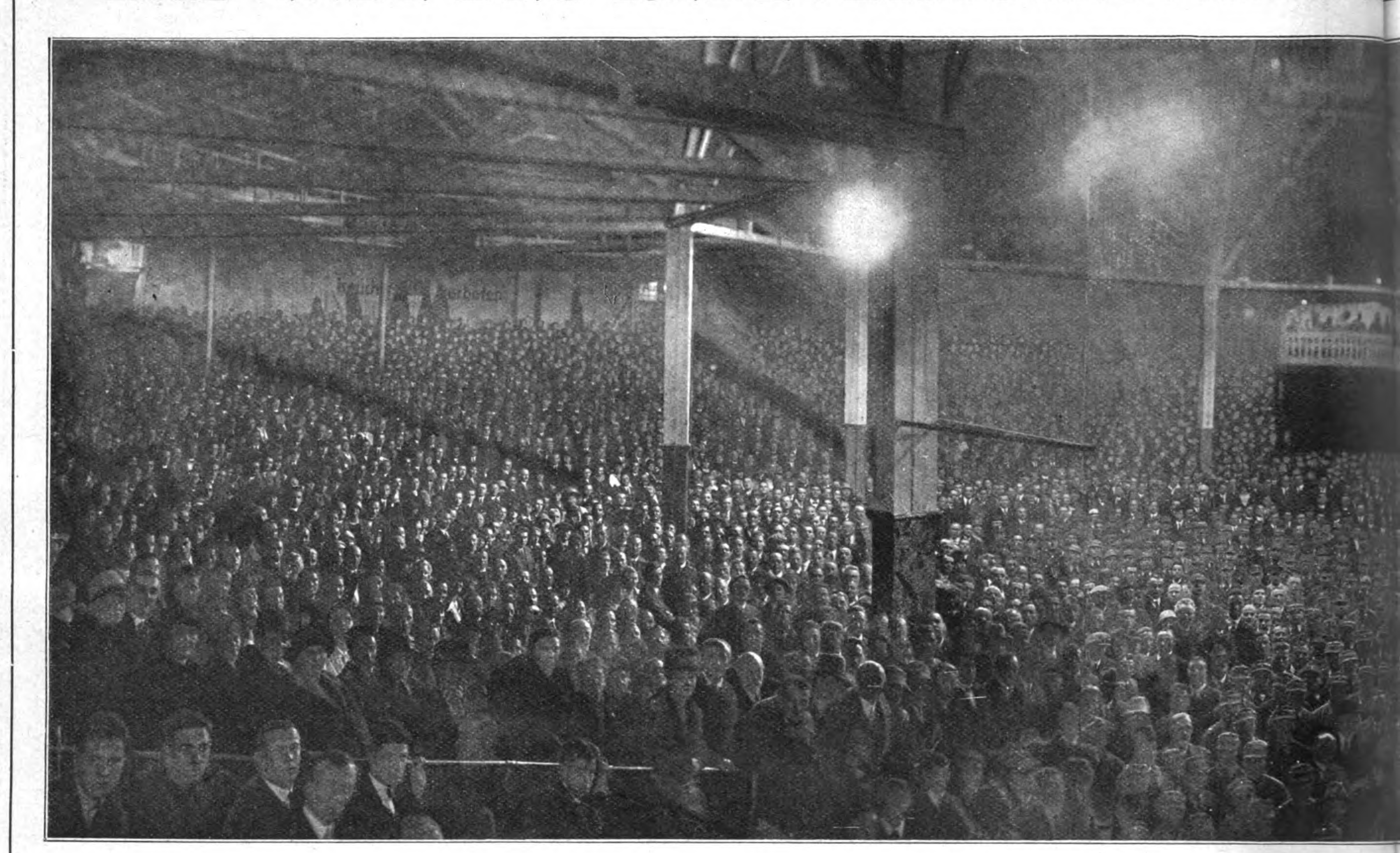
Straße u. Hausnummer: ....

An das Postamt: ....

Deutlich schreiben!

Nach Österreich und ins Ausland kann der „Illustrierte Beobachter“ nur im Umschlag versandt werden. **Vorauszahlung Bedingung.**
Preis pro Vierteljahr: Österreich M. 1.30, Ausland M. 1.50

DAS ENDE DES REDEVERBOTES: ADOLF



Die Riesenkundgebung im

Preisausschreiben

des „Illustrierten Beobachters"

Verlag und Schriftleitung des **„Illustrierten Beobachters"** haben sich entschlossen, ein **Preisausschreiben** zu veranstalten, an dem sich jeder Abonnent und **jeder Leser** des „Illustrierten Beobachters" beteiligen kann.

Das Preisausschreiben verlangt die richtige Lösung von **2 Aufgaben**, deren erste in der am 28. Februar erschienenen Nummer 4 (die gegen Einsendung von 20 Pf. nachbezogen werden kann) gestellt wurde, und deren zweite in der vorliegenden **Nr. 5** des „Illustrierten Beobachters" gestellt wird.

Für die richtige Lösung der beiden Aufgaben setzt der **Verlag** des **„Illustrierten Beobachters"**

Gesamtpreise

im Werte von 500 Goldmark

aus, und zwar einen:

1. Preis:

Die in Ganz-Pergament gebundene Prachtausgabe (2 Bände) des Werkes von Adolf Hitler „Mein Kampf" mit eigenhändiger Widmung des Verfassers

Wert M. 200.—

2. Preis:

Die in Saffianleder gebundene Gesamtausgabe des Werkes von Adolf Hitler „Mein Kampf" mit eigenhändiger Widmung des Verfassers

Wert M. 100.—

3. und 4. Preis:

Die in Leinen gebundene Volksausgabe des Werkes von Adolf Hitler „Mein Kampf" (2 Bände) mit eigenhändiger Widmung des Verfassers

Gesamtwert M. 48.—

5. mit 10. Preis

Je ein Band nach Wahl der in Leinen gebundenen Volksausgabe des Werkes von Adolf Hitler „Mein Kampf" mit eigenhändiger Widmung des Verfassers

Gesamtwert M. 72.—

IITLERS WIEDERAUFTRETEN IN BAYERN

kus Krone am 9. März 1927

11. mit 20. Preis:
Je ein Frei-Abonnement für die Tageszeitung „Völkischer Beobachter" (Reichs- oder Bayernausgabe) für einen Monat
Gesamtwert M. 30.—

21. mit 70. Preis:
Je ein Frei-Abonnement für den „Illustrierten Beobachter" auf ein Vierteljahr
Gesamtwert M. 50.—

Insgesamt 70 Preise im Gesamtwert von M. 500.—

Sämtliche Einsendungen (beide Lösungen) müssen im geschlossenen Briefumschlag bis spätestens 31. März 1927 erfolgen an die Schriftleitung des „Illustrierten Beobachters", München 2 NO, Thierschstr. 15, und auf dem Briefumschlag den Vermerk „Preisausschreiben" tragen. Das Preisgericht besteht aus einem Vertreter des Verlages des „Illustrierten Beobachters" und der Schriftleitung. Die Entscheidungen des Preisgerichtes sind endgültig, eine Berufung ist nicht möglich. Sind mehrere Gesamtlösungen vorhanden, so entscheidet das Los. Die Preisträger werden in der Ausgabe vom 30. April bekanntgegeben.

Der für die vorliegende Ausgabe Nr. 5 des „Illustrierten Beobachters" gestellten Aufgabe liegt folgender Gedanke zugrunde:

Zu der Propaganda- und Werbearbeit für die beiden national-sozialistischen Zentralorgane „Völkischer Beobachter" und „Illustrierter Beobachter" möchte der Verlag Franz Ehers Nachflg. gerne

einen guten, schlagkräftigen Zweizeiler

der sich leicht einprägt und sich zum geflügelten Wort eignet, verwenden. In dem Zweizeiler muß der Begriff „Adolf Hitlers Zeitung" in irgendeiner Form zum Ausdruck kommen. Eine Verwendung der Worte „Völkischer Beobachter" oder „Illustrierter Beobachter" ist erwünscht.

Z. B.: **„Sorgt für größte Verbreitung**
Von Adolf Hitlers Zeitung!"

oder: **„Lese Adolf Hitlers Presse,**
Die andere werfe in die Esse!"

Unsere Preisaufgabe lautet nun:

Wie heißt der beste, schlagkräftigste Zweizeiler zur Propaganda für den „Völkischen Beobachter" und den „Illustrierten Beobachter"?



pikante Lola Montez würde sie nervös machen. Das moderne Laster ist frech und langweilig zu gleicher Zeit, aber es ist bequem. Es trägt keine gefälligen Masken mehr und es kennt keine Reserve. Lustig schwimmt sein Saatkörnchen in der Gosse am Rand des großen Heerweges, bis eine Hand es herausfischt und zur Ernte großzieht. Vive la canaille! —

Man sollte nicht so viel Wesens von dieser Gattung machen, man sollte weder über sie schreiben noch lesen. Aber sie ist der Ausgangspunkt und das Endziel aller vollwiegenden Zeitinteressen, sie versammelt die Elite der Männlichkeit unter ihren Fahnen. Wenige, und wären es sonst die größten Menschen, die den Ausgeburten der Gasse nicht wenigstens zeitweise den Tribut menschlicher Schwäche zahlten! Ja! Extreme berühren sich. Die Hefe kann sich rühmen, daß sie vom Besten hat. Und so kann sie nicht totgeschwiegen werden. Sie zwingt ihre Bedeutung der Zeit auf, man muß mit ihr rechten. Die anständige Frau erscheint als altmodischer, etwas lächerlicher Luxusgegenstand. Der Mann zieht die hübsche Eintagsfliege der Maitresse vor, das Kind will von der Öffentlichkeit erzogen werden. Wozu also Gattinnen, wozu Mütter, — Vive la canaille! —

*

Lori Frapp war nach dem Gespräch mit Pastrell bereits heimgekehrt. Sie empfing die Freundin und Blauytzer in einem Rokokosalon, dessen Wände lichtblau tapeziert und dessen Möbel weiß und blaue Seide waren. Ein weißer Samtteppich, Vorhänge aus echten Spitzen, Tischchen von Meißener Porzellan, kostbare Kästchen voll Nippes, zierliche, fade Gemälde von Boucher und Meissonier und große Sträuße weißer, stark riechender Orchideen paßten sich der Toilette der entzückenden Trägerin an. Ein einfaches Hauskleidchen aus blaßblauem Spiegelsamt, lockere, weiße Straußenfedern als Halsrüsche und Garnierung. — —

Das Köpfchen lugte wahrhaft süß aus ihnen hervor. Lori schien ganz Kind. Unschuldig wie ein Baby in Weiß und Blau, so lächelte sie Blauytzer an, der feine Manieren und sehr viel Geld hatte. Ganz Kind, wie gesagt. Nur die großen Brillanten erzählten, daß sie doch schon etwas vom Ernst des Lebens wußte, die Regierungskleine. — —

Die beiden Herrscherinnen im Reiche der Moderne hatten sich viel zu sagen. Die Börse riet der Politik, was für Papiere sie festhalten solle, und die Politik lieh ihr Ohr wieder der Börse und versprach, daß diese ein Geschäft machen werde. Sie saßen da, zwischen Blumen, Gemälden, Kunstwerken, hold im Rahmen, den die Liebe — ihnen geschaffen, und plauderten herzig mit gesundem Realismus. Lori wußte zu sagen, daß die politischen Größen Ende der Woche kämen: Kautz, Glatz und die anderen. Das Parlament schloß würdig und nichtssagend seine Pforten. Die Lage, die eigentlich überhaupt keine mehr war, blieb unverändert in heiterem Unfrieden. Nur daß auch im Reiche der Wuchteln ein dumpfes Knurren laut geworden und auch die aus dem Stamme der Waschlappskis davon sprachen, sich zu waschen und zum Kampfe zu ziehen. Wie eine Falbprophezeiung nahen Weltuntergang's klang es! —

Kautz war es gelungen, sämtliche Parteien nicht zu befriedigen. Er war aber auch der einzige Mann in Babel, der Orden in Brillanten zu tragen hatte. Der Mann leistete sich das.

Lori sprach huldvoll, anerkennend von ihm. Er sei sehr taktvoll, meinte sie, „a kreuzbraves Schnackerl" —, bei dem eben nur die ihm anvertrauten Völker aus dem Takt kamen. Blauytzer lag in einem Lehnstuhl, die Beine bequem und stilvoll übereinander geschlagen, die Zigarre im Munde; zynisch hörte er dem Gespräch zu. Er hielt zur Regierung, deren Vertreter ihm höchst angenehm waren, er liebte den Hochadel, die feschen, kecken Komtessen, die in seinem Salon lebende Bilder stellten und seinem Reichtum zur Staffage dienten. Wie die herzigen, kleinen Choristinnen, die der neuen Ausstattungsposse an der Wien einen Rahmen machten, liebte er sie. Sie milderten den Nimbus der Aristokratie, die Blauytzer und Konsorten längst hinter den Kulissen ihrer Ahnengalerien wandeln und umherspüren ließ. Er kannte die Champagnerschulden großer Staatsmänner und bezahlte sie so oft als die Toiletten verschwenderischer Gräfinnen, die nie auskamen. Er hatte immer einiges Blaublut auf Lager, das herabgekommen war, und dem er aufhalf. Seine Hausbettler standen nicht bescheiden und bedürftig am Portal seiner Paläste, der Suppe harrend, wenn es Mittag läutete. Sie rekrutierten sich nicht aus dem armen Volke, das längst hungern gelernt hatte, ohne sich zu entwürdigen. Sie saßen an seiner Tafel, an ihrer zum Nehmen ausgestreckten Hand glänzten Wappenringe, ihre Namen waren so groß als ihre Entwürdigung. Und Blauytzer gab und bezahlte für sie. Obwohl er ein genauer Geschäftsmann war, der das Geld abwog, tat er es gerne. Eine Grete Tàlan, eine Lori Frapp, die das Lebensglück von Fürsten und Ministern ausmachten, hielt sich der Jude nur als momentanes Spielzeug, als Reklame für die Gegenwart. Er schätzte sie nach ihrem richtigen Wert. Was er aber für höher gestellte Schmarotzer verausgabte, das betrachtete er als weise angelegtes Betriebskapital für die Zukunft. Getreu der Habgier, die seine Rasse zum Handeln und Riskieren trieb, untergrub er langsam mit fester Hand die Machtstellung des Adels und gesunden Bürgertums. Er zersetzte und demoralisierte erfolgreich. Seine Fühler streckten sich höher und höher, klammerten sich oben an. Immer mehr Macht kam in seine Hände. Noch ein paar Jahrzehnte und — — sie hatten Karriere gemacht, sie waren auf der Höhe, die Seinen. Das war ja doch der Kernpunkt des modernen Kulturkampfes, das wütende, siegreiche Drängen des Semitentums nach oben, das Einimpfen seines Geistes, das Vermischen seines Blutes mit der noch herrschenden Rasse, bis sie sank, ein durchfaulter Stamm, blüte- und fruchtlos. Für diese künftige Zeit der Herrschaft zahlte Blauytzer, zahlten seinesgleichen. Sie unterstützten diese hochverräterische Gewalt, die, statt das Übel der Zeiten tiefer zu suchen, Hader um Hader im Volke ermutigte, den Nationalitätenkampf anspornte und Exzesse lieber begrüßte als das Wehen der Friedenspalmen im Innern des Reiches. Sie rechneten damit, daß die Aufmerksamkeit von den Wurzeln des Zeitelends, vom Erbfeind abgelenkt würde, daß die Tat sich im Parteienkampf zersplittere, statt einig gegen den Fluch eines groß gewordenen Druckes von Judas Hand vorzugehen.

Blauytzer, den Loris Aplomb reizte, blies ihr eine Rauchwolke ins Gesicht und köpfte, um sie zu ärgern, eine teure Orchidee. Sie schnitt ihm ein herziges, ungezogenes Gesicht. Einer Durchlaucht hätte sie eine Ohrfeige gegeben, einem Fürsten aus Israel niemals. Sie war immer „auf der Höhe der Zeit", die Lori.

„Haben Sie keine Angst, Freil'n Lori, daß der Rorerl — so familiär war Blauytzer, dessen Vater Nägel und Stricke verkauft hatte, mit den Blumen der Menschheit — daß der Rorerl einmal heiratet? Aus ihrer Exzellenz Laffen macht er sich nix mehr. Sie ist pensioniert und die Zeiten sind vorbei, in denen sie aus solchen Geistespygmänen, wie er, Riesen hat machen können. Er war einmal ein kleiner Schreiber in der Provinz. Sie begleitete ihren damals allmächtigen Gemahl auf Inspektion, und der Rorerl mit seiner jungen Beamtenschönheit und seinem reservierten Kavaliersgetue tat ihr's an. Ganz außer sich soll sie gewesen sein. Er hat sie zappeln lassen, die vielseitige Dam', bis sie für ihn ganz einseitig word'n is. Sie hat ihn ins Ministerium gebracht, sie hat ihn lanciert, und sie leidet jetzt alle Qualen der Eifersucht." —

„Ich hab' nie was davon g'merkt."

Blauytzer lachte und sagte ungezogen:

„Auf Euch Herzerln is man nicht eifersüchtig. Ihr gehört's zum Nimbus."

„Und wir sind auch nie auf an anzige Schachfigur ang'wiesen, mei' Lieber," gab Lori zurück, indem sie die Arme mit einer gelungenen Geste vom Naschmarkt in die Seiten stemmte. „Dös passirt nur deinen Komtesserln und Exzellenzerln. Die armen Waserln müssen halt zahlen, damit 's ang'schaut werd'n. Mir, was mir besser situierte Leut' sein, mir kennen das nicht. Mir werd'n 'zahlt, damit mir uns anschau'n lassen. So liegt der Fall.

Nach Ausspruch dieser Wahrheit, die ein „Schlager" genannt werden konnte und sich in ihrer gemütlichen Gemeinheit zu Rokokosalon und Pariser Toilette orginell ausnahm, seufzte Grete Tàlan. Sie hatte wenig Witz und fand Lori gemein, wenn diese derb ins Schwarze traf.

Blauytzer blickte mit einer gewissen Hochachtung auf die Sprecherin.

(Fortsetzung folgt)

Wie Daisy und Billy sich wieder fanden

Eine verteufelt rührende Sache. Von Hans Hesse

Daisy erhält eine Auskunft.

Daisy war schlimm dran. Seit der Affäre mit dem Nelson-Distrikt-Billy in der Viktoria-Bar, wobei ihre Freunde von dem geriebenen Hinterwäldler unter ihrer eigenen Mitwirkung völlig ausgeplündert wurden, konnte sie sich in der City kaum noch sehen lassen. Seit sie Billy kennengelernt hatte, wollte sie übrigens von der ganzen Bande nichts mehr wissen. Diese aber desto mehr von ihr, und so lebte sie in der beständigen Furcht vor der Rache ihrer früheren Freunde dahin. Dazu kam ihr großer Kummer, daß Billy nicht mehr in Detroit war.

Übrigens, eh' ich's vergesse: die Stadt, von der die Rede ist, sind eigentlich mehrere, durch beständigen Bevölkerungszuwachs zu einer Großstadt zusammengeschmolzene Städte, nordwestlich vom Mackenzie-Flusse. Da die zum Teil sehr rauhbeinigen Bewohner dieser sonst so netten Stadt mir aber geschworen hatten, mich zu lynchen, wenn ich es wagen sollte, über die für sie so blamable Spieleraffäre zu berichten, habe ich, fälschlicherweise, aus Sorge um meinen noch ziemlich gut erhaltenen Skalp, den Namen Detroit gewählt.

Also Daisy hatte Kummer. Sie konnte Billy, den göttlichen Kerl nicht vergessen und so fragte sie Gott und die Welt und sonstige Leute nach dem Nelson-Distrikt, ohne jedoch eine genaue Auskunft erhalten zu können. Endlich traf sie am Bahnhof auf einen Beamten, der ihr Bescheid geben konnte, und ein zufällig dabeistehender Gentleman, der ihre Frage gehört hatte, fügte noch hinzu: „Die Hauptstadt des Distrikts heißt Lucky-Flat, liegt zehn Meilen von der Station am Mc-Allen-Paß entfernt, hat hundertundzwanzig Einwohner. Alles Junggesellen und nette Jungens, Miß. Glänzende Chancen für Sie. Müssen aber vorher pokern, Schießen und Whisky trinken lernen."

Lachend dankte Daisy und eilte dann davon, um sich für die Reise vorzubereiten, da sie fest entschlossen war, Billy aufzusuchen.

Die Station am Mc-Allen-Paß.

Eingebettet in unermeßliche Wälder, am Ausgang des Mc-Allen-Passes, welcher hier die Rocky Mountains verlassend, die Bahnlinie überquert, lag ein kleines Blockhaus, hart am Schienenstrang. Ein Signalmast deutete auf ein amtliches Gebäude hin. Die viermal täglich hier durchjagenden Züge hielten schnaufend für einige Minuten, bis die spärlichen Postsachen für die umliegenden Distrikte entladen, oder in Empfang genommen waren. Es kam auch zuweilen vor, daß hier Passagiere den Zug verließen oder bestiegen. Doch gehörte dies zu den Seltenheiten. Tom, der Alleinbeherrscher der kleinen Station hatte, trotzdem er Stationsvorsteher, Posthalter und Telegraphist in seiner Person verkörperte, Ruhe, viel Ruhe. In seiner vielen Freizeit beschäftigte er sich mit der Hundezucht. Auf dem sonnigen Sandplatze hinter dem Häuschen wimmelte es oft von Welpen. Die Wolfshunde aus seiner Zucht waren in der ganzen Umgegend beliebt und erzielte Tom gute Preise, sowohl von den Farmern wie von den Diggers. Daneben hatte Tom noch eine andere Leidenschaft: seine Pfeifensammlung. Die hatte einen beträchtlichen Umfang, jedes Stück war selbstgeschnitten und -geschnitzt. An jeder Pfeife hing er mit einem fast kindischen Geiz, und nur wenige seiner Freunde konnten sich rühmen, eine solche von ihm zum Geschenk erhalten zu haben; und diese wenigen waren sehr stolz darauf.

Abgesehen von dieser Eigenheit, war Tom sehr beliebt. Bildete er doch neben Jmmy, dem Postreiter, das einzige Bindeglied zwischen den Distrikten und der Außenwelt.

Jmmy kam morgens und abends auf seinem struppigen, aber erstklassigen Gaul herangejagt, meldete sich regelmäßig durch einen Revolverschuß, dessen Echo noch lange hallend durch die Wälder rollte, an, worauf Tom ebenso regelmäßig aus seinem Haus, oder zwischen seinen Hunden heraus auftauchte, sein: „Na, Jmmy, alter Waschbär, auch mal wieder da?" murmelte und diesen mit in seine Behausung zog, während der Gaul inzwischen die jungen Wolfshunde, die spielend zwischen seinen Beinen herumkollerten, beschnupperte.....

Drinnen erhielt Jmmy seinen Whisky und erledigten die beiden dann die Postsachen. Nach einer halben Stunde Plauderns, während welcher Jmmy nie unterließ, Toms Pfeifensammlung mit versteckten Anspielungen, welche Tom aber stets geflissentlich überhörte, zu bewundern, bestieg Jmmy seine braune Stute und galoppierte, von den größeren Hunden noch eine Strecke Weges mit lautem Gekläffe begleitet, von dannen . . .

So spielte sich das Leben auf der einfachen Station einförmig und ohne Aufregung ab, und man konnte sich nichts Gemütlicheres denken, wenn Tom nach Dunkelwerden in seinem Hause vor dem Kamin saß, die Pfeife im Munde, vor sich einen Blechbecher mit dampfendem Whiskygrog, eine Zeitung oder ein Buch in den Händen, um sich herum gelagert seine Hunde, während draußen die Wälder ihr ewiges Lied rauschten....

Besorgte Freunde.

Die „Hauptstadt" vom Nelson-Distrikt ist, wie schon erwähnt, Lucky-Flat. Und der Hauptangelpunkt, beziehungsweise der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens von Lucky-Flat, ist der „Salon zum winselnden Präriehund", den einige von euch ja schon kennen werden....

Es war sehr heiß. Die Boys arbeiteten noch in den Claims oder lagen faul daheim auf ihren Pritschen. In Jacks Salon war deshalb nicht viel los. Jack, der Wirt stand in Hemdsärmeln hinter dem Schenktisch, beide Ellenbogen auf denselben gestützt und buchstabierte, leise die Lippen dabei bewegend, an einer drei Wochen alten, zerlesenen und fettigen Zeitung herum. Drei Boys, Billy, Joe und Jonny, saßen an einem der rohen Tische und tranken gelangweilt ihren Whisky. Spielkarten lagen unberührt vor ihnen. Man war zu faul selbst zum Spielen. Fliegen und Moskitos übten ihre unbeschränkte Wirkung aus. Keiner wehrte ihnen und der Pfeifenrauch, der heute nur spärlich seine blauen Wolken durch die dumpfe Atmosphäre der Stube zog, störte sie nicht weiter.

Joe und Jonny hatten eben, wohl zum neunundneunzigsten Male festgestellt, daß mit Billy seit seiner Rückkehr aus Detroit, absolut nichts mehr los sei. „Zum Henker, Billy! Säuft der Kerl nicht stundenlang, ohne ein verdammtes Wort zu reden? Weiß der Teufel, welcher Unterrock ihn so benebelt hat. Die Pest auf das lapperige Weibervolk! Da sieht man's wieder, was die Sorte, dieses Frauengeziefer, aus'm ordentlichen Kerl machen kann!" Grollend hatte es Joe gesprochen und mit beifälligem Stirnrunzeln nickte Jonny zu der Rede. „Und dann diese blödsinnigen Angewohnheiten, die er mitgebracht hat. Wäscht sich jeden Tag und fuhrwerkt sich dauernd mit'm Kamm auf'm Schädl rum. Und ich will Gras fressen, wenn er nich jede Woche 'n reines Hemd anzieht! Billy! Billy, was is bloß aus dir geworden. Fehlt bloß noch, daß du dir die Zähne putzt!"

Und kummervoll fügte Jonny hinzu: „Neulich hat er sogar 'n Taschentuch benutzt!"

Billy hörte die Klagen seiner Freunde ohne eine Miene zu verziehen, an, bestellte eine neue Flasche, stopfte seine Pfeife frisch, trank, rauchte und schwieg weiter.

Jack betrachtete ihn mit besorgtem Kopfschütteln und sagte dann: „Hör mal, du verdammter alter Narr, das geht so nich weiter mit dir! Dir fehlt ne kleine Abwechslung. Wie wär's, wenn ihr mal wieder 'n Zug abstoppet, eh?" „Is nich so übel," meinte Billy. „Was sagt ihr dazu?" wandte er sich an seine beiden Freunde.

„Wenn sie uns man nich nachher 'n Polizeikommando auf'n Hals schicken," bedachte der vorsichtige Jonny.

„Ach was", mischte sich Jack der Wirt ein, „im vorigen Jahr hat sich auch keine einzige Spürnase hier sehen lassen. Sie lassen ein paar Wochen die Züge mit Militär besetzen und nachher is alles wieder beim alten."

„Auf jeden Fall woll'n wir's heute abend mit den Boys besprechen", beendete Billy die Unterhaltung. Dann griffen sie zu den Karten und waren bald eifrig und mit Inbrunst ins Pokern vertieft.

Der Eisenbahnüberfall.

Der Lokomotivführer Ellington des Mittagszuges, sagte zu O'Flaherty, dem Heizer: „Nur noch vier Stunden, Patrick, dann haben wir's geschafft. Mein Magen schreit nach Ablösung." Der Heizer nickte und warf einige Schaufeln Kohlen in den rotglühenden, unersättlichen Rachen der Maschine.

„Welcher Idiot läuft denn da vorne auf dem Geleise rum!" rief Ellington auf einmal und blickte angestrengt auf die Strecke. Patrick drückte sein berußtes Gesicht neben ihm an die Scheibe. „Der schwenkt was", sagte er dann, „ich glaub, 'ne rote Fahne."

„Verdammt, der Hund steht mitten auf dem Strang! Das hat was zu bedeuten, Patrick! Hölle! Da kommen ja noch zwei der Kanaillen . . . Junge, das riecht nach Überfall!" Die beiden sahen sich, bleich geworden, an, während der Zug sich in rasender Fahrt den Männern auf dem Geleise näherte. Sie waren jetzt deutlich zu erkennen. Verwegen aussehende Kerls, Masken vor dem Gesicht und Revolver in den Fäusten. Der Lokomotivführer wußte genug. Mit einem Ruck warf er den Hebel herum ..... knirschend arbeiteten die Bremsen ..... der Zug stand, im Nu von etwa dreißig wilden, bewaffneten und maskierten Gesellen bestiegen, die ringsum aus dem Walde aufgetaucht waren. Die Männer auf der Maschine wurden durch einen, mit zwei Revolver bewaffneten Mann in Schach gehalten. Den Gepäckwagen erstürmten fünf Kerls, und er war im Handumdrehen geleert, während die übrigen Banditen mit vorgehaltenen Revolvern in die Personenwagen eindrangen und die erschreckten Passagiere ruhig und höflich zum Sitzenbleiben aufforderten und sie dann liebenswürdig und sachgemäß ausplünderten. Das alles spielte sich in zehn Minuten ohne irgendwelchen Zwischenfall ab, denn ein großer Teil der Reisenden hatte schon irgendwo und irgendwann Bekanntschaft mit Eisenbahnräubern gemacht und wußte, daß Widerstand vergeblich gewesen wäre und nur ein unnötiges Blutbad hervorrufen würde. In diesem Sinne wirkten sie auch auf ihre Mitreisenden ein und so wickelte sich die Sache gemütlich, manchmal sogar mit derben Scherzen und Witzen, ab.

Nach einer Viertelstunde war der Zug weitergebraust, die Boys in den Wäldern untergetaucht und der Schauplatz des Überfalls lag still wie zuvor da.

Tom, der Mann auf der Station am Mc-Allen-Paß, gab am selben Abend grinsend ein Telegramm weiter, welches folgenden Wortlaut hatte:

„Zug 2097, 4.20 Uhr, 20 Miles nördl. vom Mc-Allen-Paß von 30 Mann überfallen. Streckenpersonal hat alle verdächtigen Anzeichen sofort nach Detroit zu melden."

Und grinsend telegraphierte er nach Detroit: „Hier keinerlei verdächtige Anzeichen bemerkt. Tom Mills, Stat. Mc-Allen-Paß."

Die Verschwörung.

Schwächer und schwächer klang das Rattern und Brausen des soeben weitergeeilten Detroiter Zuges aus den Wäldern heraus. Tom stand mit offenem Munde vor seinem Stationsblockhaus. Seine Pfeife, welche er vor lauter Erstaunen hatte ausgehen lassen, hielt er krampfhaft in der linken Hand. Um seine langen Beine herum krabbelten seine Welpen und die älteren Hunde drängten sich schmeichelnd und schweifwedelnd um den Gegenstand von Toms grenzenloser Verwunderung ..... eine junge Dame, welche mit dem Zuge eingetroffen war und jetzt unschlüssig neben dem Geleise stand.

Tom starrte noch immer auf die hübsche, elegante Fremde, die in dem enganliegenden grauen Sportskostüm, den hohen Jagdschnürstiefeln und dem hellen Filzhut, direkt zum Anbeißen aussah. Und er wurde mächtig verlegen, als diese Dame jetzt auf ihn zutrat und ihn nach dem Weg nach Lucky-Flat fragte. „Ich will verd . . . beg Your pardon, Miß, aber nach Lucky könnt Ihr heute nicht mehr. Der Weg ist zu weit, Ihr kämet erst spät nachts dort an." „Aber was soll ich denn machen, lieber Freund, ich kann doch nicht hier im Wald schlafen. Übrigens, kennt Ihr Billy?"

„Alle Teufel, Miß! Zu Billy wollt Ihr?? Höll' und Verd..... hem, hem.... Donnerwetter....." Immer verwirrter werdend unter den Blicken der jungen Dame, blieb Tom hilflos stecken. Lächelnd sagte die jetzt: „Ihr seid aber kein Gentleman, Sir, daß Ihr eine Dame hier so lange stehen laßt. Habt Ihr keinen Aufenthaltsraum für Reisende in Eurem Stationsgebäude. (Fortsetzung folgt.)

Zu Beethovens 100. Todestag

Von Dr. Hans Buchner



Ein Schattenriß Beethovens aus der Jugendzeit (1786)

I.

Am 26. März jährt sich der hundertste Todestag Ludwig van Beethovens, jenes Mannes, auf dessen Lebenswerk die Scheide der abendländischen Musik liegt. Als Mensch und Künstler ist Beethoven von gleich entscheidender Bedeutung für seine und die kommende Zeit gewesen. Als schaffender Künstler wird er ein Januskopf genannt, der schon in seinen Lehrjahren die Errungenschaften einer vielhundertjährigen Vorarbeit zusammenrafft, um sie als äußere Voraussetzung, sozusagen als Form und Gefäß für die Eigenart seiner Gedanken, zu gebrauchen. Als Mensch ist er einer der prophetischen Vorboten heranziehender erregter, entscheidender Zeitläufte, eine der faustischen Seelen des 19. Jahrhunderts. Wie er sich als Künstler von seinen musikalischen Ahnen durch berufliche Ungebundenheit und Freizügigkeit unterscheidet, trennt ihn als Mensch von anderen Größen jenes Zeitalters eine rücksichtslose Eigenart des Wollens und Könnens.

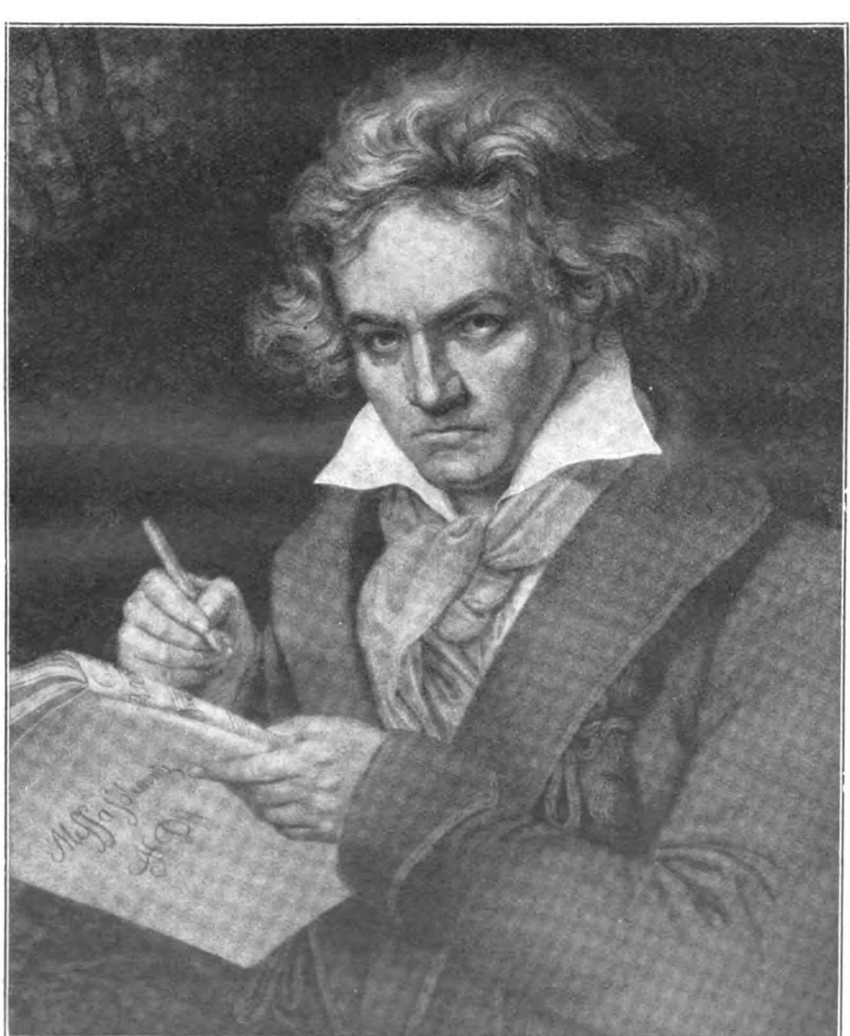


Ein Jugendbildnis des Meisters

Hier liegt auch der tiefere Grund dafür, daß er nicht nur heute noch zu den umstrittensten Erscheinungen der Geschichte gehört, sondern daß er schon seinerzeit nach Persönlichkeit und Leistung oft eine mindere Bewertung erfuhr, die er besonders in späteren Jahren schwer empfand. Trotz alledem blieb er dabei, seine Grundsätze und Anschauungen auf freimütige, oft eigenwillige Art zu vertreten, weil er sich den dunklen, unerforschlichen Urkräften des Lebens anders ausgesetzt fühlte, als er es an den wohlaffektionierten Arkadiern, Künstlerbeamten und Mäzenaten seiner Zeit sah!

Ihm aus diesen Gründen Neigung zur Traditionslosigkeit und zu umstürzlerischer Fortschrittlichkeit an sich vorzuwerfen, ist völlig abwegig. Daß er fünfundzwanzig Jahre alt wurde, ehe er sich in der Lage sah und verpflichtet fühlte, sein erstes Werk zu veröffentlichen, weist deutlich darauf hin, wie tief in ihm das Bestreben lag, sich mit Kunst und Leben verantwortungsvoll unter Berücksichtigung des Vergangenen und des Gewordenen auseinanderzusetzen.

Beethoven gilt in der Musikgeschichte als erster, der das musikalische Künstlertum „von den Fesseln des Handwerks und damit auch von den gesellschaftlichen Hemmnissen eines soliden Zunftwesens befreite und der Welt kraft seiner Persönlichkeit frei gegenüberstand". Es besteht kein Zweifel, daß der Geist jener Zeit, welche unter den Stürmen der Französischen Revolution den sogenannten Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts, eine Spätgeburt des vormärzlichen Aufkläricht, erzeugte, in Beethoven Fuß gefaßt hatte. Die Pariser Umwälzung trieb ihre schäumenden Fluten bis an seinen Geburtsort Bonn heran. Aber er war ein Verächter der Rebellion niedriger Instinkte. Seine Verehrung für den nationalen Volkshelden, den Diktator Bonaparte, ehe dieser sich zum Kaiser machte, und seine Begeisterung für den modernen, im ganzen Volk und in der Souveränität des Volkes verankerten nationalen Republikanismus zeigt das mehr als deutlich. Er war ein freiheitsliebender, fortschrittlicher, gesinnungsstarker Idealist, kein Umstürzler!

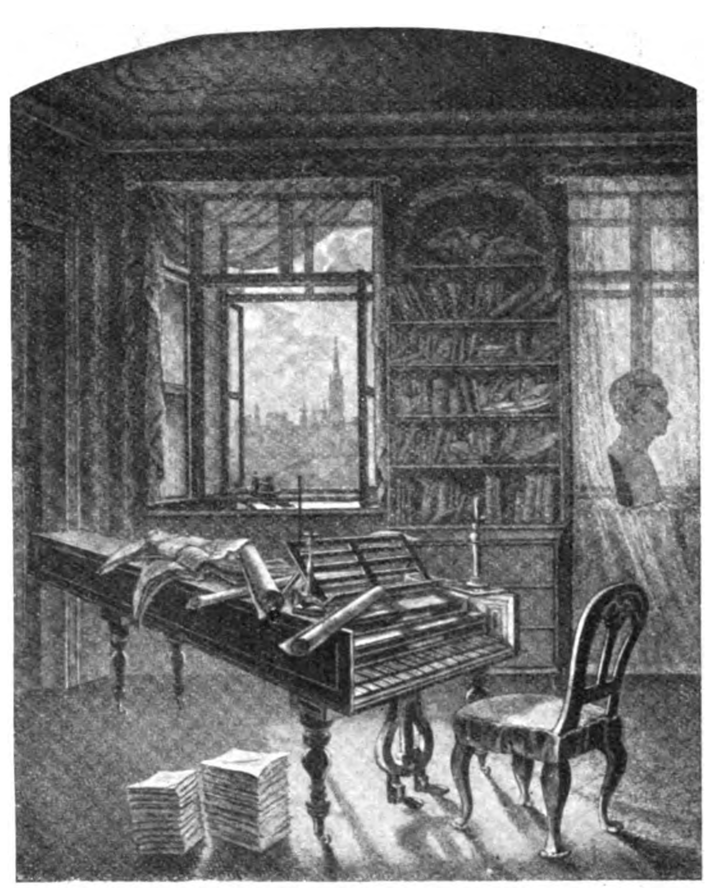


Beethoven nach dem bekannten Gemälde von Stieler-Kriehuber

Und hier ruhen nicht nur die Wurzeln seiner Weltanschauung, sondern auch seines künstlerischen Lebensbekenntnisses. Man hat mit Recht von ihm geschrieben, daß er nicht mehr nur Musiker sein wollte, sondern Prophet, Prediger und Verkünder; und daß ihm als beste Wiedergabe seines Bekenntnisses die musikalische Form erschien. Aber in dieser Feststellung liegt auch eine große Gefahr. Es gibt eine moderne Richtung in der Musik, welche Beethovens geniale Fortschrittlichkeit als Freibrief für das eigene gestaltungs- und formlose Unvermögen benutzen möchte.

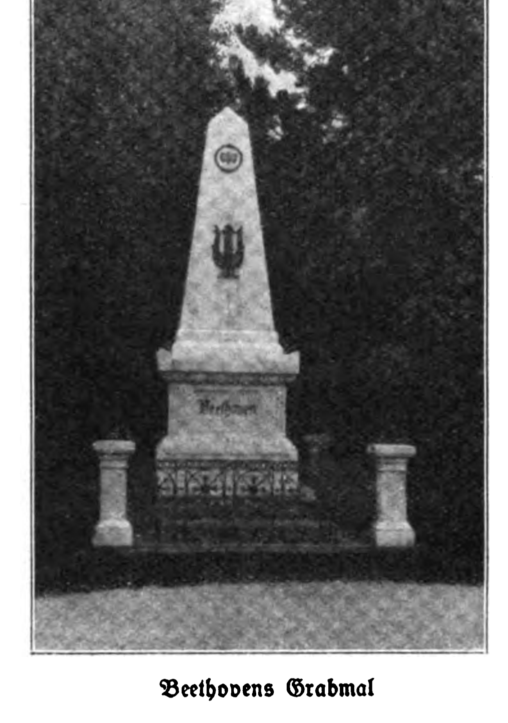
So wird zu beweisen versucht, daß die Kraft der Beethovenschen Melodien in ihrem dichterischen Ideengehalt allein verankert sei; wird behauptet, daß ein Thema nicht mehr originell zu sein brauche, da Beethovens Themen großenteils selbst nicht als originell angesprochen werden könnten; wird behauptet, daß die Stärke dieses größten absoluten Musikers in den Programmen und Leitgedanken seiner Symphonien und Sonaten und nicht in der Musik an sich liege.

Es ist allerdings kein Zweifel, daß Beethoven die musikalische Form im kraftvollen Selbstbe-



Beethovens Arbeitszimmer im Schwarzspanierhaus (Wien)

wußtsein seiner künstlerischen Sendung oft frei und fast unfaßbar handhabt und sie der Logik der älteren objektiven Ästhetik entwindet. Es ist kein Zweifel, daß er Ideen und Vorstellungen einen großen Einfluß auf Verlauf und Ablauf der Form einräumt. Aber es wird kein Fall nachzuweisen sein, wo die formale Eigengesetzlichkeit eines Werkes nicht in organischer Verwachsenheit mit ihrem gedanklichen Inhalt stünde. Es ist notwendig, Werken wie der Dritten Symphonie (dem Hochgesang vom Ethos der heldischen Tat), der Pastorale (Schilderung des seligen Sichversenkens in die Natur und den Gehalt ihrer Erscheinungen) oder der Neunten Symphonie (dem Hymnus auf Menschenliebe und menschliche Verbrüderung im Geiste der Gottheit) auch ihre musikalische Bedeutung wiederzugeben und sie den spekulativen Versuchen einer berechnenden Tendenzbewegung zu entziehen.



Beethovens Grabmal

II.

Beethovens Leben war ein trauriger und brutaler Kampf, den er, der Sohn eines Chorsängers und einer Köchin, von Jugend auf zu bestehen hatte. Sein Vater wollte des Knaben musikalische Anlagen für sich ausbeuten. Als Elfjähriger stand er schon mitten im Ringen ums tägliche Brot, mit siebzehn Jahren war er das Oberhaupt der Familie. Die Trostlosigkeit seiner Kindheit, nur erhellt durch liebevollen Beistand treuer Freunde, hinderte ihn nicht, den Stätten seiner kargen Jugendfreude ein zärtliches Andenken zu bewahren. Er verließ Bonn, als der Krieg hereinbrach, und auf dem Weg nach Wien kreuzte er die gegen Frankreich marschierenden Armeen, gegen jenes Frankreich, dessen Nationalismus und Freiheitssinn auch einen Beethoven eroberte.

Um die Wende seiner dreißiger Jahre traf ihn das furchtbarste Leiden, welches einem Musiker zustoßen kann. Die Taubheit begann ihr Zerstörungswerk. Dieses wahrhaft tragische Schicksal warf schwere Schatten auf sein Leben und seine Werke, so sehr er es vor allen Freunden zu verbergen trachtete. Zu dem körperlichen Leiden gesellten sich seelische, bis sich die Krisis in dem verzweifelten Ausbruch des Heiligenstädter Testaments entlädt. Er war, 1802, nahe daran, Hand an sich zu legen.

Aber seine Mission war noch nicht erfüllt. Die Arbeiten jener Zeit umfassen einen ungeheuren Komplex von Ausdrucksgegensätzen zwischen Leid und Hoffnung, Stolz und Trübsinn. Doch schon 1803 hat Beethovens titanische Kraft die Depression überwunden, und stark pulsierendes Leben strömt neu durch seine Inspiration. Das Bekenntnis zu unbegrenzter menschlicher Freiheit und nationaler Unabhängigkeit ringt sich in der Energie der Rhythmen und Melodien unwiderstehlich ans Licht. Als nationaler Republikaner träumt er von der revolutionären Verwirklichung plutarchischer Staatsanschauung. Überall drückt sich in seinen Werken der Kampf jener Zeit aus, dergestalt, daß Bismarck von einer der Klaviersonaten (der Appassionata) sagte: „Wenn ich sie häufig hören würde, würde ich immer sehr tapfer sein!"

Das Glück einer kurzen Verlobungszeit übte vorübergehend wohltuenden Einfluß auf den Ruhelosen aus. Aber dies sollte nicht von langer Dauer sein; was ihm von der „unsterblichen Geliebten" trennte, wird wohl immer dunkel bleiben. Doch als die Liebe ihn verließ, nahte der Ruhm und erfüllte ihn mit stolzem Machtgefühl. Sein Selbstbewußtsein wächst, die Kühnheit und die freie Kraft seiner Werke nimmt schier unfaßbar zu, so daß ein Mann wie Goethe die Gewalt dieser Musik zu fürchten beginnt. Auf dem Wiener Kongreß wurde Beethoven als europäische Größe anerkannt und gefeiert.

Aber auf diese glanzvolle Epoche folgte eine düstere Zeit. Seine Gönner enttäuschten ihn, die Taubheit nahm zu, Geldsorgen begannen ihn zu beunruhigen; sein Neffe, an dem er mit väterlicher Liebe hing, machte ihm die schwersten Sorgen; der italienische Stil, welcher sich in Wien durchzusetzen begann, fing an, seinen Ruhm zu verdunkeln. Mit der Neunten Symphonie und der Missa Solemnis, den Höhepunkten seines Schaffens, erlebte er zwar noch überwältigende Triumphe, aber nur mehr für kurze Zeit; er war ein Armer, Kranker, Einsamer, als er seinen „Hymnus an die Freude" anstimmte!



Die offizielle Postkarte der österreichischen Regierung zu Beethovens 100. Todestag

Eine hohe, innere, über das Leben siegende Freudigkeit, der selbst der Schmerz nur noch ein Spiel war, verklärte in einer weihevollen heroisch frohen Selbstbeglückung Beethovens letzte Werke und Jahre: er hatte überwunden! Die Streichquartette dieser letzten Zeit spiegeln eine überirdische Welt wider, von der die letzten Schlacken irdischer Hemmungen abgefallen sind. Sie schlagen in einer unbegreiflichen Verklärung eine Brücke vom geistigen Walten eines Diesseitigen zu den Gestaden des unfaßbaren Übersinnlichen. Selbst seine Todesstunde ist noch umdunkelt von einer geheimnisvollen Ineinssetzung der Natur und des Geistes. Während eines heftigen Gewitters starb Beethoven, über dem Sterbenden rollte der Donner und brauste der Frühlingssturm! Was Irdisches an ihm war, birgt ein schlichtes Grab, bergen die Stätten der Erinnerung, welche seinem Gedächtnis geweiht sind. In seinen Werken lebt der Geist des Absoluten fort und fort.

Der Kampf um Berlin



Das Plakat zur Rot-Front-Demonstration gegen die Nationalsozialisten

Die Daweszentrale Berlin erlebte in diesen Wochen einen gewaltigen Ansturm des Nationalsozialismus, der bereits zu ungeahnten Erfolgen geführt hat. Spandau, die einstige marxistische Hochburg, ist zum festesten Bollwerk unserer Bewegung geworden. Wenige Großkampfversammlungen, unterstützt von einer großzügigen Propaganda haben genügt, die einst so stolze rote Front zu zerbrechen. Heute sind wir dort die Herren der Straße und die Mordbuben des R.F.B., die so manchen unserer heldenhaften S.A.-Leute gemeuchelt haben, wagen nicht mehr, sich mit Abzeichen oder gar in Uniform in Spandau sehen zu lassen. Auf unsere letzte große Massenversammlung hin wagten sie noch einen letzten Versuch zur Gegendemonstration und riefen zur „Mobilmachung gegen die Faschistengefahr". Ganze 120 (einhundertzwanzig) Mann von denen, die nie alle werden, folgten noch diesem Ruf. Ein kläglicher Zusammenbruch! Im Zentrum aber des roten Berlin, im berüchtigten Wedding, pflückte der Adel des dritten Reiches, unsere herrliche S.-A, ihre glänzendsten Lorbeeren. Die Schlacht in den Pharussälen hat den roten Terror endgültig gebrochen. Da warfen 300 entschlossene Hakenkreuzler 2000 rote „Frontkämpfer" aus dem Saal. Seitdem wagen es die feigen Söldlinge der Börse nur noch in dunklen Straßen, mit 50 facher Übermacht einzelne unserer Parteigenossen meuchlings zu überfallen. Auch dieses Handwerk wird ihnen und ihren hetzenden jüdischen Bonzen bald gelegt sein. Freilich forderten diese Kämpfe auch auf unserer Seite blutige Opfer. Und vor allen Dingen: die Erfahrung zeigte uns, daß wir unsere Verwundeten den Berliner Krankenhäusern mit ihren jüdischen Ärzten nicht anvertrauen können. Da griff nun in dankenswertester Weise der „Deutsche Frauenorden" unter Elsbeth Zanders Führung ein und nahm die Verwundeten bei sich auf, um sie in liebevoller Pflege ihrer Genesung entgegenzuführen. Noch ist der Kampf nicht zu Ende. Er geht weiter und wird rücksichtslos und ohne Kompromiß durchgekämpft werden, bis Berlin eine nationalsozialistische Hochburg ist. Dann ist der Weg frei ins dritte Reich.

D.



An allen Plakatsäulen kleben die nationalsozialistischen Weckrufplakate



Der Eingang zu den „Pharus"-Sälen in der Müllerstraße, dem Schauplatz schwerer Kämpfe gegen kommunistische Versammlungsstörer

Ein Ehrenzeichen für unsere Kämpfer



Zu nebenstehendem Bild:
Die Gauleitung der N. S. D. A. P. Berlin hat für die Verwundeten der S. A. ein Ehrenzeichen gestiftet, das in dreifacher Ausstattung verliehen wird



VERWUNDET IM KAMPF UMS DRITTE REICH!



Eine vom Deutschen Frauenorden für die nationalsozialistischen Verwundeten eingerichtete Lazarettstube
Von links nach rechts: Hansen, Genz, Tonak, Troftmann, Schubert

DER MEUCHELMORD DER BÖRSENKNECHTE

Seit Bestehen der nationalsozialistischen Bewegung wird der Kampf gegen sie mit zwei Waffen geführt: Totschweigen, Lüge und Verleumdung auf der einen Seite und Terror und brutale Gewalt auf der anderen. Und je mehr Lüge und Verleumdung versagen, desto grundlicher und rücksichtsloser gebraucht das Judentum und der Marxismus im Kampf um die Erhaltung der geistigen Knechtung und wirtschaftlichen Ausplünderung des deutschen arbeitenden Volkes den traditionellen Blutterror, der von jeher die ultima ratio, die letzte Rettung der Börse gewesen ist.

Und so beklagt die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei in diesen Tagen wiederum den Tod eines ihrer besten u. treuesten Kämpfer, der durch eine marxistische Mordkugel aus dem Hinterhalte niedergestreckt worden ist. Es wäre falsch, den vorätzlichen Mord an dem Nationalsozialisten Otto **Senft** aus Bochum als einen Einzelfall vertierter Menschen hinstellen zu wollen. Die in den letzten Monaten fast täglich erfolgenden Sprengungen und Feuerüberfälle auf nationalsozialistische Versammlungen und Versammlungsbesucher in den Städten des Ruhrgebiets, aber auch in Berlin und in anderen Teilen des deutschen Vaterlandes zeigen, daß es sich um ein System handelt, mit dem die Börse und ihre Schutztruppe glaubt, die Deutsche Freiheitsbewegung niederhalten zu können.



Der von Marxisten am 10. Februar aus dem Hinterhalt erschossene Nationalsozialist Otto Senft aus Bochum

Erschütternd sind die näheren Umstände, unter denen der Nationalsozialist Senft sein Leben lassen mußte. In Dortmund, der letzten marxistischen Hochburg im rheinisch-westfälischen Industriegebiet fand eine nationalsozialistische Versammlung statt, zu deren Schutz sich u.a. 50 S.A.-Leute aus Bochum eingefunden hatten. Als diese Nationalsozialisten auf der Rückfahrt in einem Lastkraftwagen die Stadt Dortmund verließen, wurden sie auf freiem Feld von Rotfront überfallen und mit einem Kugelregen überschüttet. Senft erhielt einen Bauchschuß und starb noch in der gleichen Nacht im Dortmunder Krankenhaus. Vergebens wartete seine Gattin auf seine Rückkunft. Erst am vormittag des nächsten Tages erfuhr die tiefgebeugte Frau, die vollständig unversorgt mit einem Kind zurückbleibt, den Mord an ihrem Gatten, den Raub des Ernährers ihres Kindes.

Wir Nationalsozialisten aber wollen neben unseren anderen Märtyrern auch den gemeuchelten Parteigenossen, der in westfälischer Erde begraben wurde, nicht vergessen. Unser Kampf geht weiter bis an den Tag, wo der Satz zur Wahrheit wird:

„Auch aus seinen Gebeinen entsteht ein Rächer."



Grab des ermordeten Nationalsozialisten Senft in Bochum

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang / Folge 6
30. März 1927



Preis 20 Pf.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Der Schädel des Herrn Abgeordneten

Viele sind berufen, wenige auserwählt!

Atlantic

Das gilt vor allem für die Unzahl von Parlamentariern, die heute die Welt beglücken. In Amerika will man nun durch Schädelmessungen die Eignung und Befähigung der Parlamentarier nachprüfen. In Deutschland tut man so etwas lieber nicht.

Indianerbesuch beim Berliner Stadtrat



Atlantic

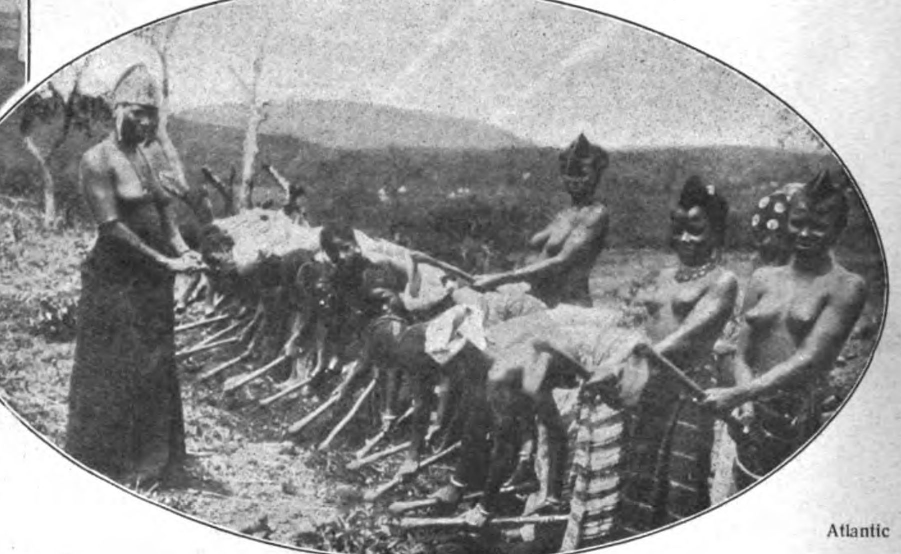
Eine in Berlin gastierende Indianergesellschaft zog in zirkusmäßigem Aufzug zum Rathaus, um den Stadtvätern einen Besuch abzustatten. Diese fühlten sich hochgeehrt und gaben ein ordentliches Frühstück. Die Erwerbslosen aber durften hungernd zuschauen.



Presse-Photo

So soll es auch in Deutschland kommen!

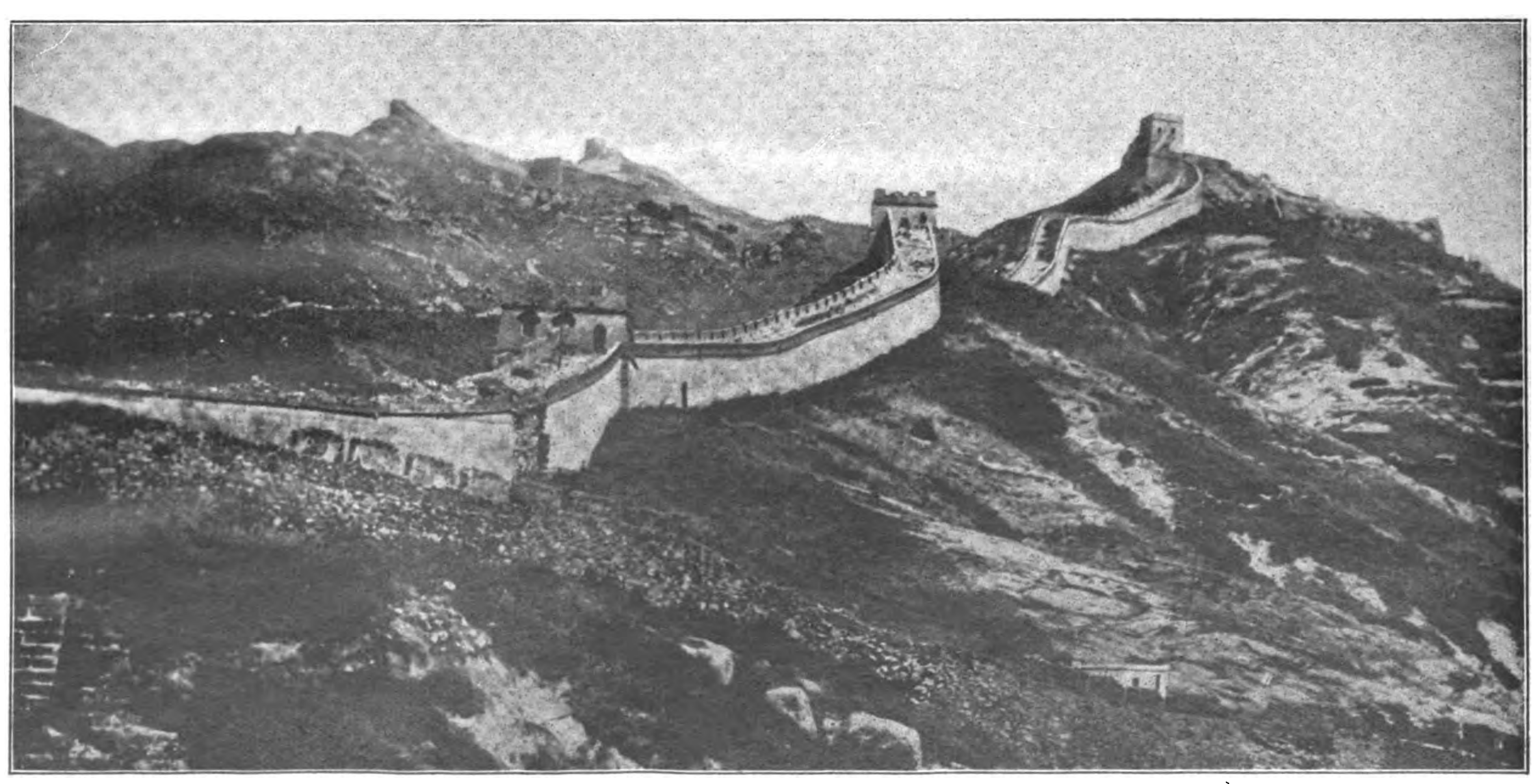
Mc. Garrah sagte, die Deutschen könnten dann ihre Verpflichtungen aus dem Dawesvertrag erfüllen, wenn die deutsche Frau eben neben dem „Pferd und der Kuh den Pflug ziehen hilft". Die deutschen Frauen sollen also das gleiche Schicksal erleiden, wie die Negerweiber, die, wie unser Bild zeigt, schwerste Feldarbeit verrichten müssen.



Atlantic

* * *

WEG MIT DEN CHINESISCHEN MAUERN!

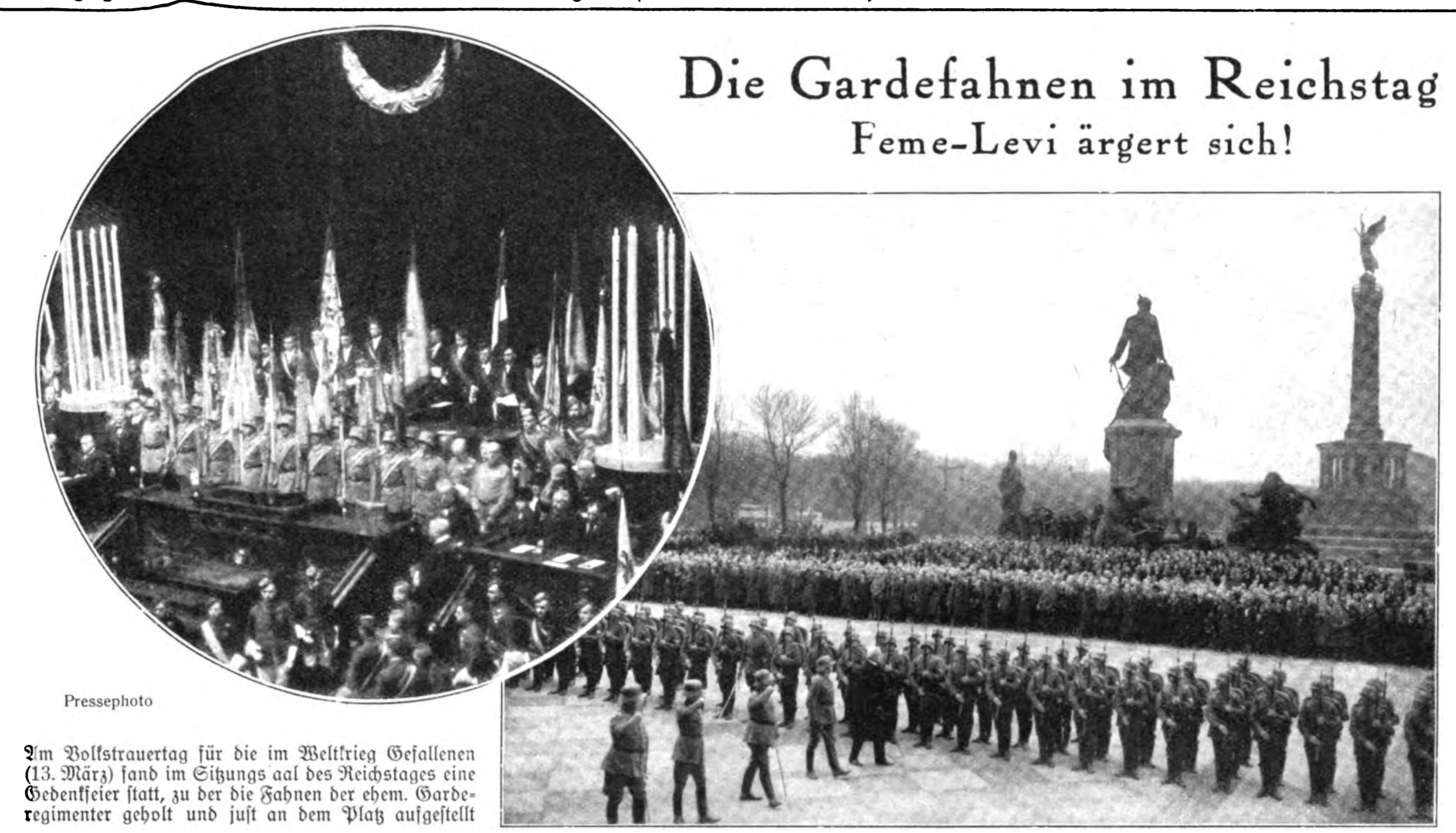


Die Chinesen wollen jetzt darangehen, die sogenannte chinesische Mauer, das gewaltigste Bauwerk von Menschenhand, zugleich das Zeichen der Abgeschlossenheit der anderen Welt gegenüber, niederzulegen. Der Nationalsozialismus kämpft für die Niederlegung der chinesischen Mauer, die der jüdische Klassenkampfgedanke zwischen dem schaffenden deutschen Volk errichtet hat.

Presse-Photo

Die Gardefahnen im Reichstag

Feme-Levi ärgert sich!



Pressephoto

Am Volkstrauertag für die im Weltkrieg Gefallenen (13. März) fand im Sitzungssaal des Reichstages eine Gedenkfeier statt, zu der die Fahnen der ehem. Garderegimenter geholt und just an dem Platz aufgestellt wurden, von dem die Scheidemänner und Feme-Levi ihre landesverräterischen Reden halten. Nach der Feier schritt der Reichspräsident alsdann die Front der Ehrenkompagnie ab.

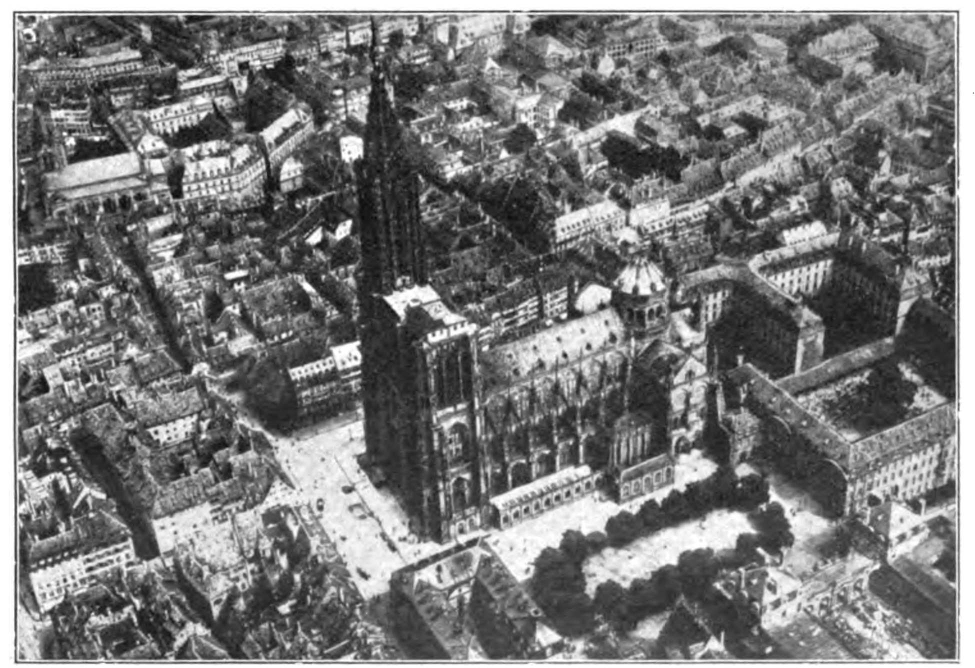
Keystone

Reichsbanner-„Garde" ehrt Spartakus

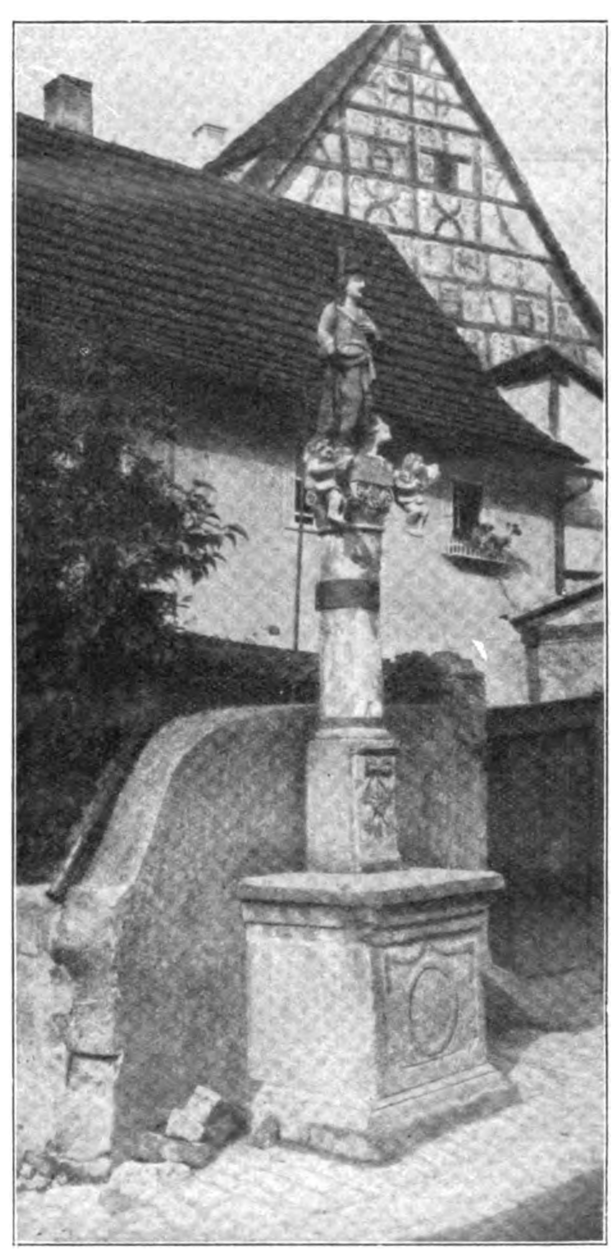


Die „strammen" Reichsbannerkameraden des Herrn Marx an den Spartakusgräbern — Keystone

350-Jahr-Feier des Straßburger Münsters



Im April findet die 350-Jahr-Feier des Straßburger Münsters statt. — Löhrich-Leipzig



Ein eigenartiger Bildstock zu Mainberg i. Unterfr. erinnert an den Einfall der Franzosen in das blühende Frankenland im Sommer 1736. Die Inschrift lautet: „Jedes Unrecht findet seine Vergeltung, Findet sie gewiß. 1736".

DER JUDENSPIEGEL

BLUTMORD — ODER NICHT?

Der unaufgeklärte Mord in Konitz

Wir erhalten folgende hochinteressante Zuschrift, die zu veröffentlichen wir uns für verpflichtet halten. D. Schriftltg.)

Ich bin in der Lage, einen Tatsachenbericht über die Vorgänge in Konitz zu geben, die sich unmittelbar nach der Ermordung und Zerstückelung des Gymnasiasten Ernst Winter (11. März 1900) dort abgespielt haben

Ich war damals freier Journalist in Berlin. Als nun der Mord geschehen war, und der Verdacht laut wurde, es müßte sich um einen sogenannten „Ritualmord" handeln, gab ich in engerem Kreise meinen Kollegen zu erkennen, ich könne an solchen Aberwitz nicht glauben. Gerade deshalb — und weil man mich als einen Mann von starkem Gerechtigkeitsgefühl kannte — wurde beschlossen, mich sofort nach Konitz zu schicken, um auf eigene Faust Nachforschungen anzustellen und dann ganz objektiv Bericht zu erstatten. Diesen Bericht will ich hier wiederholen. Ich werde nur Tatsachen berichten, die Schlußfolgerungen überlasse ich dem Leser.

Der einzige medizinische Sachverständige, der die vorgefundenen Leichenteile des ermordeten Knaben gesehen und untersucht hat, war ein Konitzer Sanitätsrat und dieser hatte gutachtlich festgestellt:

Ernst Winter sei an Verblutung gestorben. Nicht an „Erstickung", wie ein späteres Obergutachten wissen wollte, erstattet von Medizinern, die die Leichenteile nicht gesehen hatten. Auf „Erstickung" wurde hier geschlossen, weil die Speiseröhre und die Luftröhre mit Speiseresten verstopft waren, eine Erscheinung, die durchaus nicht gegen Verblutung sprach, sondern als Nebenerscheinung gelten konnte.

Es gelang mir in Konitz, Zutritt zu dem Krankenhauskeller zu erlangen, wo in zwei großen Töpfen die aufgefundenen Leichenteile aufbewahrt wurden. Wie mir das gelungen ist, möchte ich nicht verraten, aus naheliegenden Gründen.

Der Befund war dieser:

Vorhanden war der Brustkorb und ein Arm. Hier will ich einschalten, daß die erste Drahtnachricht über den Mord (der doch im äußersten Osten geschehen war) aus Frankfurt a. M. (?) an die Berliner Presse gelangt war — und dahin lautete: Die Leiche des E. Winter sei im Mönchsee zu Konitz aufgefunden worden, „Uhr und Schmucksachen fehlen". Das leuchtete mir natürlich bei der Besichtigung ein; denn an einem nackten Brustkorb wird man selten eine Uhr finden. Jedenfalls ließ die Fassung der Depesche auf Raubmord schließen — ich will kein Votum abgeben, ob das vielleicht der Zweck des Frankfurter Telegramms war. War es der Fall, so war der Zweck jedenfalls erreicht; denn ganz Berlin war von der Tatsache eines Raubmordes überzeugt. Als ich nun aber „die Leiche" — nämlich die beiden Stücke sah, wurde ich allerdings stutzig.

Der Arm war „vorschriftsmäßig" von der Schulter abgetrennt. Nicht allerdings im medizinischen Sinne; ein Arzt kam als Anatom wohl nicht in Frage, eher ein Fleischer. Der hatte zunächst ein wenig zu tief angesetzt, davon überzeugte ein kurzer Fehlschnitt am Oberarm. Beim zweiten Ansetzen hatte der Täter die richtige Stelle getroffen. Der Arm war blutleer; wir zogen mit einer Pinzette die große Schlagader ein wenig heraus und stellten absolute Blutleere fest.

Der Brustkorb bot ein interessantes Bild. Die Lunge war ein schlapper, grauer Gewebelappen, völlig blutlos. Aber nun setzte mir mein Führer folgendes auseinander: „In unseren östlichen Gegenden wird es mit dem Ritus des Schächtens sehr genau genommen. Ist ein Tier geschächtet und ausgeblutet, so macht der Schächter unterhalb des Brustkorbes einen Einschnitt. In diesen fährt er mit der Hand hinein und nimmt das Messer — „cachiert", in der hohlen Hand — mit. Er arbeitet sich dann mit dem Arm unterhalb des Zwerchfells durch den Körper. Hinten angekommen, schiebt er aus der hohlen Hand das Messer vor und macht von unten in das hintere Zwerchfell einen Stich. Durch das so entstandene Loch tastet er mit der Hand nach dem hinteren Ende der Lunge, also oberhalb des Zwerchfelles. Ist dann die Lunge hinten angewachsen, so ist das Tier „trefer", wenn nicht, so ist es „koscher".

Nach dieser Erläuterung zeigte mir mein Führer an dem Brustkorb Ernst Winters — den Einschnitt unter dem Brustbein und den Stich in das hintere Zwerchfell! Beiläufig: Ernst Winters Lunge war hinten angewachsen...

Dieses war die Besichtigung der beiden aufgefundenen Stücke; die „Leiche ohne Uhr und Schmucksachen". Mit ganz eigenen Gedanken — ich darf wohl sagen, einigermaßen erschüttert — ging ich weiter auf die Suche.

Inzwischen waren von unbekannter Hand zahllose Broschüren in die Konitzer Briefkasten geworfen und an alle möglichen Konitzer Leute verschickt worden. Broschüren, in denen beweglich dargelegt wurde, es gebe keinen Ritualmord. Ferner wurde berichtet, der Rabbiner des Ortes sei bei dem katholischen Oberpfarrer gewesen und habe ihn dringend gebeten, seinen Glaubensgenossen das Ritualmärchen auszureden. Da habe der Oberpfarrer auf das Bild des Gekreuzigten an der Wand gezeigt und gesagt: „Erst schaffen Sie mir diesen Ritualmord aus der Welt." So ging die Rede; ob's stimmt, weiß ich natürlich nicht.

Am nächsten Tage wurde mir gesagt, ein Konitzer Bürger namens Sch. habe am frühen Morgen nach dem Morde, also am 12. März, ein ganz merkwürdiges Gespräch zweier Juden mit angehört. Ich suchte sofort den Sch. auf. Er mochte mich erst für einen Beamten halten; ich hatte das Band eines (militärischen) Ehrenzeichens im Knopfloch. Wie ich nach jenem Gespräche fragte, erwiderte er in großer Erregung: „Lieber Herr, lassen Sie mich aus! Ich bin Geschäftsmann und werde ruiniert!" Aber ich ließ nicht nach und so erfuhr ich folgendes:

Am frühen Morgen des 12. März wollte ich zum Bahnhof. Da standen an einer Ecke (er zeigte sie mir) die beiden Juden L. und S. Ich hörte folgende Sätze: „Na, wie war's? Hat er sich gewehrt?" „Na ob!" „Wieviel wird's geben?" „Sechs bis acht." Dann war ich vorbei und hörte den Rest nicht."

Natürlich schleppte ich diesen Sch. unverzüglich zum Rathaus vor den Bürgermeister. Dem sagte ich, Herr Sch. hat eine wichtige Aussage zu machen. Der Bürgermeister fragte mich zunächst, was ich in Konitz wolle; ich antwortete, ich interessiere mich für den Fall. Worauf er: „Das habe ich mir gedacht." Und dann sagte er, ich könne ja nun gehen, er werde Herrn Sch. vernehmen. Aber so leicht ging das nicht; denn nun erzählte ich dem Bürgermeister den ganzen Inhalt des Gesprächs und stellte dann an Sch. die Frage: „Stimmt das so, Herr Sch.?" Der bestätigte es. „So," sagte ich, „nun kann ich ja gehen." Aber da hielt mich der Bürgermeister fest und wurde gesprächig.

„Wie einfach," sagte er, „da haben eben zwei Juden vom Geschäft geredet. Der eine fragt, ob ‚er' sich gewehrt habe — nämlich zu zahlen. Der andere sagt: ‚Na ob'. Der erste: ‚Was wird's geben?' — nämlich Prozent oder Mark Antwort: ‚Sechs bis acht' — also Prozent oder Mark."

„Oder Liter!" warf ich ein. Da kam eine Stimme aus dem Hintergrund: „Nein, das haben wir schon nachgerechnet; es kommen höchstens 5 Liter in Frage!" Der das dazwischen rief, war der Berliner Kriminalkommissär.

Aber ich ließ nicht nach. Ich sagte: „Meine Herren, ob nur Mark oder Prozent oder Liter oder Flaschen oder Stoof (ein ostpreußisches Hohlmaß) — Sie bekommen volle Klarheit, wenn Sie nur unverzüglich die beiden Juden einzeln festnehmen und den einen auf Zimmer 1, den anderen auf Zimmer 4 vernehmen.

Dies geschah aber nicht, sondern wir konnten gehen. Noch am selben Tag war dieses Rathaus-Intermezzo Stadtgespräch in Konitz, und so werden denn auch wohl die beiden jüdischen Mitbürger davon erfahren haben. Nach vierzehn Tagen (!) las man in der Berliner Presse: es seien die beiden durch ein Gespräch in Verdacht geraten; aber der Inhalt des Gesprächs habe sich als ganz harmlos herausgestellt. Was man sich schließlich denken kann.

In den nachfolgenden Tagen habe ich dann noch mancherlei gehört, was man in Konitz alles beobachtet haben wollte; aber ich will nichts Unverbürgtes vortragen. Nur eines noch, weil es wirklich ganz merkwürdig ist.

In Konitz lebte ein Jude namens Alexander Prinz. Er wurde „der dumme Alex" genannt, weil er, wie es hieß, geistig minderwertig war. Von Ohrenzeugen wurde mir nun berichtet, der „dumme" Alex, der ja dauernd in den Läden und Gaststätten schachernd herumlungerte, habe am Morgen des 12. März, als noch kein Mensch von dem Tode Ernst Winters etwas ahnte (!) ganz offen erzählt: „Wo der Winter ist, kann ich euch sagen; er ist gestern abend in dem Keller des . . . geschächtet worden. Natürlich nahm das niemand ernst, es war ja der „dumme" Alex. Aber die Sache wird doch verflucht ernst, wenn sich nachher der Tatbestand so herausstellt, wie ich ihn geschildert habe! Wie konnte der „dumme Alex" auf solche Gedanken kommen? — Als ich in Konitz war, war der „dumme" Alex nicht mehr am Orte; ich konnte nicht erfahren, wohin man ihn geschickt hatte.

Und noch eins: Ich erfuhr, daß vor dem Mordtage ein ortsfremder, lahmer Jude mit polnischem Namen und Akzent bei einem angesehenen jüdischen Kaufmann in Konitz erschienen sei, welcher ihm ein Schriftstück zur Unterschrift vorgelegt habe. Der Kaufmann habe sich gesträubt; seine Tochter habe einen Blick in das Schriftstück geworfen und entsetzt ausgerufen: „Aber das ist ja Mord!"

Besagter Kaufmann ist bald nach dem Mord mit Familie nach Berlin übergesiedelt. Die Tochter ist dort ganz plötzlich gestorben, und ein jüdischer Arzt habe als Todesursache „Tetanus" (Starrkrampf) angegeben. Da „Tetanus" im Symptom auch die Strychninvergiftung ist, wurde später die Exhumierung der Leiche verlangt, war aber nicht zu erreichen. Vor Gericht wurde dann ausgesagt, die Tochter habe eine ständige Redensart an sich gehabt: „Der reine Mord!" — und so sei auch dieser Vorfall vollkommen harmlos gewesen.

Daß der Sohn des jüdischen Schlächters Levy, genannt „der Kneifer-moritz" später zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus wegen Meineids verurteilt worden ist, dient zur Abrundung des Gesamtbildes. Er hatte beschworen, Winter nicht gekannt zu haben; dabei haben sie sich geduzt!! Nach seiner Verurteilung war Moritz Levy ein Märtyrer und Held; Postkarten mit seinem Konterfei wurden in ganz Deutschland vertrieben. Demnach scheint es Kreise zu geben, in denen der Meineid in solchen Fällen als eine edle Tat gilt.

Mein Befundbericht ist nun zu Ende. Ich will aber doch noch kurz daran erinnern, wie die Untersuchung dieses Mordfalles verlaufen ist, soweit ich das vorhin nicht schon berührt habe. Kurz vor dem Mord an Winter war in Polna die Agnes Hruza unter ganz ähnlichen Umständen ermordet worden; man hätte eigentlich auf die dort gemachten Erfahrungen zurückgreifen und sie nutzbar machen sollen. Der Jude Hülsner war damals wegen Beihilfe zum Morde verurteilt worden, ist aber, soweit ich weiß, nachher begnadigt worden. Genau wie in Polna, waren auch in Konitz folgende Merkmale vorhanden: absolute Blutleere; kurz vor der Tat wurden einige ortsfremde Ostjuden gesehen; irreführende Meldungen der jüdisch verseuchten Presse; sofortige Verdächtigung eines christlichen Fleischers in der gesamten Presse, dadurch Verzögerung der Untersuchung, weil die Behörde in eine Sackgasse geriet; ferner offenes Aussetzen der Leichenstücke (kein Verscharren!) — bei Winter wurden Brust und ein Arm im Mönchssee treibend gefunden; ein Bein wurde später über das Gitter in den christlichen Friedhof geworfen (!) und den Kopf fand man nachher auf einem Ackerfelde. Endlich: beide Morde geschahen kurz vor Ostern (bei den Juden Pessach genannt).

Jens Janssen.

Wir müssen es uns aus naheliegenden Gründen versagen, zu dieser Schilderung eines Mannes, der seine Erlebnisse in Konitz als Zeitgenosse berichtet, einen Kommentar zu geben. Die Schlüsse aus dem vorstehenden Bericht bleiben jedem Leser selbst überlassen. (D. Schriftltg.)



„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

5. Fortsetzung

„Ja, ja, man weiß, daß Sie einen solideren Hintergrund hab'n, als den Kautz, Freil'n Lori. Er fangt an, so sentimental zu werden. Mir scheint, er wird bald 'gangen werd'n."

„Schmeißt 's 'n raus den Radibuam," sang Lori von dem momentanen Erwählten ihres Herzens gemütlich vor sich hin.

„Bei uns z' Land bleibt sich das egal. Wenn der Kautz geht, kommt das Glatzerl und nach 'n Glatzerl kommt wieder der Kautz. Der Kautz kommt nämlich immer wieder. Er is der Einzige bei uns, der die Orden in Brillanten tragen darf. Den hat er kriegt, wie er sich nicht hat derhalten können. Zur Feier von an großen Fiasko, was er g'macht hat."

„Ich bitt' Sie, was wird der noch Alles krieg'n! denn's Fiasko-G'schäft kann er."

Loris Aussprache war so wahr, daß Blauntzer herausplatzte. Er vergaß momentan seine mühsam angelernten großen Manieren à la Schwarzenberg und gab sich der tollen, gaunerhaften Lustigkeit hin, mit der der Emporkömmling sich über die Schwächen höher Geborener freut.

„Sie haben Geist, Lori!"

„Gengans, Sö Tschapperl."

Grete Tàlan hörte sehr verstimmt zu. Aber es gelang ihr nicht, Blauntzers Aufmerksamkeit von Loris keckem Geschwätz abzulenken.

Noch eine Weile weidete sich Blauntzer an den Gesprächen der beiden Dämchen. Daß er die dritte Possenfigur in der Parodie ihrer Existenz sei, empfand er nie. Er erhob sich und nahm Abschied. Er wollte Besuche machen und Grete später den Wagen senden. Dann bestieg er seinen Wagen, fuhr bei Prinzessin Beatrix vor, die ihn sehr gern hatte, und stieg endlich vor einer komischen kleinen Villa aus, in deren Garten ein zerstreuter Tennisplatz mit einer Kegelbahn stillos verschnörkelt war. Ein Bedienter in gestreifter Zwilchjacke und Hausschuhen klopfte, seine Zigarette rauchend, ohne großen Eifer einen einst wertvollen Angorateppich aus, der zerrissen und dick verstäubt war. Jemand, der in den Ästen des einzig vorhandenen großen Lindenbaumes saß, unterhielt ein Zwiegespräch mit ihm, das schnippisch befehlend und doch wieder sehr vertraulich von einer Seite, von der andern halb respektvoll, halb ermahnend klang. Der Jemand im Baumgeäst war weiblichen Geschlechtes. Zwei sehr hübsche Füße in Seidenstrümpfen und Tennisschuhen hingen am Stamme herab — das übrige barg sich im Laubwerk. Mit demselben Lächeln, das Blauntzer von Lori Frapp mitgebracht, blieb er stehen und hörte zu.

„Janos, du Mistvieh, du hast schon wieder dem Papa seine Zigaretten gestohlen und rauchst sie ganz frech unter meiner Nasen", sagte die schrille Stimme aus dem Baumgrün. „Noch dazu Zigaretten vom Nandl-Prinzen."

„Die hat mir der Herr Baron Glatz beim letzten Hiersein gegeben, Komteß."

„So? Ehrenwort? Der Papa hat g'sagt, du bist ein stehlender Rab'."

„Ehrenwort. Komteß Lolly."

„Kruzi Türken, is da ein Dreck drein", bemerkte die Baumstimme, nicht ohne Hochachtung,

„Und 's is doch erst zwei Jahr', seit ma 's letzte Mal ausklopft hab'n. Wem seine Stieferln können solche Mordsschweindeln g'wes'n sein?"

„Ich war's nicht. Die Lolly und die Lilli sein's auch nicht, 's Glatzerl tragt Lack mit Überschuh — — halt! der Papa und der Nandl-Prinz! die werden 's gewes'n sein. Sind das Ferkeln."

„Wird die gnädige Komteß heut' nicht üben?" fragte der Janos, der in diesem Hause auch Gouvernantenstelle zu vertreten schien, etwas beunruhigt umher spähend.

„Heut' nicht. Die Lilli übt drinnen: „Ja beim Souper" ein und die Mama hat Schädelweh. Sei froh, wann ich mit dir reden tu, du lernst was, Janos."

Der Diener verbiß ein Grinsen. Nach kurzer Pause hörte man ein großes, geräuschvolles Gähnen im Lindengezweig.

„U — — — h! Is mir fad. Nächste Woche krieg'n mir für den Basar mit die lebenden Bilder und Dilettantentheater Stunden beim Pastrell. Das wird a Hetz werd'n."

„Was wird denn die gnädige Komteß vorstellen?"

„Hm. — Eigentlich bin ich noch nicht aufgeführt, weißt, Janos aber weil ich so hübsch bin, hat der Nandl-Prinz es durchg'setzt, daß ich auch mitthu' bei dem einen Puppenfee-Bild. Ich weiß no' nicht was ich sein werd' aber am Liebsten möcht' i' an Trommelhasen vorstell'n."

Der Bediente sah verdutzt aus. Die schrille Stimme fuhr fort:

„Was sagst dazu, Janos?"

Janos, der die Trommel- und Schneehäschen in der Oper gesehen und sich über die Eigenart ihres durchaus nicht verschwenderischen Costüms seine Gedanken gemacht, grinste nachdenklich.

„Ob aber die Komteß dürfen wird,"

„Ja freilich! Diese Heiligkeit, das is das Dumme. Ich bin ja erst 16½ Jahr!"

„Hm — — —"

„Aber fad sein's. Alles geht nicht. Ich könnt' mir's schon erlangen. — Möchst du ich sein, Janos?"

„Komteß, ich bitte!"

„Die Lolly heirat ein' künftigen Minister, das is ganz gut, aber 's hat doch so 'was Unsicher's. Ein Glück, daß er sein Gerstl wenigstens schon bald im Trockenen haben kann. Aber ich studir', wen soll denn ich nehmen?"

„Eine Hoheit. Komteß." Janos versuchte schelmisch zu blinzeln.

„Eine Hoheit? Ah geh'! ich pfeif' drauf. Zuerst is a G'schrei und a Lärm, dann geht's erst nur über die linken Händ' und wenn er ein' g'heirat hat, schaut er ein nimmer an. Das is so bei die Prinzen. Die kann ma lieber viel angenehmer so hab'n, — objektiv —, als Freunde."

*

„Ich sag' dir was, Janos. Ich werd' a mal probir'n, mit'n Pastrell kokettir'n. Er is g'schied'n, und er g'fallt mir."

„Komteß, ein Schauspieler!"

Der Bediente war tief entrüstet.

„Ah was. Heutzutag' muß ma' freisinnig sein, sonst wird ma abg'stochen. Er hat auch Renten, der Pastrell, und er is so nett."

„Komteß, geh'n S' herunter, es kommt ein Besuch."

„Wo? Aha! frag' die Mama, ob sie zu Haus is. Ich bin zu Haus."

Janos ging Blauntzer entgegen; auf dem Baume kracht es. Ein energisches Rutschen, das seidene Strümpfe stark zur Geltung brachte, das Herabschleudern einer Zigarettenschachtel und Zündhölzelbüchse, dann sprang „Etwas" auf den Boden, etwas, das behend, spinnenschlank und selbstbewußt war. Ein kurzes Röckchen, hochrot und weiß gestreift, rote Bluse mit Leinengürtel bauschten sich um eine rassige, schmale Gestalt mit kecken, eleganten Bewegungen. Langes, straffes Haar, trocken und rotbraun, flog wild um ein bräunliches Gesicht mit impertinentem Näschen und betrügerischen, schwarzen Sammtaugen. Große Naivität vervollständigte das originelle Ganze des jüngsten Fluggserls.

„Jessas, Onkel Blauntzer, du bist's! die Mama hat einen Mordskater von deiner Bowle gestern. Du! ob's dich mit dem neuen Champagner nicht ang'schmiert haben!" Naiv und gemütlich hing sich das hochgeborene, sternkreuzdamenfähige Komteßchen an den Arm des Wahlonkels aus dem Stamme Israels. Ein solcher Onkel war schlau ausgedacht und zeitgemäß. Er schenkte den Fluggserln, so lange sie Kinder waren, Puppen in ihrer Größe mit Kleidern und Wäscheausstattungen, die ihnen paßten. Wuchsen sie heran, so verlor er Vielliebchen an sie in Gestalt von Schmucksachen und Balltoiletten. Sie rechneten auf ihn bei künftigen Brautausstattungen, und sie vertrauten ihm lachend ihre kleinen, niedlichen Schulden an. Die Familie Fluggs hatte den Grundsatz, Alles anzunehmen. So lebte sie, ohne ein Einkommen zu besitzen, sehr standesgemäß. Mit ihr bekannt sein, hieß zu ihrer Erhaltung beitragen. Wer ihr nichts schenkte, von dem entlehnte sie, was gerade zur Hand war. Das kam so selbstverständlich, so ganz natürlich ..... Man sprach gar nicht mehr darüber ..... Es war ihre Individualität, so zu existieren. Einst hatten sie Millionen besessen, jetzt nutznießen sie, was ihnen als unveräußerlich geblieben war, ihren alten Namen, samt großer Verwandtschaft. Den konnte man nicht veräußern, nur herabwürdigen.

Seit drei Fluggserln herangewachsen und einen glänzenden Herrenkreis um sich sahen, ging es besser mit den Finanzen, das schwebende Einkommen mehrte sich. Casa Fluggs war ein Haus wo immer geraucht und immer Tennis gespielt wurde, wo man von einem gewissen Standpunkte aus Alles sagen konnte und sich nie zu genieren brauchte.

Lolly, von den Intimen eigentlich Loll genannt, von den Angehörigen krampfhaft im Kindesalter erhalten, — sie trug halblange Kleider und offenes Haar, — fuhr mit beiden Händen in Blauntzer's Rocktasche.

„'was mitgebracht Onkel?"

„Ja, Loll, Crêmestang'ln."

„Ich küss' die Füß'. Ausgezeichnet! Du, die Mama hat g'sagt, ich soll jetzt bald Sie zu dir sagen."

„Oho! warum denn,"

„Weil ich bald heiratsfähig bin. Wenn die Lolly expediert ist, komm' ich d'ran. Es is schon höchste Zeit. Wenn die Schwestern so langsam abgehen, wird ma ein alter Schinken."

„Du wirst also heiraten, Loll. Wen denn?"

„Dich, wannst mich willst"

„Mich?"

„O ja, mein'twegen. Wenn 's auch zuerst faul war mit dir, jetzt hast dich schon ganz passabel verstandesgemäßert. Und 'n Rest gibt dir dann schon noch 'ne Frau, die comme il faut is."

Blauntzer schnitt ein Gesicht und sah ihr dann keck in die Augen.

"Bist du auch comme il faut, Loll?"

„Natürlich. Ich kann ja Stiftsdame werd'n."

Auf diese Begründung, die Loll mit einem impertinenten Seitenblick in Blauntzer's Züge begleitete, ließ sich nichts erwidern. Auch trat der Graf aus der Villa, von zwei niedlichen Grazien mit rotbraunem Lockenschopf gefolgt, die wie Loll in groben weißen und roten Leinwandkutten und billigen Hüten gesucht einfach und sehr chic aussahen. Schlank, wie Spinnen, beweglich wie Eidechsen, traniert wie Bereiter, dabei hübsch, mit der Frische ihrer Jugend, hochmütig und impertinent für zehn, so waren sie. die hochmodernen Fluggserln, die sich mit Lori Frapp „in 's Tonangeben" teilten und die Wonne des Nandl-Prinzen in müßigen Stunden ausmachten.

Lolly, die Braut, trug große Perlen in den Ohren und stülpte das Näschen noch etwas höher in die Luft. Sie hatte schon manches erlebt; Lilly befand sich im Stadium des Erlebens und Lolly würde erleben. Alle drei hatten laute, volltönende Stimmen, die das intimste Gespräch ungeniert in alle Welt hinausschrien, lustige, frech blinzelnde Augen, die grenzenlos naiv

schauen konnten, und Sportsmanieren. Alle drei machten Blauytzer den Hof. Sehr gut französisch sprechen und dem reichen Judentum möglich Avancen machen, darin bestand so ziemlich ihre ganze Erziehung. Sie nahmen jedes Geschenk an, wenn es wertvoll genug war, und die Herren fürchteten ihr naives: „Kaufen's mir das." „Sie, das müssen's mir spendieren."

Der Graf, ein Lebemann mit bestechendem Äußeren, immer heiter und so ziemlich ganz ohne Ansichten, lächelte jeden an, rauchte, die Hände in den Taschen, Zigarren die er sich schenken ließ und mit unbezahlten Rechnungen anzündete, lieh sich aus, was er nur konnte, und grinste vergnügt, wenn er an all das Geld dachte, das er schon durchgebracht hatte. Seine „Mädeln" entzückten ihn. Er fand sie mustergültig. Junge Herren schwärmten für ihn, er war der liebenswürdigste Spieler am Kartentisch, der flotteste Trinker. Blauytzer beneidete ihn heimlich um seine sicheren Manieren und ging gern mit ihm Arm in Arm über die Straße. Es kostete immer etwas und nicht wenig, aber der Börsengott leistete sich das.

Nach stürmischer Begrüßung des Onkels erschien auch die Gräfin. Sie war ein Steinbild, korrekt, nie über irgend etwas überrascht. Aus der Fassung kam sie nie. Ihr Defizit war etwas, das sie nicht beachtete. Kam wieder einmal Geld herein, so war auch das selbstverständlich. Man nannte das Familienleben der Fluggs „charmant". Sie waren immer einer Ansicht.

*

Blauytzer ließ sich feiern und onkelte sehr gemütlich. Baron Glatz hatte sich bei ihm das Geld ausgeliehen. Er teilte ferner huldvoll mit, daß die Proben für die Theaterfestlichkeiten des bevorstehenden Basars im Kursaal stattfinden würden, und daß Pastrell sich, launenhafter denn je, endlich nach langem Sträuben bereit erklärt hätte, alles zu leiten. Die Zusammenstellung des Programmes bleibe ihm überlassen, er machte ein Geheimnis daraus. Die Fluggserln führten bei den guten Nachrichten einen Siegestanz mit Indianergeheul auf, Blauytzer lächelte breit, behaglich. Er erzählte auch noch ganz flüchtig, daß die interessante Künstlerin Grete Talan sich bei ihm eingemietet habe, worauf das älteste Fluggserl kichernd die jüngeren anstieß. „Aber sie lebe sehr zurückgezogen," Pastrell würde keine Begegnung mit ihr haben. — Hierauf erklärte die Braut, welche ein Liebling und eine Art Vorleserin der Prinzessin Beatrix war, sich zu ihrer Gönnerin begeben zu wollen und benutzte dazu gemütlich Blauytzer's Wagen. Er ging zu Fuß in den Ort zurück, über dem die Mittagssonne glühte. Er sah sich die Villen an, die wie Pilze jährlich in großer Zahl aus der Erde emporschossen, fast alle von Juden erbaut und bewohnt. Er dachte der Zeit, in der die Kinder seiner Rasse in den Städten ein enges Viertel bewohnten und jährlich ihr Bleiben daselbst kniefällig erbetteln mußten.

*

Nun machten sie die einstigen Gebieter obdachlos, von ihnen hing es ab, wie lange die noch scheinbar die Herrschenden waren. — Blauytzer lächelte. Er brachte im Geiste dem Zeitalter des Fortschritts ein Hoch aus, dann schweiften seine Gedanken zu dem vornehmen Haus zurück das er eben verlassen. Er mußte sich unwillkürlich fragen, was für ein Unterschied zwischen weiblichen Individualitäten, wie Lori Frapp, Grete

Talan und hochgeborenen Weltdamen, wie die Fluggserln, eigentlich sei. Wo er hinblickte, sah er Käuflichkeit, und er — war in der Lage zu bezahlen. Nur reizte selbst ihn der große Ausverkauf von Menschenwürde zu herabgesetzten Preisen nicht mehr. Wiederholt stieg in ihm der Wunsch nach einer preiswürdigen Ware auf, mit der er triumphierend diesem Jahrmarkt von Minderwertigkeiten entgegentreten könne. Als er an der Villa „Talfreude" vorbei kam, in welcher der alte Hofmarschall aufgebahrt lag, sah er Kondolenzbesucher vorfahren, elegante Kurgäste sich in den aufliegenden Bogen einzeichnen. Alle sahen sehr vergnügt aus. Blauytzer erinnerte sich spöttisch des kleinen Insekts in Höflingsgestalt, das bis zum letzten Atemzuge all die Höfchen, die ihm zugänglich waren, fieberhaft umschwirrt und von Brosamen der Fürstengunst kümmerlich gelebt hatte. Ein unendlicher Hochmut bäumte sich berauschend in ihm auf. Er trat ein, schrieb seinen Namen auf, schüttelte einige aristokratische Hände und grüßte huldvoll mehrere Brüder aus seinem Stamme. Er war ja auch einer von denen gewesen, die das verstorbene Käferchen umschwirrt hatten.

Blauytzer trauerte am Sarge von einem aus seinem Hofstaat. Und als er in die helle Sonne hinaustrat, freute er sich, daß er lebe, und wünschte ein Ahasver zu sein, der durch die Jahrhunderte schritte. —

*

4. Kapitel.

Aus Xanthe's Tagebuch.

Motto:

Die Lyrik ist der Jugend holdes Kind,
Die gerne träumend süße Schwermut spinnt,
Doch ein Erlebnis, eine erste Tat
Verzehrt als Flamme ihre zarte Saat.

Es muß doch schön sein, einen Minister oder aktiven Feldmarschalleutnant zum Vater zu haben. Wenn Papa nicht immer nur Graf und Nutznießer eines recht altersschwachen Majorats, ohne freies Vermögen gewesen wäre, so könnte er jetzt auch so weit sein. Armer Papa! Es gebührt ihm nicht einmal der Titel „Zeitgenosse", sagte er, denn er genießt unsere Zeit absolut nicht mit. Er raisoniert und schimpft sich täglich halb krank über die Moderne, soweit er sie kennt und nicht kennt.

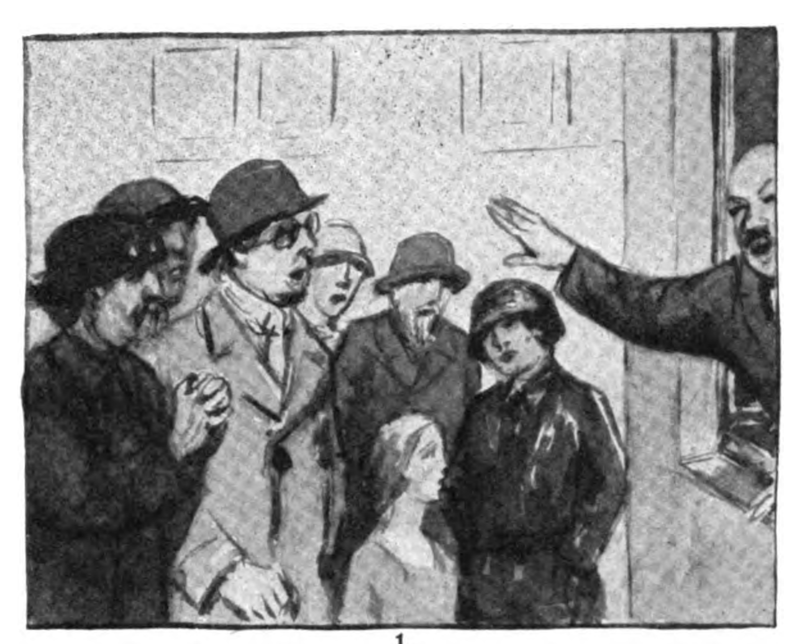
Denn er kennt sie eigentlich gar nicht, mein lieber alter Vater, das merke selbst ich mit meinen „kaum siebzehn" und meiner Komtessenerziehung. Wir sitzen drei viertel des Jahres auf unserem rumpeligen, einsamen Banneberg, wo die Frösche sich gute Nacht sagen, und wir wohnen ein Vierteljahr mühselig und unbequem in Wien, in dem großen, alten Familienhaus, wo die Zimmer so dürftig möbliert sind und so schlecht heizbar. Jetzt wo ich in die Welt gehe, wird es wohl fast ein halbes Jahr werden — seufzt Mama. Wir sind die Wibrechts auf Banneberg, ein ganz uraltes Geschlecht, das immer war und immer sein wird, wie Papa sagt. Ist es nicht etwas unbescheiden, solch ein permanenter Stammgast im Grand Hôtel des Lebens zu sein? Immer nur zu nehmen und nie geben. Immerhin freut es mich daß wir ein so bedeutsamer Bestandteil des Weltalls sind, denn — bemerken könnt' ich's nicht, wenn mir's nicht gesagt würde. — —

Wir Wibrechts unserer Linie sind nie etwas anderes gewesen als Grundbesitzer, auf einem Besitz, der immer kleiner wurde, weil er sich selber aufzehrte. Unser Stammbaum blieb ganz rein, meist heiratete ein Vetter eine Cousine. Wir sehen uns alle lächerlich ähnlich, von den Ahnenbildern herab bis auf Gordi, meinen Bruder und mich.

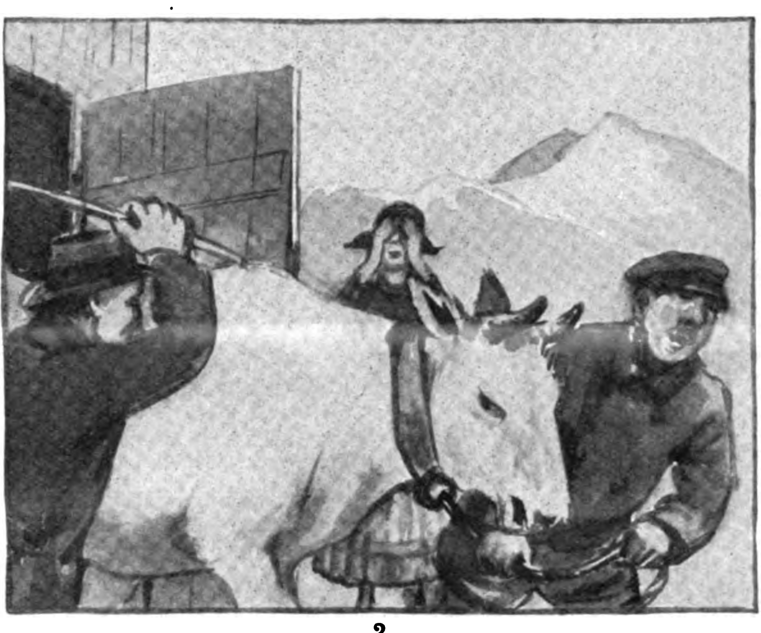
(Fortsetzung folgt)

Bilder zur Zeitgeschichte

**Jetzt haben wir die „Rechts"koalition,
Die „gute" Wirkung sieht man schon:**



1.
Den Sparern ruft Herr Köhler zu:
Mit Aufwertung laßt uns in Ruh',
Auch gibt es hier kein Volksbegehr,
Solch' dumme Sachen stör'n uns sehr.



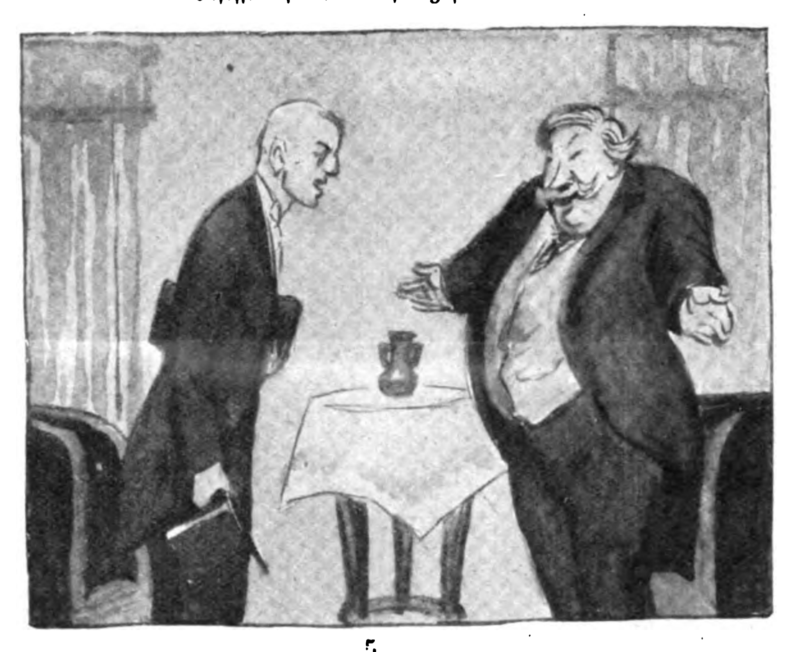
2.
Zum Steuereinzug bewilligt man
Gern weitere zweitausend Mann;
Und bald treibt man die letzte Kuh
Der Dawesräuberbande zu.



3.
Bald tritt auch für die Mieterschaft
Eine Mietpreissteigerung in Kraft:
Wird Euch um 10% schon bänger,
Zieht nur den Gurt noch etwas enger!



4.
Ergötzlich sind dann auch die Reden
Vom ewigschönen Völkerfrieden,
Dieweil in Frankreich jeder Lümmel
Besessen ist vom Rüstungsfimmel.



5.
Auch singt man dem Locarnogeist
Mit hellem Jubel Lob und Preis;
Doch fragt man nach den Räumungspflichten,
So kann Herr Briand nichts berichten.



6.
Bei alledem die Hochfinanz
Tanzt weiter ihren Mammonstanz:
Wenn nur die Dividenden steigen,
Den üblen Rest bedecke Schweigen.

W. D.

Wie Daisy und Billy sich wieder fanden

Eine verteufelt rührende Sache. Von Hans Hesse

(Fortsetzung und Schluß)

Blutrot werdend, stammelte Tom, daß das Haus nur zwei Räume hätte. Einer wäre sein Dienst-, Wohn- und Schlafraum und der andere wäre für Geräte usw. bestimmt. Beide ständen natürlich zur vollen Verfügung.

Tom gestand später, daß er absolut nicht wüßte, wie es gekommen wäre. Aber sie hätten beide später in seiner Bude gesessen, vorm Kamin. „Erst dacht ich, sie wär 'n Polizeispitzel, von wegen dem letzten Überfall, aber als sie mir dann ihre Sache mit Billy in Detroit erzählte, war ich beruhigt. Und verdammt will ich sein, wenn sie nich 'n wunderbaren Grog gebraut hat!" Und er hätte seine Pfeife, und die Miß Zigaretten geraucht, und sie hätte ihn stundenlang von Billy erzählen lassen. „Ich wurde weich wie Butter in der Sonne", erzählte Tom nachher, „für die Kleine hätte ich mich in Stücke hauen lassen. Nee, was Billy der Kerl für'n Schwein hat!"

Also Daisy saß mit Tom vorm Kamin, braute Grog, rauchte Zigaretten und verbreitete durch ihre Anwesenheit eine unendliche Behaglichkeit in der einsamen Junggesellenbehausung. Auf dem Schoß hatte sie einen der winzigen, wolligen jungen Wolfshunde, welchen Tom ihr sofort zum Geschenk anbot. Wenn es angebracht gewesen wäre, hätte er ihr sogar die besten Stücke seines Heiligtums, der Pfeifensammlung zu Füßen gelegt. Jedenfalls legte Tom seine anfängliche Unbeholfenheit unter dem Einfluß von Daisys frischer Natürlichkeit vollkommen ab und gab sich so wie er war, ein treuherziger, anständiger Junge. Die beiden wurden schnell gut Freund miteinander. Sie verabredeten, daß Daisy zunächst auf der Station schlafen würde. (Tom wollte solange in der Gerätekammer kampieren.) Billy sollte auf irgendeine Art überrascht werden, wobei man sich nur über das Wie noch nicht klar war.

Als die Dämmerung das stille Waldfleckchen einzuhüllen begann, unterbrach ein langhallender Revolverschuß die Ruhe. „Aha, das ist Jimmy, der Postreiter", sagte Tom fühlte sich aber viel zu behaglich, um wie sonst diesen draußen zu empfangen. So kam Jimmy fluchend in das Idyll hineingepoltert:

„Tom, du alter, fauler Hund . . . oh verdammt .....'n Frauenzimmer ....." Dann verstummte er. Doch er fand sich merkwürdig rasch in die Situation und machte eine elegant sein sollende Verbeugung, welche Daisy mit freundlichem Kopfnicken erwiderte. Tom klärte den Postreiter über die Ursache der merkwürdigen Tatsache der Anwesenheit der jungen Dame auf und dieser war bald in dem Bunde der Dritte. „Also Ihr wollt Billy besuchen, Miß? Nun geht mir auch 'n Licht auf, weshalb der sich so verändert hat. Liebeskrank ist er also und Ihr seid der Bazillus?" Und nach diesem feinen Vergleich, blinzelte er, mächtig stolz über seine gebildete Ausdrucksweise, Daisy aus dem linken Auge schalthaft zu. Dann fuhr er fort: „Ich kam eben von Jacks Salon. Billy saß da mit seinen beiden Spezials, Joe und Jonny und hatte das heulende Elend. Trotzdem sie neulich 'n Zug abgestoppt haben und n' Haufen Dollars gemacht haben, ist er ungenießbar".

„Zug abgestoppt?" fragte Daisy, „ach so, Ihr meint den Überfall. Davon habe ich im Zuge gehört. Alle sprachen davon und waren auf alles gefaßt. Darum auch das Militär im Zuge."

„Haben sie tatsächlich Militär mitgeschickt?" grinste Jimmy, „glauben die Kerle denn, der Fuchs geht zweimal in denselben Hühnerstall? Müssen die Boys für verdammt grün halten." Und er wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Stopp!" warf hier Tom ein, ich hab ne Idee!" „Paßt scharf auf, Miß," sagte Jimmy, „das erlebt Ihr in zehn Jahren nicht wieder, daß er ne Idee hat." „Halts Maul, Jimmy. Geh nicht so verschwenderisch mit Deinem Geist um, sonst langt er für kein Jahr mehr. Also hört zu: Du, Jimmy, machst morgen, auf deiner Tour nach Lucky, Billy und 'n paar andere Boys den Mund wässerig. Erzählst ihnen, daß bei mir zwei Fremde wohnen, wahrscheinlich Detektive, die Lucky-Flat mal bischen unter die Lupe nehmen wollen. Verdammt will ich sein, wenn sie nicht anbeißen und die Detektive unschädlich machen wollen! Siehst auch zu, daß Du in den Plan eingeweiht wirst und kommst dann sofort hierher. Dann wollen wir hier, ich hol mir noch Ben und Tim, die beiden Holzfäller ran, Billy und die andern, 's dürfen aber höchstens zwei oder drei sein, abfangen. Wenn dann Billy niedlich gefesselt hier im Zimmer liegt, überlassen wir der jungen Miß das Weitere. Das is doch 'n verdammt feiner Plan, was? Der reine Roman, nich?" Triumphierend sah Tom sich um. Jimmy sprach anerkennend: „Reich mir deine Pfote, altes Fossil. Du bist doch noch nich ganz so verkommen, wie du aussiehst. Deine Idee hat Hand und Fuß, Mann."

„Glaubt Ihr denn, daß Billy in die Falle geht?" fragte Daisy. „Unbedingt Miß", antwortete Jimmy. „Dafür laßt mich nur sorgen. Detektive hat er sowieso schwer auf'm Magen, seit ihm mal einer mächtig übers Ohr gehauen hat."

Nachdem noch einige Einzelheiten besprochen waren brach Jimmy auf. Daisy bereitete sich dann ihr Lager auf Toms Pritsche und legte noch fürsorglich, aber unnötigerweise ihren Browning unter den harten Kopfkeil. Den kleinen, molligen Wolfshund, welchen Tom ihr verehrt hatte, bettete sie zu ihren Füßen. Tom hatte die anderen Köter bereits hinausgetrieben. Daisy hörte ihn noch eine Weile im Nebenraum rumoren, dann senkte sich tiefe Stille über das einsame Blockhaus. Der Mond spiegelte sich auf den blitzenden Gleisen und im Walde riefen die Käuze...

Billy beißt an

Jack, der schlaue Jude, hatte nicht umsonst den Vorschlag gemacht, einen Zug abzustoppen. Denn er wußte, daß er den Löwenanteil ernten würde. In seinem Salon war auch wieder mal seit einigen Tagen, und so auch heute, Hochbetrieb. Halb Lucky-Flat war prahlend, trinkend, fluchend und spielend versammelt. Nur Billy, mit seinem Liebeskummer, saß schweigend abseits und rauchte sinnend seine Pfeife. Vor dem Schenktisch standen mehrere Boys um den alten Natan herum. Der Jude hatte ihnen die erbeuteten Wertgegenstände für ein lächerliches Geld abgekauft und war zur Belohnung, trotz seines Sträubens mit in den Salon verschleppt worden und wurde jetzt, unter dem lauten Jubel der Boys, mit Gewalt voll Whisky gepumpt. Lallend, mit stieren Augen stand er am Schenktisch und trank auf Kommando einen Doppelwhisky nach dem andern. Es war ein Anblick für Götter, die großen, urgesunden Kerle, die den Whisky wie Wasser schluckten, mit dem kleinen, schmutzigen Hebräer in der Mitte. „Natan soll tanzen!" schrie einer. „Ja tanzen soll er, der alte blutige Gauner!" johlte die Bande, und schon hatte man Platz gemacht. Eine Niggermelodie wurde in den verschiedensten Tonarten gepfiffen, mit den genagelten Stiefeln der Takt dazu gestrampelt und dazu mit Pfeifen und Messern an die Gläser und Flaschen geschlagen. Und unter Begleitung dieses wüsten Orchesters schwenkte ein breitschultriger Hüne den blöde vor sich hinglotzenden Natan in rasendem Wirbel, ohne daß dessen Beine den Boden berührten, unter den wiehernden Lachsalven der Boys, herum.

Mitten hinein in diese Vorführung platzte Jimmy, der Postreiter, dem sich gleich zwanzig Hände mit Whiskygläsern entgegenstreckten. „Da, trinke, altes Stinktier!" „Jimmy soll leben!" „Prost!" hagelten die Zurufe. Jimmy leerte schmunzelnd der Reihe nach die Gläser und schickte dann suchend seine Blicke umher. Endlich hatte er Billy in der Ecke entdeckt. „Laßt mich mal 'n Augenblick zufrieden, Jungens. Ich muß erst mal mit der Nachteule dahinten 'n Wort reden." „Laß dich nicht beißen", warnte man ihn wohlmeinend, aber er hörte es nicht mehr.

„Billy, alter Junge, ich hab was Wichtiges mit dir zu besprechen."

„Schieß los", sagte dieser grämlich.

„Weißt du, daß bei Tom zwei Detroiter angekommen sind?"

„Was zum Henker, geht das mich an?" fragte Billy mürrisch.

„Weißt du auch, daß sie sich bei Tom eingehend nach einem gewissen Billy Jenkins erkundigt haben."

„Höll' und Verdammnis," fuhr Billy auf, stimmt das auch, Jimmy, Was wollen die Kerle von mir?"

„Das weiß der Teufel", erklärte Jimmy. „Ich halte sie für Detektive. Tom tat sehr geheimnisvoll und gab mir nur 'n Wink, damit ich dich warnen soll."

Billy knirschte mit den Zähnen. „Diese dreimal verdammten Spürhunde. Die Schufte sollen sich nur nicht hierherwagen!"

„Morgen früh wollen sie weiter, ich weiß nich wohin, aber jedenfalls is die Sache nich rein, Billy."

„Wenn man die beiden doch unschädlich machen könnte. Wer weiß, was die Kerle schon wieder rausgeschnüffelt haben."

„Gott, so schwer wäre das nich," meinte Jimmy.

Billy rief Joe und Jonny heran und teilte ihnen das soeben Gehörte mit.

„Sofort hin und die Schnüffler kaltmachen, is meine Meinung", erklärte Joe.

„Ich kalkuliere auch, daß es das beste wäre," sagte Jonny, „aber das machen wir drei allein ab. Is besser, daß es die andern gar nich erst erfahren. Und Jimmy hier wird ja wohl das Maul halten können?" Was dieser eifrigst bestätigte. Als die Nacht hereinbrach, sprengte ein einsamer Reiter den Weg nach der Station am Mc-Allen-Paß entlang. Es war Jimmy, der Postreiter, der den vollständigen Plan Billys und seiner Freunde in der Tasche oder vielmehr im Kopfe hatte.

„Billy! Oh, Billy!"

Drei Stunden später nahmen drei andere Reiter denselben Weg. Ohne zu reden, ritten sie durch den nachtdunklen Wald. Aus der Ferne ertönte das langgezogene, melancholische Heulen eines einsamen Wolfes. Zuweilen flatterten lautlose Fledermäuse über den Weg, und aus dem Waldinnern heraus schallten die unheimlichen Laute der nächtlichen Tierwelt. Schmunzelnd schaute der Mond auf die drei Reiter, die mit ernsten Mienen und zusammengebissenen Zähnen ihrem Ziel entgegengaloppierten. Gedämpft nur hallten die Hufschläge auf dem Waldboden wider.

Auf einer am Wege liegenden Lichtung wurde Halt gemacht und die Pferde mittels Lassos an Bäumen festgekoppelt. Die drei Männer, Billy, Joe und Jonny gingen geräuschlos den Weg weiter, bis sie nach einigen hundert Schritten auf den Schienenstrang stießen. Drüben lag, dunkel und still die Station. „Verdammt — wir haben nicht an die Hunde gedacht!" fluchte Billy leise, „die Bestien werden einen Höllenlärm machen."

„Die sind sicher bei Tom in der Gerätekammer, „meinte Jonny," raus können sie jedenfalls nich und Tom wird schon Bescheid wissen und sie beruhigen, denn Jimmy wollte doch noch vorbereiten."

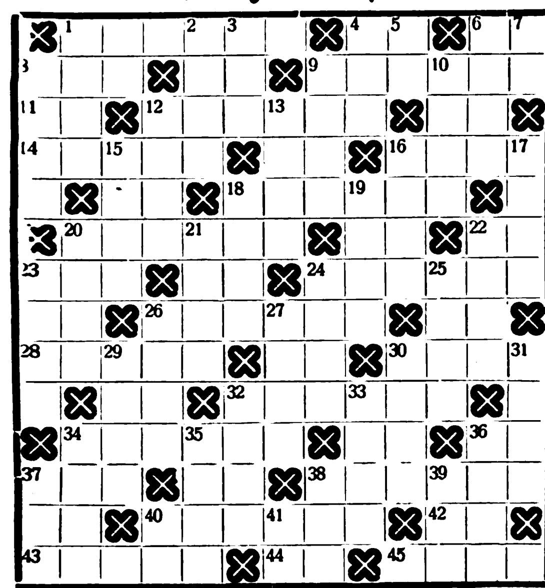
„Auf jeden Fall müssen wir die Stiefel ausziehen und so leise als möglich 'ranzukommen versuchen. Wenn wir erst mal im Haus sind, dann laß die Köter kläffen, soviel sie wollen."

Barfuß, Schritt für Schritt, den Revolver in den Fäusten, arbeiteten die drei sich an das Blockhaus heran. Jetzt waren sie dort. Kein Hund schlug an. „Das is komisch", wunderte sich Joe, „ob Tom die Köter mit Absicht weggeschafft hat?"

Billy hustete leise, aber noch immer meldete sich kein Hund. „Also denn los," flüsterte er und die drei drückten die Tür, die nur lose verriegelt war, ein. Dann standen sie in dem Gang, der die beiden Räume trennte und verhielten sich atemlos. Kein Laut ertönte und das Kleeblatt zog mit gezücktem Revolver in den Stationsraum, dessen Tür gleich vorne links vom Gang abging. Plötzlich blitzte hinter ihnen eine Taschenlampe auf, gleichzeitig tönte eine Stimme aus dem Gang, welchen sie eben verlassen hatten: Revolver fallen lassen und Hands up!" Die drei, völlig überrascht durch die Überrumpelung, zögerten. Da krachte ein Schuß, welcher Jonny das Schießeisen aus der Hand schlug. Das war verdammt ernst gemeint. Billy und Joe ließen jetzt ebenfalls ihre Revolver fallen und streckten die Arme hoch. Und wieder kommandierte die Stimme: „Einzeln hierher kommen!" Jonny trat auf den Lichtkegel der Taschenlampe zu. Sehen konnte er nichts. Er fühlte sich nur von kräftigen Fäusten gepackt, mit handfesten Stricken gefesselt und in die Gerätekammer gestoßen. Joe und Billy erfuhren nacheinander das gleiche Schicksal, jedoch mit dem Unterschiede, daß Billy in den Hauptraum zurückgeführt und auf die Pritsche gelegt wurde. Dann schloß sich die Tür.

ZUM ZEITVERTREIB

Kreuzworträtsel


Wejot

Wagrecht:

1. Geistlicher; 4. Anruf; 6. Atomzeichen der Tantal; 8. Adriafisch; 9. Land im Deutschen Reich; 11. Vorwort; 12. Prunktor; 14. Depot; 16. zart; 18. Bewohner der Nieder- und Oberlausitz; 20. Milchprodukt; 22. Fürwort; 23. Zeilen; 24. Männername; 26. auch hier, gerade hier; 28. Blütenform; 30. Blumenanlage; 32. berüchtigtes Volk; 34. Teil des Rockes; 36. Musiknote; 37. mittellos; 38. Holzgewerbe; 40. Ostseebewohner; 42 = 22 wagrecht; 43. Tiroler Maler; 44. Vorwort; 45. Pflanzengattung.

Senkrecht:

1. Silberlöwe; 2. germanischer Gott; 3. nordische Scheidemünze; 4. Göttin des Todes; 5. Fürwort; 6. Freiheitsheld; 7. Vorwort; 8. russische Industriestadt; 9. Wald poetisch; 10. Hilfszeitwort; 12. Seuche; 13. Kohlenprodukt; 15. Pferd; 16. Fürwort; 17. Umstandswort des Ortes; 18. Gespinst; 19. Frauenname; 20. Verwandte; 21. Pastenbehälter; 22. Teil der Schmiede; 23. Fluß in Holland; 24. Paradies; 25. flach; 26. Schicksalsgöttin; 27. Ziffer; 29. Leid; 30. Knochen; 31. Geschöpf; 32. Schülerrequisit; 33. Verneinung; 34. Gefäß; 35. Habsucht; 36. Stadt in Mitteldeutschland; 37. Gruß; 38. Kurzform für Benjamin; 39. Artikel; 40. französischer Artikel; 41. Atomzeichen für Titan.

Lösung des Kreuzworträtsels in Nr. 3

Wagrecht:

1. Liane; 4a. Pirat; 8. Singapore; 11. Este; 13. Ill; 14. Riva; 16. Bei; 17. Sedan; 19. Sau; 20. Sirenen; 22. Iven; 24. Muse; 26. Breite; 27. Federn; 28. Ahne; 30. Seil; 31. Erdteil; 35. Nil; 37. Notes; 38. Gau; 39. Isis; 41. See; 42. Lade; 43. Malereien; 44. Emaus; 45. Liste.

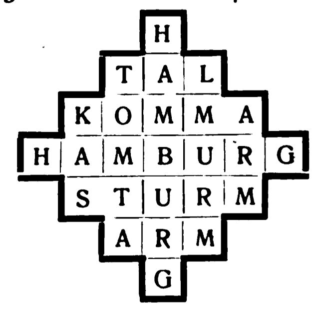
Senkrecht:

1. Liebe; 2. Asti; 3. nie; 4. Halden; 5. irr; 6. Reis; 7. Traun; 9. Gier; 10. Plan; 12. Semiramis; 15. Vaterland; 17. sintern; 18. Nemesis; 20. Seine; 21. Rudel; 23. Reh; 25. sei; 29. Ottern; 30a Knize; 32. Dose; 33, e, e, e, e; 34. Rübe; 36. Lima; 38. Gans; 40. Sau; 42. Lei.

Auflösung des Rösselsprungs Nr. 4

**Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei;
Soll's dann sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch, dieser schnöden Kriecherei!**
(Logau.)

Lösung des Diamanträtsels in Nr. 4



HEITERES

Geschäftskniff.

Herr (zur Besitzerin eines Fleischerladens): „Warum haben Sie denn den großen Spiegel da in Ihrem Laden? Sind Sie so eitel geworden?"

„Ach nein, der ist für meine Kundinnen bestimmt. Wenn sie sich darin betrachten, geben sie nicht auf die Wage acht."

Gemeinsamer Besitz

Lehrer: „Den Aufsatz „Unser Hund" hast du wörtlich von deinem Bruder abgeschrieben."

„Ja, es ist doch derselbe Hund, Herr Lehrer!"

Aus der Schule

Im Naturunterricht erklärt der Lehrer den Wert und die guten Eigenschaften der Haustiere, wobei er auf den Hund zu sprechen kommt. Er rühmt die Klugheit, Treue und Wachsamkeit des Hundes und fährt dann in strengem Tone fort: „Es ist aber eine abscheuliche Unsitte mancher Person, sich von Hunden belecken zu lassen."

Da hebt ein Knirps in der ersten Bank den Finger hoch: „Herr Lehrer, das tut meine Tante auch!"

„Pfui," fährt der Lehrer in seinem Gedankengange fort, „wie abscheulich und gesundheitsschädlich ist so etwas auch."

„Ja, Herr Lehrer," meint darauf der kühn gewordene Kleine, „der Hund ist auch kaputt gegangen."

Das Abendkleid.

„Ich möchte gern das entzückende rosa Kleid im Schaufenster haben," sagt die Dame. „Tut mir leid, meine Dame," erwidert der Verkäufer, „das kann ich Ihnen nicht geben, das ist der Lampenschirm."

Das Kennzeichen

„Minna, woran merken Sie, daß ein Huhn alt ist?"

„An den Zähnen, gnädige Frau."

„Wie dumm, Hühner haben doch keine Zähne!"

„Aber ich!"

Der kranke Trinker

Doktor: „Haben Sie schon über Durst zu klagen gehabt?"

Patient: „Nein, Herr Doktor, über den hab' ich mich immer gefreut!"

Berechtigte Frage

„Gehen Sie doch ruhig über den Hof, der Hund tut Ihnen nichts. Sie kennen doch das Sprichwort: Hunde, die bellen, beißen nicht."

„Allerdings, ich kenne das Sprichwort, und Sie kennen es auch; ich weiß aber nicht, ob der Hund es kennt."

*

Vater: „Mädels, eure Mutter hat sich nie so rausgeputzt, um einen Mann zu kriegen, wie ihr."

Tochter: „Na, du siehst ja auch, was dabei herauskam."

*

Frau zu ihrem Mann: „Lieber Karl, heute mußt Du Dich zum Frühstück mit einem Kuß begnügen. Johanna hat nämlich den ganzen Kaffee verschüttet." — „Na ja, dann laß Johanna mal kommen!"

*

Lehrer: „Was stellst du dir unter einer Hängebrücke vor."

Fritz: „Wasser!"

*

Kunde: „Und Sie können mir garantieren, daß dieses Haarwuchsmittel wirklich gut ist."

Friseur: „Wenn ich Ihnen das sage, Herr! Einer von meinen Kunden konnte den Korken nicht rauskriegen und hat mit den Zähnen daran gezogen, am andern Tage hatte er einen Schnurrbart."

*

„Denke dir, liebe Mutter, gestern auf unserem Schiausflug hat mein Doktor zum ersten Male „du" zu mir gesagt!" — „Und was hat er denn da gesagt, Kind?" — „Wieviel kriegst du denn eigentlich mit, Frieda?"

*

Ein Münchner Bierfuhrwerk fährt mitten auf dem Straßenbahngeleise. Der Führer des hinterherkommenden Straßenbahnzuges läutet wie besessen. Der Bierführer jedoch hört nicht. Erst als der Wagenführer mit einem kräftigen Pfiff durch die Finger sich bemerkbar macht, hört ihn der Lenker des Bierfuhrwerkes und gemächlich lenkt er seine Rosse auf die rechte Straßenseite. Als die Straßenbahn ihm langsam vorfuhr, konnte es sich der Führer nicht versagen, dem Fuhrknecht einige rauhe, aber herzliche Worte zuzurufen: „Kannst net rechts ausweichen, blöda Kerl?", worauf der Bierfuhrmann gemütlich zurückruft: „I scho, aber du net."

Strafe.

Auf dem Ball trat der Hausherr zu einem Lohnkellner und klopfte ihm auf die Schulter. „Das ist recht, mein Lieber," sagte er, „daß Sie auch für schlechte Tage etwas zurücklegen. „Spare in der Zeit, so hast du in der Not". Und damit Ihnen das Huhn, daß Sie in Ihrer Manteltasche versteckt haben, auch gut schmeckt, habe ich gleich noch eine ordentliche Portion Mayonaise darüber gegossen."

Billy lag, noch geblendet von der Lampe, in dem stockfinsteren Raum und lauschte angestrengt auf die flüsternden Stimmen draußen. Doch konnte er nichts verstehen. „Jimmy, der Schuft, hat geplaudert," dachte er ingrimmig, „na warte, Freund, wir sprechen uns noch." Und leise fluchend dachte er über einen Ausweg aus seiner verzweifelten Lage nach. Mit einem Male öffnete sich die Tür wieder, die Taschenlampe blitzte auf. Jemand näherte sich der Pritsche, nahm auf dem Rand derselben Platz und die Lampe erlosch. Billy fühlte, wie ein weicher Arm sich um seinen Kopf legte und hörte eine liebe, langentbehrte, traute Stimme, die da sprach: „Billy! oh Billy!" und dann verschlossen süße, warme Lippen seinen Mund.

„Das soll mir verdammt recht sein!"

Der nächste Morgen fand eine zahlreiche, fröhliche Gesellschaft in Toms sonst so einsamer Behausung beisammen. Außer Daisy, Billy und Tom waren noch Joe, Jonny, Ben und Tim und nicht zu vergessen unser Freund Jimmy, der Postreiter, um den kleinen Tisch in Toms Haus gruppiert. Der Kaffeetopf war bereits leer und die Whiskyflasche machte ihre häufige Runde. Daisy rauchte Zigaretten und die Männer Pfeife und zwar die besten Stücke aus Toms Sammlung!

„Nun sagt uns bloß noch, wo ihr die Hunde gelassen habt," fragte Billy, nachdem er den Redeschwall der andern, welche alle durcheinander auf ihn einredeten, da jeder die Rolle, die er in der Komödie gespielt hatte, in ein heldisches Licht setzen wollte, geduldig hatte über sich ergehen lassen.

„Das kann ich dir sagen, Billy," antwortete Tom, „die sind bei Ben zu Hause eingesperrt und ich schätze, daß sie jetzt schon seine sämtlichen Stiefel und sonstige Kleinigkeiten zerkaut haben."

„Das muß Billy bezahlen," äußerte sich Ben gemütlich und schenkte sich einen Whisky in den Blechbecher.

Daisy aber schmiegte sich zärtlich an ihren Billy und flüsterte ihm ins Ohr: „Du, jetzt laß ich dich aber nicht wieder los! Jetzt gehören wir zusammen, du und ich."

„Das soll mir verdammt recht sein!" bekräftigte Billy und spülte die aufsteigende Rührung mit einem großen Schluck Feuerwassers hinunter.

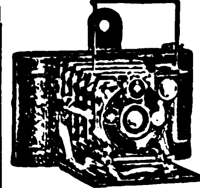
Zum Schluß kann ich noch etwas berichten: Joe und Jonny haben sich mit dem „Frauengeziefer" vollkommen abgefunden. Wer Klein-Daisy nur schief ansieht, hat es mit den beiden, die sich zu Daisys Rittern erklärt haben, zu tun. Denn „sie ist wirklich ein verdammt netter Kerl!"

— Ende —

Nach Aufhebung des Redeverbotes: Adolf Hitler spricht in Augsburg

Phot. Hoffmann, München

Während die Presse der bayerischen Regierungskoalition, vor allem der bayerischen Volkspartei, nach Kräften das Wiedererstarken der nationalsozialistischen Bewegung in Bayern umfälscht in ein „langsames Aussterben einer überholten Inflationserscheinung", sind wir heute wiederum in der Lage, ein photographisches Dokument vorzuweisen, das wohl die beste und nicht zu widerlegende Antwort auf den roten und schwarzen Zeitungsschwindel darstellt. Wenn man überlegt, daß Augsburg eine ausgesprochene Industriestadt und rote Hochburg ist, kann man den Erfolg des Auftretens Adolf Hitlers in der Augsburger Sängerhalle erst richtig beurteilen. Wegen der riesigen Ausmaße des Versammlungsraumes mußte Hitler von der Mitte der Halle aus sprechen.









DER NATIONALSOZIALISMUS MARSCHIERT



Vorwärts mit vereinter Kraft!
Die Breslauer Ortsgruppe der Nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei gibt zum Ausbau der Organisation und der Parteipresse sogenannte Bausteine aus, deren künstlerisch wertvolle Ausführung allgemeinen Beifall findet



Abgeordneter Hans Krebs der nationalsozialistischen Bruderpartei in Sudetendeutschland, wurde wegen Veröffentlichung von Aufsätzen über die sudetendeutsche Freiheitsbewegung im Auslande vom tschechischen Kreisgericht in Leitmeritz neuerbings zu einer Kerkerstrafe von 1 Monat, verschärft durch 2 Fasttage, verurteilt. Alle Beweisanträge hat das Gericht abgelehnt. Tschechische Justiz!



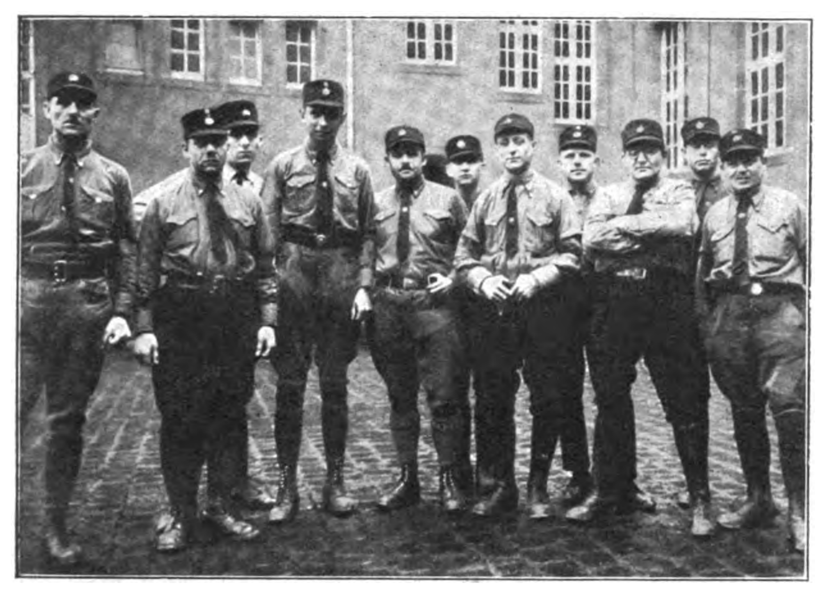
Das nationalsozialistische „Ärgernis"
in Ulm ist nach einem Judenblatt unser dortiger Zeitungsverkäufer Jakob Steck. Seine „aufdringliche Art", den Passanten und „friedlichen Bürgern" die nationalsozialistischen „Hetzblätter" aufzudrängen, sei nachgerade „ein Skandal". Wir gratulieren unserem Parteigenossen zu dieser Anerkennung seines Wirkens und wünschen unserem Blatt noch viele solcher „Ärgernisse"



Die Astawahlen in Frankfurt
Bei den Wahlen zum Frankfurter Studentenausschuß (Astawahlen) erzielten die Nationalsozialisten, die eine gewaltige Propaganda entfalteten, einen durchschlagenden Erfolg



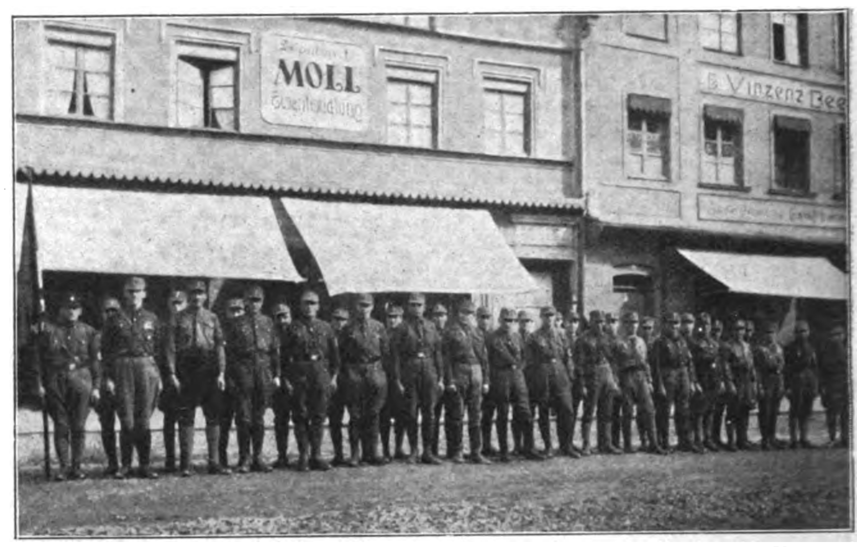
„Hitlerjugend" marschiert durch Plauen i. V.



Rheinische S. S. im Gefängnis

zu Koblenz, anläßlich der Propagandafahrt nach Nastätten (Rhld.)

Niederbayerische S. A. in Vilsbiburg



Niederbayerische S.A. in Vilsbiburg anläßlich der ersten Hitler-Versammlung in Bayern am 6. März 1927

Die sächsischen Ortsgruppenführer beim Landesparteitag in Chemnitz



In der untersten Reihe von rechts Landesleiter Mutschmann, Plauen, R.-Abg. Feder, L.-Abg. Tittmann

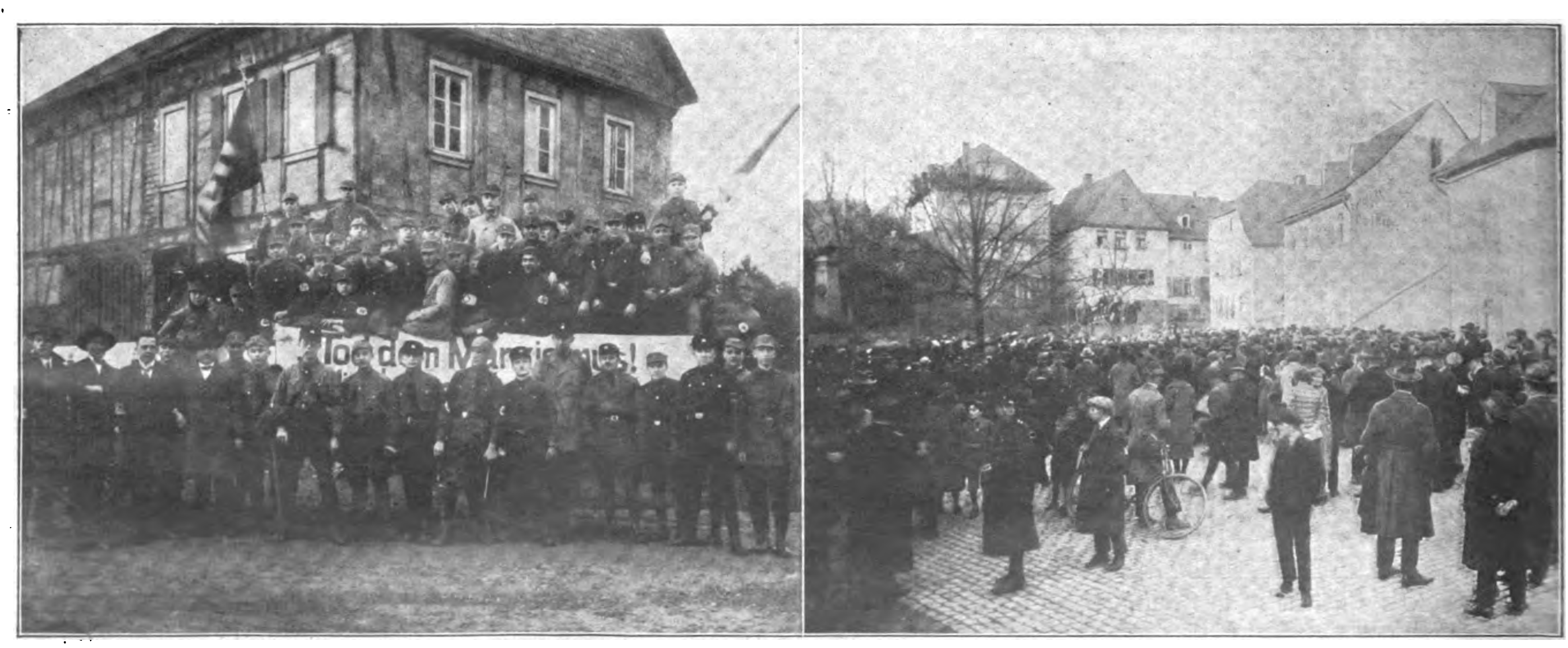
Dr. Fricks 50. Geburtstag



Transocean

Unser Parteigenosse Abg. Dr. Frick feierte am 12. März seinen 50. Geburtstag. Das liebenswürdige und entgegenkommende Wesen Dr. Fricks, seine stete Hilfsbereitschaft und sein mannhaftes Eintreten für den Nationalsozialismus im Reichstag haben ihm die Verehrung aller Nationalsozialisten erworben

Vorwärts geht es auch im Rheinland



Unermüdlich zieht der rheinische Gauführer Pg. Dr. Ley mit seiner S.A. aufs Land zur Propagandaarbeit, die, wie der Fall in Nastätten zeigt, nicht ungefährlich ist

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang / Folge 7
15. April 1927



Preis 20 Pf.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Spezialaufnahme für den „I. B.“ von Heinrich Hoffmann-München

Deutsche Ostern 1927

Die neueste Mode – der Nasenring



Stapellauf des Kreuzers „Königsberg" in Wilhelmshaven Atlantic

Für die Börse nach China

Atlantic

Faulenzende „Damen" der Gesellschaft wollen jetzt als neuesten Modeschlager den Nasenring einführen. Die Neuerung ist wohl ein Symbol dafür, daß der Jude uns an der Nase herumführt

Der „Fortschritt" in Berlin

Atlantic

Generalmajor Duncan nimmt die Parade der britischen Marinesoldaten in Schanghai ab

Das Geheimnis der Zahl 1927

Sennecke

In der Berliner Funkhalle wurde eine Ski- und Rodelbahn eingerichtet. Der Schnee ist eine von dem Engländer Lyscought erfundene Masse, die dem Schnee ganz ähnliche Eigenschaften besitzt und ganz billig in einer deutschen chemischen Fabrik hergestellt wird.

Eine merkwürdige Naturerscheinung bei Oberstaufen im Allgäu E. P. S.

In Oberstaufen lebt seit Jahren die Sage, daß das Jahr 1927 für unser Volk die Wendung zur Freiheit bringen werde. Dieser Volksglaube hat seinen besonderen Grund. Wenn man nämlich beim Verlassen des Bahnhofes den Blick nach Süden wendet, stehen vor uns die Bergriesen mit dem Hochgrat. Das Besondere an dem Berg ist, daß alljährlich zur Zeit der Schneeschmelze an den jäh abfallenden Felsenschroffen in weißen Riesenlettern die Zahl „1927" erscheint und sich oft bis in den Sommer hinein erhält. Ist es da zu verwundern, daß sich im Volke die Vorstellung gebildet hat, als habe eine überirdische Macht der Menschheit diese Mahnung vermerkt? Die Naturerscheinung gewinnt natürlich heuer erhöhtes Interesse.

Auf Befehl des Juden: Weg mit § 218!



Keystone

Seit Jahren bemühen sich die jüdisch-demokratisch-sozialistischen Parteien, den Abtreibungsparagraphen mit seinen schweren, aber berechtigten Strafen zu Fall zu bringen. Dann erst ist der jüdischen Gier nach den deutschen Frauen Tür und Tor geöffnet. Unser Bild zeigt eine Demonstration Berliner „Genossinnen" für die Abschaffung des § 218. Niemand wird leugnen, daß hier das Wort gilt: „Herr verzeih' ihnen ... usw."



Atlantic

Nu' kann's nich' mehr fehlen

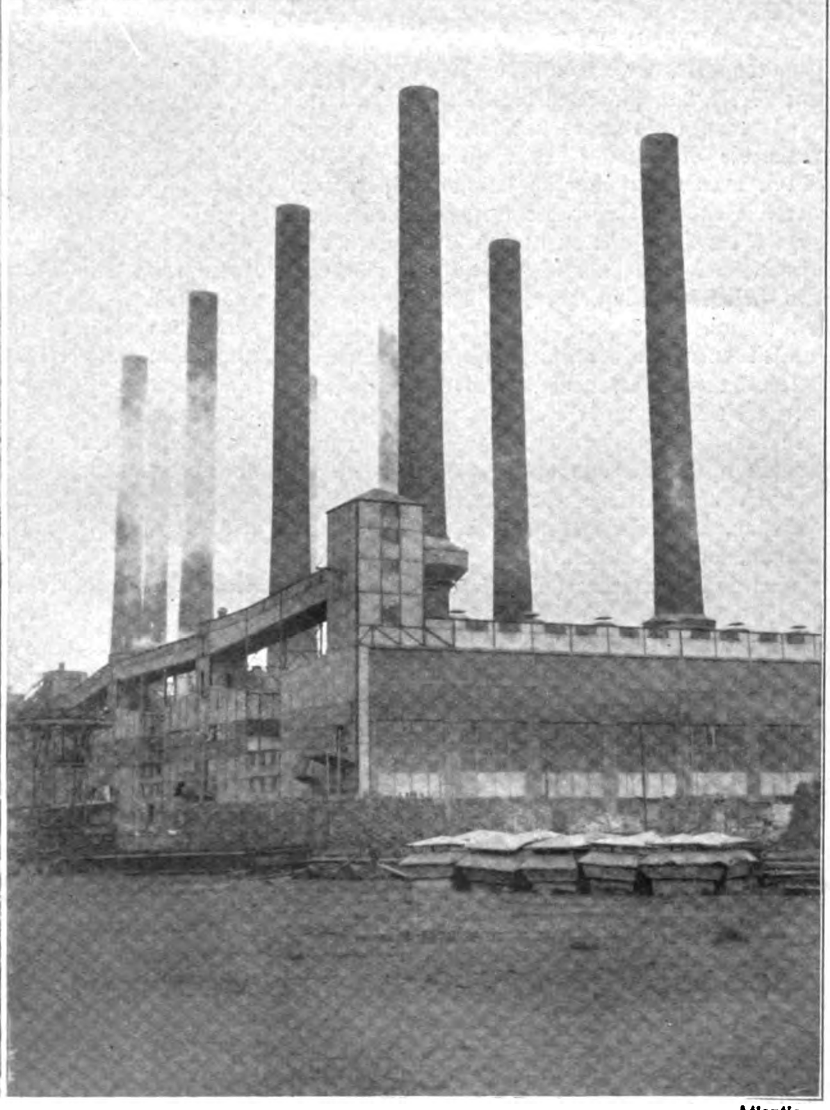
In Dresden wurde eine Frauenpolizei eingeführt

DINGE, DIE DER JUDE NICHT MACHT



Atlantic

Auf den Pfänder am Bodensee wurde unter großen Schwierigkeiten eine Seilschwebebahn gebaut.



Atlantic

Im Großkraftwerk Golpa-Zschornewitz werden täglich 3 Millionen 176000 Kilowattstunden erzeugt.

DER JUDENSPIEGEL

DIE JUDEN IN DER MUSIK

Gleichzeitig mit der politischen und wirtschaftlichen Emanzipation des Judentums durch den Liberalismus setzte die Eroberung aller Gebiete der Wissenschaft und Kunst durch die Juden ein. Wie aber eine in Wahrheit künstlerische Produktion nicht möglich ist ohne völkische Verwurzelung des Künstlers (denn jede Kunst erwächst auf dem Boden des Volkstums, das zeigen schlagend die völkischen Stilschulen Deutschlands, Italiens, Rußlands, Frankreichs, Englands in Literatur, Malerei und Musik), so haben sich die Juden wohl als Kunsthändler, Kopisten, also nachahmend, nachempfindend und wiederbelebend betätigt, aber nicht selbstschöpferisch. Mit grobem Instinkt und kalter Berechnung erfaßten sie das künstlerisch Wirksame und steigerten es zum Effekt; das künstlerisch Bedeutsame übertrieben sie bis zur Entstellung; das Sinnvolle rissen sie aus dem notwendigen Zusammenhang; das Planvolle verwirrten sie bis zur Unkenntlichkeit; kurz eine erschlichene Beherrschung der Äußerlichkeiten, des Formelhaften, des Erlernbaren und Erspürbaren setzte sie instand, mit den sorgsam gesammelten künstlerischen Schätzen und Gütern der Wirtsvölker Schacher und Handel zu treiben wie mit alten Kleidern oder kostbaren Kleinodien. Ihre Fremdheit im geschlossenen Kulturkreis des Gastvolkes entwickelte mit Naturnotwendigkeit den Nachahmungstrieb, die beste Mimikry des Schwächeren im Kampf ums Dasein.

Mit rascher Hand bemächtigte sich der Jude des Handels mit Musik, wie jeden anderen Kunsthandels. Er organisierte die Herausgabe der Werke, das Auftreten der Solisten, lancierte Rassegenossen als Stars und schuf in den Agenturen die Börsenplätze des Musikbetriebes. Die Kunst wurde kaufmännisch durchorganisiert wie der Warenhandel oder der Geldmarkt oder der Sport, die heute alle zu großen Turfplätzen der Finanz geworden sind. Der pietätvollen Pflege als Heimstättenkunst, der repräsentativen Autorität glanzvoller Höfe und erhabener Kathedralen entrissen, der sorgsamen Verwaltung durch handwerklich geschulte Meister entzogen, geriet die Musik unter die Hände des dilettierenden jüdischen Kaufmannes, der nach Absatz und Umsatz kalkulierte und auf die Massenwirkung spekulierte. Die Folge war eine furchtbare Verflachung, Vergröberung und Zersetzung aller ernsten, langsam entwickelten und durch Generationen fortgepflanzten Überlieferung aller lang bewährten ästhetischen Gesetze; die Herabwürdigung der Musik als einer erbauenden, erziehenden und erhebenden Kunst, als eines edlen Teiles des Volkstums zum Kaschemmenbetrieb der Abendunterhaltung und mechanisierten Aufreizung niederrassiger Instinkte. Die Rückentwicklung der musikalischen Urtriebe, des Rhythmus und der Melodie zum Jazzkult, die Zurückdrängung und Verwischung der völkischen Musikkulturen zur mischblütigen Internationale des Saxophon- und Synkopenfetischs wird ausschließlich von Niederrassigen getragen und befördert.

Betrachtet man die Betätigungsversuche des Juden in der Musik als *Komponisten*, so fällt sofort auf, daß er schöpferisch im eigentlichen Sinn des Wortes nicht begabt ist. Er bleibt Nachahmer, Schüler und Kopist, wie wir es an Mendelssohn, Brühl, Bruch, Mahler, Korngold, Schreker, Schönberg feststellen können, die sich die Ausdrucksmittel eines Meisters oder einer Stilrichtung zu eigen machten, aber die Größe ihrer Vorbilder nicht erreichten, sondern deren Eigenart zersetzten und auflösten. Weder in der absoluten noch in der angewandten Musik findet sich eine starke jüdische Begabung, die an die Größe und Kraft ihrer erafften Vorbilder heranreichte; weder die Oper noch die Konzertmusik erfuhr durch sie eine Bereicherung; sie blieben im Grunde Kompositionsschüler, die das Erbe des Lehrers, in Einzelteile aufgelöst, verkauften. Lediglich eine Fähigkeit ist bei dem jüdischen Komponisten stärker entwickelt: der Hang zur Parodie, zur



Bruno Schlesinger genannt Walter, viel auf Gastspielreisen in allen Weltteilen

Karikierung und Verwitzelung alles Ernsten und Großen. Auf diesem Weg kommen Dutzende von Juden zur sogenannten leichteren Muse, zum Singspiel, Sketsch, zum Kabarett und zur Operette. Angefangen von dem Ahnherrn der Opernparodie, Offenbach, bis herunter zu den dekadenten Schlagerkomponisten Nelson, Holländer, Ascher, den Operettenkönigen Kalman, Gilbert, Fall und den Parodisten der ernsten Muse, die eine klassische Melodie mit der gleichen Skrupellosigkeit verjazzen als einen Kirchenchoral oder eine Königshymne, wie die Kreneck, Berg, Weiner, Webern.

Die jüdischen *Theoretiker* und Musikschriftsteller unterstützen durch bewußte Auflockerungsarbeit die zersetzende Praxis des Systems, ebenso wie sie unermüdlich Propaganda für ihre Rassegenossen treiben. Während der eine Teil sich auf die Erschütterung der überkommenen Grundsätze konzentriert, wie Ludwig (Cohen), Bekker und Korngold, bearbeitet ein zweiter das Erbe der Vergangenheit anscheinend wissenschaftlich objektiv, wie Adler, Welleß, Mendelssohn, Kapp, Dahms, Kahn, Jadassohn; in Wirklichkeit ist aber auch hier die Reklame für die jüdischen Komponisten und Dirigenten, soweit sie aus der Historie profitieren, unverkennbar.

Die Zahl der jüdischen *Kapellmeister* ist groß. Ihre Tätigkeit erstreckt sich natürlich vor allem auf die Wiedergabe von Werken ihrer Rassegenossen; in Oper, Operette und Konzert findet man den jüdischen Dirigenten und Komponisten Hand in Hand. Skrupellos parodiert und triebhaft, überfeinert und übertrieben, verweichlicht und aufgelöst erscheinen die Werke unserer großen Klassiker der Oper und Sinfonie; überbetont und herausgearbeitet alles, was der nachschaffende Jude als ersprießlich und profitabel Nachahmenswertes erhorcht und erfühlt hat. Namen wie Blech, Kleiber, Klemperer, Walter (Schlesinger), Fried, Ochs, Levi, Porges genügen, um zu erinnern, daß auch der Verantwortungsvollere unter ihnen bald von dem Geschäftstüchtigen abgelöst wird, der im Verein mit den rassegenössischen Stars unter den Spielern und Sängern eine ununterbrochene, internationale Konjunktur von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil sich geschaffen hat.

Den ausgesprochenen Hang zur Reproduktion zeigt die große Zahl der jüdischen *Sänger und Instrumentalisten*, die außer in Jazzkapellen nie anders denn als Solisten auftreten. Die musikalische Tagesarbeit in Chor und Orchester überlassen sie gerne anderen. Das war schon so zu Zeiten von Moscheles, Taussig, Joachim Lazarus, Popper, Sauer; das ist heute in den Zeiten der Moszkowsky, Flesch, Hubermann nicht anders.

*

Bruno *Walter* (*Schlesinger*) war ein Schüler des Wiener jüdischen Dirigenten Gustav *Mahler*. Er hat mit seinem Lehrer die sogenannte moderne Wiener Schule begründet, die ihr bestes Ziel darin sah, die Freiheit der Werke Beethovens als Freibrief für ihre eigene künstlerische Zügellosigkeit, um nicht zu sagen ihr künstlerisches Unvermögen, zu benutzen. Sie wurden darin von jüdischen Theoretikern wie Paul *Bekker* aufs eifrigste unterstützt. Die zersetzende Tätigkeit dieser einflußreichen Richtung setzt sich bis in unsere Tage fort, wo die Schönberg, Korngold Schreker das Erbe der deutschen Meister in rücksichtslosester Weise an sich gerissen haben. Die innere Unsicherheit dieser ganzen Richtung, welche letzterdings auch stark politisch denkt und arbeitet, äußert sich zum Teil in katastrophalen Versagern, zum Teil in verzweiflungsvollster Persiflage und hilflosestem Kopistentum.

Bruno Schlesinger, der besonders die Werke Mahlers und Schrekers begünstigt, wurde Generalmusikdirektor der königlich bayerischen Oper, blieb aber auch nach dem Umsturz an diesem leitenden Posten. Die sich in München entwickelnde völkische Bewegung scheint dem Manne nicht ganz zugesagt zu haben. Er ging in der damaligen Zeit monatelang auf Gastspielreisen, so daß die maßgebenden Stellen schließlich den Vertrag mit ihm lösten. Sein Auftreten in valutastarken Ländern war finanziell sicher hinreichend, um ihn eine kurze Zeit der Stellenlosigkeit gut überdauern zu lassen. Heute leitet Schlesinger die städtische Berliner Volksoper und hat dort mehr Gelegenheit, seine Wiener Richtung zu pflegen, als in dem „kleinstädtischen" München.

☛ Mit der vorliegenden Ausgabe 7 beginnt das 2. Quartal 1927

„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

6. Fortsetzung

Mama hat Papas Nase und Papa lächelt mit Mamas blauen Augen in die Welt. Wir sind hübsch, sagt man, wir Wibrechts. Aber wenn ich Gordi und mich so recht objektiv ansehe — ich habe überhaupt Anlagen zur Objektivität, die meine Tante Res unaristokratisch findet —, wenn ich also Gordis und meine Erscheinung mustere, dann bemerke ich, daß wir etwas fadenscheinig aussehen, wie Figürchen aus dem letzten Rest eines Teiges, der zu fein ausgeknetet worden ist, oder wie Abziehbilder, die zu oft vervielfältigt wurden.

Ich bin groß und zerbrechlich dünn, blaß, mit dunklen Augen und sehr lichtem Haar. Zu viel Haar und zu wenig Fleisch, sagt Papa, der einen Geschmack für Rubensbilder hat. Mama nimmt ihm das übel. Rubens ist unschicklich, scheint es. Es ist so viel unschicklich auf der Welt, daß ich manchmal nicht begreife, wie der liebe Gott, der doch der Korrekteste von uns allen sein muß, sich dazu hergeben konnte, es zu erschaffen. Halt! das ist ein sündhafter Gedanke.

Also mich hätte der alte Rubens nicht gemalt. Das steht fest. Obwohl ich eine Nase habe, auf deren feinen Schnitt ich stolz sein kann, behauptet Gordi, und einen „hübschen, weichen, sensitiven Mund", sagt mein Vetter Gerold Helbitz, der sich's mit allen verdirbt und ein Entarteter unserer Aristokratie ist. Sein einziges, sequestriertes Majorat stößt an unser Banneberg. Es ist ein Rokokoschlößchen, das im Zusammenbruch erscheint, in einem großen, verwilderten Park mit grauen Götterbildern, denen Schlingrosen, weiß und rosa, über die zerbrochenen Glieder kriechen, und violette Klematis die Köpfe umrankt, bis sie poetisch aussehen. Dann ist ein Teich da, auf dem Gerold menschenfeindlich Kahn fährt, ein schlammiger Teich, in dem gelbe Wasserrosen schwimmen. Sie riechen stark, aber ihr Duft macht mich traurig. Er ist wie ein Gräberatem auf den Wassern. Gerold hat zu leben, wenn er auch nicht reich ist. Er hat mehr als wir, das ist immer noch nicht viel. Seine Unabhängigkeit ist sehr wichtig für ihn. Armer, hübscher, rebellischer Gerold! Immer liegt er mit Gott und der Welt im blutigsten Hader, immer ist er hoch oben in den Wolken oder ganz tief unten im Abgrund, begeistert oder verbittert. Sie fliehen ihn in seinen Kreisen. „Er denkt sich was, der Kerl," das ist nicht gemütlich, und er ist nicht einverstanden mit Weltordnung und Völkerregierung, das ist un comme il faut. Er hat viel studiert, seinen Doktor mit Vorzug gemacht und ist nichts geworden. Weil ein anständiger Mensch bei uns überhaupt nichts werden kann, behauptet er. Das ist eine seiner starken Reden, über die Papa schaudert. Papa ist loyal, konservativ, bigott. Damit er ja nicht anders wird, liest er gar nichts, als eine Zeitung über Spargelkultur und fängt jedesmal laut zu singen an, wenn von Politik die Rede ist; daher steht er seiner Zeit mit rührender Unwissenheit gegenüber. Und Gerold sucht ihn noch immer zu belehren, hört täglich die Drohung an, daß „ich dich aus mein' korrekten Haus hinausschmeißen werd', du sozialistischer Bub', du!" und kommt immer wieder. Armer Gerold! Zweiunddreißig Jahre alt, bildhübsch, leidenschaftlich, haltlos und so ganz einsam; dabei gefühlvoll wie ein Kind und zornig, ironisch über diese eigene, unausrottbare Empfindlichkeit. Drei Jahre hat er gedient und dann, als er endlich den ersten Gehalt beziehen sollte, über Hals und Kopf seine Stellung hingeworfen. Es hieß, daß er seinen Vorgesetzten über einen eingerissenen Mißbrauch die Wahrheit gesagt habe. „Z' viel gered't hat er wieder, der verfluchte Bub'," donnerte mein Vater. Gerald zog sich nach Halbheim ins Privatleben zurück. Jetzt schreibt er Broschüren, die zu seinem Stolz in Österreich verboten werden, und ein Buch, das hier nicht erscheinen kann. Daher weichen ihm seine Kameraden aus, die Offiziere und Beamte geworden sind. Er hat als lichtesten Punkt in seinem Leben sein beginnendes, verfemtes Renommee und das Hochgefühl, zu den verpönten Autoren zu gehören, die man in Österreich als gefährliche Männer nicht liest und in Deutschland als mit dem Feuer spielende Kinder belächelt. 's ist ja etwas, solch ein Renommee, wo die Courage das Talent vertritt, aber doch ein trauriger Ersatz für echten Ruhm, für warmes, sonniges Menschenglück, meine ich. Und Gerold könnte mehr sein. Er ist hochbegabt, manchmal genial, aber nie zielbewußt. Wenn er sich am meisten als blutroter Sozialist beträgt, schlägt ihn der geborene Aristokrat, der Halt- und Hilfelose, dem heutzutage der Boden unter den Füßen fortgezogen wird, unbewußt am schärfsten in den Nacken. Er ist ein Mensch, der sich ausleben, der vielleicht sterben sollt' in einer großen Idee, aber was er jetzt vertritt, das glaubt man ihm nicht. Die rote Mütze steht nun und nimmer zu seinem dunklen, vornehmen Rembrandtgesicht, die rauhen Reden passen nicht zu seinem hübschen, einnehmenden Wesen. Er ist ein Mensch, der vielleicht ein Verbrechen begehen könnt', aber nie eine Gemeinheit; den man in Bedrängnis anredet auf sein warmes, beseeltes, junges Gesicht hin. Ein Mensch, dem man Tür und Herz aufmacht und nur die Vernunft verschließt. So einer von denen, die in den Himmel schauen — und auf Erden nie auf einen grünen Zweig kommen.

Ich rede viel von Gerold und wollte von uns, von mir sprechen, denn ich bin jung, das ganze Leben liegt vor mir, ich bin mir natürlich sehr wichtig. Gordi und ich sind Wibrechts, die Karriere machen sollen, hat Papa entschieden. Es muß endlich einmal sein. Wir sind vor lauter passiver Vornehmheit zu sehr herunter, scheint es. So müssen wir uns so weit herablassen, hinaufkommen zu wollen; — ein Zugeständnis nach der Ansicht unserer Eltern. Sie stellen sich das überhaupt so leicht vor: das „Karrieremachen". Ich werde also eine „große Heirat" eingehen müssen, daher ziehe dich in dich selbst zurück, kleines Herz, wenn du einmal selbständig schlagen willst und so vermessen bist, deinen eigenen Weg gehen zu wollen. Gefühlsfreiheit gibt's nicht für dich, du mußt Karriere machen.

Und Gordi? mein großer, blonder, magerer Gordi, mit der Unausgeglichenheit seiner Jahre in allen Bewegungen, mit dem schläfrigen Blick seiner hübschen, matten Augen, die zu treuherzig sind, um klug zu sein, mit seinem hoffnungslos schlechten Studiengang? Er soll auch Karriere machen? Er wird sich nie „Alles mit die Leut' verderben", wie Papa von Gerold sagt; er wird auch niemanden durch Geistesblitze erschrecken, durch kühne Taten beleidigen. Ich weiß vieles, das er nicht tun wird, mein guter Gordi, aber was, was wird er tun? Das ist die Frage. Niemand von uns hat sie noch beantwortet. Sein Hofmeister, Dr. Gimel, am wenigsten. Dieser Arme, der als brotloser Philologe mit prachtvollen Zeugnissen und einem höchst ehrenwerten Charakter als einzigem Betriebskapital, im Leben gescheitert ist, beschäftigt sich nun damit, aus Steinen Wasser zu schlagen, das heißt, er unterrichtet vornehme Jünglinge, mit denen es in der Schule nicht vorwärts ging, privat. Wenn ich Dr. Gimel wäre, ich klopfte lieber direkt Steine. Gordi und er sitzen sich stundenlang ratlos gegenüber. Darin besteht der Unterricht. Keiner begreift den anderen. Wenn sie Mann und Frau wären, hätte es aus gegenseitiger Verständnislosigkeit eine moderne Ehe werden können. Ich begreife Gordi nicht. Er ist ein Mann, er hat so viel Chancen! Es ist schön zu lernen, studieren zu dürfen, zu etwas Bestimmtem, Herrlichem, noch Unerschöpftem berufen zu sein. Mein Gott! die Wissenschaft steht vor mir wie ein großer, sonnendurchleuchteter Baum, dessen blendende Wipfel in balsamischer Lenzluft zittern. Sinnverwirrend stehen sie da, denn Gott hat sie geküßt. Schwer ist der Aufstieg zu ihnen, aber oben, oben ist's himmlisch schön. Und so dornig ihr Weg sein mag von Ast zu Ast, die Luft, die die stacheligen Zweige umweht, ist immer sehr rein, süß und kräftig, wie treibender Frühlingsatem, der jung macht. Wenn ich an all die Möglichkeiten im Leben eines jungen Mannes denke! Ist er doch der angreifende Teil. Er wirbt, er kämpft, er kann alles erreichen! Ich dagegen! ich, das Mädchen! Mein Kopf ist klug, ich denke selbständiger, ernster als diese Buben, die ihre besten Jahre zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig beim Trunk und Spiel, bei Gigerltum und tausend Albernheiten vergeuden. Aber was hilft das? Ich kann den Kahn nicht lenken durch's Lebensmeer. Eine seiner Wellen muß mich aufnehmen und forttragen. Früher hat es mich gefreut, daß alle sagten, ich hätte ein hübsches, ein ungewöhnliches Talent zur Malerei! Ich habe auch fleißig gelernt, mit glühendem Eifer. Jetzt macht mich mein Können oft zornig oder traurig. Talente sind ja erlaubt in der Gesellschaft, aber sie müssen Spielerei bleiben. Darauf angesehen zu werden, daß man durch sie zu Geld komme, ist höchst undistinguiert. Man wird überhaupt nichts. Man ist, man war und man wird sein. Das vollkommen Erschaffene kann sich nicht mehr vervollkommnen.

So sitze ich still vor meinen Bildern in der Rumpelkammer, die ich Atelier nenne. Die großen Giebelfenster lassen helle Sonne und roten Rosenglanz herein, unsere wildwuchernden, großen „Gemüsegartenrosen", wie Gerold sie nennt. Sie schießen üppig auf in unserem Park, der ein Küchengarten ist. Ich habe immer eine Schwäche für Küchengärten gehabt. Ihre altmodischen, halbwilden Blumen, Ranunkeln, Geranien, Monatsrosen und Nelken kriechen schüchtern, nur geduldet zwischen großen, großen Mistbeeten herum, in denen Gurken-, Salat-, Kraut- und Kartoffelpflanzen sich patzig machen. Mich erinnert's an das Leben, wo auch das Anmutige, Hübsche vom gemein Nützlichen unterdrückt wird. — Ein feiner, herber Kerbel- und Dillgeruch schwebt über allem, wenn die Sonne scheint. Hellgrüne Kresse, roter Mohn, Bohnen und allerlei Grün ranken sich bunt durcheinander. Ein warmer Sommerduft schwebt zu mir herauf. Ich sehe meine „Werke" an, kleine Phantasiegemälde, Köpfe, Skizzen und Geschichtchen im Bilde. — Stilleben, Landschaften mag ich nicht. Ich liebe das Leben, wie es sich im Menschengesicht ausprägt, liebe Schicksalsmomente, große, volle. Sterben müssen ist mir so traurig, als dieses Sichnichtauslebenkönnen, das ich um mich sehe.

*

Mein Pinsel ist besser als meine Feder. Ich rede und schreibe das schlechte „elegante" Deutsch meiner Kaste, die vornehme Gaunersprache, die unser Freimaurerzeichen ist.

Aber mein Pinsel spricht die Sprache des Herzens, die ist bei allen gleich; bei allen Jungen sehnsüchtig jung — froh, erwartungsvoll: Still! Ich soll ja Karriere machen. Bei jedem meiner Bildchen sage ich mir: Aus dir könnte etwas werden, und Gerold wiederholt: Es könnt', aber es kann nicht. Armes Komtessel. Privilegiert, verpflichtet zur Nutzlosigkeit. Deine gute Erziehung zeigt sich in deinen Manieren und in deiner Leistungsfähigkeit; aber ich möchte etwas leisten; möchte, möchte! — Einmal hab' ich ein Bild verkauft, um Gordis Schulden beim Zuckerbäcker zu bezahlen. Heimlich verkauft. War das eine aufregende Zeit. Ich bin so mager geworden bei all' den Heimlichkeiten, daß der alte Rubens bei meinem Anblick Hungers gestorben wäre, und so nervös, daß ich sehr distinguiert erschien. Da keiner von uns in Wien allein ausgehen durfte, so besorgte das Stubenmädchen das Geschäft durch den Hausmeister, dessen Sohn es seiner Base, einer Trödlerin, für den Kunsthändler übergab. Gordi und mir stand drei Tage der Angstschweiß auf der Stirn. Das Bild war hübsch, es brachte auch eine große Summe ein, 35 fl. 23 Kr. Aber wir mußten den vier Unterhändlern so viel Trinkgeld zahlen, daß uns nur 8 fl. 50 Kr. blieben, und es war gut, daß Gordis Schulden nicht 8 fl. überstiegen. So hatten wir noch jeder fünf Indianerkrapfen mit Schlagobers zur Abkühlung. Aber es war mühsam gewesen. Gordi achtet mich seit der Zeit sehr hoch und pumpt mich öfter an als mir lieb ist.

*

15. Juni.

In unser einförmiges Leben kommt eine große Veränderung. Papa hat eine Villa in Ischteles, dem Weltbad und Sommerkurort, geerbt, in dem sich während des Sommers die Creme der Wiener Gesellschaft, Staatsmänner, Künstler, Diplomaten, mit einem Worte die interessanten Menschen zusammenfinden, die das Leben machen. Papa ist wütend über die Erbschaft des boshaften, uralten Großonkels; die Villa trägt nichts, sondern kostet nur, sie darf nicht vermietet und muß jeden Sommer mindestens drei Monate von uns bewohnt werden. Mama findet die Sache für Gordi und mich sehr vorteilhaft. Wir werden in „unsere Kreise" kommen, Konnexionen haben, unseren Weg machen, und das billiger, bequemer als in Wien. Bei uns muß nämlich alles billig sein. Das Leben kommt mir für uns wie ein permanenter Ausverkauf vor. Alles zu herabgesetzten Preisen! Auch das Glück vielleicht? Gott behüte! In vierzehn Tagen verlassen wir Banneberg. Ich weiß nicht, ob ich gerne gehe. Der Flieder hat heuer so schön geblüht. Es war mir, als sähe mich die ganze Welt aus süßen, tiefblauen Kinderaugen an und atme Verheißung aus. Bei uns wuchert der Flieder. Er ist

im Ausverkauf, scheint es, denn wir können ihn erschwingen. Man, die große Welt nämlich, hat jetzt andere Blumen. Orchideen, wie ich sie in Wien bei Kühnel sah, unheimliche Blumen, die eher Menschen als Blumen ähnlich sahen. Ätherische, schlanke Gliederpüppchen, in Pflanzenhülle, kühle, lebendige Geschöpfe mit langen, geneigten Hälsen und zarten Blütenköpfen in den Modefarben! Blumen, die sich ein Modejournal halten, die traurig aussehen oder liebestrunken, oder üppig stolz wie Königinnen. Sie duften, sie glänzen. Und graziös sind ihre schlanken Leiber. Wie Nymphen! — Man wird lachen, wenn ich sage, ich habe Furcht vor Orchideen. Sie sind so wunderlich, wie blasse Sirenen, wie kühle Flammen, so, so überlebendig! man möchte nicht gern mit ihnen im Zimmer allein bleiben. Sie haben Launen und Laster, und ihre Gegenwart ist die Geschichte einer Vergangenheit. Wächsern blaß, wie schöne Vampyre, oder rot wie Blut, nixenblau, regenbogenfarbig gestreift und gefleckt in phantastischen Formen, wie die verhexte Märchenwelt! diese Blumen schenken sich jetzt vornehme Brautpaare, reiche Genußmenschen, Künstler, moderne Dichter und Maler. — In Banneberg weiß der alte Gärtner nichts von ihnen. Heute stellt er mir mein kleines, dunkel getäfeltes Erkerzimmer voll Jasmin und bleichrosige Federnelken, Lavendelgeruch schleicht sich träumerisch aus den Kasten und Linnenbezügen meines schmalen, schneeweißen Bettes. Wir sind uraltmodisch. Jetzt sollen wir neue Menschen werden. Die Eltern sind sehr aufgeregt, Briefe gibt es in Menge; Mama korrespondiert seit Jahren zum erstenmal wieder ausführlich, steif, liebenswürdig mit ihrem Bruder, Onkel Sepp Wagris, der in Ischeles ein Sommerschlößchen hat. Im Winter in Wien war seine Herzlichkeit bis jetzt sehr mäßig. Er ist vor fünf Jahren Minister gewesen, jetzt lebt er in Pension. Böse Zungen sagen, er hätte klettenartig allzulange festgehalten an seinem hohen Posten. Seine Familie soll an Größenwahn leiden und sich mit der starrköpfigen Behauptung verlorener Posten beschäftigen. Ich kenne sie noch kaum. In Wien machten wir eine Unzahl Besuche und wurden wieder besucht. Zu arm, um Haus zu machen, zu stolz, sich nur einladen zu lassen, gingen wir wenig aus und hatten keine Intimen. Nur „Fühlung mit allen", Anknüpfung mit den höchsten, nur mit diesen Kreisen, wie Papa befriedigt sagt. In Ischeles soll ein Näherrücken an diese Kreise stattfinden, scheint es. Die Villa des alten Hofmarschalls gibt uns einen neuen Nimbus. Mein Onkel schreibt liebenswürdig, würdevoll, Tante und Kusine schütten süßliche Freundschaftsbilletts auf Blumenpapier, das viele Ecken, große, bunte Chrysanthemen und wenig Worte aufweist. Sie werden uns einführen, bekannt machen, scheint es. — — —

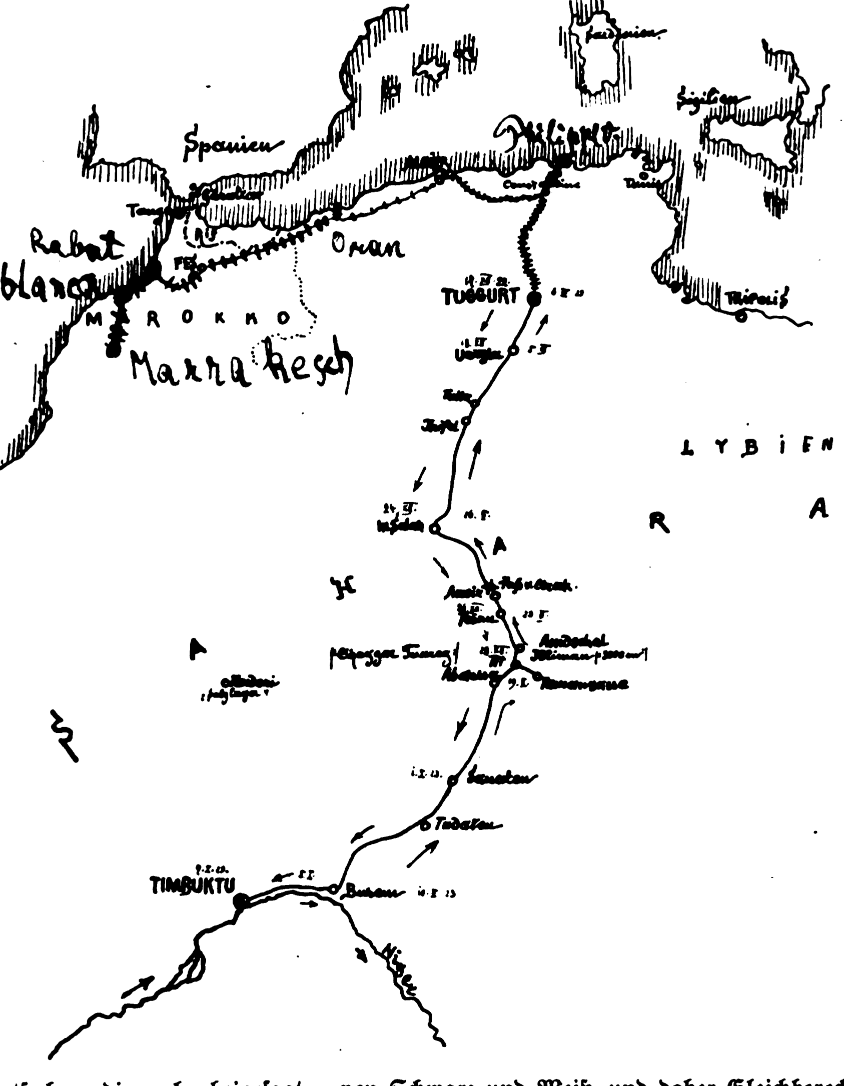
Mama fährt fortwährend nach S. in die Konfektionen, weil jetzt die Saison der Ausverkäufe ist, kämpft harte Schlachten mit unserer billigen Schneiderin aus der Hupfau, dem Marktflecken in der Nähe, und pudert täglich sechsmal ihr abgebranntes Gesicht. Papa rechnet mit dem Verwalter, schimpft über alles und probiert dazwischen seinen alten Frack, der ihm so hübsch und vornehm ansteht, obschon er ein Jubiläum feiern könnte. Bei Tisch sieht Papa Gordi und mich drohend an und verspricht uns das Fürchterlichste, „wann die G'schicht mit dem Indieweltführen" keine Resultate hat. Gordi, der zum Freiwilligen nicht tauglich war und die Matura nicht gemacht hat, studiert jetzt ziellos Landwirtschaft. Immer sofort ohne Absehen. Er jagt und reitet, spielt Tennis, schläft gern und raucht immer. Statt Kenntnisse hat er Anlage zu Vorurteilen, die ihm den Umgang mit Gerold erschweren. „Mein Bub' is ein Esel, aber ein Aristokrat, er hält auf sich," sagt Papa, wenn Dr. Gimel wütend vom Unterrichte kommt. Gordi revidiert seine Garderobe und Gewehre, lernt gar nichts mehr und liest ein englisches Buch: High life, wenn er nicht vor dem Spiegel sitzt und seinem Bärtchen zuredet zu wachsen. Alle sind sie in voller Vorbereitung für das neue Leben, nur ich nicht. Ich habe nichts zu tun. Mein Spiegel sagt mir nichts und meine Garderobe besorgt Mama. Die Zukunft, die so viel bringen soll, kenne ich nicht, aber die Gegenwart ist voll blühender Rosen. Ich wandere durch das alte Haus mit den schwarzen Ahnenbildern, blinden Glaslüstern und wertlosen Möbeln. Noch einmal, Leben, laß mich stille stehen und hier verweilen, wo ich jung im Herzen, gesund und glücklich war. Ich werde ja zurückkommen, ich weiß es, aber wie? Neue Eindrücke verwandeln den alten Menschen. Neue Welten werden sich eindrängen in meine kleine, törichte, reiche Kinderwelt. Hier waren wir vier oder fünf, die Eltern, Gordi und Gerold. Dort, — wie viele werden wird dort sein? Und wird die Quantität die Qualität ersetzen? Werde ich nie Heimweh haben, nach mir selbst, wie ich jetzt bin, wenn ich Morgens ins feuchtperlende, rosige Grau des Tages hinauswandere, frei über die nassen Wiesen, wo blaue Vergißmeinnicht in dicken Büscheln an geschwätziger Quelle stehen? Die zerlesenen Bücher da, die mich überall begleiten, Dickens, Tennyson, Stieler und Heyse, werden sie mir später noch sagen, immer wieder sagen, was sie mir bis jetzt erzählt? Wird sich nichts Fremdes unruhig zwischen mich und sie drängen? Ich fürchte mich. — Ein Geschöpf werde ich wiedersehen, auf das ich mich freue. Es ist dies nur ein kleines Bauernmädchen, nicht viel älter als ich, die Geis-Margret. Ihr Vater war Pächter bei uns, jetzt hat er sein Vatersgut bei Ischeles übernommen. Papa hatte ihn gern. Er war so ein echter Bauer vom alten Schlag, fleißig und einfach; die Margret habe ich lesen gelehrt. Ob sie hübscher geworden ist, als ich bin? Ob sie etwas erlebt hat? Habe ich denn eigentlich schon etwas erlebt?

Mein erster Fasching in Wien, der ist spurlos an mir vorübergegangen. Die paar großen Bälle, ein Chaos von Licht, Brillanten, grellen Farben, heißer Blumen- und Parfumgeruch haben mich in ihrem Strudel fortgerissen; ich bin mir in all der Größe klein vorgekommen und habe das Gefühl bekommen, ich hätte zu wenig Kraft in mir für all das Leben, das auch gelebt werden soll. Die süße, blöde Ära, wo man jedem Tänzer ehrfürchtig verpflichtet ist, weil er mit einem tanzte, jedes Kotillonbukett getrocknet als Schwabenfutter aufhebt und bei dem Ton blasierter Männerstimmen in der Nähe eines gutgeschnittenen Frackes Herzzittern bekommt, ist in ihrer ersten Elementargewalt nun doch vorbei, Gott sei Dank. Auf sieben Bällen war ich, habe ebenso oft geliebt und entsagt; siebenmal das Leben abgeschlossen und neu angefangen und war endlich froh, als in den weinerlichen Gefühlsdusel durchtanzter Nächte und grauer, schläfriger Morgen wieder die frische Luft von Banneberg hereinwehte. Ich bin doch nicht so tolldumm wie die anderen, hoffe ich. Über der ersten Veilchenblüte am Schlehdorn, wo meine Amsel wohnt, hab ich die ganze Krankhaftigkeit des Weltlebens vergessen. Bah! Sie sind's alle nicht wert, diese superinteressanten Menschen da draußen, daß man sich von ihnen aufregen läßt. Ihren Geist tragen sie in einem vielsagenden, nichts bedeutenden Lächeln herum, ihr Genie gipfelt in zweideutigem Schweigen und die Arbeit ihres Intellekts liefert ein bonmot zu jeder Saison als Maximum. Ihr Herz vibriert im

(Fortsetzung auf Seite 96)

Die Transsahara-Bahn
(Le Transsaharien)

Von Oberstlt. a. D. Weinrich



Vor kurzem erschienen in einigen Blättern ein paar Notizen: Frankreich plane außer der Befestigung seiner Ostfront vom Meer bis an die Alpen zur „Sicherheit" auch noch den Bau einer von Nord nach Süd gehenden Bahn durch die Sahara, also um Nordafrika (Algier) mit Timbuktu am Niger und später noch mit Wagbadougu (Frankreich mit Senegal-Nigergebiet und französisch Sudan) so zu verbinden, daß keine fremde Macht mehr Transporte von schwarzen Menschenmassen, die in einem europäischen Kriege allenfalls wieder gebraucht würden, stören könnte. Im Weltkriege gingen die Senegaltransporte per Schiff; da hatte man England als Verbündeten — es könnte aber auch einmal anders kommen!

Die französische Automobilfirma Citroën hat viele Jahre hindurch, wahrscheinlich nicht ohne starke Hilfe aller französischen Kolonialbehörden, zahlreiche Versuche unternommen, einen sowohl in der Sand-, Kies- und Felswüste sowie auch für die wasserlosen Gegenden der Sahara — die vom ebenen Land alle Formationen bis zu Bergen von zirka 3000 Metern (dem bis jetzt noch unbezwungenen Illiman) aufweist, brauchbaren Kraftwagentyp zu schaffen. Endlich gelang es in dem „autocheuille", einer Verbindung von einer Art Raupenschlepper und Kraftwagen, ein brauchbares Instrument zu konstruieren. Erst nachdem dieses Problem gelöst war, konnte die Fahrtroute festgelegt werden, und man konnte daran gehen, dieselbe mit ungeheuren Anstrengungen zu verbessern, Tankstellen und Reparaturwerkstätten in den einzelnen Stationen anzulegen, um das Vorwärtskommen einigermaßen sicherzustellen.

Daß dabei gerade die Fremdenlegion mit ihren Strafarbeitsbataillonen in erster Linie verwendet wurde, gehört zur weiteren ganz charakteristischen Ergänzung des Gesamtbildes. Ebenso wichtig wie diese Vorarbeiten, war aber auch die Unterwerfung des Gesamtgebietes und nur wenige wissen, daß vor Marokko gerade die Unterwerfung des Gesamtgebietes, und nur wilden und höchstkriegerischen Tuaregstämme die letzte Eroberung der Franzosen gewesen ist. Bestechung der Häuptlinge und weitere militärische Expeditionen vervollständigten die Besitzergreifung der ungeheuren Gebiete.

So war, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in den Jahren 1916/17, also während des Weltkrieges, eine große Strafexpedition in die Zentralsahara, in das Gebiet der Kel-Ahaggartuaregs bei Tit. notwendig geworden, zu der man den größten Teil der Fremdenlegion verwendete, da man die Fremdenlegion im europäischen Kriege nicht verwenden konnte. Erst 1920 wurde der Aufstand unter Führung eines ihrer tüchtigsten Kolonialoffiziere, des Generals Laperinne, der mit einem Flugzeuge dabei verunglückte, endgültig niedergeschlagen.

Von da ab konnten also erst die Vorstudien zum Transsaharaproblem einsetzen. Der Weg durch die Sahara war bisher langsam (Kamelkarawanen) und unsicher. Flugzeug und Telegraphie ohne Draht hatten bisher versagt, und so entstand in Frankreich das große Problem „schnelle und sichere Verbindung" zwischen Nordafrika und dem ungeheuren zentralafrikanischen französischen Kolonialreich; zwischen Frankreich und dem französischen Sudan (l'Afrique française).

Aber nicht nur verwaltungstechnische Gründe forderten die Beseitigung des Verkehrshindernisses „Sahara"; auch rein militärische, besonders aber imperialistische Ziele verlangten stürmisch ihre Beseitigung.

Den führenden französischen Politikern in erster Linie ist der rapide Zerfall und Rückgang der französischen Bevölkerungsziffer zur erschreckenden Gewißheit geworden, besonders in Hinsicht auf das Menschenmaterial zu Kriegszwecken; es mußte also die Regierung darnach trachten, aus den menschenreichen Kolonien Zentralafrikas sich einen Ersatz sichern, und unbehelligt von anderen Nationen durch eigenes Gebiet in einen europäischen Krieg bringen können. Nach ziemlich richtigen Angaben standen im Weltkriege 680 000 Farbige in der französischen Front, und 238 000 im Arbeitsdienste; heute dürfte diese Zahl einschließlich der Reserven eine Million überschreiten.

Man sieht, wie wenig das ewige, verlogene und heuchlerische Gewinsel Frankreichs nach „Sicherheit" gegenüber Deutschland mit seinen kaum 100 000 Mann ohne schwere Waffen, Gas und Tanks, seine Berechtigung hat.

Ob wohl diese Tatsachen, die nebenbeigesagt alle Welt schon weiß, unserem Außenministerium bekannt sind, ob dasselbe Außenministerium weiß, was noch vor wenig Jahren der französische Schriftsteller Moulèras in seinem Buche: „le Maroc inconnu" aussprach: „Algerien und Tunis werden uns einst 300 000 mohammedanische Krieger liefern, was wird erst Marokko und Afrika bedeuten, wenn es in französischen Besitz übergegangen ist? Welches europäische Heer vermöchte dann dem Anprall von Millionen Berbern, Arabern und Schwarzen, die französisch bewaffnet und ausgebildet wurden, zu widerstehen?" — „Dann wird Frankreich die Beherrscherin der Welt sein."

Doch zurück zur Durchquerung der Sahara in Raupenautos. Am 17. Dezember 1922 waren alle Vorbereitungen soweit getroffen, daß die Fahrt mit 5 Autos unter Führung zweier Ingenieure, eines Arztes und dem nötigen Begleitpersonal angetreten werden konnte.

Tuggurt, das Ende der algerischen Bahnlinie: Philippville—Constantine—Biskra war der Ausgangspunkt der zirka 2400 Kilometer langen Strecke über Ouargla—Juifel—Ainsalah—Tin Sauaten—Burem—Timbuktu. Am 7. Januar 1923 meldete der Transsahara-Telegraph, daß das Fahrziel erreicht war. Die Rückfahrt wurde nach einer Pause von ungefähr einem Monat, am 10. Februar 1923, wieder angetreten, und ungefähr auf dem gleichen Wege wurde Tuggurt der Ausgangspunkt am 6. März wieder erreicht; zirka 4800 Kilometer Fahrt lag hinter den Autos.

Wenn auch die überschwenglichen Berichte lediglich von einer „friedlichen" Reise erzählen, so darf doch bemerkt werden, daß die Wagen mit Maschinengewehren bestückt waren, und daß es trotz der zahlreichen, militärisch besetzten Stationen während der Fahrt notwendig geworden war, einige Male dieselben zu zeigen.

Dieser Versuch der Durchquerung der Sahara hat gezeigt, daß technische Schwierigkeiten bei genügender Vorbereitung wohl zu überwinden sind; es ist zu erwarten, daß Frankreich neben technischen Schwierigkeiten aber noch viele andere, besonders auf wirtschaftlichem Gebiete, zu überwinden haben wird, aber nicht anzunehmen, daß es deshalb von seinem geplanten Ausbau abstehen wird; denn zur Existenz Frankreichs ist das Ziel unbedingt notwendig.

Die während des Weltkrieges und nachher infolge von Belassung von farbigen Truppen am Rhein notwendig gewordene Verleihung des Staatsbürgerrechtes an Farbige, Gleichstellung von Schwarz und Weiß, und daher Gleichberechtigung, Gleichheit in der Militärdienstpflicht, und infolgedessen auch Gleichheit in der Ausbildung im Kampfe gegen weiße Truppen hat den schwarzen Erdteil erweckt, dazu beigetragen, die Achtung der schwarzen Rasse vor den weißen Herren zu vermindern, und gleichzeitig die blutgierigen Instinkte dieser Rasse immer mehr zu wecken. Außerdem kommt das degenerierte französische Volk der sexuellen Gier der Neger nach weißen Frauen weitgehendst entgegen. Durch die zwangsweise Errichtung öffentlicher Häuser in den Rheinlanden sorgt Frankreich für seine frères noires (schwarze Brüder). Obwohl Frankreich ein besonderes „Comité d'assistance aux troupes noires" gegründet, mit reichen Geldmitteln für die Propaganda und Rechtfertigung des Einsatzes schwarzer Truppen in Frankreich und am Rhein ausgestattet hat, und dieses eifrig an der Arbeit ist, lassen sich diese oben kurz angeführten Tatsachen, die täglich neu belegt werden können, nicht aus der Welt schaffen.

Kraft des „Friedens" von Versailles haben uns die Feindbundmächte unsere mit unendlichem Fleiße und Opfern geschaffenen Kolonien gestohlen unter dem Namen „Mandat-Herrschaft"; ohne uns dieselben, deren Wert schätzungsweise auf 75 Milliarden Goldmark beziffert wird, auf Reparationskonto gutzuschreiben; und haben in Artikel 22 des Friedensvertrages mit frommem Augenaufschlag und mit Gewissenspflichten erhabensten Edelmutes begründet — „Das Wohlergehen und die Entwicklung der Eingeborenen bilden eine heilige Aufgabe . . . .

Der beste Weg, diesen Grundsatz zu verwirklichen, ist die Übertragung der Vormundschaft über diese Völker an die fortgeschrittenen Nationen . . . —

Frankreich vor allem forderte und verhieß bezüglich unserer deutschen Kolonien, in denen unsere Leistung — „Raubbau — Ausplünderung — Bedrückung — und Mißhandlung der Eingeborenen gewesen sei, eine „évolution vers un stade des civilisation supérieure" — (!!)

Die Durchquerung der Sahara war gelungen und im Jahre 1924 stimmte die französische Kammer dem Bau der Transsaharabahn zu; verschiedene Projekte wurden entworfen und ausgearbeitet, einstweilen einige Depots mit Benzin und Reparaturmaterial versehen, um baldigst eine regelrechte Automobilverbindung Teiggurt—Timbaktu zu ermöglichen. Der gute Freund der Franzosen, der König von Belgien, war gewonnen, durch eine persönliche Fahrt diese Linie offiziell zu eröffnen.

(Fortsetzung auf Seite 98)





Münchener S. A. mit den neuen Abzeichen an Mütze und Kragen Hoffmann-München



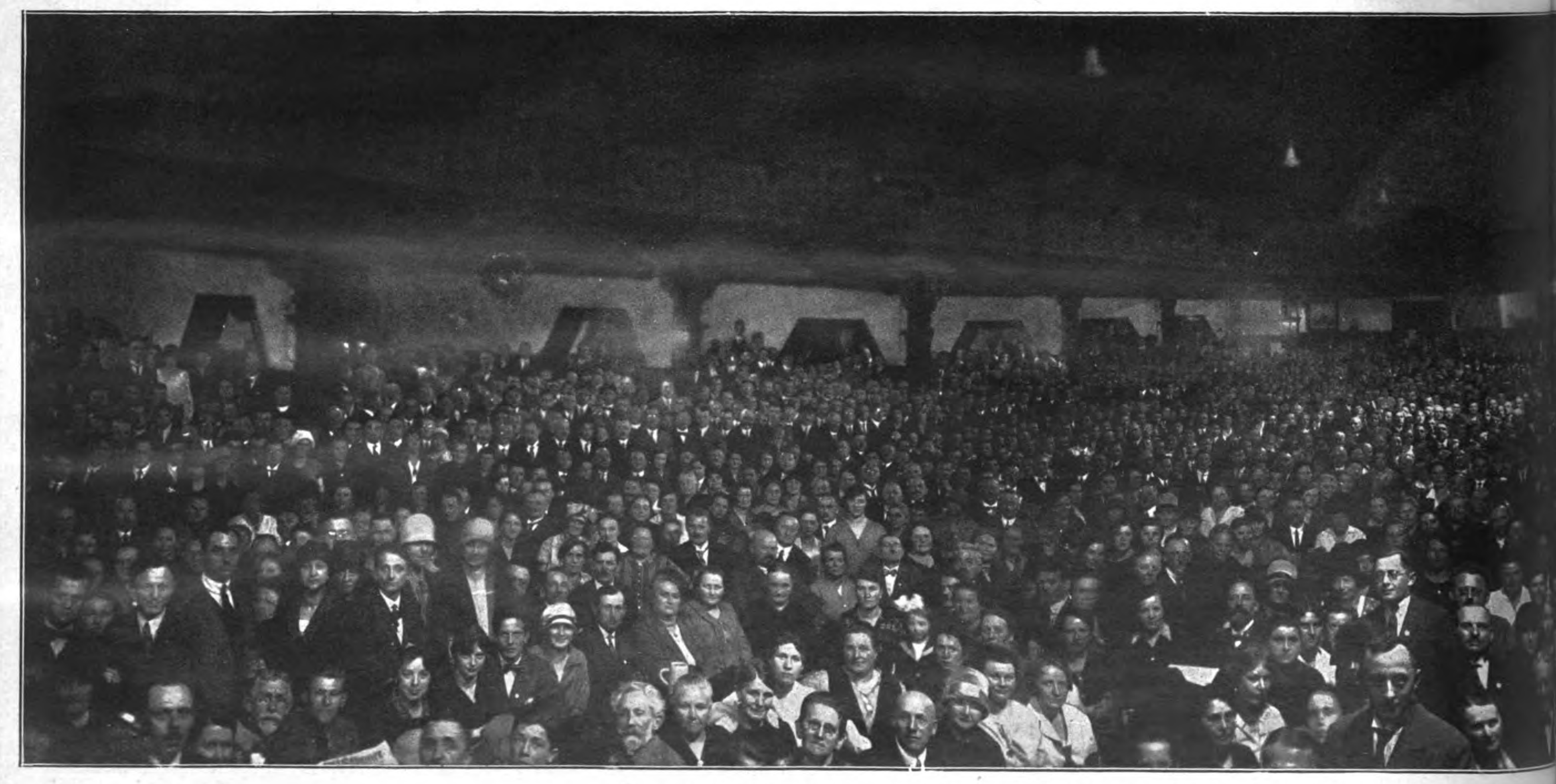
Musikkapelle des Gaues Ruhr

DER NATIONALSOZI



Erste Aufnahme Adolf Hitlers am Rednerpult (in der Versammlu
der Nürnberger Nation

Hitlerversamml



**Unser Bild zeigt die Riesenkundgebung der Nürnberger Nationals
in der Adolf Hitler zum erstenmal nach Aufheb**

SMUS MARSCHIERT



Spezialaufnahme für den „I. B." von Heinrich Hoffmann-München

rnberger „Velodrom" am 23. März). Neben ihm der Führer
n Julius Streicher



Jahresfeier der Berliner S. A. in Trebbin: Marsch durch die Stadt

Phot. Kotting-Luckenwalde



Jahresfeier der Berliner S. A. in Trebbin: Aufmarsch auf dem Marktplatz, wo Dr. Goebbels sprach

Phot. Kotting-Luckenwalde

ag in Nürnberg



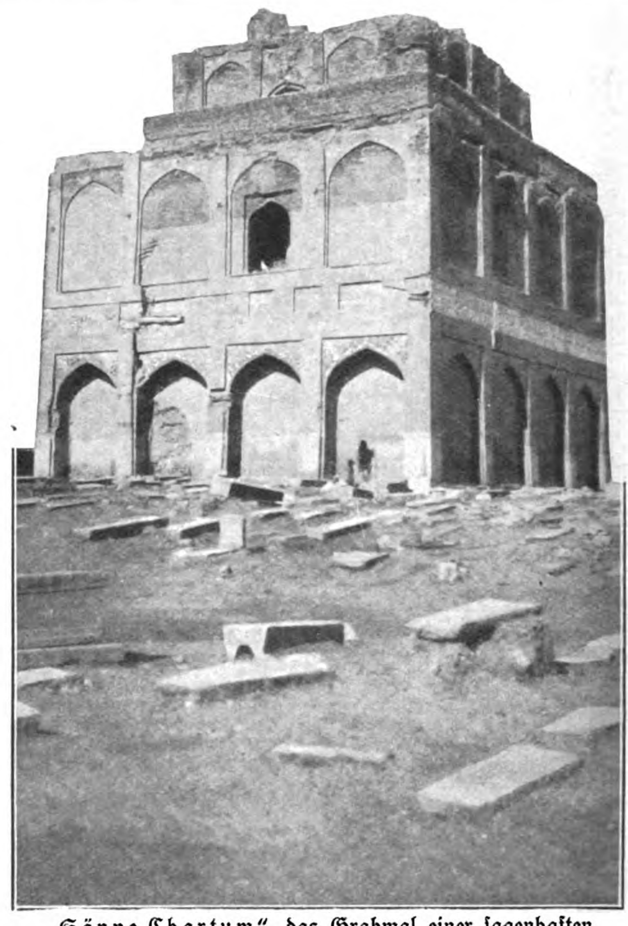
Spezialaufnahme für den „I. B." von Heinrich Hoffmann-München

**sten im größten Saal der Stadt, dem „Velodrom", am 23. März,
des Redeverbotes in Nürnberg öffentlich sprach**

EIN NEUER STAAT AUF ALTEN STÄTTEN

Das neue Persien

Von Th. Schuler



„Sänne Chartum", das Grabmal einer sagenhaften Häuptlingstochter bei Schiras

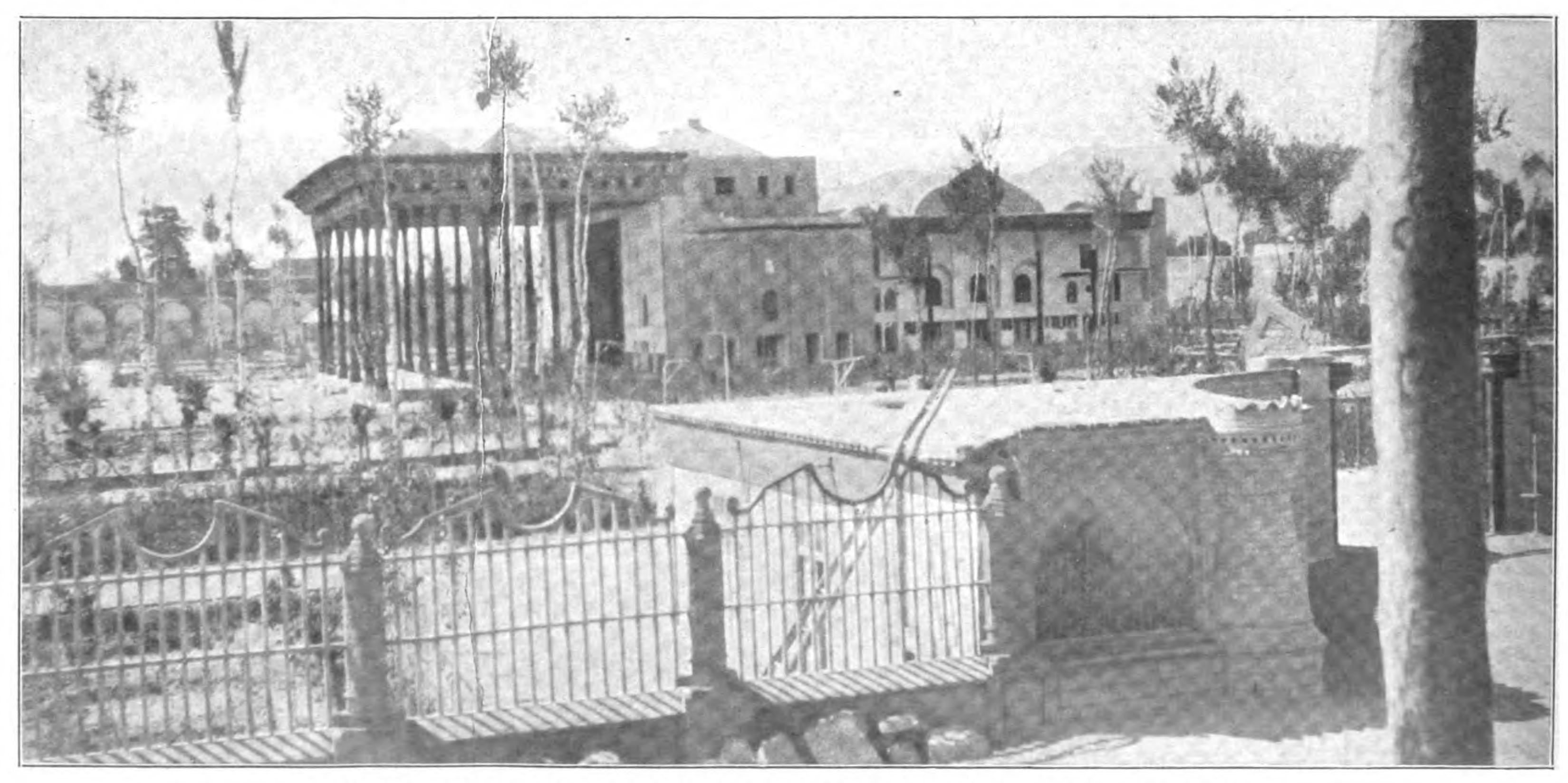
Als im Jahre 1908 infolge der Unfähigkeit der Regierung Schah Mohamed Alis der ganze Norden Persiens unter die militärische Verwaltung Rußlands kam und sich nach Einmischung Englands die Teilung des ganzen Landes in eine englische und russische Einflußsphäre vollzogen hatte, war es mit der Souveränität Persiens vorläufig zu Ende. Das einst so mächtige persische Weltreich war zu einem ohnmächtigen Vasallstaate britisch-russischen Protektorats herabgesunken. In der nun folgenden Periode innerer politischer Wirren, die zur Abdankung des degenerierten Mohamed Ali Schahs führten, bestieg dessen minderjähriger Sohn Sultan Achmed den Thron. Dieser jugendliche Herrscher, der letzte aus der Kadscharendynastie, führte im Vergleich zu seinen großen Vorfahren nur noch ein schattenhaftes Dasein und vermochte sich nirgends durchzusetzen. Er überließ die Regierung seinem Großwesir und begab sich auf ausgedehnte Reisen, um schließlich in der lockeren Pariserstadt als Besitzer eines sowohl durch seine Schönheit als Skandalgeschichten berühmt gewordenen Harems ein für einen Kaiser nicht gerade rühmliches Dasein zu führen. — Unterdessen machte der politische nnd wirtschaftliche Verfall Persiens entschieden Fortschritte; die Engländer bemächtigten sich der die Haupteinnahme des Landes bildenden Zölle und der für sie überaus wertvollen umfangreichen Ölgebiete; die Russen hingegen nahmen die üppigsten Provinzen Persiens samt allen strategisch wichtigen Plätzen des Landes in Besitz. Die Verwaltung der von den Russen und Engländern okkupierten Gebiete wurde von diesen an gekaufte und deshalb besonders ergebene Gouverneure übertragen; die übrigen noch nahezu unabhängigen Teile des Landes unterstanden zwar der offiziellen persischen Regierung, die jedoch jedes Ansehen eingebüßt und auf die Gestaltung der politischen Lage keinerlei Einfluß mehr besaß.

Handel und Verkehr litten unter der herrschenden Unsicherheit. Verwegene Räuberbanden durchstreiften beutegierig das Land. Zahlreiche Karawanen, ja sogar ganze Dörfer fielen diesen zum Opfer und wurden ausgeplündert.

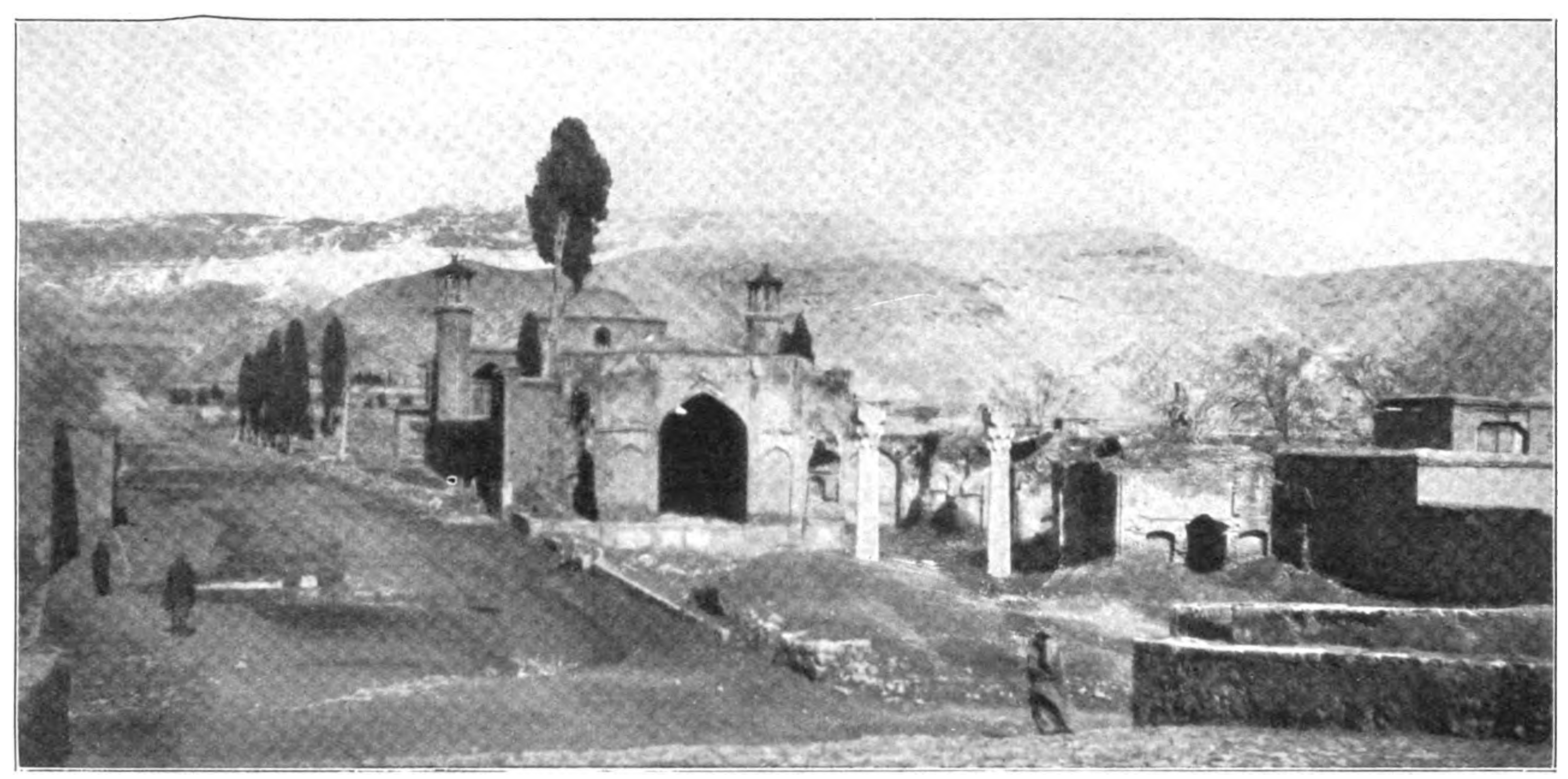
Dann kam der Weltkrieg. Persien wurde trotz seiner grundsätzlichen Neutralität zum Tummelplatz fremder Truppen. Russen, Briten und Türken kämpften jahrelang mit wechselndem Erfolg um den Besitz des Landes, das unter den eigenmächtigen Anmaßungen der fremden Soldateska ungemein zu leiden hatte. Um die damalige Zeit diente in einer persischen Kosakenbrigade der einer einfachen Bauernfamilie entstammende Unteroffizier Ali Riza Khan, dem es vorbehalten war, dem Schicksal des persischen Volkes eine günstige Wendung zu geben. Zu Beginn des Krieges kämpfte er auf türkischer Seite, zeichnete sich durch ungestüme Tapferkeit aus und wurde bald zum Offizier befördert. Nach erfolgtem Rückzug der Türken trat er in russische Dienste, entwickelte auch dort seine überaus hervorragenden militärischen Fähigkeiten. — Der Zusammenbruch des Zarenreiches hatte alsbald die Räumung der von Rußland annektierten Gebiete Persiens zur Folge. Den zurückflutenden russischen Truppen folgten aber unmittelbar die von nun an ihrem bisherigen Bundesgenossen feindlich gesinnten Engländer. Anfangs 1918 beherrschten letztere nicht nur ganz Persien, sondern darüber hinaus noch wesentliche Teile von Kaukasien mit dem petroleumreichen Baku.

Das rücksichtslose Eingreifen der Engländer in die Lebensanschauungen des persischen Volkes und die mannigfaltigsten nur widerwillig ertragenen Unterdrückungen durch fremde Machthaber mußten bei einer Nation mit großer historischer Vergangenheit naturnotwendig den Wunsch und Willen erwecken, die Ketten der Knechtschaft zu brechen.

Der inzwischen in seine Heimat zurückgekehrte, zum General aufgerückte Riza Khan wurde alsbald die Seele einer nationalen Volksbewegung, die die Befreiung Persiens von der Fremdherrschaft zum Ziele hatte. Mit kühnen Freischaren und russischer Hilfe gelang es ihm in kurzer



Das Regierungsgebäude zu Isfahan, das vorübergehend dem jetzigen Schah als Wohnsitz diente



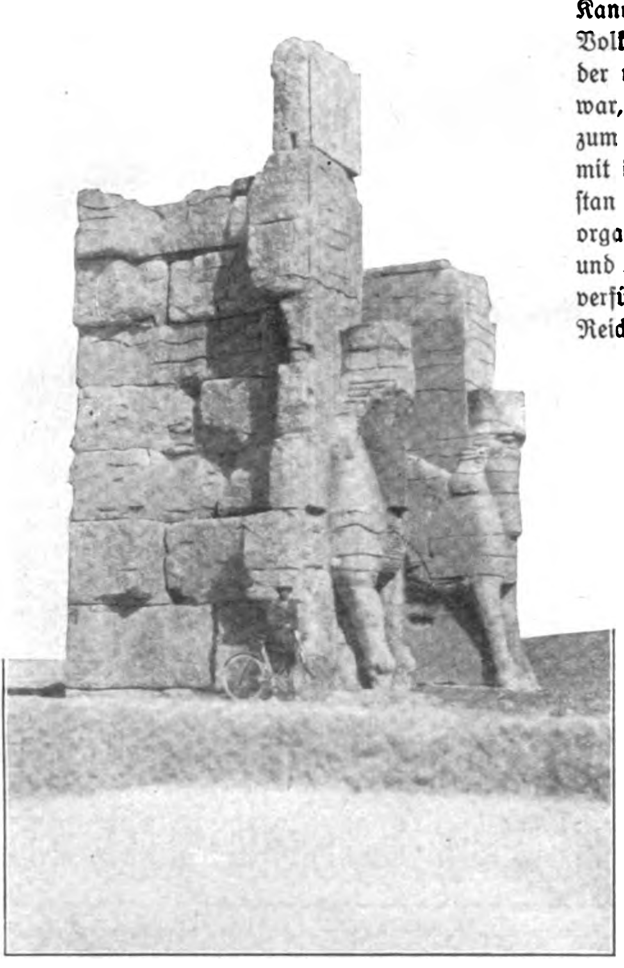
„Schamir Ali Chamsi", die Stätte der Trauer in Schiras

Zeit, die Engländer samt ihren indischen Hilfstruppen aus allen Teilen des Landes zu vertreiben. Er besetzte die Hauptstadt Teheran, stürzte die seitherige Regierung des Pariser Haremskaisers und bildete eine Nationalregierung, in der er selbst das Amt eines Großwesirs und Kriegsministers übernahm.

Die von Riza Khan eingeführten, den besonderen Verhältnissen des Landes entsprechenden und absolut notwendigen Reformen stießen in konservativen Kreisen, hauptsächlich bei den einflußreichen Immams (d. s. die schiitischen Geistlichen) und den bis dahin fast souveränen Emirs, auf verzweifelten Widerstand. Unter Führung des Scheichs Hass'al von Nasrija, des mächtigsten der persischen Vasallenfürsten, empörten sich die mit der neuen Regierung unzufriedenen Stämme. Die vereinigten Buren, Bachtiaren und Araber, denen sich später noch Kaschgaji, Turkmenen und einige kleinere Stämme anschlossen, griffen zu den Waffen und versuchten den Sturz des Riza Khan herbeizuführen. Die Engländer, die kein Interesse an dem zu mächtigen Emporkommen des sich seiner Nationalität bewußt gewordenen Persiens hatten, unterstützten die Rebellen. Doch dem mit hervorragendem Feldherrntalent ausgestatteten Riza Khan gelang es auch diesmal, den endgültigen Sieg an seine Fahne zu heften. Auf dem Gipfel seiner Macht wurde er am 14. Dezember 1925 im neuen Palais zu Teheran mit großer orientalischer Pracht unter dem Donner der Kanonen und dem enthusiastischen Jubel des Volkes an Stelle des abgesetzten Schah Achmed, der unterdes, da sein Geld zur Neige gegangen war, einen Parfümerieladen aufgemacht hatte, zum Herrscher gekrönt. Durch Garantieverträge mit der Sowjetunion, der Türkei und Afghanistan sowie eine durchgreifende technische Reorganisation der Armee, die heute über Flugzeuge und Panzerwagen und moderne Bewaffnung verfügt, sicherte er sich den Bestand seines Reiches und Thrones.

Während meines Aufenthaltes in Teheran hatte ich eine Audienz bei dem neuen Herrscher, einer ernsten, sympathischen Persönlichkeit, die ihrer kriegerischen Erfolge und ihres sozialen Verständnisses wegen beim Volke beliebt ist. Als wahrer Volkskaiser betätigte sich Ali Riza nicht nur auf militärischem Gebiete, sondern auch in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht mit großen Erfolgen.

So sorgt er in erster Linie für soziale Reformen, für Errichtung von Krankenhäusern und Schulen, den Bau neuer Straßen und Brücken und für die Hebung des Automobilverkehrs. (Deutsche Ingenieure sind dabei in hervorragendem Maß beteiligt und haben das deutsche Ansehen ungeheuer gehoben. Das neue Regime ist ebenfalls deutschfreundlich. Der deutschen Außenpolitik bleibt es überlassen, daraus Nutzen zu ziehen.) Auf die Initiative des neuen Kaisers hin erfolgte weiterhin der Abschluß zahlreicher Handelsverträge und die Projektierung einer großen transkontinentalen Eisenbahn, die das Kaspische Meer mit dem Indischen Ozean und dadurch Persien mit dem europäischen Schienennetz verbinden soll. — Unverändert aber sind, trotz aller technischen Fortschritte, die uralten traditionellen Sitten und Gebräuche des Volkes.



Ruinen von Persepolis. Das ehemalige Tor der Königsburg. Davor der Verfasser mit dem Fahrrad



Tanzspiele des kriegerischen Bachtiarenstammes, der unter seinem Führer Emir Mutschabard von 1924—1925 gegen die Regierung Riza Khans kämpfte

(Fortsetzung von Seite 90)

Knopfloch als wächserne Modeblume, blüht und welkt täglich, wird abends fortgeworfen. Ihr Beruf ist der ungeheure „Pflanz“, wie der Wiener sagt, die massiv deutliche, brutale Selbstreklame.

Mir imponieren diese Menschen schon jetzt nicht mehr, aber Gordi? Gordi, mit dem kleinen Verstand und dem guten, schüchternen Gemüt? Er möchte sehr gern ein moderner junger Kavalier sein. — Gott helf ihm!

20. Juni.

Daß wir gar, aber gar so wenig Geld haben!

Liegt nicht eine gewisse Unwürdigkeit darin, einen alten, anspruchsvollen Namen zu tragen, etwas vorstellen zu wollen und so blutwenig zu besitzen! Den alten Adel, der herunterkommt und zu Fuß im Gußregen darüber nachdenkt, ob er sich heute mal ein Trambahnbillett leisten kann, während der Jude, den er früher mit Tritten aus seinem Palast herauswarf, in einer Prachtequipage vorbeifährt, diesen Uradel mit großer Vergangenheit und jämmerlicher Gegenwart verkörpern wir Wibrechts so recht gründlich. Und ich frage mich, wenn ich die Weltgeschichte lese, in der meine Ahnen als große Männer stehen, haben denn wir wirklich so gar keine Zukunft mehr? Gerold sagt nein, wir haben keine. Und er sagt weiter mit grimmigem Gesicht: 's is nicht schad' um uns. Fort mit den Scherben! Was nützen sie, und wenn sie einmal das prächtigste Sèvres-Porzellan waren, das sie ewig zusammenpicken; es muß repariert werden und kostet ein Heidengeld; Trümmer bleiben Trümmer.

Ich teile Gerolds Ansicht nicht. Ich finde, daß es schade ist um uns. Eine feste Hand sollte unsere Talente ins Joch der Arbeit jagen, ein heller Kopf aus unserer Mitte sollte unsere Vorurteile, die wir Grundsätze nennen, richtig stellen. Wir haben das Schamgefühl verlernt, wenn man sich über uns lustig macht, und kultivieren eine possierliche Eitelkeit im kleinen, statt strenger Selbstachtung im großen. Wir haben uns selbst aufgegeben. Auch das Gute, das in uns war, das Ritterliche, Frische, gruben wir lebendig ein in ein Flittergrab, der Pöbel macht seinen Mummenschanz darüber.

Gestern hatten wir ein langes Gespräch, Ger und ich, ein vernünftiges Gespräch. Ger redet viel überspannten Unsinn, aber manchmal flammt zwischen dem bunten Spielzeug seiner Reden ein Flämmchen auf, von dem man bedauert, daß es nur Worte sind und nicht Taten, die entzünden sollten.

Wir saßen im Kahn auf dem Halbheimer Teich. Die Nachmittagssonne lag heiß auf seinen stillen Wassern voll Schlinggewächs und Tang. Große gelbe Rosenknospen auf fettgrünen Blatttellern schwammen um uns, blühende, lange Jasminzweige wuschen ihre Silbersterne im Wellengekräusel des Ufers. Über ihnen ein leises Bienensummen, süß und geschäftig, träumerisch, wie flüsterndes Märchenerzählen. Die zerbrochenen Götter lugten aus ihrem Klematiskleid kühl und weiß zu uns herüber. Halbheim mit seinen Türmchen und Schnörkelwerk lag ganz still da, wie Dornröschens Schloß. Ich zeichnete den Teich mit seinem Hintergrund aus blühendem Junigrün und zeichnete Gers hübschen Schwärmerkopf, der sich über ein Buch neigte. Es war ein politisches, bei uns verbotenes Buch, aus dem er mir vorgelesen, ein Buch, in dem die Anarchie der Idealismus der Gegenwart genannt und den Besitzenden allerlei Furchtbares angedroht wurde. Wenn Ger und ich momentan auch diese Besitzenden verkörperten, auf die das Buch mit blutrotem Finger hinzuweisen schien, so kann ich nur sagen, daß ich mich nicht sehr belastet fühlte. Mein verwaschenes Leinenkleidchen, der grobe Strohhut neben mir, die federleichte Börse in meiner Tasche und dort Gers verfallendes, verwahrlostes Schlößchen, für dessen Restaurierung er das Geld nicht zusammenbringen kann, schienen eher als mildernde Umstände, wie als Belastungszeugen da zu sein. Trotzdem fühlten wir uns schuldbewußt. Das Buch hatte auf uns Eindruck gemacht. Ger klappte es zu, starrte grimmig auf seine, sozusagen wildblutdürstige Außenseite und wühlte dabei wie ein Verzweifelter in seinem Haar.

„Warum verbitterst du dir das Leben mit solcher Lektüre?“ fragte ich naseweis. „Ich nenne diese Art Literatur eine „Unannehmlichkeit in zwei Bänden.“ Was es doch für gereizte Leut' gibt!“

Ger maß mich mit Geringschätzung.

„Du hast das Buch nicht verstanden,“ sagte er kurz. „Es leiht einfach einer Krisis Worte. Einer Krisis, aus deren Fieberschauern sich neues, besseres Leben entwickeln soll. Ein Leben allgemeiner Arbeit.“

„So? und was wird da mit uns geschehn? Wir können ja nichts,“ fragte ich kleinlaut und ohne Begeisterung.

„Mit uns? Wir in unserer jetzigen Gestalt, wir werden einfach nicht mehr sein. Uns anpassen dem gegenseitigen Erwerben und sich nützlich machen, oder als Spreu im Sturm verweht werden.“

„Hoffentlich erleb ich's nicht. Ich kann nichts. Und du kannst ja eigentlich auch nichts. Ger, du bist auch nur graue Theorie.“ Ich sah ihn triumphierend an. Ein bitterer Ausdruck lag in seinen schönen, ernsten Zügen.

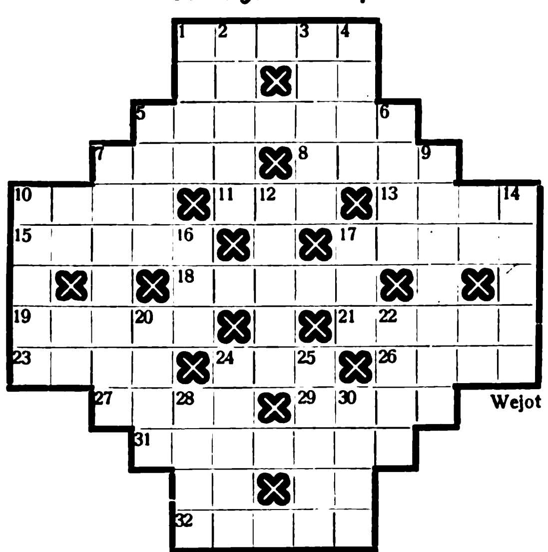
„Ich hätte den Willen, aber eine verdorbene Erziehung hat mir den Wirkungskreis genommen, Janthe. Jetzt gibt es noch Gesellschaftssphären, die sich die Möglichkeit, eine Pflicht zu erfüllen, erzwingen müssen wie die Ausübung eines Verbrechens. Aber diese Pflichterfüllung wird bald ein Recht, wird allgemein selbstverständlich werden. Diese Klassen, in denen Besitz und Titel die Schaffenskraft ertötet, in denen zu reichlich Erworbenes verlernen macht zu erwerben, streckt eine mächtige Faust zu Boden, und über sie geht die Zeit hinüber.

In keinem großen Maschinenwerk wirst du auch den geringsten Bestandteil finden, der nicht zur Arbeit des ganzen beitrüge, nicht nützlich wäre. Auch in der Menschheit soll kein Glied, das etwas leisten kann, müßig schmarotzen. Das wird nachgerade unmöglich, dieses Sichloskaufen von der Gemeinnützigkeit. Im herrlichen Fluidum des Lebens und Werdens darf er nichts Totes geben, Janthe, nichts Stagnierendes. Es geht in Verwesung über und vergiftet das All. Unterschiede des Standes und Namens wird es immer geben, die Individualität wird ihren Stempel immer dominierend aufdrücken, das Talent immer den kleinen Geist überflügeln. Geistige Gleichheit ist unmöglich, es wird immer Könige im Innenleben geben und einen Pöbel des Geistes. Aber was im ganzen als Last und Unglück betrachtet, von einem Teil der Menschheit murrend abgefertigt, vom andern verflucht und kaum toleriert wird, was nach dem Begriff unserer Kaste herabsetzt: die Arbeit, das wird bald der Adel der gesamten Menschheit, ihr Ausgangspunkt und Endziel sein.

(Fortsetzung folgt)

ZUM ZEITVERTREIB

Kreuzworträtsel



Wagrecht:

1. Süßwasserfisch, 5. Liebeswerben in der Tierwelt, 7. biblischer Frauenname, 8. algerischer Hafen, 10. Männername, 11. Artikel, 13. Teil des menschlichen Fußes, 15. dramatische Erzählung, 17. Herrschervorrecht, 18. mohammedanischer Gelehrter, 19. Gegenteil von außen, 21. Lanzenreiter, 23. Wasserwirbel, 24. Tierfutter. 26. asiatischer See, 27. Frauenname, 29. Geliebte des Zeus, 31. alter Steppenbewohner Europas und Asiens, 32. Metall.

Senkrecht:

1. Wasserfahrzeug, 2. Verbrennungsprodukt, 3. Adelsgrad, 4. Tonart, 5. Mondgöttin, 6. Waldpflanze, 7. europäischer Völkerstamm, 9. amerikanischer Wasserfall, 10. Männername, 12. Frauenname, 14. Erdart, 16. jetzt, sofort, 17. Landschaft, Bezirk, 20. Liebesgott, 22. Schubfach, 24. verdeutschte Koseform für Henry, 25. = 21 wagrecht, 28. schwarzer Vogel, 30. englische Schulstadt.

Lösung des Kreuzworträtsels in Nr. 6]

Wagrecht:

1. Pastor, 4. he, 6. Ta, 8. Tun, 9. Hessen, 11. um, 12. Portal, 14. Lager, 16. mild, 18. Wenden, 20. Butter, 22. er, 23. Mal, 24. Ernest, 26. ebenda, 28. Ähre, 30, Beet, 32. Hunnen, 34. Kragen, 36. ge, 37. vom, 38. Binder, 40. Letten, 42. er, 43. Egger, 44. in, 45. Gras.

Senkrecht:

1. Puma, 2. Thor, 3. der, 4. Hel, 5. es, 6. Tell, 7. an, 8. Tula, 9. Hain, 10. sein, 12. Pest, 13. Teer, 15. Gaul, 16. mein, 17. dort, 18. Webe, 19. Dora, 20. Base, 21. Tube, 22. Esse, 23. Maas, 24. Eden, 25. eben, 26. Erda, 27. neun, 29. Harm, 30. Bein, 31. Tier, 32. Heft, 33. nein, 34. Krug, 35. Gier, 36. Gera, 37. ade, 38, Ben, 39. der, 40. le, 41. Ti.

Königszug

ne	gend	be-	spruch	wer	mals
Tu-	sei-	Sinn-	währt	im	nie-
ten	ge-	nie	Kam-	den	ge-
ra-	hat	chung	wird	pfe	stan-
in	su-	ge-	ehrt	nim-	als
Ver-	nie	wer	ger	Sie-	mer

Entzifferungsaufgabe

18, 4, 5, 6, 13, 14, 7, 2, 3, 16, 4, 11 — 4, 14, 13 — 16, 4, 15 — 18, 17, 13, 4, 8, 18 — 16, 4, 15 — 18, 4, 5, 6, 13 — 4, 6, 3 — 17, 9, 9, 15, 14 — 10, 3, 15, 12, 16, 4, 11 — 14, 15, 13, 1, 13 — 17, 18 — 4, 6, 3, 15 — 15, 6, 3, 15.

14, 5, 6, 4, 9, 9, 15, 3.

Schlüsselwörter

1, 2, 3, 4, 5, 6 Kanton und Stadt in der Schweiz;
7, 8, 9, 10 Raubtier;
11, 12, 13 Besitztum;
14, 15, 16, 17, 18 bekannter Schlachtenort (1870/71)

HEITERES

A.: „Wohin haben Sie sich geflüchtet, als das Gewitter losbrach?" — B.: „Ich floh ins nächste Wirtshaus, meine Frau in ein Putzgeschäft, der Hund in einen Fleischerladen und meine Tochter in ein Heiratsbureau."

Der junge Ehemann konnte beim besten Willen nicht mehr von dem Kuchen essen, den ihm sein Frauchen stolz vorgesetzt hatte. „Das ist schade," sagte sie, „wenn du nicht mehr kannst, muß ich alles dem Hund geben." — „Ja, das ist wirklich schade," seufzte er, „es ist so ein netter Hund!"

*

Wissen Sie schon, daß die Verlobung von Fräulein Meyer mit dem Provisor Schulze wieder aufgehoben ist?" — „Ja, die war sehr provisorisch!"

*

Junger Mann (zum Diener, der ihm die Türe öffnet): „Kann ich den Herrn Direktor sprechen?" — „Nein. Er macht ein Schläfchen und will nicht gestört werden, außer in dringenden Angelegenheiten. Was wünschen Sie denn von ihm?" — „Ich möchte um die Hand seiner ältesten Tochter anhalten." — „Oh, das ist nicht dringend. Die kriegen Sie morgen auch noch."

*

Der Herr Pfarrer, etwas kurzatmig, steht am Gartenzaun und erwartet den Freund Sanitätsrat, der seine wöchentliche Landtour macht.

„Na, wie geht's, alter Freund?"

„Du weißt ja, nicht glänzend. Die dumme Schlaflosigkeit. Alles haben wir schon versucht, Bromkali, Veronal, Sulfonal, nichts will recht helfen."

„'n ordentlicher steifer Grog vor der Nacht?"

„Um Gotteswillen! Wo ich gegen den Alkohol predige, kann ich doch nicht selbst..."

„Wenn ich dir das Zeug nun als Medizin verschreibe?"

„Nein, nein, ganz unmöglich! Meine Wirtschafterin würde mir's doch nicht glauben. Und wo soll ich sonst das heiße Wasser hernehmen,"

„Sage ihr, daß du dich abends rasieren willst."

„Will mir's überlegen."

Nach acht Tagen kommt der Doktor wieder vorbeikarriolt. Händeringend eräugt ihn die Wirtschafterin.

„Na, was gibt's denn, zum Teufel?"

„Der Herr Pfarrer ist nicht richtig im Kopf."

„Was ist er?"

„Verrückt! Er rasiert sich jetzt viermal am Tage!"

*

A. (zu einem Bekannten) „Also der Arzt hat Ihnen das Rauchen und Trinken völlig verboten? Das ist hart. Was sagt denn Ihr langjähriger Diener, die treue Seele, dazu?" — „Gekündigt hat er mir."

DIE BUBIKOPFBANDITEN

Neuyorker Kriminalgeschichte, den Tatsachen nacherzählt von Hans Hesse

Mr. und Mrs. Ferry aus Chikago.

Über der Riesenstadt brütete seit Tagen eine heiße, unbarmherzige Junisonne. Die Neuyorker Frauenwelt hatte zum großen Teil die Flucht in die Bäder ergriffen und ihren Blut und Dollars schwitzenden Männern das Feld überlassen.

Auf dem Dachgarten des Palace-Hotels konzertierte eine dunkelhaarige, glutäugige ungarische Zigeunerkapelle, vor einem kleinen, aber auserlesenen Publikum. Trotzdem die Sonne bereits am Horizont verschwunden war, herrschte eine drückende Atmosphäre. Selbst hier oben, über dem fünfundzwanzigsten Stockwerk wollte keine kühlende Prise aufkommen. Befrackte Herren und Damen in duftigen, luftigen Sommergewändern lagen ermattet, Eisgetränke schlürfend, in den von breitblättrigen Palmen überdachten Sesseln. Erschöpfte Kellner in weißen Anzügen schlichen müde umher, und die mit grellen leichten Hemden bekleideten Zigeunergeiger waren vom unermüdlichen Spiel in Schweiß gebadet.

An einem der kleinen Tische saß ein junges Paar, im Palace-Hotel als Mr. und Mrs. Ferry aus Chikago bekannt. Mr. Ferry schien sich in seinem Frack, welchen die umbarmherzigen, gesellschaftlichen Gesetze des „freien" Amerikas für den Abend vorschreiben, besonders unbehaglich zu fühlen. Mrs. Ferry in einem hauchdünnen, entzückend kostbaren Abendkleid, eleganten Schuhen und Seidenstrümpfen, welche ein paar reizende Beine umschlossen, rauchte eine Kette von Zigaretten und verzog ihr entschieden hübsches Lausbubengesicht nur zuweilend strafend, wenn ihr Gatte seine Pfeife, welche beständig in Brand war, an dem Absatz seines Lackschuhes ausklopfte.

„Billy!" sagte sie endlich, mahnend ihren dunkelblonden Bubikopf schüttelnd, „Gewöhne dir doch endlich die Untugenden ab. Wir sind doch nicht mehr in Lucky-Flat."

„Leider nicht, Klein-Daisy. Denn dort konnte man doch wenigstens mal 'n anständigen Whisky trinken."

Und aufseufzend dachte er zurück an den „Salon zum winselnden Präriehund", an Jack, den Wirt, und an die Boys, die jetzt um diese Zeit wohl gerade bei Jack versammelt waren, ungeheure Quantitäten Whisky und Brandy tranken und wohl auch ein Wort des Bedauerns für den, durch Daisys Tatkraft nach dem trockengelegten Neuyork verschleppten Billy fanden.

Nein, Billy Jenkins, Ex-Cowboy und Goldsucher, befand sich in der Rolle eines Gents namens Ferry, absolut nicht wohl.

„Nu sag mal Daisy, wann soll die große Sache denn eigentlich steigen? Es wird nachgerade langweilig, diese Untätigkeit, dieses verdammte vornehme Herumhocken. Unser Geld langt auch höchstens noch für vier Wochen." Daisy streichelte ihm besänftigend die jetzt wohlmanikürte und gepflegte Hand. „Geduld, lieber Junge. Noch einige Tage, dann ist alles soweit. Mary und Ellen bearbeiten nur noch zwei Freundinnen und einen Mann, den sie kennen und dessen Unterstützung wir wegen der Autonummern brauchen. Bis dahin sei lieb, Billy, ja?" und ließ ihre Blicke in Billys Blauaugen sengen...

Mittlerweile war es dunkel geworden. Ringsum erstrahlte Neuyork in seinem Lichterglanz. Neuyork, welches nicht ahnte, daß es in den nächsten Wochen Sensation auf Sensation erleben würde.

Mr. Percival Smith erhält einen Brief.

In dem sechzehnten Stockwerke von 451, Bondsstreet, lag die Office von Mr. Percifal Smith, dem bekannten und erfolgreichsten Detektiv. Schärfster Konkurrent der berühmten Pinkerton-Gesellschaft. In den Räumen des Hauptbüros war ein Heer von Tippmädels und männlichen Büroangestellten beschäftigt. In den Umkleide- und Aufenthaltsräumen der Detektive beständiges Kommen und Gehen. Tag und Nacht schrillen Telephone, klappern die Schreibmaschinen, liefen Boten.

Mr. Smith hatte eine ausgedehnte Praxis. Aus der gesamten Union kamen die Aufträge. Überall, sei es in Neuorleans, in San Franzisko, in Alaska oder Chikago, hatte Smith seine Agenten. Er hatte Freunde in sämtlichen Polizeiverwaltungen, zählte den Großteil der amerikanischen Hochfinanz zu seinen Kunden und war eng liiert mit einflußreichen Leuten der Neuyorker Tammanys. Smith war bekannt als scharfsinniger Kriminalist, als rastloser Arbeiter und — als ausgekochter Geschäftsmann, welch letzterer Umstand aber die Hochachtung der Amerikaner nur vermehrte.

Der Detektiv saß bei geöffnetem Fenster in Hemdsärmeln in seiner Privatoffice, bei einer Zigarre mit dem Lesen der eingegangenen Post beschäftigt. Smith ließ nicht wie sonst wohl üblich, die Post von einem Sekretär öffnen und aussortieren. Wenn er anwesend war, sah er jede einzelne Sache selbst durch. Kein noch so winziges Fädchen ließ er aus den Händen. Er war über das kleinste Rad der Maschinerie seines weitverzweigten Unternehmens genau informiert und verhandelte nach Möglichkeit mit dem geringsten seiner Klienten selbst. Darauf basierte auch hauptsächlich das Vertrauen seiner großen Kundschaft.

Heute fand Mr. Smith unter der Korrespondenz ein Schreiben vor, welches ihn in nicht geringes Erstaunen versetzte. Der Brief, welcher auf elegantem Büttenpapier geschrieben war, hatte folgenden Wortlaut:

„Mr. Percival Smith,
451, Bond Street
N. Y.

Dear Sir,

Sie werden sich meiner gewiß erinnern, wenn Sie sich im Geiste zurückversetzen nach Lucky Flat im Nelsondistrikt, Canada. Sie haben mich damals um Dollar 1400.— betrogen und ich schwor Ihnen Rache.

Der Zeitpunkt zur Einlösung meines Schwurs ist gekommen. Sir. Meine Rache besteht darin, daß ich den Kampf mit Ihnen und Ihren Spiteln bis aufs Messer aufnehme.

An der Spitze einer gutorganisierten Helferschar werde ich demnächst Neuyork durch einen großen Raubzug durch die Taschen seiner Finanziers in Erstaunen und Schrecken versetzen. Da Sie, Mr. Smith, als Freund der Tammanys einerseits und als Leiter eines bekannten Detektivinstituts andererseits, bestimmt den Auftrag zur Aufklärung dieser Fälle erhalten werden, ergibt sich die Gelegenheit für uns, unseren Kampf auszutragen. Wer der Stärkere ist, wird die Zukunft zeigen.

Ihr
Billy Jenkins."

Percival Smith, mußte den Brief zweimal lesen, bevor er den Sinn richtig erfaßt hatte. Dann lehnte er sich sinnend zurück. War das Bluff, Großsprecherei? Wie kam der Billy nach Neuyork? Wie kam er zu dem vornehmen, einen diskreten Duft ausströmenden Büttenpapier. Wer war die Dame, welche, wie die Schrift verriet (Billy hatte nur seinen Namen untergehauen), den Brief geschrieben hatte? Auf jeden Fall war dem seltsamen Schriftstück Beachtung zu schenken. Smith gab daher zweien seiner Detektive den Auftrag zu recherchieren, ob und wo ein gewisser Billy Jenkins, aus Kanada, Lucky-Flat, in Neuyork wohne. Eine aussichtslose Aufgabe in der Millionenstadt, die aber trotzdem, bei der bekannten Findigkeit der Smithschen Detektive, Erfolg haben konnte. Dies und das Abwarten der in dem Brief angekündigten Ereignisse, war das Einzige, was im Moment unternommen werden konnte. Smith wandte sich daher der übrigen Post zu und hatte im Drange der Arbeit den ominösen Brief bald aus den Gedanken verloren.

Die Bubikopfbanditen beginnen ihre Tätigkeit.

Mr. Levy, Inhaber des bekannten Juweliergeschäftes in der 5 th. Avenue, empfing die vier jungen Ladies, welche soeben sein großes, elegantes Geschäft betraten, höchstselbst, da seine Angestellten, bis auf die Kassiererin, zu Tisch waren. Die Misses, der Kleidung nach zu urteilen, den besten Neuyorker Kreisen angehörend, trugen der Hitze wegen keine Hüte. Ihre Bubiköpfe verrieten eine sorgfältige Pflege und genießend sog Mr. Levy den Duft, den nur junge Damen von Welt um sich verbreiten können, ein. Händereibend fragte er nach ihren Wünschen, und da alle vier besondere Anliegen hatten, breitete Levy, in Vorahnung eines guten Geschäftes seine Schätze auf den Tisch aus. Da funkelten wunderbare Kolliers, schimmerten kostbare Perlenketten, blitzten Brillanten auf Ringen und anderen Schmuckstücken in allen Dessins und Größen und.....

Mr. Levy war zu Tode erschreckt, als plötzlich alle vier Misses Pistolen in den kleinen Händen hielten und er äußerst energisch aufgefordert wurde, sich mucksmäuschenstill zu verhalten — sonst —

Eine der jungen Damen beschäftigte sich mit der fassungslosen Kassiererin, während eine andere den leichenblassen Levy in Schach hielt und die übrigen beiden Damen die glitzernden Herrlichkeiten Mr. Levys in ihren ziemlich geräumigen Stadtkoffern verschwinden ließen. Zum Überfluß wurde auch noch das Telephon durch einen raschen Schnitt unschädlich und zur bloßen Attrappe gemacht. Dann kam der Augenblick, wo die Misses die Tür hinter sich geschlossen hatten und der arme Mr. Levy aus seiner Starre erwachte. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und blickte vorsichtig aus dem Fenster. Er sah ein Auto halten, in welches die Damen bereits eingestiegen waren. Eine derselben saß vorne bei dem verwegen, aber smart aussehenden Fahrer. Jetzt konnte sich Levy nicht mehr halten — er stürzte aus der Tür und sah gerade noch den Wagen im Gewühl verschwinden. Gott sei dank hatte er die Nummer erkennen können. Er stürzte auf den ersten besten Polizisten los, fuchtelte mit den Armen in der Luft herum und schrie auf den Beamten ein, bis seine Stimme überschnappte, dann lallte er ununterbrochen leise vor sich hin: NY 43465, NY 43465 und taumelte in sein Geschäft zurück, um seinen Verlust abzuschätzen. Der schwerfällige polizeiliche Apparat fing in Anbetracht des Sensationsfalles mit Eile zu arbeiten an, und so wurde bereits in einer Stunde ermittelt, daß das Auto NY 43465 einem hohen Polizeibeamten gehörte, welcher übrigens zur Zeit mit seinem Wagen außerhalb der City weilte. Alle sonstigen Nachforschungen verliefen im Sande, trotz fieberhafter Tätigkeit aller Polizeiorgane.

Die Presse brachte Extrablätter über die neue Sensation. Der Name Bubikopfbanditen entstand, und am nächsten Morgen las die ganze Welt von dem ersten Streich derselben.

Mr. Smith aber erhielt von der Vereinigung der Neuyorker Juweliere den Auftrag zur künftigen scharfen Überwachung ihrer Geschäfte.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung von Seite 91)

Im Januar 1925 aber wurde bekannt, daß dieser hohe Gönner Frankreichs infolge „Unsicherheit der Route" verzichtet, und daß auch weiter die Firma Citroën selbst alles Personal und alles Material aus den Lagern wieder zurückgenommen habe, um es nicht den Angriffen der Wüstensöhne auszusetzen.

Unterdessen kam für Frankreich der Krieg im Rif, wo es ihm — trotz seiner Kolonialmacht so schlecht erging, daß es sich nach einem europäischen Bundesgenossen umsehen mußte, den es dann, nachdem der Mohr seine Schuldigkeit getan hatte, wieder beiseite schob; es kam die Unternehmung gegen die Hauran-Araber, die sich die „kulturellen" Maßnahmen des zivilisierten Frankreich nicht bieten ließen, und zu den Waffen griffen; und — das Saharaproblem wurde einige Zeit ad acta gelegt.

Jetzt, nachdem das Rif so ziemlich „beruhigt", die Drusen im Hauran wegen der unverantwortlichen Beschießung von Damaskus, dem Nationalheiligsten der Mohammedaner, und anderer „Freundlichkeiten" besänftigt sind, taucht das Saharabahnproblem wieder als Notwendigkeit auf und scheint wirklich in Angriff genommen zu werden, wenn nicht wieder auf dem unruhigen Erdball andere „Kulturaufgaben", z. B. das Chinaproblem sich hindernd in den Weg stellen, oder finanzielle, einheimische Sorgen, oder anderes die Saharabahn wieder eine Zeitlang vergessen lassen.

Achtung! Preisausschreiben!

Alle Anfragen wegen des Preisausschreibens sind zwecklos. Die Bekanntgabe der Preisträger erfolgt — gemäß der Ausschreibung in den Ausgaben 4 und 5 — in der am 30. April 1927 erscheinenden Ausgabe 8.

Die Schriftleitung d. Illust. Beob.

AUS DER N.S.D.A.P. GROSSDEUTSCHLANDS



Eine Abteilung der S.A. Graz (Steiermark) bei einer Geländeübung



Atlantik

Der Nationalsozialist, Universitätsprofessor Vahlen in Greifswald ist von der sozialdemokratisch geführten preußischen Regierung seines Amtes enthoben worden, weil er seinerzeit in seiner Eigenschaft als Rector magnificus die schwarz-rot-gelbe Fahne vom Dach der Universität herunterholen ließ.



Eine Abteilung der kampferprobten Berliner S.A. auf einem ihrer sonntäglichen Propagandamärsche in Alt-Töplitz bei Berlin



Der Gauleiter der N.S.D.A.P. in Berlin Dr. Goebbels (×) inmitten schneidiger Berliner S.A.

Die oberbayerischen und schwäbischen Ortsgruppenführer in München



Phot. Hoffmann

Die Ortsgruppenführer der N.S.D.A.P. in Oberbayern und Schwaben hielten am 3. April in München eine Tagung ab. 1) Pg. Dr. R. Buttmann, der Vorsitzende der nationalsozialistischen Fraktion im Bayr. Landtag; 2) Pg. Ph. Bouhler, Geschäftsführer der Reichsgeschäftsstelle; 3) Pg. Frz. X. Schwarz, Schatzmeister der N.S.D.A.P.; 4) Pg. Hermann Esser, Führer des Bezirks Oberbayern-Schwaben; 5) Pg. Stadtrat Fiehler, Vorf. der nationalsozialistischen Stadtratsfraktion in München; 6) Pg. Seidenschwang, Führer der bayer. S.A.

TURM 128.

DER AUSBRUCH AUF DEN ÖLFELDERN ARGENTINIENS.

VON EINEM AUGENZEUGEN.

Santa Cruz, Mitte März 1927.

Das Petroleum, es ist ein eigener Saft....

Wie es da noch in altväterlichen Lampen die Stuben der Kleinstädter beleuchtet, in neueren Apparaten vergast, die Speisen garkocht, wie es da zu Benzin verfeinert, zarte Handschuhe reinigt oder mächtige Flugzeugmotore treibt, wer mag daran wohl denken, welch unheimliche Kräfte es birgt, wieviel Unheil es direkt und indirekt verursachen kann.

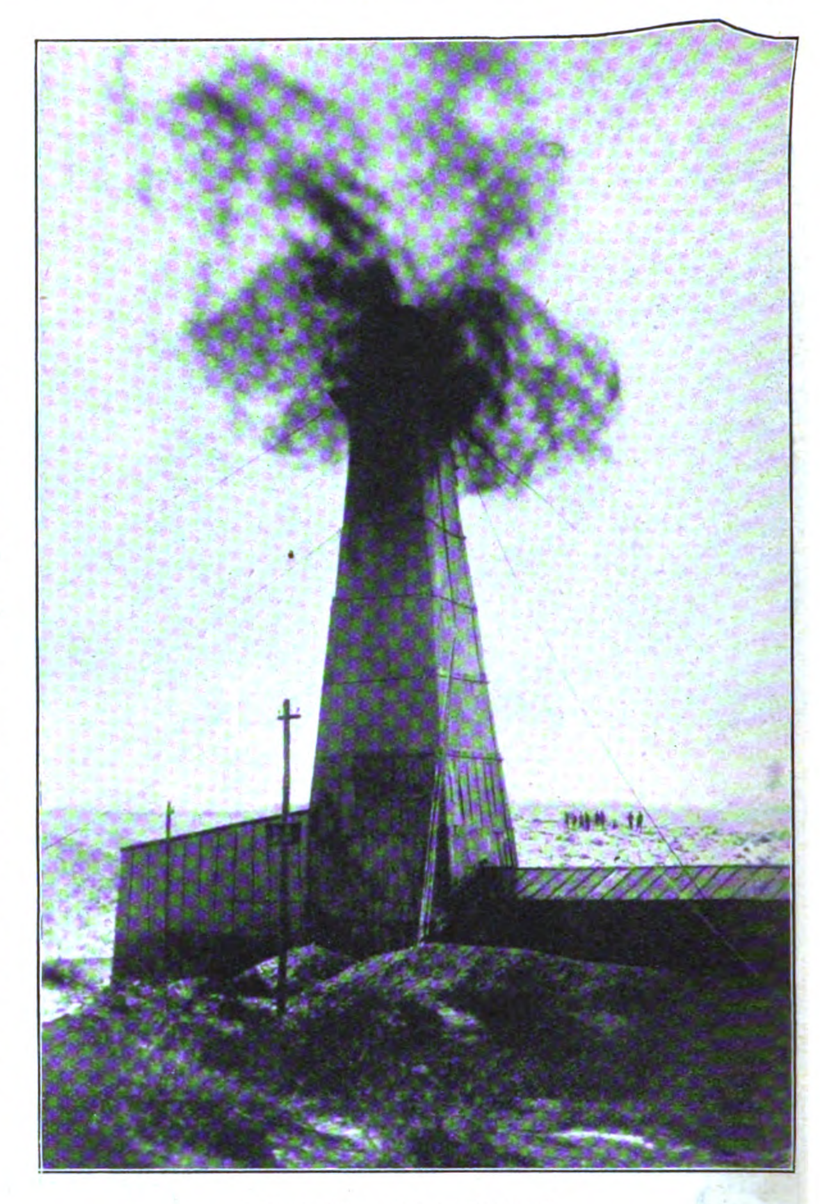
Dasselbe Petroleum, das uns die Wohnung so traut und heimlich macht, hat seit jeher im diplomatischen Ränkespiel der Weltpolitik eine entscheidende Rolle gespielt, war es doch die Ausbeutung seiner Fundstellen, um welche Staaten nnd Mächte rivalisierten, um welche Völker entzweit, Kriege entfacht wurden. Wie oft sind Naphthaquellen erst durch Ströme von Menschenblut erschlossen worden.

Aber auch ihren jeweiligen Besitzern sind so die Petroleumquellen nicht jederzeit bedingungslos dienstbar. Die Natur zeigt hier nicht selten ihre unbesiegbare Übermacht.

Dies erfuhr man wieder einmal auf den berühmten staatlichen Ölfeldern von Commondore Rivadavia in Argentinien. Vieltausend Hände regen sich da Tag und Nacht in rastlosem Bergen des aus den Brunnen schießenden Petroleums. Am regsten und bewegtesten war es da um den neuen Bohrturm 128 herum, dem größten und ergiebigsten Brunnen des Feldes.

Plötzlich, es war in den ersten Morgenstunden eines Sonnabends, erschütterte ein gewaltiges Zischen und Brausen die Luft. Aus dem 128er Turm erschollen dumpfe Schläge, wie das Trommelfeuer großer Geschütze. Die Bedienungsmannschaften flüchteten mit Schreckensrufen ins Freie und rannten mit den in der Nähe befindlichen Arbeitern querfeldein. Dichte, schwarze Rauchschwaden qualmten aus den Tür- und Ventilationsöffnungen des Turmes, wälzten sich träge über das Gelände, die ganze Umgebung mit atemberaubendem, brenzlichem Geruch erfüllend. — Die Petroleumquelle des Turmes war „ausgebrochen“.... Die Schleusen, Sperren und Ventile konnten der eruptiven Gewalt des ausbrechenden Erdöles nicht standhalten, das Petroleum sprengte alle Fesseln der Technik und ergoß sich rauschend und gurgelnd ins Freie.

Schrillende Alarmsignale ertönten, die Sirenen heulten, von allen Seiten eilten die Bereitschaften herbei. Zunächst galt es, den beginnenden Brand des im Innern des Turmes entzündeten Petroleums zu unterdrücken oder doch vorerst einzudämmen, um eine Erhitzung und explosive Entzündung der Petroleumströme zu verhindern. Die Stickstoffpumpen surrten und brummten, aus riesigen Ballons zischte Kohlensäure in den Feuerherd.



Turm 128 nach dem Ausbruche

Mittlerweile verbreitete sich das ausströmende Rohpetroleum ziellos übers Gelände. Zur Verstärkung der Arbeiter der Anlage wurden mehrere Abteilungen Marinesoldaten aus Santa Cruz requiriert, die rasch Dämme und Kanäle aufwarfen, um das umherfließende Petroleum zu sammeln und nach einer, etwa 5 km entfernten kleinen Talmulde zu leiten. Aus mehreren Bächen ergoß sich das Petroleum in die Mulde, die nach wenigen Tagen einem Petroleumsee glich, auf welchem die Kähne der Marinesoldaten dahinglitten.

Nur den Errungenschaften der modernen Technik ist es heute möglich, solche Öleruptionen zu bannen, daß sie nicht zu jenen furchtbaren Katastrophen ausarten, wie sie früher die „ewig brennenden“ Ölfelder von Baku brachten. Aber auch so bot der Turm 128 ein furchtbar schönes Schauspiel. Tage hindurch qualmte es aus dem Turm, wie aus einem Riesenschlot, und im Nachtdunkel verbreitete er blutroten Feuerschein gleich einer gigantischen Fackel.

Jedenfalls wird es noch Monate dauern, bis die Folgen der Eruption wieder gut gemacht und Turm 128 wieder beruhigt und verbessert, seinem normalen Betrieb zurückgegeben werden kann.



Ein Petroleumbach des ausgeströmten Öles.



Marinesoldaten, die gemeinsam mit den Arbeitern Dämme und Kanäle bauen.

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang / Folge 8
30. April 1927



Preis 20 Pf.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

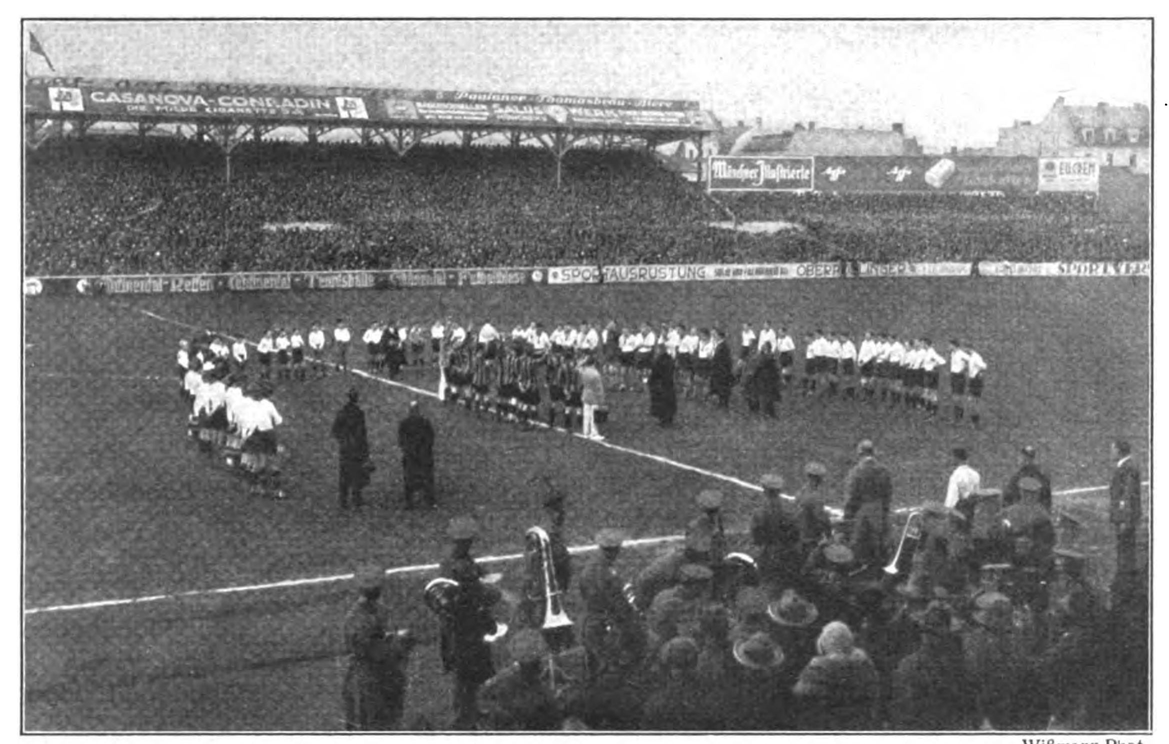
Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Atlantik

„Ich schnitt es gern in alle Rinden ein . . ."

Frühling im Spreewald



Wißmann Phot.

Der Fußballgast aus Uruguay. Der Fußballmeister von Uruguay, A. S. C. Penarol, befindet sich derzeit auf einer Gastreise durch Deutschland. Trotz großer technischer Einzelleistungen mußten die Gäste in 6 Spielen 5 Niederlagen einstecken. Unser Bild zeigt die Begrüßung der Südamerikaner in München, wo sie vor 35000 Zuschauern ihr erstes Spiel auf deutschem Boden gegen den süddeutschen Exmeister F. C. Bayern verloren

300000 km in der Luft



Der Münchener Flieger Karl Schnäbele hat im regelmäßigen Luftverkehr nahezu 300000 km in der Luft zurückgelegt. Am 16. und 21. März 1927 stellte er zwei neue Weltrekorde auf einer Junkers J 33 auf, indem mit 500 Kilo Nutzlast 22 Std. 11 Min. 32 Sek. in der Luft blieb und eine Strecke von 2735 km zurücklegte

Sonst hat sie keine Sorgen

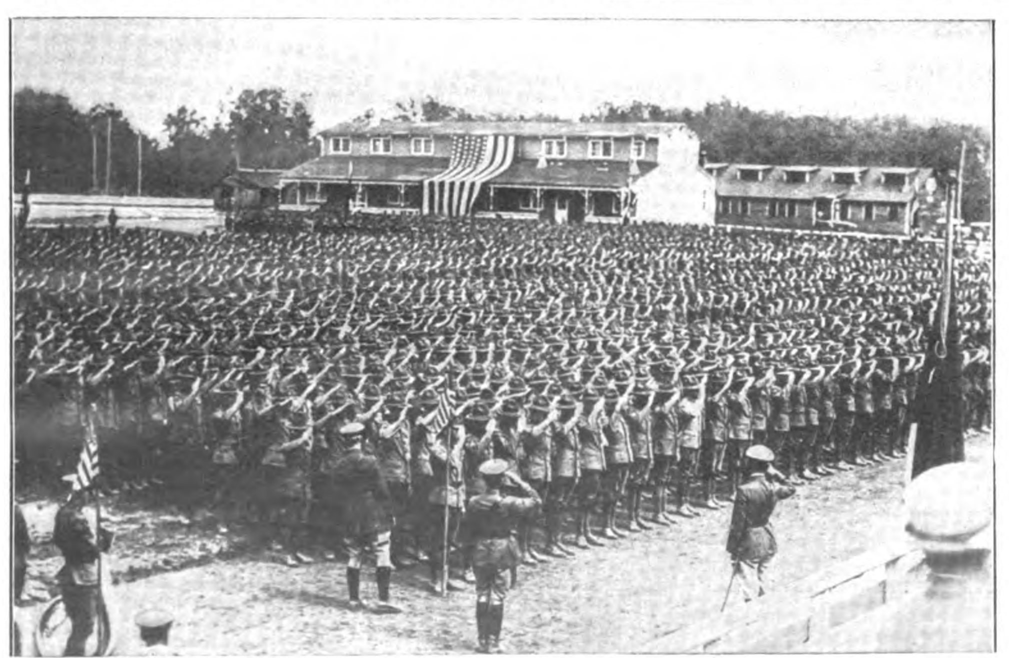


Miß Hazel, die Tochter eines Neuyorker (jüdischen?) Bankiers hält sich in Berlin auf. An Stelle eines Schoßhündchen führt sie einen Alligator spazieren!!!

Deutschland rüstet ab

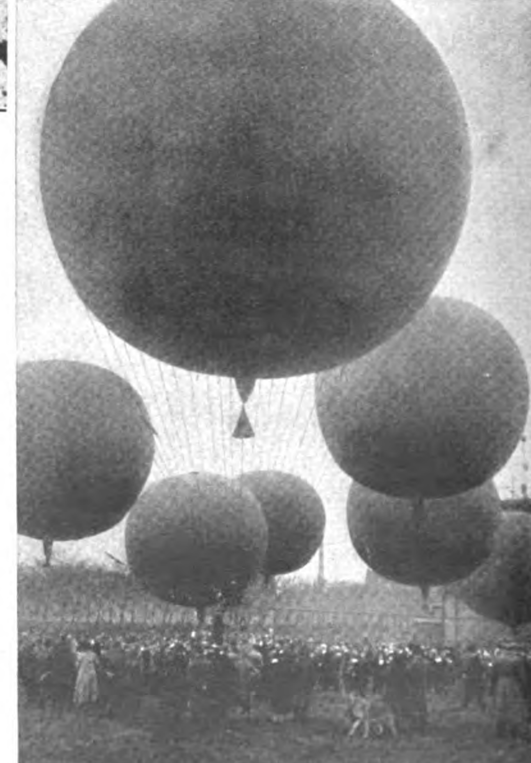


Amerika stellt 10000 Rekruten ein



A.-B.-C.

Während Deutschland nun auch die letzten Schutzwälle gegen Polen zerstören muß, rüstet die übrige Welt um die Wette. So haben erst neuerdings die Amerikaner ihre Armee um 10000 Mann verstärkt



Benninghorn Phot.

Deutsche Ausscheidungsfahrt zur Teilnahme am Gordon-Bennett-Rennen der Freiballone. Aufstieg in Düsseldorf

LEUTE, DIE'S ZU WAS GEBRACHT HABEN



Atlantik

Seine Exzellenz, der Herr Genosse Gustav Noske ×, Oberpräsident der Provinz Hannover und Revolutionsminister a. D., ist soeben von einer Proletarier-Erholungs-Westindienreise zurückgekehrt. Das Aussehen Seiner Exzellenz ist hochbefriedigend



Deutsche Presse-Photo-Zentrale

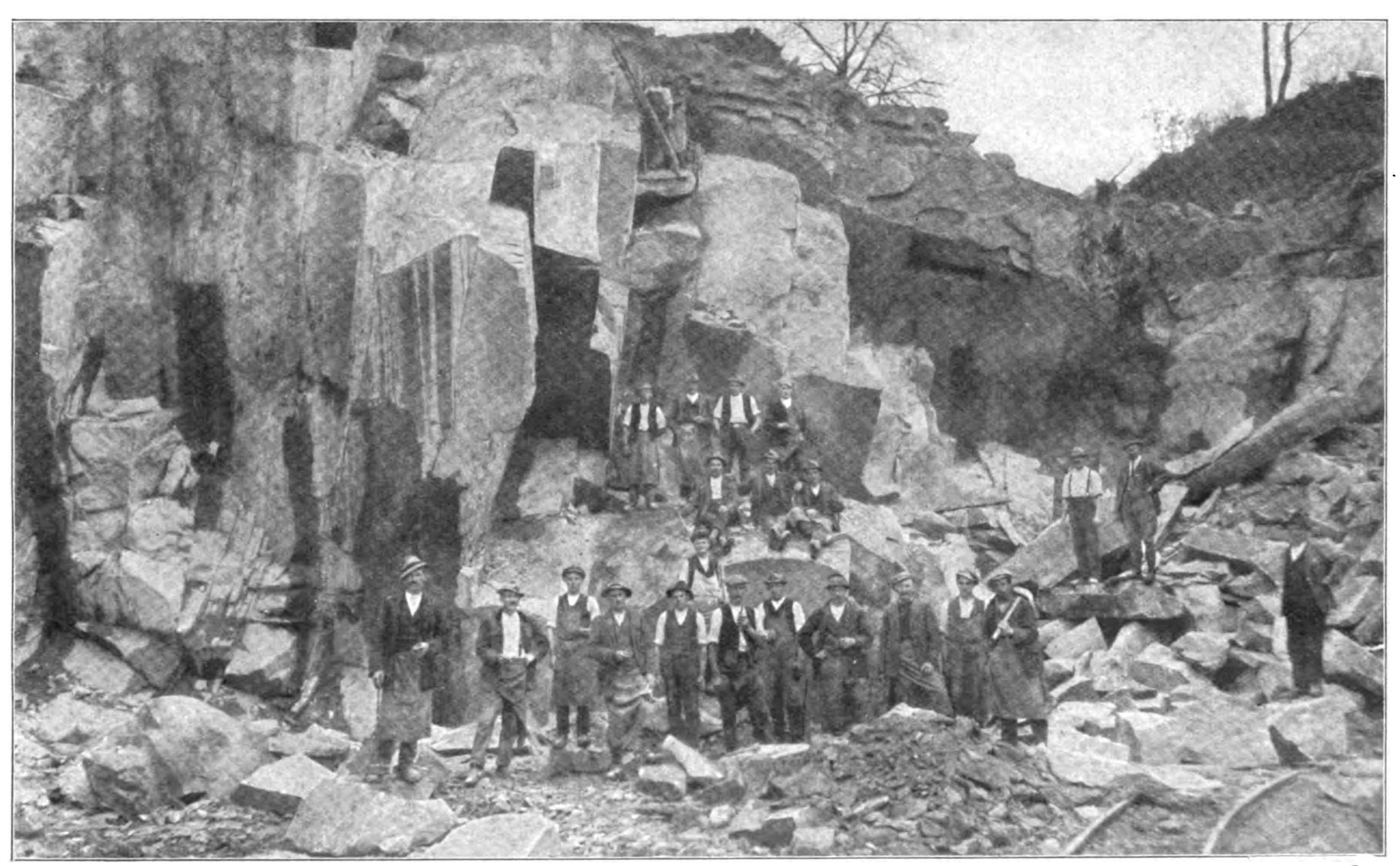
Der Herr Genosse und Polizeipräsident von Berlin, Zörgiebel, früher Schreiner und später Gewerkschaftssekretär, feierte das Fest der Silbernen Hochzeit, aus welchem Anlaß ihm größere Ehrungen dargebracht wurden

DA WERDEN WEIBER ZU HYÄNEN!



In Magdeburg fand eine größere Demonstration des Roten (kommunistischen) Frontkämpferbundes statt. Zahlreicher als die Männer waren die Frauen (Frontkämpferinnen?) im Zuge vertreten

DINGE, DIE DER JUDE NICHT MACHT



In den Granitbergwerken des Bayerischen Waldes findet man keinen Juden. Aber die Aktien zahlreicher Betriebe besitzen sie

Stockbauer, Phot.

DER JUDENSPIEGEL

JÜDISCHES FINANZKAPITAL IN DEUTSCHLAND

Im Nachfolgenden stellen wir eine Anzahl der einflußreichsten jüdischen Bankiers und Finanziers zusammen, soweit sie statistisch überhaupt zu erfassen sind und aus den offiziellen Aufstellungen bestimmte Schlüsse gezogen werden können. Die Reihenfolge der Genannten, unter denen Dutzende von internationaler „Bedeutung" sind und zur Zahl der „Dreihundert" Rathenaus gehören, müßte noch ergänzt werden durch hundert und aber hundert von jüdischen Winkelbankiers, Advokaten, Kaufleuten und Händlern, die gleichfalls Aufsichtsratsposten in Händen haben. Hier kam es uns nur auf eine Nennung der Männer an, die bestimmend oder mitbestimmend in die feine Maschinerie des Finanzkapitalismus eingreifen. Darunter finden sich sowohl „deutsche" Juden mit ausländischen Positionen, als auch „ausländische" Juden, die in Deutschland Fuß gefaßt haben.

*

Abrahamsohn Willy, Berlin, sechsfacher Aufsichtsrat;
Abrahamsohn, Julius, Bankdirektor, Hannover;
Adler Albert, Bankier, München, siebenfacher Aufsichtsrat;
Adler Carl, Direktor, Berlin, fünfundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Ansbacher Benno, Bankier, Frankfurt;
Arnhold Adolf, Bankier, Dresden, fünfzehnfacher Aufsichtsrat;
Arnhold Georg, Bankier, Dresden, fünfundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Arnhold Hans, Bankier, Dresden, dreiunddreißigfacher Aufsichtsrat;
Arnhold Heinrich, Bankier, Dresden, sechsunddreißigfacher Aufsichtsrat;
Arnhold Kurt, Dresden, vierzehnfacher Aufsichtsrat;
Arons Berthold, Bankier, Berlin, neunfacher Aufsichtsrat;
Aronsohn Louis, Bromberg, sechsfacher Aufsichtsrat;
Aufhäuser Martin, Bankier, München, neunzehnfacher Aufsichtsrat;
Bacharach S., Direktor der Dresdner Bank, Frankfurt, elffacher Aufsichtsrat;
Bachrach Adolf, Rechtsanwalt, Wien, zwölffacher Aufsichtsrat;
Bachrach Hermann, Bankdirektor, München, elffacher Aufsichtsrat;
Baer, Siegfried, Berlin, siebenfacher Aufsichtsrat;
Bamberger Franz, Kommerzienrat, Mainz, vierundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Beit von Speyer Eduard, in Fa. Lazard Speyer Elissen, Komm.-Rat, Frankfurt, siebzehnfacher Aufsichtsrat;
Berliner E., Direktor, Frankfurt, neunfacher Aufsichtsrat;
Berlizheimer Adolf, Rechtsanwalt, Frankfurt, fünfzehnfacher Aufsichtsrat;
Bernheim Robert, Bankier, Berlin, zehnfacher Aufsichtsrat;
Bie Hans, Generaldirektor, Berlin, dreiundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
von Bleichröder, Werner, Mitinhaber des Bankhauses S. Bleichröder, Berlin, zwölffacher Aufsichtsrat;
Bloch Ludwig, Bankier, Vorstandsmitglied der Dresdner Bank, Berlin, elffacher Aufsichtsrat;
Blumenstein Alfred, Berlin, zweiundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Blumenstein Joseph, Bankier, Berlin, dreiundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Bodenheimer Siegmund, Bankier, Berlin, sechsunddreißigfacher Aufsichtsrat;
Bosel Siegfried, Wien;
Brettauer Erwin, Bankhaus Kretschmar, Berlin, siebenfacher Aufsichtsrat;
Castiglioni Camillo, Wien;
Cahn Albert, Bankier, Frankfurt;
Cohn Wilhelm, Bankier, Hamburg;
Deutsch Felix, Kommerzienrat, Berlin, vierundfünfzigfacher Aufsichtsrat;
Deutsch Otto, Bankdirektor, München, zwanzigfacher Aufsichtsrat;
Dreyfus Willy, in Fa. Dreyfus & Co., Frankfurt, elffacher Aufsichtsrat;
Eisner Ernst, Bankdirektor, Berlin;
Elkan Louis, Bankier, in Fa. S. Falk, Düsseldorf, zehnfacher Aufsichtsrat;
Feilchenfeld Otto, Bankdirektor, Prag, sechsundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Flechtheim Julius, Berlin, vierzehnfacher Aufsichtsrat;
Fränkel Isidor, Bankier, Breslau, vierzehnfacher Aufsichtsrat;
Frank Theodor, Kommerzienrat, Geschäftsinhaber der Diskontogesellschaft, Berlin, siebenunddreißigfacher Aufsichtsrat;
Frenkel Hermann, Bankier, in Fa. Jaquier & Securius, Berlin, neunzehnfacher Aufsichtsrat;
Friedheim, Dr. jur., Bankier, Dresden;
Friedländer Eugen, Generaldirektor, Wien, dreizehnfacher Aufsichtsrat;
Friedlaender Robert, Kaufmann, Berlin, neunfacher Aufsichtsrat;
Friedmann Richard, Generaldirektor, Berlin, sechsunddreißigfacher Aufsichtsrat;
Fürstenberg Carl, Bankier, Berlin, sechsundfünfzigfacher Aufsichtsrat;
Fürstenberg Hans, Bankier, Sohn des Vorigen, Berlin, vierzehnfacher Aufsichtsrat;
Goldschmidt Jacob, Direktor der Darmstädter- und Nationalbank, Berlin, hundertachtfacher Aufsichtsrat;
Guggenheim Julius, Generaldirektor, französischer Bankier, Mühlhausen i. E., fünfzehnfacher Aufsichtsrat;
Guggenheim Otto, Bankier, Karlsruhe, elffacher Aufsichtsrat;
Gutmann Herbert, Bankdirektor, Vorstand der Dresdner Bank, Potsdam, vierundvierzigfacher Aufsichtsrat;
Hagen Louis, (eigentlich Louis Levi aus Hagen i. W.), Kommerzienrat, Bankier in Fa. Levy sowie Sal. Oppenheimer jr. & Cie., Köln, dreiundsechzigfacher Aufsichtsrat;
Heimann Georg, Kommerzienrat, Breslau, einunddreißigfacher Aufsichtsrat;
Heimann Paul, in Fa. S. Bleichröder, Berlin, achtzehnfacher Aufsichtsrat;
Herzfeld Karl, Hannover, siebzehnfacher Aufsichtsrat;
Hirsch Siegmund, Berlin, zehnfacher Aufsichtsrat;
Hirschland Georg Simon, Bankier, in Fa. Hirschland Hamburg, Werden, dreizehnfacher Aufsichtsrat;
Hirschbaum Stephan, Bankdirektor, Nürnberg, fünfzehnfacher Aufsichtsrat;
Homberger Wilhelm, Bankier, Frankfurt, siebenfacher Aufsichtsrat;
Homburger Paul, Bankier in Fa. Veit L. Homburger, Karlsruhe, achtfacher Aufsichtsrat;
Jacoby Louis, Inhaber des Bankhauses Gebr. Stern, Dortmund, sechzehnfacher Aufsichtsrat;
Jeidels Otto, Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Berlin, zweiundvierzigfacher Aufsichtsrat;
Kahn Ernst, Bankier, Frankfurt;
Kahn Jacob, Bankdirektor, Mannheim;
Katz David, Bankier, Berlin;
Katzenellenbogen Albert, Bankdirektor, Frankfurt, neunundvierzigfacher Aufsichtsrat;
von Kleefeld Kurt, Berlin, fünfzehnfacher Aufsichtsrat;
Kohn Richard, Bankier, Nürnberg, fünfzehnfacher Aufsichtsrat;
von Kornfeld Paul, Baron, Großgrundbesitzer, Budapest, achtundvierzigfacher Aufsichtsrat;
Laband Jean, in Fa. Laband, Stiehl & Co., Berlin;
Ladenburg August, Bankier, Frankfurt, vierzehnfacher Aufsichtsrat;
Ladenburg Eduard, Bankier, Mannheim, zwölffacher Aufsichtsrat;
Landauer Edgar, Berlin, vierundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Landsberg Kurt, Bankier, in Fa. Dreyfus & Co. Berlin, Berlin, vierzehnfacher Aufsichtsrat;
Lerchenthal Alfred, Bankier, München;
Levin Johannes, Bankdirektor Leipzig, zwölffacher Aufsichtsrat;
Lichtenberg Ernst, Bankier, Stuttgart;
Löb Rudolph, Bankier, Berlin;
Loebinger Kurt, Berlin, dreiundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Löwenstein Joseph, Bankdirektor, Düsseldorf;
Löwenthal Alexander, Bankier, Berlin;
von Madarassy-Beck, Bankier, Budapest;
Mailänder Carl, Direktor, Berlin;
Manasse Berthold, Kommerzienrat, Berlin, neunundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Mankiewitz Julius, Bankdirektor der Diskontogesellschaft, Frankfurt;
Marx Otto, in Fa. Laband, Stiehl & Co., Berlin, dreizehnfacher Aufsichtsrat;
Marx Paul, Bankier, Düsseldorf, dreizehnfacher Aufsichtsrat;
Marx Richard, Bankier, Danzig, zweiundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Marx Salomon, Konsul, Berlin, siebzehnfacher Aufsichtsrat;
Mautner Isidor, Kommerzienrat, Wien, elffacher Aufsichtsrat;
Melchior Karl, in Fa. Warburg & Co., Hamburg, achtundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
von Mendelssohn Franz, Bankier, Berlin;
Merzbach Bernhard, Bankier, Offenbach, vierzehnfacher Aufsichtsrat;
Meyer Erich, in Fa. Ephraim Meyer & Sohn, Hannover, zwölffacher Aufsichtsrat;
Meyerstein Max, Hannover, elffacher Aufsichtsrat;
Michael Jacob, Berlin, fünffacher Aufsichtsrat;
Michalowsky Carl, Direktor der Deutschen Bank Berlin, achtzehnfacher Aufsichtsrat;
Mosler Eduard, Bankier, Berlin, neunundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Nathan Henry, Bankdirektor, Berlin, achtundvierzigfacher Aufsichtsrat;
Neubroch Arnold, Bankier, Wien, fünfundvierzigfacher Aufsichtsrat;
Neufeld Moritz, Frankfurt, elffacher Aufsichtsrat;
von Oppenheim, Freiherr, Bankier in Fa. Sal. Oppenheim jr. & Co., sowie A. Levy, Köln, fünfundfünfzigfacher Aufsichtsrat;
Oppenheim Eduard, Bankier, Frankfurt;
Oppenheimer Franz, in Fa. Friedländer & Co., Berlin;
Oppenheimer Julius, Bankdirektor, Hamburg;
Petschek Franz, Aussig;
Petschek Ignaz, Aussig;
Pinner Albert, Justizrat, Berlin, zweiundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Rosenberg Arthur, in Fa. Rosenberg, Köln;
Rosenfeld Isidor, Mannheim, neunundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Rosenthal Heinrich, Bankier, Berlin;
Rosenthal Kurt, Berlin, siebzehnfacher Aufsichtsrat;
von Rothschild Freiherr, Chef des Hauses S. M. v. Rothschild, Wien;
Rothschild Albert, in Fa. J. Adler, Frankfurt, dreizehnfacher Aufsichtsrat;
Salomon Bernhard, Frankfurt, zwanzigfacher Aufsichtsrat;
Salomon Moritz, Berlin, zweiundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Salomonsohn Arthur, Bankdirektor, Berlin, neununddreißigfacher Aufsichtsrat;

(Fortsetzung und Schluß auf Seite 112)

„KARRIERE“

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

8. Fortsetzung.

Neue Ehrbegriffe müssen kommen, statt neuer Duellgesetze, darin liegt die ganze Lösung des Zukunftsrätsels. Jede ehrenwerte Beschäftigung wird standesgemäß sein, „unmöglich“ nur der, der nichts leistet. Es wird kein brachliegendes Kapital, kein bloßes Zehren von Ererbtem geben. Jeder wird ganz und voll im Leben stehen. Und die tief erbitternden sozialen Unterschiede, die heute noch das müßig genießende Rentierstöchterlein über die arme, unermüdliche Lehrerin stellen, die den Kaufmann im Kavallerieregiment schwer möglich machen und den gemeinnützigen Landwirt unter den aristokratischen Sportsmann stellen, sie werden aufhören. Eine große Welt- und Zeitenlehre, die Arbeit wird ihren einfachen Kodex in jede Hand legen und eine gewisse Gleichheit aller schaffen. Ein unversorgtes Alter, eine verkommende Kindheit wird es nicht mehr geben, denn Menschen werden so kostbar sein, als sie jetzt wertlos sind. Und die Kranken, Verkürzten, die hilflos Geborenen werden ein allgemeines Liebesopfer fordern, das die echte, noch ungeborene Humanität freiwillig leistet.“

„Du glaubst an das Kommen solcher Zeiten, Ger?“

„Ich glaube nicht — ich weiß! Wenn's gegen Morgen geht, rauschen Stürme auf und peitschen die schwarzen Wolken vom Himmel, damit das Sonnenrot durchbrechen kann. Es ist so schlimm geworden, daß es nur besser werden kann.“

„Wenn du das alles fühlst, warum arbeitest du nicht?“

„Was soll ich tun?“ rief er gequält, trotzig. „In meiner Passivität, die mich martert, im Fernhalten von allem, was mir zugänglich wäre, in der Abstinenz von jeder Karriere, die ich leicht machen könnte, liegt das einzige, was ich als der, der ich bin, zu leisten vermag. Die Fahnenflüchtigen aus meiner gesunkenen Rasse sind im Heere derer, die sich für die Zukunft opfern, nicht willkommen. Ich kann nur abseits stehen und absterben, mit dem Verdienst der Selbsterkenntnis, daß es so für mich am besten ist.“

*

Gerold hatte längst zu reden aufgehört. Mit wachen Träumeraugen sah er ins Wasser; seine schmale, nervöse Hand tauchte in den Wellen auf und ab. Ich sah ihn lange schweigend an. Durch die gelblichweiß erblühten Jasminhecken ging ein warmer Lufthauch, weich wie eine Liebkosung, und streute Blütensterne in die Flut, die Luft zitterte um uns in klaren Ringen, feine, kurzlebige Mücken durchschwirrten sie. Der Himmel war blaß und rein, Sonnenstrahlen zerstäubten in goldenen Punkten, Friede war ringsum.

„Und das alles, ist dir das so von selber gekommen, Ger? Bei uns hört man doch so was nicht reden. Wer hat solche Bücher in deine Hände gegeben, dich zu solchen Gedanken angeregt?“ fragte ich zaghaft.

Gerolds Blick zuckte unruhig über mich hin. Er öffnete das Buch und sah hinein, während er antwortete:

„Ich lernte auf der Universität einen Menschen kennen, der mir zu denken gab.“

„Einen Studenten?“

„Ja. Er war Mediziner. Aber er blieb nicht lange genug, um auszustudieren.“

„Warum?“

„Er trieb Geheimpolitik und Sozialismus. Sie wiesen ihn aus. Er ging nach der Schweiz.“

„Ger! Du bist der Freund eines — eines Anarchisten gewesen?“

Er lächelte mit Ironie, aber traurig.

„Woher weißt du, daß er das war, was ihr unter einem Anarchisten versteht?“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Ich weiß nicht. Als ich seinem Wesen und Denken nur ein tiefes, scheues Interesse, aber kein ganzes Verständnis entgegenbringen konnte, hat er mich abgestreift. Seinesgleichen kann keine müßigen Schmarotzer an der Tafel ihres Geistes brauchen. Er zeigte mir übrigens Wohlwollen und Mitleid. Er war nach außen ein gleichgültiger Mensch. Sein Innenleben erfüllte ihn.“

„Du bereust, dich ihm nicht angeschlossen zu haben, Gerold!“ schrie ich erschreckt auf. „Ihm, der vielleicht jetzt ein Gemordeter ist, oder — ein Mörder.“

Ger lächelte trübe. „Es gehen heutzutage Menschen umher, von deren Geistes- und Seelenleben sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, kleine Tante. Sie sehen etwas in der Zukunft, wie das knospende Christentum den Erlöser sah. Mord und Gewalttat bleibt immer schrecklich. Aber gib zu, daß es heute eine Art der Gewalttat gibt, die sehr selbstlos geübt und mit einem jungen, reichen Leben bezahlt wird. In einer Idee kann Reinheit, Größe, Staatenzukunft liegen, auch wenn ihr von Begriffsverwirrten schlimme Dienste geleistet werden. Falsche Auffassungen hat es immer gegeben, aber sie nehmen einem Gedanken nicht seine Berechtigung, der Ausgleich der Lebensformen und Lebensrechte ist ein Ding, wert, dafür zu kämpfen. Freilich — Blutvergießen, der Mord, den jeder mißbilligen muß, der menschlich denkt, beschleunigt ihn nicht; im Gegenteil, die als Priester hochgehalten werden sollten, müssen unschädlich gemacht werden, wie reißende Tiere. Aber an falschen Auffassungen ist noch kein lebenskräftiger Gedanke gestorben.“ —

„Hoffentlich wirst du den schrecklichen Menschen nie wiedersehen?“

„Er würde in mir einen fertigeren Menschen finden als damals. Da glaubte ich noch an ein Kompromiß zwischen sogenannten Standesverpflichtungen und allgemeinen Menschenrechten. Jetzt steh' ich da, ein freiwillig Gescheiterter, eines Besseren belehrt, zum mindesten ein ganzer Charakter. Aber seid ohne Sorge. Unsereiner aus altem Stamm und ‚reinem‘ Blut bringt's über die Halbheit ja nicht hinaus. Darum sind wir ein dem Tod geweihtes Geschlecht, dem Jahrhundert, das anbricht, nicht mehr gewachsen. Ein würdiger Abgang bleibt den Besten unter uns als letzte Tat überlassen. Der Hammer in arbeitsfroher Hand zersplittert unsere Kronen und Wappen.“ —

Ger war im Kahn aufgestanden. Er sprang ans Ufer und zog ihn heran. Als er mir die Hand bot, sah er, daß meine Augen voll Tränen standen.

Er sah mich an, Weichheit kam in sein schönes Gesicht.

„Wir sind die Schlimmsten noch lange nicht, Tante,“ sagte er sanft und sah mich lächelnd an. „Wir möchten das Bessere und sind uns unserer Herabgekommenheit bewußt. In uns ist guter Wille. Laß uns still im kleinen zu tun versuchen, was uns im großen verschlossen bleiben muß und als die Letzten einer nur zu oft entwürdigten Kaste adelig sterben, würdig zugrunde gehen. Ward auch eine Gesamtheit verloren gegeben, für den einzelnen aus ihr, und sei er ihr letzter Vertreter, ist es immer Pflicht, den verlorenen Posten nicht zu verlassen, an dem festzuhalten für sich allein, was zu rechter Zeit alle gerettet hätte. Das Prinzip darf von keinem aufgegeben werden.

Du kommst jetzt in die Welt hinaus. Deine Pflicht ist es, dich nicht verkaufen zu lassen, wenn sie dich auch auf dem großen Warenmarkt guten und schlechten Menschenmaterials zur Schau stellen für den Meistbietenden.“

„Und du, wirst du immer so fortleben, Ger?“

„Nach Taten verdurstend und dennoch tatenlos, das ist meine Pflicht, Kind. Freiwillig der Mann ohne Karriere zu sein. — — — — — —

Komm, laß uns heimkehren, Tante.“

---

25. Juni.

Morgen reisen wir. Ich steh' in den öden, ungemütlichen Zimmern, die so lange wohnlich waren, und sehe Mama an, die abgehetzt, nervös gereizt, eine andere Person geworden zu sein scheint. Sie ärgert sich, das Häubchen sitzt ihr schief auf dem zerzausten Haar, sie zankt jeden Augenblick mit mir, findet an meiner Haltung und Figur alles mögliche auszusetzen und streitet mit Papa, der wütend einen Koffer packt. Er ist zu eigensinnig, sich helfen zu lassen, verlegt alles und wickelt Stiefel in frischgeplättete Hemden. Dazwischen rechnet er. Reise, teilweiser Umzug, Haushalt in dem kostspieligen Badeort, alles das wird teuer sein, zu teuer für uns. Und hier wird indessen die Wirtschaft schief gehen und manch ein Schaden nicht ausbleiben. Wir haben einen neuen, böhmischen Verwalter, der zu devot ist, um ehrlich zu sein. Wir trinken zum letztenmal Tee vor dem Schlosse unter den blühenden Linden, die ganze Welt scheint ein Bienensummen und rotes Rosenblühen, von den Wiesen duftet das Heu herüber. Ger sitzt in einem alten Gartensessel und sieht mit kaustischem Lächeln die Tischrunde an. Jeden Augenblick schießt einer empor, eilt ab, kommt nervös zurück, schleppt ein Päckchen oder sucht einen Kofferschlüssel. Der süße Sommernachmittag ist für niemanden da. Wir sehen uns an, Ger und ich. Ist sie denn gar so etwas Großes, Aufregendes, diese Welt, zu deren Sklaven wir uns plötzlich machen? Mir wird ängstlich und einsam zumute! Ich kenne die Meinen nicht mehr. Was wird es bringen, das neue Leben?

5. Kapitel.

Saison.

Kein Feind hat deine Seel' erdrückt,
Bis sie sich selbst ins Joch gebückt.
Selbstschändung ließ die Straße frei
Für Knechtesfron und Tyrannei.

(Byron.)

Die Wogen der Saison stiegen hoch und höher. Exzellenz Kautz war eingetroffen mit einem ganzen Hofstaat eleganter, hoffnungsvoller junger Ministerialbeamten auf Urlaub, sogenannten „Begutachtungsgrafen“, welche die Regierung sich als lobpreisende Hymnensänger ihrer Beschlüsse und Taten hielt. An ihrer Spitze stand der glückliche Bräutigam Baron Glatz. Da sie alle ihren Urlaub zur besten Zeit haben wollten, blieb das bürgerliche Element schwer arbeitend in den Bureaus zurück und durfte seine nicht bewilligten Hitzferien im November nachholen. Die Begutachtungsgrafen gereichten Ischeles zur großen Zierde. Alle kleideten sich täglich fünfmal um, alle sprachen sie näselnd nur über Sport und Lori Frapp, alle fuhren sie per Rad rücksichtslos untergeordnete Sterbliche zusammen, krochen vor jedem Hofbeamten und wetteiferten an Impertinenz nach unten. Die Fluggserln blühten auf in voller Entfaltung. Eine Gesellschaft bildete sich, man begann unter sich zu sein. Exzellenz Kautz saß indessen im Rokokosalon zwischen Lori Frapp und Grete Talan, spielte Piquet mit Blauntzer, lachte meckernd über Lori, las nur Börsenzettel und ging jedem Witzblatt nervös aus dem Wege. Er freute sich über Loris Luxus, weil er ihn nicht bezahlt hatte, schrieb sich ihre politischen Ansichten auf und grinste befriedigt, wenn man auf die Kämpfe und Wirren zu reden kam. Alle Polen und Tschechen gaben huldigend Karten bei ihm ab. Heiter, auch in ernster Zeit, nahm er das Leben spielend leicht. Es hatte ja auch ihm alles leicht gemacht, dieses freundliche Leben. Sein Vater war auch Minister gewesen. Als der Sohn eines so Bevorzugten hatte er alle Studien absolviert, ohne zu studieren, und naturgemäß die Karriere als sichere Erbschaft angetreten. Daß Seinesgleichen der Regierung nicht ausstarb, dafür sorgte er, indem er Glatz herausfand und heranzog, die Gattung der Begutachtungsgrafen als edles Luxusreis auf den Arbeitsstamm des Ministeriums pfropfte und seine Protektion nur der Regierungsgesellschaft reservierte. Auch Prinz Nandl war angekommen und bewohnte sein „Juxhäusl“, wie er das Schlößchen getauft hatte, das sich unweit vom „See“, der Residenz Prinz Josephs, erhob. Poetisch war das Juxhäusl nicht. Gänzlich stillos, wie mit Absicht alle Formen und Bauarten parodierend, schnitt es dem Heere schöner Villen zu seinen Füßen sozusagen eine Grimasse und zeigte sich als Karikatur. Aber lustig sah es aus, lustig wie der Nandl-Prinz selbst, für den es entschieden keinen Lebensernst zu geben schien. Große Ställe, eine Kegel- und eine Reitbahn, Spielplätze aller Art umgaben das Gebäude statt eines Gartens. Es hatte viel gekostet, so häßlich es war, und kostete noch immer. Sein Herr ließ es durch neue Anbauten immer weiter „verschandeln“, wie er sagte. Sein Heim konnte als das Musterbeispiel eines grenzenlosen Übermutes gelten, der sich hier frei gehen ließ und kaum eine Schranke anerkannte. Im Juxhäusl sang Lori Frapp, die Zigarette dampfend, die Arme in die Hüften gestemmt, ihre tollsten Schlager, polterten die Fluggserln treppauf, treppab, gab es Kegelpartien bis tief in die Nacht, johlte und lärmte eine lustige Trinkerbande von Abend bis Morgen. Dennoch fühlten sich vornehme Damen geehrt, dort zu Gast zu sein. Die große Welt gab der Halbwelt die Türklinke in die Hand und spielte in der Komödie mit, die



der Hausherr sich vorführen ließ. Er war roh und gewissenlos, geizig bis zur Manie, genußsüchtig wie Nero im alten Rom. Für ihn war die Menschheit eine gelehrige Bande von Affen, die er tanzen und springen ließ. Es hatte Zeiten gegeben, wo er seine Garnisonen wechseln mußte und sich unter dem niederen Volke kaum zeigen durfte, wo selbst die Langmut seiner Vorgesetzten erschöpft zur Zuchtrute griff, ohne ihn zu bessern. Er hatte seine Hunde auf Arbeiter und Frauen gehetzt, edle Pferde blutig mißhandelt. Das Volk haßte und verachtete ihn; in der vornehmen Welt hatte er einen Nimbus. Er gestattete sich alles. Der Fall war ernst, weil er nicht bestimmt war, Privatmann zu bleiben. Ja, seiner Verwaltung sollten verantwortungsvolle Posten anvertraut werden; Exzellenz Kautz erzog ihn politisch; Glatz war seit kurzem berufen, ihn in Staats- und Regierungsinteressen spielend einzuführen. Man war doch über Nandls Lebensführung etwas bedenklich geworden, schrieb edle Taten und große Ansprüche von ihm in Winkelblätter, ließ Broschüren erscheinen, die als von ihm geschrieben angenommen zu werden hatten, und befahl, daß er beliebt zu sein habe. Ihm war das gänzlich egal, wie er sagte.

Während er, nach den Zeitungen zu schließen, Taten edler Menschenliebe übte und geistige Erleuchtung genoß, saß er im Juxhäusl und schoß Tauben mit seiner Base Beatrix, hetzte Pferde, Hunde und Menschen in der Rennbahn, ärgerte Lori Frapp, die er wie ein Tier behandelte, und nahm politische Stunden in Form einer Parodie. Dazwischen unterrichtete er das jüngste Fluggserl in jedem Sport und machte sich über den Verlobten des ältesten lustig, der sich durch diese fortgesetzte Beachtung seines Gönners glückstrunken fühlte. Prinz Joseph kam nie ins Juxhäusl, er schickte seinen Adjutanten. Er selbst streifte viel mit Pastrell in der Gegend umher, übernachtete unerkannt in Bauernhäusern und studierte das Volk. Der Schauspieler teilte seine Interessen. Zwei wunde Gemüter, trotzig und ermattet vom Ansturm des Lebens, suchten sie eine Art Versöhnung in der Nähe natürlicher Menschen.

*

Im Salon der Regierungslori war in den letzten Tagen eine der widerlichsten Momentgrößen des politischen Lebens aufgetaucht, ein Herr Peter, der den neu errungenen Ministerposten mit seinem ganzen Betriebskapital an wechselbaren Überzeugungen und seinem Bargeld an Menschenwürde und Mannesverläßlichkeit bezahlt hatte. Früher war er fromm und ein Agitator der Volkspartei gewesen. Jetzt schloß er sich dem Verbande hochgestellter Despoten an, die nur für die hohen und höchsten Kreise arbeiteten und vom Volke und seinen Rechten nichts mehr wußten. Er war ein unternehmender Antisemit gewesen. Jetzt baute er Bahnen mit Börsenmagnaten Israels und erschien in Ischteles, um dem goldenen Kalbe, in Gestalt Blaupters des Allgroßen, den üblichen Fahneneid der ministerlichen Dienstwilligkeit und Ergebenheit zu leisten. Früher war er für die Bauern eingetreten. Jetzt warf er sie hinaus und übte sich im Kniebeugen vor den Mächten, von denen sein Verbleiben im Amte abhing.

Prinz Joseph, dem nichts verhaßter war als Unterwürfigkeit, begegnete diesem Manne des Tages nahezu mit Erbitterung. Im Gebirg umherstreifend, hörte er in dieser Gegend, wo es viele politische Bauern gab, bittere, ja furchtbare Wahrheiten über die Art, mit der das Volk behandelt wurde. Wenn er, von der Promenade in Ischteles kommend, ins Bergland hinaufstieg und auf den Äckern und Wiesen die dürftigen, gebeugten Gestalten der Bauern sah, die bei harter Arbeit verkümmert waren, kam ihn ein Schauder an. Sie zahlten immer wachsende Steuern und Abgaben, sie arbeiteten lustlos, ohne Interesse, ohne Liebe zu dem Heimatboden, der ihnen einst heilig gewesen war; denn ihre Arbeit war eine verlorene. Sie deckte keine, auch nicht die bescheidensten Bedürfnisse mehr, die Alten starben verbittert, wußten sich am Ruin, ihre Kinder zogen fort, zerstreuten sich in der Welt, wurden Proletarier und Sozialisten, die der Heimat, die jeder Verpflichtung sich abgeschworen. Der Boden wurde ausgesogen und entwertet, die Armut wuchs, eine stumpfe, verdrossene Verzweiflung lag über den Gemütern. Das war das eine Bild. Und in dem Luxusbadeorte voll Villen und Schlößchen promenierten, tanzten und unterhielten sich indessen die, welche ihr Vaterland herunterbrachten, ihr Volk an den Erbfeind Israel verkauften und von seinem Elend ihren Luxus bestritten. Ein Ministergehalt mit dazu gehöriger Pension und sich noch daran knüpfenden Champagner- und anderen Schulden repräsentierten Summen, die ein halbes Dutzend Bauerngüter vorm Verfall gerettet hätten. Dazu schlossen diese Politiker, die das Volk berief und mühevoll bezahlte, heimlich Verträge und Geschäfte mit den Börsenjuden, machten sich Vermögen. Kapitalien entstanden, wo früher nur ein Defizit gewesen. Schauspielerinnen niederster Sorte schwelgten im Luxus, den indirekt ein notleidendes, betrogenes Volk bestritt. Männer wie Kautz, Glatz, Lux, Peter hielten das Schicksal Tausender in Händen und verschacherten es offenkundig. Keiner wehrte es ihnen. Wie das Elend auf der einen, wuchs der üppigste Luxus, der raffinierte Genuß auf der anderen Seite. Ischteles war so recht der Schauplatz, wo er jede Zurückhaltung abwarf und sich alles erlaubte.

Und über allen schwang das Judentum siegreich sein goldenes Szepter. Neben ihm waren auch gekrönte Häupter längst nicht mehr. Sie hatten den Nimbus verloren.

„Es kommt über einem, daß man sich an die Stirn greifen und fragen möchte: Seid ihr wahnsinnig? Sind wir es? Und daß man die geballte Faust auf dieses Sodom niederschmettern lassen möchte," sagte Prinz Joseph zu Pastrell, der mit ihm den sogenannten Friedensweg zwischen Buchenwäldern und dürftigen Ackerland hinaufstieg. Braunes Laub vom Vorjahr knisterte trocken auf dem Boden, der klare Himmel verschwamm goldrosig im Licht des Spätnachmittags über dem wechselnden Grün der Gegend.

Pastrell nickte bloß zu den heftigen Worten. Er war verstimmt; morgen begannen die Proben zur Galavorstellung bei dem Bazar. Halb aus Schwäche, halb um trotzig zu zeigen, daß er noch gänzlich der Alte sei, den ein Lebenssturm nicht zu berühren vermochte, hatte er zugestimmt, die Sache zu leiten. Nun war ihm das ganze gründlich zuwider; die Proben fanden im sogenannten Kursaal statt. Wegen Pastrell, ohne den die Gesellschaft nichts zuwege brachte, hatte Blaupter diesmal mit seiner Gastfreundlichkeit weichen müssen. Als Grete Tàlan sah, daß ihre Anwesenheit den gewesenen Gatten nicht berührte, reiste sie ab, ein Gastspiel zu absolvieren.

„Sie wollten mir heute das Original zeigen, das zu dem kleinen Stück Vorbild war, Hoheit!" sagte der Schauspieler. „Das Stück ist packend. Meiner Treu, wenn ich in dieser talentlosen, hirnverblödeten Gesellschaft, mit der ich morgen zu tun habe, eine einzige Begabung wüßte, die für die Rolle der „Margaret" ausreicht, das Stück bring ich dem Elitepublikum als Schlußeffekt und Überraschung, und den alten „Bergseis" spiel ich selber."

Der Prinz wurde dunkelrot vor Freude. „Das würden Sie tun, Pastrell? Aber — die Zensur wird das ernste, anonyme Stück aus dem Leben nicht freigeben, die bittere tragische Wahrheit würde in diesem Mummenschanz vernichtend wirken."

„Mit der Zensur red ich, Hoheit. Bei der Gelegenheit jetzt stehen's ganz auf mich an. Und wann der „Wurstl", der Pastrell, an Überraschung in petto hat, das kann nur a Mordshetz sein, so wird es heißen. Herrgott! ich möcht ihnen das Stück hinaufsalzen, den aufgeputzten Blödköpfen. Hoheit, ich möchte ihnen den Bergseis zum anhören geben, denen von der Liga Kautz, Lux, Peter und Konsorten, daß ihnen die Rede stecken bleibt." (Fortsetzung auf Seite 112).

Unser Preisausschreiben

In den Nummern 4 und 5 des „Illustrierten Beobachters“ haben Verlag und Schriftleitung zur Teilnahme an einem Preisausschreiben aufgefordert, dessen Ergebnis wir nun in der vorliegenden Ausgabe veröffentlichen können. Über viereinhalbtausend Lösungen sind eingegangen, woraus wir mit Vergnügen ersehen, daß sich unser Blatt in der kurzen Zeit seines Bestehens nicht nur überall durchgesetzt hat, sondern auch über einen gewaltigen Kreis von treuen Freunden und Mitarbeitern verfügt. Wir danken sämtlichen Einsendern für ihre Anteilnahme und bedauern lebhaft, nicht allen einen Preis zuerkennen zu dürfen. Daß bei der ungeheuren Zahl von Lösungen die Arbeit des Preisgerichtes, dem angehörten der Direktor des Verlags Frz. Eher Nachf., Stadtrat Max Amann, der Hauptschriftleiter des „Illustrierten Beobachters“, Hermann Esser, sowie der Reichsgeschäftsführer der N.S.D.A.P., Philipp Bouhler, keine leichte war, braucht nicht besonders betont zu werden. Von vorneherein schieden bei der Preisverteilung alle jene Einsendungen aus, die die erste Preisaufgabe (aus dem Bild einer Schulklasse aus dem Jahre 1899 war Adolf Hitler herauszusuchen) falsch gelöst hatten. Die richtige Lösung lautet auf Nummer vier. Die zweite Aufgabe lautete: „Wie heißt der beste, schlagkräftigste Zweizeiler zur Propaganda für den „Völkischen Beobachter“ und den „Illustrierten Beobachter“?

Folgende Preisträger wurden ermittelt (die Entscheidung des Preisgerichts ist endgültig, eine Berufung nicht möglich):

1. Preis:

Die in Ganz-Pergament gebundene Prachtausgabe (2 Bände) des Werkes von Adolf Hitler: „Mein Kampf“ mit eigenhändiger Widmung des Verfassers (Wert M. 200.–):

Willi Hirt, Maschinist, **Zeitz**, Geraer Straße 16:
„Im Kampf für Recht und Wahrheit
Schafft Hitlers Presse Klarheit.“

2. Preis:

Die in Saffianleder gebundene Gesamtausgabe des Werkes von Adolf Hitler: „Mein Kampf“, mit eigenhändiger Widmung des Verfassers (Wert M. 100.–):

Elfriede Finke, Essen, Alexanderstraße 26:
„Die Judenzeitung aus dem Haus,
Das Blatt für Dich gibt Hitler raus!“

3. und 4. Preis:

Die in Leinen gebundene Volksausgabe des Werkes von Adolf Hitler: „Mein Kampf“ (2 Bde.), m. eigenhänd. Widmung d. Verfassers (Gesamtwert M. 48.–):

Artur von Behr, Berlin-Lichterfelde, Lotzestraße 23:
„Es lügt der Juden Pressemeute —
Bestellt Euch Hitlers Blatt noch heute!“

Andreas Reuter, München, Ismaninger Straße 62:
„Die Judenpresse für die Raffenden!
Hitlers „Beobachter“ für die Schaffenden!“

5. mit 10. Preis:

Je ein Band nach Wahl der in Leinen gebundenen Volksausgabe des Werkes von Adolf Hitler: „Mein Kampf“, mit eigenhändiger Widmung des Verfassers (Gesamtwert M. 72.–):

Walter Heischmann, Dresden, Prießnitzstraße 55:
„Das wahre Gesicht von dieser Welt,
sieht, wer Hitlers Presse hält.“

Karl Maier, Hattingen, Nordstraße 100:
„Wer Wahrheit sucht und sie nicht kennt,
Werde Hitlerzeitung-Abonnent.“

Franz Zürner, Leipzig, Theresienstraße 19:
„Was ist Lüge, was ist Wahrheit?
Hitlers „Beobachter“ bringt Karheit.“

Eva Kauffmann, Stolp i. Po., Blumenstraße 33:
„Wer das Recht sucht und die Wahrheit,
Findet im „Völkischen Beobachter“ Klarheit.“

Fritz Lernger jun., Berlin, Friedrichstraße 49:
„Die Zeitung ist das Wichtigste,
Der „Völkische Beobachter“ die Richtigste.“

Artur Schuhmann, Rochlitz i. S., Bahnhofstraße 46:
„Kämpft mit Adolf Hitlers Zeitung
'gen Juden, Bonzen, Börsenleitung!“

11. mit 20. Preis:

Je ein Frei-Abonnement für die Tageszeitung „Völkischer Beobachter“ (Reichs- oder Bayernausgabe) für einen Monat (Gesamtwert M. 30.–):

Grete Link, Würzburg, Neubergstraße 46,
Hans Kummerlöwe, Leipzig I, Cichoriusstraße 6,
Hans Hoffmann, München, Wendlstraße 4,
Winifred Wagner, Bayreuth,
Hans Lohmeyer, Altona-Ottensen, Moortwiete 50,
Gert Pohlmann, Berlin, Yorkstraße 74,
Otto Bangert, Barbya (Elbe),
Dr. **Hans Ziegler, Weimar**, Luisenstraße 10/I.,
Eduard Wiegand, Detmold, Weinbergstraße 23,
Hans Schmidt, Kassel, Habichtswalder Straße 31.

21. mit 70. Preis:

Je ein Frei-Abonnement für den „Illustrierten Beobachter“ auf ein Vierteljahr (Gesamtwert M. 50.–):

Fritz Todt, Erbach bei Ulm a. d. D.,
Liese Nitzsche, Leipzig O 28, Paulinenstraße 14/II.,
Johann Plank, Bamberg, Sandbad 3,
Friedrich Köhlert, Wolfenbüttel, Lessingstraße 2,
Josefine Hetzel, München, Loristraße 7/III. r.,
Christian Merz, Bamberg, St.-Getreu-Straße 21,
Walter Prestin, Wismar (Mecklenburg), Hinter d. Chor 3,
Rudolf Weinbeer, Ottobrunn, Post Neubiberg, vor München-Ost,
Friedrich Luther, Schmalkalden (Thüringen), Neumarkt 12,
Hans Graffenberger, Charlottenburg, Kantstraße 87/II. r.,
Hans Prang, Köln a. Rhein, Ubierring 51,
Riedl, Laim bei München,
Albert Hauber, Göggingen, O.A. Gmünd (Württemberg),
Anni Hanke, Baden bei Wien, Albrechtsgasse 64,
Walther Kaule, Meißen (Sa.), Rote Gasse 14/I,
Joseph Bauer, München, Fuggerstraße 2/I.,
Friedrich Groß, Chemnitz-Hilbersdorf (Sachsen), Hilbersdorfer Straße 74/III.,
Frieda Riegel, Nürnberg, Kirchenweg 7a/III.,
Hans Eydt, Leipzig S 3, Bayersche Straße 135/III, l.,
Adolf Frankl, Fürstenfeld (Steiermark),
Tilde Grimm, Erlangen, A-Karlstraße 4,
Hugo Bellingrodt, Backnang (Württemberg), Blumenstraße 22/I.
Herbert Ranze, Wittenberg, Bez. Halle, Wichernstraße 4/I.,
Wilhelm Käfer, Nürnberg, Wetzendorfer Straße 18,
Kurt Kerlen, Neuruppin, Friedrich-Franz-Straße 6,
Ernst Schildhauer, Dessau (Anh.), Werderstraße 1,
Ada Klein, München, Reitmorstraße 10/III., r.,
Alfred Meyer, Ulm a. d. D., Faulhaberstraße 12/I.,
E. Schneider, Gersdorf, Post Liebsgen, N.-L., Kreis Sorau,
Traugott Buschor, Behringersdorf,
Werner Oheim, Leipzig-Eutr., Delitzscher Straße 77,
Hans Appel, Bad Kösen, Gr. Gasse 3,
Erna Zandorf, Berlin W 35, Flottwellstraße 14/I.,
Heinz Rankel, Wien IX., Sensengasse 2a/212a,
Wilhelm Hinselmann jr., Celle, Trift 4,
Walter Ossig, Breslau, Fürstenstraße 92/I.,
Gretl Ecker, Wien 9, Porzellangasse 20,
L. Hurt, München, Augustenstraße 102/IV., l.,
Helmut Flörke, Hildesheim, Schuhstraße 11,
Kurt Pakleppa, Tilsit (Ostpreußen), Magarinstraße 2,
Gertrud Bechmann, Meiningen (Thüring.), Donopsküppe 7,
Geßner, Schrobenhausen (Oberbayern),
H. Malcharek, Berlin O 112, Glatzerstraße 3, b. Werner,
Gertrud Dittrich, Berlin W 30, Nollendorfstraße 13/14,
Albrecht Fabian, Spandau, Tiefwerder Weg 33,
G. Brack, München, Ismaninger Straße 75/0,
Ernst Lauerbach, Schalkhausen bei Ansbach,
Joseph Herbst, Nürnberg, Hummelsteiner Weg 65/III.,
Johann Bernhard, München 38, Südl. Schloßrondell 1/0,
W. Vetzberger, Gießen (Lahn), Alicestraße 22a.

DER NATIONALSOZI



Adolf Hitler nimmt den Vorbeimarsch der Sturmabteilungen ab





Im größten Saal Essens sprach Adolf Hitler vor rund 14000 Nationalsozialisten

Der Gau-Partei

am 24.

Das Ende der roten Hochburg: **Riesenkundgebung der Nationalsozialis**

ISMUS MARSCHIERT



g Ruhr in Essen

ril 1927



10000 Mann nationalsozialistischer S.-A. demonstrieren durch die Stadt



Die Hitlerversammlung in den Ausstellungshallen

auf dem Burgplatz in Essen

Sämtliche Aufnahmen: Rosenkranz-Hattingen

Georgi-Oster-Ritt in Traunstein

Von W. Wißmann, München

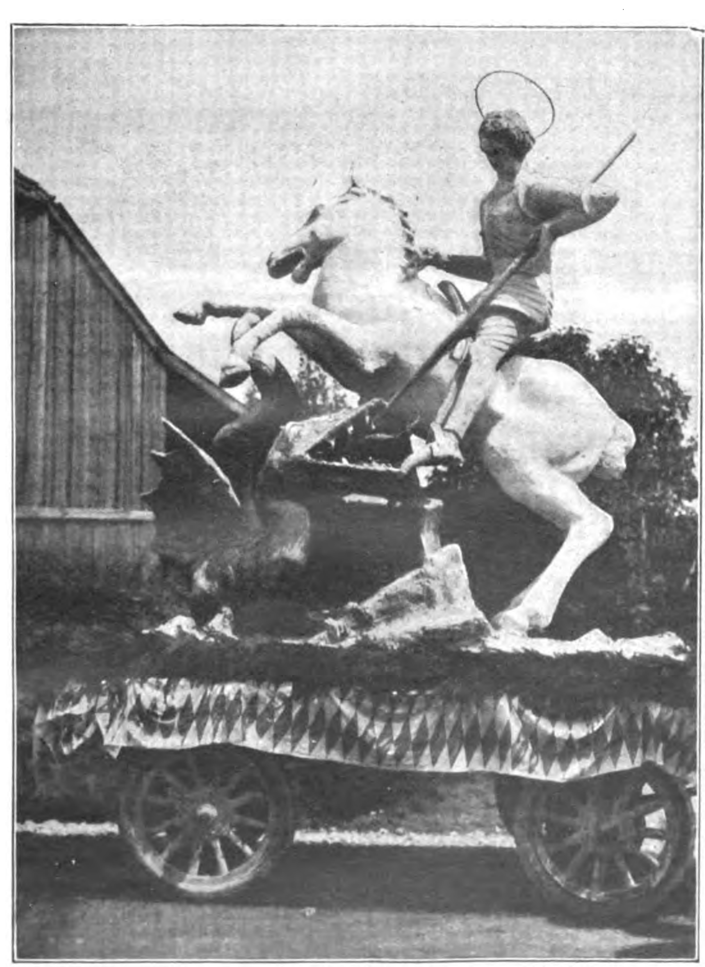
Der alte Volksbrauch der Georgi-Umritte geht bis in die germanische Vorzeit zurück. Man erhoffte von ihnen den Schutz der Gottheit für die Pferde und die Umritte galten ursprünglich der heidnischen Gottheit. Auch sollten nach altgermanischem Volksglauben solche Umritte als Abwehr gegen feindliche Dämonen dienen, die nach der Sage um die Osterzeit auszogen, die jungen Saaten zu schädigen. Nach dem Einzug des Christentums nahm man seine Zuflucht zu den Schutzpatronen, insbesonders zum hl. Georg, zu dessen Ehren die Umritte bald zu Weihnachten, bald zu Ostern oder Pfingsten stattfanden. In der Salzburger und Freisinger Gegend läßt sich noch heute eine alte Benediktionsformel (Benedicto maior salis et aquae) = Segnung von Salz und Wasser in den Pfarr-Ritualen nachweisen, die gebraucht wurde um während einer feierlichen Messe Salz und Wasser zur Segnung von Pferden und Vieh zu weihen. Gleich nach dem Amte wurden die vor die Kirche geführten Pferde und das Vieh damit bestreut und besprengt.

Während dieser alte Volksbrauch im Strome der Zeit in den meisten Gegenden unterging, haben einzelne Bezirke ihn bis auf unsere heutigen Tage beibehalten, wenn auch einzelne Umstände der Feierlichkeiten dem Wandel der Zeit weichen mußten. So ritten z. B. die Chiemgauer Bauern ursprünglich schon vor Sonnenaufgang mit brennenden Fackeln und später mit durchlöcherten Laternen, von denen noch heute einige alte Stücke im Traunsteiner Landesmuseum zu sehen sind, bei dämmerndem Ostermorgen zur Kirche. Die älteste Aufzeichnung des Traunsteiner Georgirittes, der alljährlich von weit und breit eine große Schar Schaulustiger anzieht und als der schönste der noch erhaltenen Umritte gilt, stammt von Stadtpfarrmesner Permaneder aus dem Jahre 1785: „Heut' ist zu Ettendorf der gewöhnliche Ritt und ein von den Bauern bezahltes Amt, welches gemeiniglich Herr Pfarrer selbst haltet. Auch werden dortselbst mehrere Votivmessen angepfrimmt, daher man auch allzeyt ein oder zwey Ministranten mit Kelch, Hostien und Wein heraufschicken muß."

Gruppe in der schmucken Chiemgautracht

Der Traunsteiner Georgiritt hat schlechte und gute Zeiten durchgemacht und ist zu Ende des 18. Jahrhunderts sogar mehrfach unterblieben. 1783 wurden alle diese Umzüge in der Salzburger Gegend als unzeitgemäß und kulturstörend verboten, in Bayern ebenfalls um 1804, aber durch königl. Dekret wieder erneuert und um so eifriger betrieben. Eine Vernachlässigung des Georgirittes trat dann wieder in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein. Es ritten zuletzt nur noch 6 Paare von Ettendorf zur Benediktion, bis sich einige ideal gesinnte Männer zusammentaten, um dem alten Volksbrauch wieder Geltung zu verschaffen. 1891 entstand unter Führung des Stadtpfarrmesners Fürst ein eigener „St.-Georgs-Verein" zur Erhaltung und würdigen Ausgestaltung des von alters her nach Ettendorf gebräuchlichen Georgirittes", der in der Folge den Ostermontag zu einem besonderen Festtag des Chiemgaus machte. Wenn auch das große Völkerringen mit roher Hand eine kurze Unterbrechung der Gepflogenheiten herbeiführte, lebte der Gedanke fort und in alter Weise wird der traditionelle Wallfahrtsritt heute fortgeführt.

Wohl ist das Bild der kleinen Stadt ein anderes geworden, aber noch immer umrauschen es die Wellen der Traun und die Bergesriesen vom Watzmann bis



St. Georg im Kampf mit dem Lindwurm



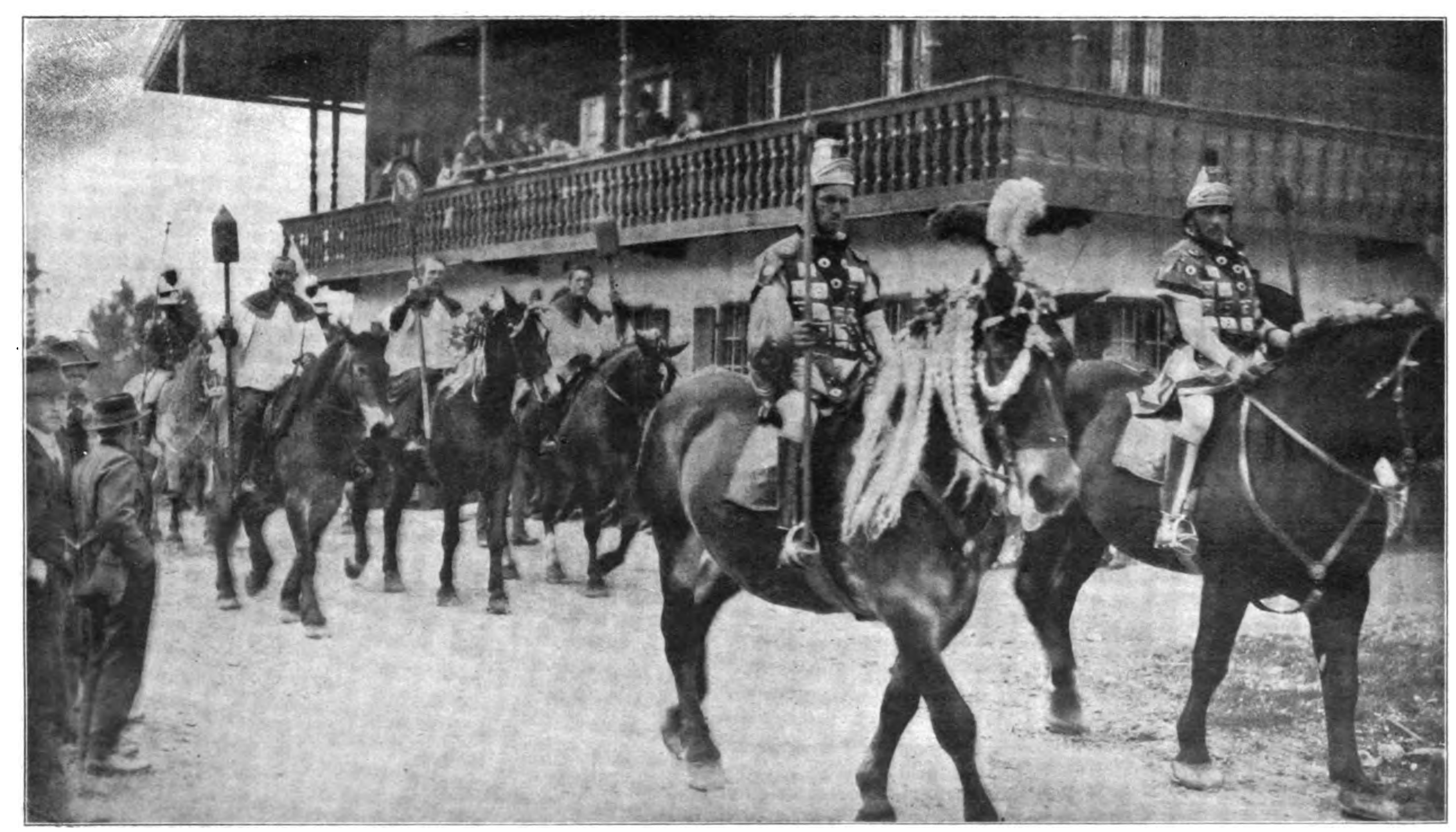
Der Umritt um die Kapelle


Der „Eiserne Ritter“

zum Wendelstein grüßen auch noch heute herüber zu dem gotischen Neubau des St.-Veits-Kirchleins in Ettendorf, zu dem sich der festliche Zug bewegt. Die Pferde sind am Gezäum, Mähne und Schweif festlich geschmückt, die Reiter in der schmucken Chiemgauer Tracht, so bewegt sich der frohe Zug unter den Klängen froher Posthornlieder von den nah und fernliegenden Ortschaften heran. Gilt es doch als Ehrensache, zum „Ritt“ in Traunstein gewesen zu sein! Historisch getreu wie zu Frundsbergs Zeiten, mit bunten, phantastisch zerrissenen Gewändern, federgeschmückten Baretten, Eisen- und Lederhauben, Spieße und Keulen in der Hand, so geht es durch die Straßen. Dem Fähnlein voran reitet der Herold in prachtvollem Wams mit dem Stadtwappen auf der Brust, am Gezäum des feurigen Rappen das städtische, bayerische und die alten Adelswappen. In der Mitte des Zuges bewegt sich auf schwerem Pferd der „Eiserne Ritter“, dem drei Fanfarenbläser in prunkvoller Heroldstracht folgen. Ihre schmetternden Klänge wechseln mit dem schrillen Pfeifen und dem dumpfen Trommelwirbel der Spielleute in alter Landsknechttracht, die sich in der alten malerischen Kleidung wundervoll ausmacht. Inmitten einer Schar herziger Engel erscheint der Stadtpfarrer in festlichem Ornat, rechts und links von ihm ein in den mittelalterlichen Kirchenfarben gekleideter Junge mit dem Bild des hl. Georg und hl. Leonhard. Nach einer kleineren Gruppe Geistlicher erscheint St. Georg selbst mit goldschimmerndem Schuppenpanzer, Arm- und Beinschienen, in wallendem Purpurmantel, die reich gestickte St.-Georgs-Standarte in der Faust, auf prächtig gezäumtem Schimmel. Seine Ehrenbegleitung sind vier römische Ritter mit Spieß und Schild. Postillione aus der guten alten Zeit eröffnen die lange Reihe der bunten, geschmückten Wagen mit den Festgästen aus nah und fern und den Wallfahrern zu Pferd und zu Fuß. Und wenn sich dieser malerische Zug inmitten der Bergschönheiten langsam und feierlich zu der kleinen Kapelle auf der Anhöhe bewegt, zwischendurch das Beten mit einem leise und melodisch herüberklingenden „Ave Maria“ abwechselt, dann empfängt einen so ganz der Zauber mit seinen wundervollen Klängen aus besseren Zeiten, und keine Hand vermag das Bild schöner und wirkungsvoller zu schildern und wiederzugeben, als man es im Augenblick sieht.

Die prächtige Aufführung dieser alten, schönen Gepflogenheiten läßt Erinnerungen an Vergangenes aufleben, von denen wir uns wünschen, daß sie uns nicht verlorengehen mögen und dieser historische Volksbrauch unseren Kindern und Kindeskindern erhalten bleibe als ein Kraftquell guter Sitten und Gebräuche.


Bergmädel im Festschmuck


Motiv aus dem Festzug

Pastrell blieb stehen und sah aufatmend um sich. Wie eine Liebkosung strich die Waldluft von oben herab. Kleine Häuser, baufällige Gehöfte, die schadhaften Dächer moosbewachsen, lagen verstreut in den Wiesen. Wenig Vieh stand in den Ställen, karg bestellt, von Wetter und Wolkenbrüchen des letzten Jahres arg mitgenommen waren die Äcker und Gärten. Die Bauern, an denen sie vorüber kamen, arbeiteten träge und starrten sie gehässig an. Keiner grüßte; brütende Sorge oder Erbitterung wechselte in ihren Zügen mit Stumpfsinn. Kein frohes Lied erklang frisch hinausgesungen; still lagen die schlecht bebauten Felder.

Wie gelang es Ihnen, diesen Bergseis so genau kennen zu lernen, Prinz?" fragte Pastrell.

„Er ist eine der bezeichnendsten Figuren aus dem verfallenden Volksleben. Die alte Bauernschaft verschwindet, um dem besitzlosen Arbeiterproletariat Platz zu machen.

Der alte Mann interessierte mich seit zwei Jahren. Ich beobachtete ihn immer auf meinen Spaziergängen. Sehr lang ist er noch nicht hier. Es dürfte sechs Jahre sein, daß er sein Erbgut da oben, die „Seisenhub", endlich übernehmen konnte, und zwar mit großen Opfern. Sein Vater war steinalt geworden, hatte im blinden Egoismus allein wirtschaften wollen und war als politischer Bauer von den Agenten und Abgeordneten arg ausgebeutet worden. Sie wissen ja, was unsere Politiker mit dem Volke treiben. Das „Gott behüt mich vor meinen Freunden und Vertretern" sollte er sich als Wahrspruch nehmen. Der Seis bewirtschaftete einen kleinen, zu Schloß Banneberg im Niederland gehörigen Pachthof sehr wacker. Der dortige Gutsherr, ein selbst sehr wenig bemittelter Graf, — ich höre, er hat die Villa vom alten Sündenhofmarschall, seinem Vetter, hier geerbt — war sehr gut für den Seis und seine drei Kinder. Seine Tochter war eine Art Spielgefährtin, der gute Geist im Leben der Seis-Margaret, als diese noch auf besseren Wegen wandelte. Ich glaub, das war des armen Teufels glücklichste Zeit. Wissen Sie, der Bauer braucht und will seinen Gutsherrn, der ihm als Vorbild dient, es ist etwas Kindliches in ihm, das immer unselbständig bleibt. Der Banneberger Graf scheint so ein harmloser Grundbesitzer gewesen zu sein, der pflichttreu auf seiner Scholle saß, wie sich's gehört. Leuten, die ihre Güter nicht selbst bewirtschaften, sollten diese heutzutage genommen werden. Also der Seis kam aus einem patriarchalischen Leben und übernahm mit Jubel die väterliche Besitzung. Er erzog seine drei Kinder mit Leidenschaft zu Bauersleuten, sie sollten ihm bei der Arbeit helfen. Die Nachbarschaft des eleganten Kurortes mit den feinen Herrnleuten ist sein Fluch geworden, hat ihm sein Haus demoralisiert. Erst verschwand die älteste Tochter, eine sehr schöne Dirne. Man will sie in Wien im Dienst bei einer Lori Frapp minderen Kalibers gesehen haben. Zuvor begrub sie hier ihr Kind. Ich glaube, die feinen Herrchen à la Glatz und Kautz könnten Näheres über diesen und andere solche Fälle erzählen.

(Fortsetzung folgt).

(Fortsetzung von Seite 104)

Schiff Eugen, Bankier, Berlin, zwölffacher Aufsichtsrat;
Schiff Martin, Bankier, Berlin, vierzehnfacher Aufsichtsrat;
Schlesinger Hans, Bankier, Berlin, siebzehnfacher Aufsichtsrat;
Schultze Moritz, Bankdirektor, Berlin, vierundfünfzigfacher Aufsichtsrat;
von Schwabach, P. H., Bankier, in Fa. Bleichröder, Berlin, vierundvierzigfacher Aufsichtsrat;
Sintenis Gustav, Bankdirektor, Berlin, vierunddreißigfacher Aufsichtsrat;
Sobernheim Kurt, Bankdirektor, Berlin, dreiundsiebzigfacher Aufsichtsrat;
Solmssen Georg, Bankdirektor, Berlin, neunundvierzigfacher Aufsichtsrat;
Sondheimer Albert, in Fa. Beer & Sondheimer, Frankfurt;
Steinthal Max, Kommerzienrat, Berlin; sechzehnfacher Aufsichtsrat;
Stern Adolf, Wien;
Stern Sally, Karlsruhe;
Straus M. A., Kommerzienrat, Bankier, Karlsruhe, elffacher Aufsichtsrat;
Strauß Ottmar, Geheimrat, Köln;
von Ullmann Ed., Bankdirektor, Budapest;
Ullstein Franz, Berlin;
Ullstein Hans, Berlin;
Wallach Ernst, Bankier in Fa. Goldschmidt-Rothschild & Co., Berlin, zweiundvierzigfacher Aufsichtsrat;
Warburg Max M., Bankier, Hamburg, einunddreißigfacher Aufsichtsrat;
Warschauer Franz, Bankier, Berlin;
Wassermann Oskar, Bankdirektor, Berlin, zwölffacher Aufsichtsrat;
Weil Benno, Bankdirektor, Mannheim, fünfzigfacher Aufsichtsrat;
Weiner Ludwig, Bankdirektor, Wien, zwanzigfacher Aufsichtsrat;
Weiß Philipp, Bankpräsident, Budapest, vierundzwanzigfacher Aufsichtsrat;
Wertheim Moritz, Kommerzienrat, Kassel, dreizehnfacher Aufsichtsrat;
Wertheimber Ernst, Bankier, Frankfurt, dreizehnfacher Aufsichtsrat;
Wolff Hermann, Bankdirektor, Köln;
Zielenziger Alfred, Bankier in Fa. S. Ellon & Co., Berlin.

*

Es wurde in der letzten Seite von jüdischer Seite wiederholt der Versuch gemacht, nachzuweisen, daß das Finanzkapital durchaus nicht überwiegend in jüdischen Händen sich befinde. Die vorstehende Aufstellung dürfte für Deutschland allein schon einen ziemlichen Gegenbeweis erbracht haben. Im übrigen erzählt die vom jüdischen Verlag Ullstein herausgegebene „Grüne Post" in Nr. 2 sehr selbstbewußt von dem Unterschied zwischen den Großindustriellen mit ihrer meist geringen Zahl von Aufsichtsratsposten im Vergleich zu den zahlreichen Aufsichtsratsposten der jüdischen Bankiers.

*

Berücksichtigt man noch, daß diese Herren neben ihren Gehältern gewaltige Summen an Tantiemen und Dividenden beziehen, die nicht immer im rechten Verhältnis zu der geleisteten Arbeit stehen, so sieht man, welch ein Schmarotzersystem sich die Kontrolle über Tausende von Unternehmungen in Deutschland anmaßt.

Dr. B.





DIE BUBIKOPFBANDITEN

Neuyorker Kriminalgeschichte, den Tatsachen nacherzählt von Hans Hesse

(Fortsetzung.)

Neue Streiche.

Acht Tage später wurde New York abermals alarmiert. Die Bubikopfbanditen hatten am hellen Tage eine Bankfiliale in der Wallstreet „geräumt“. Auf dieselbe Art wie kürzlich das Juwelengeschäft. Wieder gelang es den Mädels, im Auto zu entkommen. Wieder hatte die Polizei keinerlei Spuren oder Anhaltspunkte gefunden. Nicht einmal die Autonummer konnte festgestellt werden. Die Bubikopfbanditen waren mitsamt den in der Bank erbeuteten fünfhunderttausend Dollars wie vom Erdboden verschluckt.

Die Hearstpresse machte natürlich in schreiender, knallgelber Sensation und ließ es an Sticheleien auf die New Yorker Polizei nicht fehlen.

Mr. Percival Smith aber dachte an einen gewissen, von Damenhand geschriebenen Brief eines gewissen Billy Jenkins und glaubte der Lösung des Rätsels nahe zu sein.

Nachdem er seinem Bureauchef einige Anweisungen erteilt hatte, setzte er seine Shagpfeife in Brand und fuhr in seinem eleganten Stadtkoupe, welches die Nr. N. Y. 153443 trug, zum Polizeipräsidium.

Mr. Myers, der Präsident, empfing den Privatkriminalisten in seinem feudal eingerichteten Office, schob ihm mit dem Fuß einen der Klubsessel zurecht, hielt ihm eine Zigarrenkiste hin und begann: „How d'yon do, Smith? Was gibts Neues? Kommst du etwa wegen der Bubiköpfe? Laß die Finger davon, mein Sohn. Oberfaule Sache. Ist wenig Aussicht für dich vorhanden, dich mit Ruhm zu bekleckern.“ Smith antwortete nicht, sondern suchte in seiner Brieftasche und reichte dem Präsidenten Billys Brief. Der las ihn und fragte: „Na und?“ „Ich behaupte, Myers, daß der Billy Jenkins hinter den Bubikopfmädels steckt. Wie er dazu kommt, ist mir allerdings schleierhaft. Denn damals, in Lucky Flat unterschied er sich durch nichts von den anderen dreckigen, saufenden und raufenden Diggers. Er muß sich also gewaltig verändert haben, denn es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß sich die Girls als Komplizen ausgerechnet einen struppigen, kanadischen Hinterwäldler holen. Hier stehe ich noch vor einem Rätsel. Auf jeden Fall bin ich aber gewillt, diese wenn auch schwache Spur zu verfolgen. Schon aus persönlichem Interesse. Ganz abgesehen von der finanziellen Seite der Sache.“

„Na ja,“ meinte Myers, „du würdest kein schlechtes Geschäft machen. Ich habe, wie du weißt, 10 000 Dollar Belohnung ausgesetzt. Die Geschädigten zahlen 5 Prozent ihres Schadens bei Ergreifung der Täter und außerdem 10 Prozent der evtl. wieder herbeigeschafften Gelder oder Wertsachen. Auf meine Unterstützung kannst du natürlich, wie immer, rechnen. Aber — wie gesagt — Hoffnung habe ich nicht. Ich würde an deiner Stelle die Sache nicht auf eigene Rechnung machen. Aber ich werde sehen, ob ich dir nicht den offiziellen Auftrag verschaffen kann. Über meine Gewinnbeteiligung können wir dann später reden.“

Mr. Smith verabschiedete sich von dem würdigen Beamten. Als er auf die Straße trat, mußte er die unliebsame Feststellung machen, daß sein Wagen in der Zwischenzeit verschwunden war. Der Portier des Präsidiums konnte ihm keine Auskunft geben. Der hatte keine Zeit, sich um die haltenden Autos zu kümmern.

Am Nachmittag erhielt Smith ein Stadttelegramm:

„Behalte NY 153443 als Andenken. Billy.“

„Ha'm Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?“

Durch das Verkehrsgewühl der Wallstreet bahnte sich ein vornehmes offenes Auto den Weg und hielt vor dem Bankhause „Cohn, Speyer, Ltd.“ Mrs. Cohn, die den Wagen lenkte, gab ihrem vierjährigen Söhnchen, welches neben ihr saß, ein Stückchen Schokolade zur Beschäftigung und eilte dann die Stufen hinauf, durch die vom Portier eilfertig aufgerissene Tür hindurch, um ihren Gatten abzuholen.

Der kleine Salo Cohn knabberte und lutschte vergnügt an seiner Schokolade und lächelte freundlich, als ein Auto mit zwei netten Misses neben ihm hielt und die eine derselben ihm die Backen tätschelte. Sein lachendes, braunbeschmiertes Mäulchen verzog sich jedoch weinend, als die freundliche Miß sich plötzlich herüberbeugte, den zappelnden kleinen Cohn ergriff und zu sich auf den Schoß nahm. Er wollte schreien, doch die Miß hielt ihm sanft, aber energisch den Mund zu, während der Wagen, durch die andere junge Dame gelenkt, davonjagte.

Vor dem Eingang des Bankhauses stand ein Mann, mit offenem Munde und vor Schrecken aus den Höhlen getretenen Augen — der Portier. Fassungslos rannte das alte Faktotum dann die Treppen zur Privatoffice hinauf, dem gerade heraustretenden Prokuristen Levisohn über den Haufen, stürzte zum alten Mr. Cohn hinein und meldete atemlos den Vorfall. Lautlos sank Mrs. Cohn in Ohnmacht, geschickterweise jedoch in einen der Sessel, während Mr. Cohn den Portier anschrie: „Sie unbeschreiblicher Heuochse! Sie Idiot! Wozu haben Sie denn Ihre Augen. Konnten Sie den Raub nicht verhindern? Verliert dieser alte Trottel die Fassung wie ein altes Weib!“ Nach diesen Worten schielte Cohn vorsichtig auf seine ohnmächtige Gattin. Gottseidank, sie hatte nichts gehört. „Haben Sie denn wenigstens die Nummer?“ Verlegen stammelnd verneinte der Portier das. Daran hätte er in der Aufregung nicht gedacht. „Raus, alter Esel! Holen Sie ein Glas Wasser für Mrs. Cohn!“ Der alte Mann schlotterte aus der Tür. Mr. Cohn nahm den Telephonhörer ab und ließ sich mit Percival Smith verbinden. Das Gespräch war nur kurz.

„Es wird sich sicher um einen Erpressungsversuch handeln. Wir müssen die nächsten Tage abwarten, Mr. Cohn. Inzwischen werde ich selbstverständlich durch meine Detektive recherchieren lassen. Aber da wir keinerlei Fährte haben, ist die Arbeit natürlich außerordentlich schwer. Falls Sie irgendwelche, noch so unwichtig scheinende Nachricht, oder anonyme Briefe usw. erhalten, geben Sie mir bitte sofort Nachricht. Die Notizen für die Presse überlassen Sie mir bitte.“ So äußerte sich der Detektiv. Cohn hing seufzend den Hörer an. Seine Gattin hatte indes das Bewußtsein wiedererlangt, trank ergeben das Wasser, welches der Portier brachte und begann zu jammern, während Cohn, schweigend und gebrochen über die Entführung seines Stammhalters, die Hände in den Hosentaschen vergraben, in der Office auf und ab ging.

Die Abendblätter brachten große Aufrufe und riesige Belohnungen wurden darin für Mitteilungen über den Verbleib des kleinen Cohns versprochen. Die breite Masse der Zeitungsleser konnte ein Schmunzeln über die emsige Tätigkeit der hübschen, smarten Bubikopfbanditen nicht unterdrücken, und man wartete auf Nachrichten über ihre weiteren Taten so gespannt, wie auf die Fortsetzung eines interessanten Romans.

Percival Smith freut sich.

Der kleine, dicke Bankier Cohn eilte, so schnell es seine kurzen Beine erlaubten, durch das Hauptbureau der Smith'schen Detektei hindurch und sank außer Atem endlich in einen der großen Klubsessel in Smith's Privatoffice. Der Detektiv las lächelnd den Brief, welchen ihm Cohn überreicht hatte:

Dear Sir, falls Ihnen Ihr Kind eine halbe Million Dollars wert ist, können Sie dasselbe gegen bare Erlegung dieser Summe in Empfang nehmen.

Wir stellen folgende Bedingungen: Ihre Frau Gemahlin fährt in einem offenen Wagen, ohne jegliche Begleitung!, am Donnerstag, den 21. Juli, nach Bayonne. Von hier aus die in westlicher Richtung laufende Landstraße entlang bis zu dem kleinen Ahornwäldchen rechter Hand, wo in nordwestlicher Richtung ein Feldweg abzweigt, diesen bis zu der offenen Ebene, wo um sechs Uhr nachmittags unsere Beauftragten mit dem Kinde eintreffen werden. Unser Wagen fährt an das Auto Ihrer Frau Gemahlin heran und diese übergibt das Geld. Nach Durchzählen desselben (nur 100-Dollar-Banknoten werden angenommen) wird das Kind Ihrer Gattin übergeben und hat dieselbe dann in schnellstem Tempo den gekommenen Weg zurückzufahren.

In Anbetracht Ihres gesunden Menschenverstandes und Ihrer anerkannten Intelligenz, brauchen wir wohl nicht näher darauf hinweisen, daß etwaige Versuche Ihrerseits, Behörden oder Detektive mobil zu machen, nur schwere Folgen für Ihr Kind beziehungsweise für Sie haben werden. Im übrigen haben wir umfangreiche Sicherheitsmaßnahmen getroffen, so daß jeder Versuch in dieser Richtung von vornherein zum Scheitern verurteilt ist.

„Er und die Sechs“.

„Also sechs Girls hat der Billy“, lächelte Smith, „das hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Der Brief ist übrigens von einer blendenden Frechheit. Auf jeden Fall haben wir den Fuchs. Es ist kaum zu glauben, daß die Bande, die bisher so gerissen gearbeitet hat, jetzt doch die Dummheit begeht, und sich auf die veraltete Methode der Erpressungen, die doch meistens schief gehen, verlegt. Na, das ist ihre verdammte eigene Angelegenheit, wollen Sie mir Vollmacht geben, Mr. Cohn?“

Cohn antwortete: „Lieber wäre es mir, Mr. Smith, wenn Sie nichts unternehmen würden. Die halbe Million kann ich verschmerzen und habe dann wenigstens die Gewißheit, daß meinem Salo nichts passiert.“

„Wie Sie wünschen, Sir“, war die brüske und kurze Antwort. Cohn wartete noch eine Weile. Als der Detektiv jedoch nichts weiter äußerte, sondern sich angelegentlich mit seiner Pfeife beschäftigte, ging er zögernd hinaus.

Finster sah Smith ihm nach. „Feigling! Wenn du mir nicht den Auftrag erteilst, mach ich's auf eigene Faust. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich den Billy jetzt nicht endlich fassen würde.“ Und leise vor sich hinpfeifend, ergriff er seinen Hut, um noch einen kleinen Abendbummel zu machen.

Daisy

Mr. Percival Smith hatte bei Delmonico, dem bekannten Neuyorker Schlemmerrestaurant, gut gegessen, hatte Sekt aus Selterflaschen getrunken, brannte sich eine schwere Zigarre an und war in der Stimmung, noch irgendeine kleine Dummheit zu begehen, noch ein kleines Abenteuer zu erleben, bevor er wieder in seine einsame, von einem alten Hausdrachen bewachte Junggesellenwohnung zurückwanderte. Schließlich will auch der vielbeschäftigste Geschäftsmann einmal nichts als Mensch sein.

Vergnügt, den Hut unternehmungslustig in den Nacken geschoben, trat er auf die Straße, in die laue Sommernacht hinaus. Vor ihm her ging eine, der Figur und der Grazie ihrer Bewegungen nach zu urteilen, entzückende junge Dame. Und die Sektgeisterchen raunten dem sonst so ernsten Detektiv den alten deutschen Vorkriegsschlager ins Ohr: „Man steigt nach, man steigt nach...“ Allerdings sah die Dame zu ladylike aus, als daß Percy es gewagt hätte, sie so ohne weiteres auf der Straße anzusprechen, aber vielleicht fand sich ja eine Gelegenheit. Und so stieg er hinter der jungen Dame her, sich freuend über ihren flotten Gang und über ihre merkwürdig schlanken Fesseln.

Wie so oft der neckische Zufall eine Rolle im Menschenleben spielt, so kam er auch dem Detektiv auf seinem amourösen Abwege entgegen. Leise flatterte etwas Weißes aus dem Arm der Dame sanft zu Boden. Und Percival stellte schmunzelnd bei sich fest, daß die junge Dame es nicht gemerkt hatte. Andächtig hob er das elegante, süßduftende Spitzentüchelchen auf und beschleunigte seine Schritte, um als ehrlicher Finder seine Pflicht zu tun...

Smith vernallte sich sofort in das hübsche, bubenhafte Gesicht mit den langbewimperten, glänzenden Augen und auch die junge Dame schien Gefallen an dem gutgekleideten, gewandt plaudernden Gentleman zu finden.

Die beiden unterhielten sich famos in der lauschigen Nachtbar, tranken Liköre aus Mokkatassen, rauchten unzählige Zigaretten und waren glücklich und übermütig, wie nur schäumende Jugend sein kann.

Und die junge Dame hieß Daisy. Und sie trug einen wohlondulierten dunkelblonden Bubikopf und strömte jenen feinen, diskreten, angenehmen Duft aus, den nur junge Damen von Welt an sich haben.

Über den weiteren Verlauf der Nacht kann ich leider nicht berichten, da Mr. Smith sich auf nichts mehr besinnen konnte. Er wachte morgens gefesselt in einem engen, dunklen Raume auf und fluchte...

Finale.

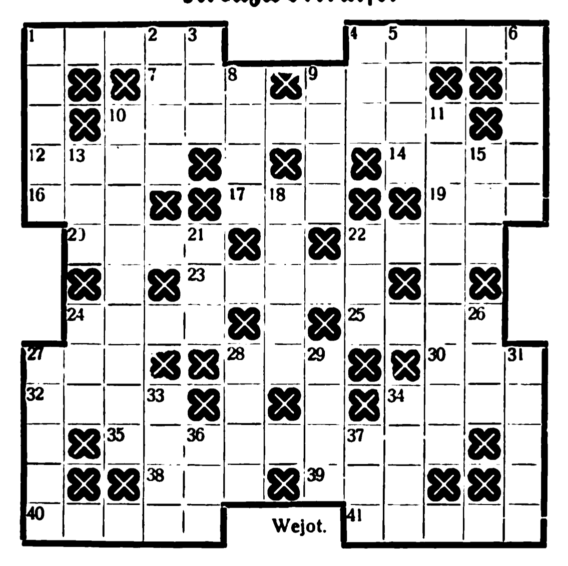
Durch Bayonne raste am Abend des 21. Juli ein Auto. Von einer übers ganze Gesicht strahlenden Dame gelenkt. Neben ihr saß ein klei-

(Fortsetzung auf Seite 114.)



ZUM ZEITVERTREIB

Kreuzworträtsel



Wagrecht:

1. Herrenkleidungsstück, 4. Tageswende, 7. Vorgebirge, 9. Bodenform im Gebirge, 10. See in Oberbayern, 12. Stadt in Baden, 14. Fluß im Riesengebirge, 16. Straußenart, 17. Klostergewaltiger, 19. Fürwort (Wemfall), 20. Gewohnheit, Sitte, 22. Wärmespender, 23. österreichischer Nordpolfahrer u. Maler, 24. Anruf, 25. Pferdegangart, 27. Göttin des Todes, 28. metallhaltiges Gestein, 30. Käsemagen, 32. biblisches Königreich, 34. oberitalienischer Fluß, 35. Kunstsammlung des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, 38. — fertig gekocht, 39. Kurzform für Eduard, 40. deutsches Kartenblatt, 41. Herbstblume.

Senkrecht:

1. Gemüsepflanze, 2. unangenehme Empfindung, 3. Zeiteinheit, 4. faules Fleisch, 5. Mus, 6. trocken, 8. Stadtviertel in Konstantinopel, 9. nordischer Männername, 10. Frau, Armin des Cheruskers, 11. spanischer Nationaltanz, 13. wie, 16 wagrecht, 15. Artikel, 18. ein Deutscher, 21. Kurort in Belgien, 22. kleine Ansiedlung, 24. Tierfutter, 26. Kurort, 27. Asiate, 28. Stadt in Böhmen, 29. gemeine Rede, 31. Kurpfuscher, 33. Schlinggewächs, 34. Gewürz, 36. in klingender Münze, 37. Frauenname.

Lösung des Kreuzworträtsels in Nr. 7

Wagrecht:

1. Barbe, 5. Lockruf, 7. Ruth, 8. Oran, 10. Egon, 11. ein, 13. Rist, 15. Roman, 17. Gnade, 18. Ulema, 19. innen, 21. Ulane. 23. Neer, 24. Heu, 26. Aral, 27. Nora, 29. Leda, 31. Sarmate, 32. Eisen.

Senkrecht:

1. Boot, 2. Asche, 3. Baron, 4. Es-Dur, 5. Luna, 6. Farn, 7. Romanen, 9. Niagara, 10. Erwin, 12. Irene, 14. Tegel, 16. nun, 17. Gau, 20 Eros, 22. Lade, 24. Harri, 25. Ulane, 28. Rabe, 30. Eton.

Auflösung des Entzifferungsrätsels in Nr. 7

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.
Schiller.

Schlüsselwörter:
Zürich, Wolf, Gut, Sedan.

Rösselsprung

der	wir	Brü-	re	ßen	die
der	Bay-	Räu-	ber	sche	Ehr'
die	nie-	hau'n	als	uns-	hei-
nicht	rech-	ern	len	zer-	deut-
	wol-	ein	te	sche	
Gott	und	Deut-	rei-	Herz	Arndt
wir	sen	ein	ßen	Oest-	nicht
nicht	ein	nicht	und	ßen	ein
mehr	Heer	Sach-	Land	Preu-	reich

Auflösung des Königszuges in Nr. 7

Wer niemals im Kampfe gestanden,
wird nimmer als Sieger geehrt;
Wer nie in Versuchung geraten,
hat nie seine Tugend bewährt.

„Schönheitsköniginnen"?

Seit Umsturzzeit zu allen Lenzen
Wählt man auf Schönheitskonkurrenzen
Dort an der Spree in Groß-Berlin
Die Schönste aus zur Königin.

Da intressiert's noch alte Knaben:
„Darf die Erwählte Busen haben
Und nach dem Gusto Rubens sein
Vom runden Nacken bis zum Bein?

Wenn nicht, — siegt die Pariser Linie?
Die Gertenschlankheit à la Pinie?
Gibt man die Schönheitskrone da
Dem Girl-Typ aus Amerika?

Muß ihre Haut schneeweiß uns blenden?
Ist vom Gesicht bis zu den Lenden
Der sportgebräunte Teint nur Trumpf,
Noch schimmernd durch den Zephyr-Strumpf?

Beeinflußt auch der Cri der Mode
Die Richter in der Preismethode?
Fällt eine Schönste durch vielleicht
Weil sie nicht Ullsteins Schnitten gleicht?"

Schwer muß es sein, hier zu entscheiden
Und solch' ein Wahlamt zu bekleiden!
Ganz sicher wagen diese Müh'
Nur Juden von der Nacktrevue.

Bei uns in Münchens Weichbildgrenzen
Ist man zu Schönheitskonkurrenzen
Zunächst noch nicht emporgelangt,
Weshalb es manchen um uns bangt.

Hier um den standhaft alten Peter
Wählt vorderhand privatim jeder
Sich eine Schönheitskönigin
Nach eigenem Geschmack und Sinn.

Muth-Klingenbrun.



HEITERES

Die lohnende Stimme. Die junge Dame des Hauses trägt ihren stöhnenden Gästen eine Arie vor. Ein Herr sagt zum anderen: „Ihr Mann soll viel Geld mit dem Gesangstalent seiner Frau verdienen. Es heißt, er habe die beiden Nachbarhäuser zum halben Preis gekauft."

*

Der Augenblick. „Wann hast du eigentlich deinen Mann kennen gelernt?" — „Als ich zum ersten Male Geld von ihm haben wollte."

*

Student A.: „Warum hast du denn das Plakat ‚Willkommen!' über der Tür angebracht?"
Student B.: „Ich erwarte den Geldbriefträger."

*

Bettler: „Bitte um eine kleine Gabe."
Herr: „Sie haben sich ja lange nicht sehen lassen."
Bettler: „Nehmen Sie mir's nur nicht übel."

*

Hausfrau (zur stellesuchenden Köchin): „Bei einem Rittergutsbesitzer haben Sie gedient? Da verstehen Sie wohl nicht viel von der einfach bürgerlichen Küche?"
„O doch. Ich habe ja auch fürs Vieh mitgekocht."

(Die Bubikopfbanditen, Schluß)

ner Junge, das verweinte, jetzt aber lachende Gesicht über und über mit der mütterlichen Willkommensschokolade beschmiert, sonst aber wohlbehalten. Mrs. Cohn und der kleine, glücklich eingelöste Cohn...

Durch Jersey-City jagte ein anderes Auto in entgegengesetzter Richtung. Ein Mann lenkte den Wagen. Breitschultrig, sonnverbrannt, muskulös gebaut, von gepflegtem Außerem. Im Kupee lag, zusammengeschnürt wie ein Bündel, ein zweiter Mann, in stark mitgenommener, erstklassiger Kleidung. Der Wagen hielt einige Meilen hinter Jersey, auf offener Landstraße. Der Autolenker, Billy, stieg aus, holte den gebündelten und geknebelten Mr. Smith aus dem Auto, legte ihn säuberlich an den Rand der Straße, stieg wieder ein und fuhr weiter, immer weiter — nach Westen...

Parallel mit dieser Landstraße läuft eine andere, von Cayonne kommend. Auch auf dieser bewegte sich, mit 120 Kilometer Stundengeschwindigkeit, ein Reisewagen fort. Er war besetzt mit mehreren jungen Damen in geschmackvollen Bubikopffrisuren und beladen mit Koffern. Der Wagen wurde von einer jungen Dame gelenkt, die ein reizendes Lausbubengesicht hatte und glänzende, langbewimperte Augen...

Wir haben berechtigten Grund zu der Annahme, daß die beiden Gefährte später, irgendwo im Westen wieder zusammengetroffen sind.

Mr. Smith wurde später aufgefunden und bei seiner mürrischen, brummenden Haushälterin in geistig und körperlich sehr geknicktem Zustande abgeliefert. Er fand in seiner Tasche einen Brief, dessen Inhalt er streng geheim hielt und den er nur seiner Freundin unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute, weshalb ich auch in der Lage bin, den Inhalt der Nachwelt zu übergeben:

„Dear Sir! Ich habe mein Versprechen eingelöst und mich gerächt. Daß Sie so plump ins Eisen gegangen sind, wie ein junger, unerfahrener Fuchsräkel, hat meine Achtung vor Ihnen erheblich herabgemindert. Weitere Recherchen können Sie einstellen. Die Bubikopfbanditen haben ihr Neuyorker Gastspiel beendet und werden irgendwo in Ruhe die vielen Dollar aufessen. Im übrigen läßt Daisy bestens grüßen. Sie ist doch ein verteufelt süßes Frauenzimmer, was? Es empfehlen sich

Billy Jenkins und die Bubikopfbanditen."

AUS DER N.S.D.A.P. GROSSDEUTSCHLANDS



Der Anhaltische Landtagsabgeordnete Dr. med. G. Schmischke, Roßlau, bisher Führer des Gaues Anhalt (Provinz Sachsen-Nord) der N.S.D.A.P. hat wegen zu starker beruflicher Inanspruchnahme die Gauführung niedergelegt.



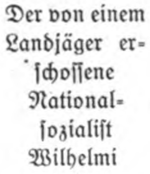
Hauptmann a. D. Loeper, ein alter, treuer Nationalsozialist, bisher Geschäftsführer des Gaues Anhalt, hat nunmehr die Führung der Partei in diesem Gebiet übernommen.



Der Führer der badischen Nationalsozialisten, Robert Wagner, bekannt wegen seiner Teilnahme an den Umsturzversuchen im November 1923 und aus dem Hitler-Prozeß, wurde wegen angeblicher Verfehlungen gegen das Gesetz zum Schutze der Republik zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt.



Das Grab des Nationalsozialisten Wilhelmi in Nastätten (Rheinland), der anläßlich einer nationalsozialistischen Kundgebung von einem Landjäger erschossen wurde.



Der von einem Landjäger erschossene Nationalsozialist Wilhelmi



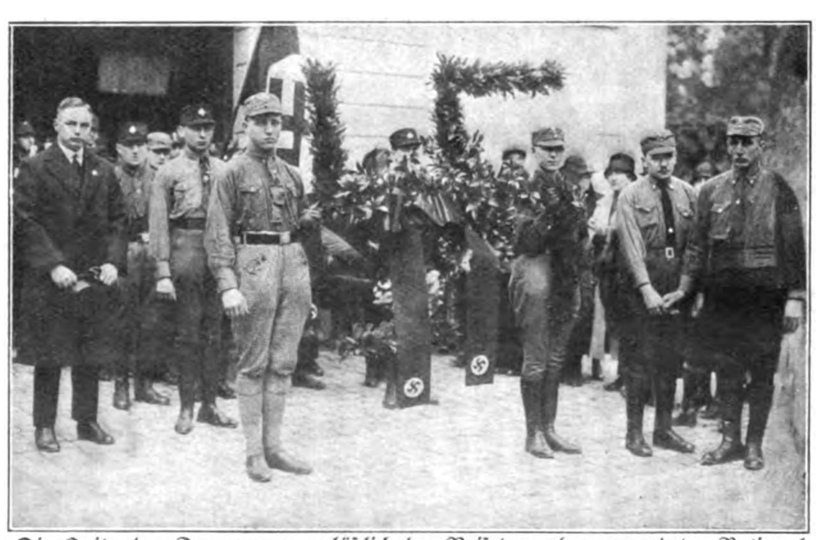
Der Gauleiter der Nationalsozialisten in Baden, Robert Wagner, beim Antritt seiner Gefängnisstrafe.

Noch liegen die frischen Kränze auf den Gräbern der von marxistischen Lumpen ermordeten Nationalsozialisten Otto Senft in Bochum und Wilhelmi in Nastätten, da kommt die Kunde von einem neuen Mord an den Nationalsozialisten in Wiesbaden. Der Arbeiter Karl Ludwig in Wiesbaden hatte bei seinem kranken Freund eine Nachtwache übernommen. Nachts um 1/2 2 Uhr wurde er aus der Wohnung geholt und, als er auf die Straße trat, von ungefähr 20 Kommunisten meuchlings überfallen. Er starb an den erhaltenen Verletzungen am Abend des nächsten Tages.

EIN NEUER MORD AN EINEM NATIONALSOZIALISTEN



Die Beisetzung des von Kommunisten ermordeten Nationalsozialisten Ludwig auf dem Friedhof zu Wiesbaden.



Die Spitze des Trauerzuges anläßlich der Beisetzung des ermordeten Nationalsozialisten Ludwig. Ganz rechts der Vater und der Freund des Ermordeten.

AFGHANISTAN

Das jüngste Königreich in Asien

Auch im weltpolitischen Leben scheint sich das Naturgesetz von der Erhaltung des Gleichgewichtes zu bewahrheiten. Wo im menschlichen oder einem anderen Organismus ein Teil verloren geht, abstirbt oder mangelhaft funktioniert, läßt die Natur ein anderes Organ um so mehr entwickeln, um für das fehlende Ersatz zu schaffen um also das Gleichgewicht im Lebenshaushalte herzustellen.

So wie nach dem Kriege in Europa Königreiche vom Weltbilde verschwunden sind, so sind in Asien neue Königreiche entstanden, deren Namen uns wohl noch etwas exotisch klingen, die jedoch berufen sind, in Politik und Weltwirtschaft eine nicht zu unterschätzende Rolle zu spielen. So hört und liest man jetzt häufig vom König Ibn Saud von Mekka, König Faysul von Bagdad, König Abdullah von Transjordnien und König Amanullah von Afghanistan.



Der moderne Herrscher: König Amanullah hält eine Ansprache an das Volk. E. P. S.

Straße in Alt-Kabul E. P. S.

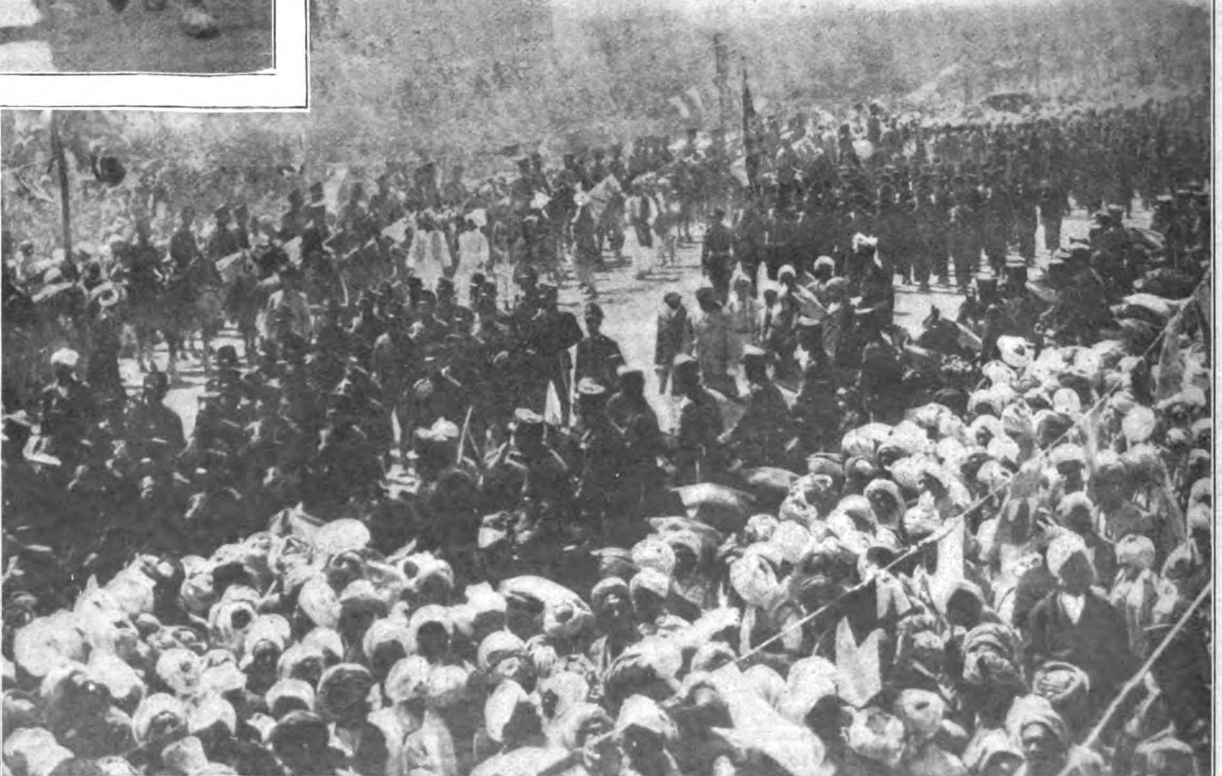
Dem deutschen Interesse liegt vorderhand das jüngste Königreich Afghanistan am nächsten, weil der junge König der deutschen Kultur und Zivilisation Türen und Toren seines Landes angelweit öffnet, der deutschen modernen Technik, Industrie und Wissenschaft in diesem noch unerschlossenen Gebiete die Wege ebnet.

Ursprünglich ein unbedeutender asiatischer Kleinstaat, verdankt Afghanistan seine Unabhängigkeit nur der Eifersucht Großbritanniens und Rußlands, zwischen deren Gebieten es als Pufferstaat eingeschoben ist.

Der neue König Amanullah, der 1920 durch einen Staatsstreich auf den Thron kam, ließ sich vor nicht langer Zeit erst zum König proklamieren. Er wußte es glücklich so einzurichten, daß er zwischen den beiden Streitenden: England und Sowjetrußland, der lachende und profitierende Dritte wurde. Durch die Anerkennung des Königs und der Selbständigkeit Afghanistans seitens der Sowjets war schließlich auch England gezwungen, das gleiche zu tun und seine Einflußsphäre aufzugeben, um weitere Konflikte zu vermeiden, vor allem mit Rücksicht auf die drohende Gärung im benachbarten Indien. War einst Afghanistan der Spielball der beiden rivalisierenden Mächte, so buhlen heute London und Moskau um die Freundschaft der Afghanen. Sowohl England als auch Rußland machten dem König Flugzeuge zum Geschenk. Amanullah ist jedoch vorsichtig genug, keiner der beiden Mächte größern Einfluß in seinem Lande zu gewähren.

Die Intelligenz Afghanistans und der modern denkende König sind sich dessen bewußt, daß das Land der neuzeitigen Errungenschaften Europas dringend bedürfe und daß vieles in beschleunigtem Tempo nachzuholen sei, um dem Staate moderne Lebensbedingungen zu schaffen. Nach der russischen Revolution flüchteten mehrere in russischer Gefangenschaft gewesene deutsche und österreichische Offiziere, Ingenieure und Ärzte nach Afghanistan und wurden vom König sofort in den Staatsdienst eingestellt. Alsbald strömten aus allen europäischen Ländern technische und geistige Kulturpioniere ins Land, besonders Bautechniker, denn König Amanullah hat eine Lieblingsidee: Städtebau. Die alte Hauptstadt Kabul sowie Herat und andere Zentren sollen neu und modern aufgebaut werden. Städtebau und Heeresausrüstung absorbieren fast das ganze Staatsbudget, so daß für andere Reformen kaum etwas übrig bleibt.

Wegen seiner Neuerungen, Steuern und der Heranziehung der Fremden hat der König mit den unbändigen, radikal-demokratischen, dabei aber fanatisch-religiösen Grenzstämmen seines Landes fortwährend Reibereien. Als Instruktoren fungieren türkische, deutsche, österr. Offiziere. Man sieht im Staatsdienste sowie im ganzen Lande am liebsten Angehörige solcher Staaten, die keine politischen Aspirationen in Asien haben. Dies kommt natürlich Deutschland, Österreich und der Schweiz zugute. König Amanullah legt Wert darauf, seine Umgebung wie auch die Intelligenz seines Landes in Kleidung und Sitten zu europäisieren, und errichtete in Kabul eine Vorbereitungsschule für junge Afghaner, die ihre Studien im Auslande fortsetzen wollen.



Vorbeimarsch eines neuen Infanterie-Regiments vor dem König E. P. S.

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

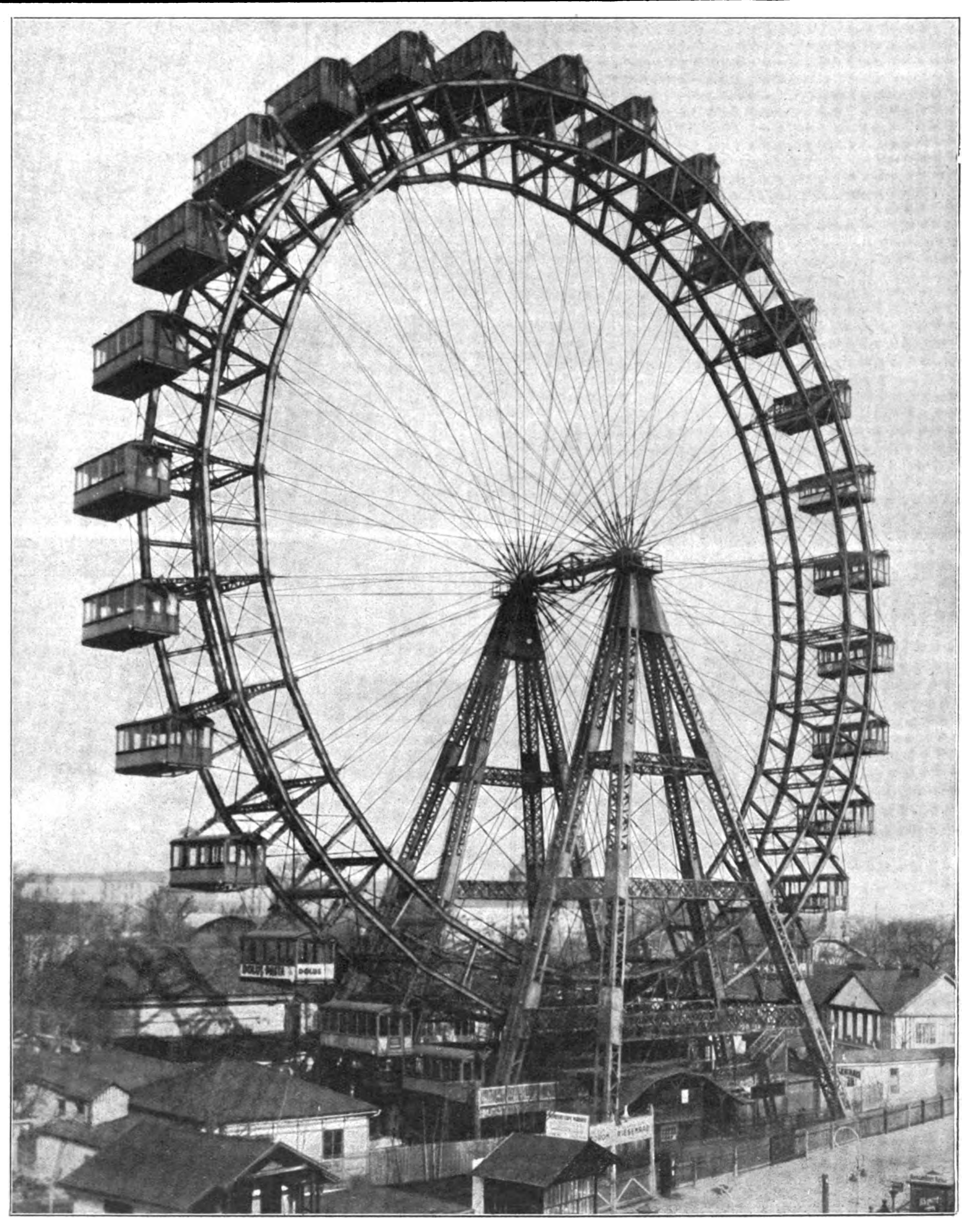
„Freiheit und Brot!"

2. Jahrgang / Folge 9
15. Mai 1927

Preis 20 Pf. / Österreich 35 Gr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

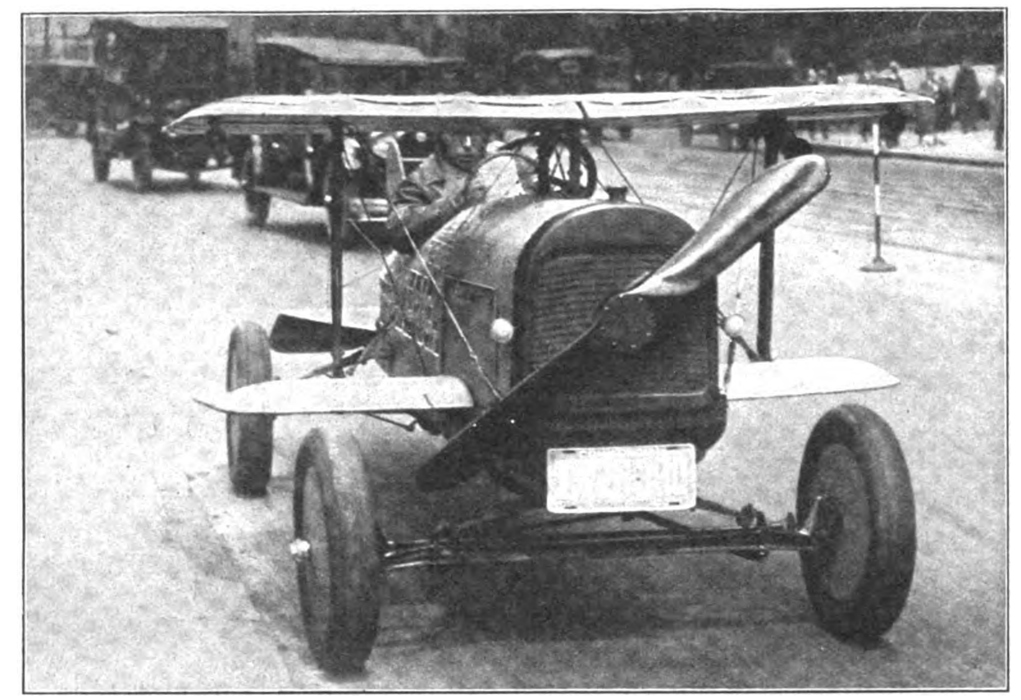
Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2



Das Riesenrad im Prater

eines der markantesten Wahrzeichen Wiens, soll zum Abbruch versteigert werden



Ein neuer Triumph der Technik: Das Flugzeugautomobil A-B-C

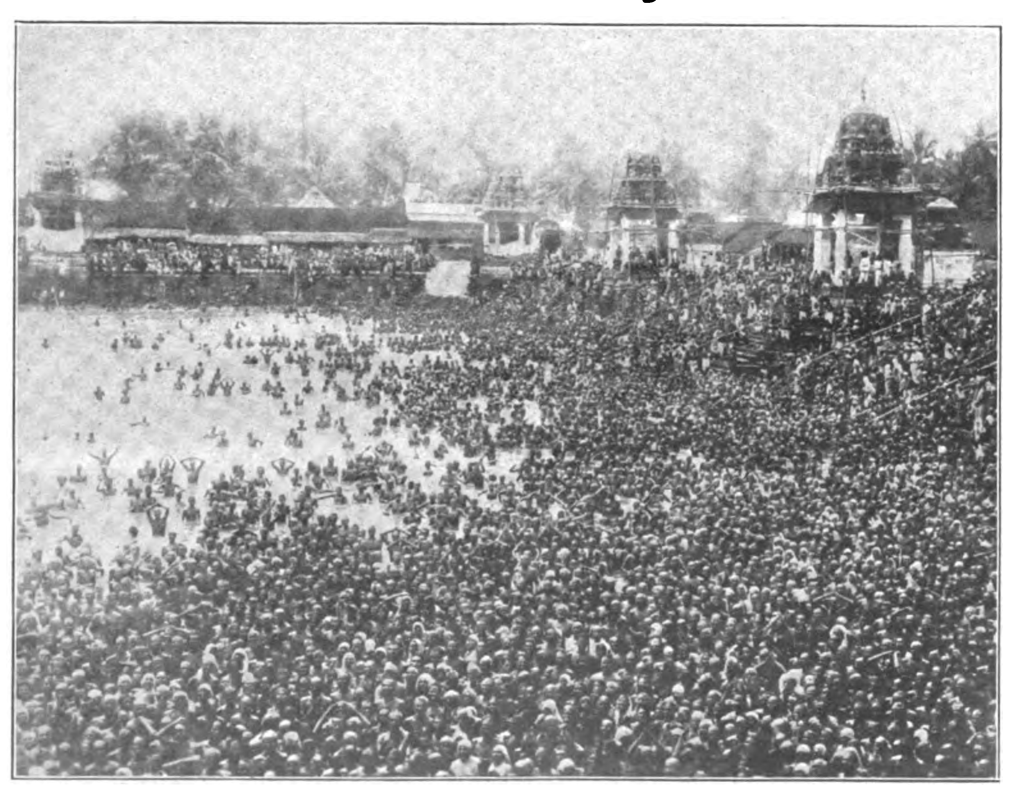




E. P. S.

In Wien fand eine Vorführung moderner Tänze vor der höchsten Geistlichkeit statt, um die „Sittlichkeit" der Tänze zu beweisen. Charleston wurde nicht getanzt!!

36 Tote beim indischen Religionsfest!



Atlantic

Die religiöse Feier am Ganges, das große hindustanische Badefest, hatte einen solchen Andrang, daß 36 Personen zu Tode getreten wurden. Über 500 000 Pilger aus Bengal, Kaschmir, dem Punja und anderen Teilen Indiens waren zusammengeströmt

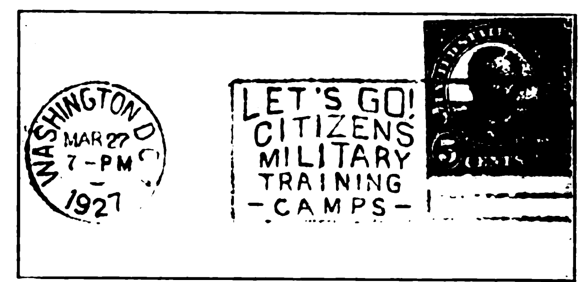
Frühling in Japan!

Frühlingsgeschmückte japanische Kinder ziehen durch die zum Kirschblütenfest versammelte Menschenmenge



A-B-C

„Abrüstung" der anderen!



Amerika ist das Land, das die Initiative zu den Abrüstungskonferenzen ergriff. Aber die amtlichen amerikanischen Poststempel machen Reklame, genau wie unsere deutschen; nicht für eine Ausstellung wie unsere deutschen, sondern für die militärische Ausbildung der Zivilisten! „Let's go! Citizens Military Training Camps!" d. h. Gehen wir in die zivilen Militär-Übungs-Lager! Man denke sich einen deutschen Poststempel mit solchem Aufruf!

Deutsche Schmach



Keystone

Ein von Kommunisten besudeltes Kriegerdenkmal in Berlin

MÄNNER, die ein Programm bedeuten



A-B-C

Der Berliner Polizeipräsident Zörgiebel (Mitte) mit dem Vizepräsidenten, Juden Bernhard Weiß (rechts), zwei typische Vertreter der jüdisch-marxistischen „Weltanschauung". Das von den beiden Herren ausgesprochene Verbot der Nationalsozialistischen Partei in Berlin ist ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte der Novemberrepublik. Der Herr Regierungsrat links von Zörgiebel scheint ein besonders tüchtiger und markanter Vertreter des auserwählten Volkes zu sein



Kapitän Ehrhardt (Mitte) beim Verlassen des Reichsgerichts anläßlich der Olympia-Wiking-Verhandlung. Ehrhardt gilt als der Repräsentant der monarchistischen Reaktion. Er hat seine Taktik geändert und glaubt sein Ziel nunmehr durch die Parole „hinein in den Staat" zu erreichen



Transeuropaexpreß

Adolf Hitler (X), der Führer der Bewegung zum freien, sozialen, alldeutschen Volksstaat, hat in Berlin gesprochen



Atlantic

Fast am gleichen Tage hielt der Außenminister der bürgerlich-freimaurerischen Geldbeutelrepublik, Gustav Stresemann, eine Rede in Bremen

DER JUDENSPIEGEL

DIE JUDENFRAGE IN RUMÄNIEN

(Die liberalen und sozialistischen Zeitungen in Deutschland brachten in der letzten Zeit Artikel, die sich mit einer angeblichen „Judenverfolgung in Rumänien" befaßten. Die nachfolgenden Ausführungen über „Die Judenfrage in Rumänien", die wir dem ausgezeichneten „Handbuch der Judenfrage" von Th. Fritsch entnehmen, verdienen deshalb Beachtung. D. Red.).

Die Zahl der Juden in dem vergrößerten Rumänien betrug 1921 (nach dem American Jewish Year Book) rund eine Million. Sie stammen meist aus Galizien und Polen und unterscheiden sich in nichts von dem Tun und Treiben der Juden dieser Länder. Ihre Haupt-Mordwaffen gegen die einheimische Bevölkerung sind Schnaps und Wucher. Bis 1885 war jeder Schankwirt ein Jude. Von da an wurde dies verboten. Das Land ist mit Hypotheken überlastet; die Juden sind die wirklichen Eigentümer des Grund und Bodens. Im Geschäftsleben und im Großhandel herrscht der Jude vor, in einzelnen Landesteilen hat er den Kleinhandel und das Maklergeschäft ganz in Händen.

Um Land und Volk wenigstens notdürftig und vor dem Äußersten zu schützen, schloß die rumänische Verfassung den Juden von den Bürgerrechten aus. Art. 7 der Verfassung von 1866 lautete: „Nur Christen können rumänische Staatsbürger werden." Wie dieser Artikel zu Fall gebracht wurde, ist ein ungemein lehrreicher Abschnitt aus der jüdischen Weltmachts-Geschichte; schon in den sechziger und siebziger Jahren vermochte das Judentum die Regierungen aller Großmächte — mit Ausnahme der russischen — für eine Horde verkommenster Rasse-Angehörigen in unaufhörliche Bewegung zu versetzen und sich dienstbar zu machen; die ganze Welt wurde jahrzehntelang wegen der rumänischen Judenfrage aufgeregt; das Selbstbestimmungsrecht, sogar das Daseinsrecht des rumänischen Volkes kam überhaupt nicht in Frage, wo es galt, den eingenisteten Juden uneingeschränkte Würge-Freiheit zu verschaffen. Die unermüdliche, weise Regierungstätigkeit des 1866 als Fürst von Rumänien dorthin berufenen Prinzen Karl von Hohenzollern, späteren Königs Karl, wurde rücksichtslos durchkreuzt, die internationale Hochfinanz brachte das Land finanziell an den Abgrund: dies alles, weil ein Volk sich weigerte, selbst die jüdische Wucher-Schlinge zuzuziehen, die schon um seinen Hals lag. Die Hauptmomente dieses Verzweiflungskampfes eines Volkes gegen die, von allen Großmächten offiziell unterstützte jüdisch-internationale Weltmacht müssen vor dem Vergessenwerden bewahrt werden; sie sind dem Werke „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" (Verlag J. G. Cotta-Stuttgart 1900) entnommen. König Karl kam als „liberaler" Fürst ohne jede Voreingenommenheit nach Rumänien. Die Zustände dort brachten ihn dazu, ein treuer und gewissenhafter Sachwalter seines Volkes gegenüber einer Welt von Widersachern zu werden. —

Kaum zwei Wochen nach der Ankunft Fürst Karls in Bukarest erschien dort am 14. Juni 1866 Cremieux, der Gründer der Alliance Israelite Universelle, und erzwang sich bei dem Fürsten eine Audienz. Er bot der Regierung ein Darlehen von 25 Millionen Franken zu billigem Zinsfuß an, wenn den Juden die Gleichberechtigung gegeben würde — also ein regelrechter Bestechungsversuch. Als die rumänische Regierung 1867 Maßregeln gegen die unaufhörliche heimliche Einwanderung, gegen das Vagabundenwesen und gegen unerlaubten Schnapsausschank in den Dörfern ergriff — wobei die Juden nicht einmal genannt wurden — erhoben Frankreich, England und Österreich hiergegen Bedenken! Napoleon telegraphierte an Fürst Karl, daß die öffentliche Meinung in Paris über die Verfolgungen (!) der Juden sehr erregt sei. Cremieux brachte die ganze Presse in Europa gegen Rumänien auf, um so leichter, als damals die Judenfrage in den anderen Ländern noch nicht aufgerollt war und diese durchweg unter dem Banne der jüdisch-liberalen Phrase standen. Eine der Cremieux-schen Lügen war, die Juden seien schon unter Titus in Rumänien ansässig gewesen, während sie tatsächlich erst in den letzten Jahrzehnten eingewandert waren. (Dasselbe Märchen von der Ur-Bodenständigkeit der Juden wird jetzt in Deutschland herumgetragen: Diese seien schon zur Römerzeit am Rhein ansässig gewesen, selbstverständlich als „geachtete Kaufleute".) 1868 meldete der Londoner „Standard", Graf Bismarck habe den deutschen Vertreter in Bukarest angewiesen, gegen die scharfen Maßnahmen hinsichtlich der rumänischen Juden vorstellig zu werden. 1867 traf der englische Jude Moses Montefiore in Bukarest ein und wurde dem Fürsten vorgestellt. Er mußte sich von der Grundlosigkeit der jüdischen Preßhetze gegen Rumänien überzeugen und war ehrlich genug, in der Londoner Presse zu erklären, die rumänischen Zustände würden in zu düsteren Farben dargestellt: von Mißhandlungen und Verfolgungen der Juden könne keine Rede sein.

Also schon damals das ganze Register von Tatarennachrichten, über welche die jüdische Weltorganisation verfügt, wenn sie gegen ein Land mobil macht, wie z. B. neuerdings gegen Ungarn. — Diese Hetze schuf in Rumänien eine starke Erregung und Gegenbewegung. 1868 unterbreiteten 31 Abgeordnete aus der Moldau einen Gesetzentwurf judengegnerischen Charakters. Er wurde zwar nicht angenommen, diente aber zum Vorwande, ganz Europa gegen Rumänien aufzubringen. Fortwährend wurden falsche Gerüchte über Judenverfolgungen ausgestreut und Beschwerden an die rumänische Regierung gerichtet, die stets in der Lage war, die Unwahrheit der Gerüchte nachzuweisen. In dieser Zeit, Mai 1868, schrieb Fürst Karl Anton von Hohenzollern, der Vater des Fürsten Karl, in einem Briefe an diesen die geradezu klassischen Sätze: „Die Judenfrage ist in ein Stadium getreten, welches die angespannteste Aufmerksamkeit des gesamten Europa erregt hat. (Man vergleiche den Fall Dreyfuß. — D. Herausgeber.) Sie ist eine höchst unglückliche Episode in der sonst ruhigen Weiterentwicklung der inneren rumänischen Zustände, zugleich aber eine große dynastische Gefahr. Ich habe schon früher auseinandergesetzt, daß alle jüdischen Angelegenheiten ein Noli me tangere*) seien. Diese Tatsache ist eine Krankheitserscheinung Europas, aber als Tatsache muß sie akzeptiert werden; an ihr ist nichts zu ändern, weil die gesamte europäische Presse von der jüdischen Finanzmacht beherrscht wird." Bitter schrieb Fürst Karl einmal: „Wenn es sich nur um Christen oder Türken handeln würde, so bliebe man unseren Angelegenheiten gegenüber gleichgültig."

Österreich, Frankreich, Preußen und diesmal auch Rußland verlangten für die Juden Anerkennung des Art. 46 des Pariser Vertrages, der allen Klassen des Landes ohne Unterschied der Rasse und des Glaubens gleiche Behandlung zusicherte. (Auch schon bei diesem Artikel ist die jüdische Urheberschaft unverkennbar; ein weiterer Beweis, wie das Judentum von jeher derartige Staaten-Kongresse für seine Zwecke zu beeinflussen verstanden hat.)

Im deutschen Reichstage wurde die rumänische Judenfrage im März 1872 zum Gegenstand einer Erörterung gemacht; die nationalliberalen Juden Bamberger und Lasker führten das Wort, und es wurde ein Antrag Bamberger angenommen, worin der Reichskanzler ersucht wurde, sich wie bisher der Sache der rumänischen Juden anzunehmen.

England schlug den Schutzmächten einen Kollektivschritt vor, um Rumänien zur Annahme des Art. 46 des Pariser Vertrages zu zwingen — nächst der offenen Kriegserklärung das schärfste diplomatische Druckmittel. Rußland lehnte diesen gemeinsamen Schritt mit dem eigentlich selbstverständlichen Bemerken ab, es beabsichtige nicht, sich in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates zu mischen. Die anderen Großmächte trugen kein Bedenken, die Souveränität Rumäniens zu verletzen und sich in seine inneren Angelegenheiten zu mischen, um auf Drängen der Westjuden ihren östlichen Rassegenossen ungehemmte Wucherfreiheit zu verschaffen!

Die internationale Hochfinanz verhielt sich rumänischen Anleihe-Bedürfnissen gegenüber ablehnend. Höhnend konnte sogar noch nach 25 Jahren die „Frankfurter Zeitung" schreiben, daß trotz der guten Finanzlage und trotz guter Ernte das fremde Kapital sich mißtrauisch zeige. „Eine Besserung der Verhältnisse ist nur von einem Preisgeben der bisherigen fremdenfeindlichen Politik zu erwarten."

Das überlaute Treiben der jüdischen Weltpresse stumpfte schließlich ab, es traten ein paar Jahre verhältnismäßiger Ruhe ein. 1877 erkämpfte sich Rumänien im russisch-türkischen Krieg die Unabhängigkeit von der Türkei, sah sich aber unmittelbar danach einem verschärften, demütigenden Druck der Großmächte in der Judenfrage ausgesetzt. Juni 1878 beschloß der Berliner Kongreß, die Unabhängigkeit Rumäniens anzuerkennen, unter der Bedingung, daß es konfessionelle Unterschiede nicht mehr zum Anlaß für politische und bürgerliche Ungleichheit nehme. Dies bedeutete den Zwang zu einer Verfassungsänderung.

Anfang 1879 verweigerte England die Anerkennung der Unabhängigkeit Rumäniens, solange es die Bestimmungen des Berliner Kongresses nicht voll erfülle.

Nunmehr zeigten die Großmächte mehr „Mäßigung"; man gab zu verstehen, man wolle sich zufrieden geben, wenn nur wenigstens etwas geschehe. Oktober 1879 nahm die rumänische Kammer den neuen Artikel 7 der Verfassung gemäß Art. 44 des Berliner Vertrages an. Diese Bestimmung blieb auf dem Papier. Mitte Februar 1880 erkannten Deutschland, Großbritannien und Frankreich die Unabhängigkeit an, wenn auch zum Schein die nicht ganz genügende Verfassungsänderung bemängelt wurde.

Das Judentum hatte den Bogen überspannt. Das ewige Querulieren und Denunzieren machte schließlich stumpf und gleichgültig. Es war nur ein halber Sieg. Den vollen brachte erst der Versailler Vertrag, der auch Rumänien unter das Joch des „Schutzes der Minderheiten" zwingt. Keine rumänische Regierung, die nicht das Volk einer Million schleichender Raubtiere ausliefern will, kann die Bestimmungen durchführen. Dem Völkerbund stehen nur papierne Proteste zur Verfügung. Vielleicht wird das diplomatische Ränkespiel der sechziger und siebziger Jahre wiederholt. Die Antwort des erheblich selbstbewußter gewordenen rumänischen Volkes wird unter Umständen eine äußerst erbitterte Abrechnung mit seinen Juden sein.

*) Rühr-mich-nicht-an.

„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

8. Fortsetzung

Der Seis verstand keinen Spaß, die Tochter ist tot für ihn. Dann machte man ihm den einzigen Sohn abspenstig, einen geweckten, sehr hübschen Burschen. Er wollte nicht Bauer bleiben. Er wurde Bedienter bei einem Judenpaare, dann Kellner, hierauf Schankbursche. Es kam die Trunksucht über ihn, die Liederlichkeit der vornehmen Herren und die verdoppelte ihrer Dienerschaft. Er verkam gänzlich, arbeitet jetzt auf Tagelohn in der Holzschneidefabrik, verkehrt mit Gesindel und bekennt sich als Sozialist und Hetzer schlechtester Sorte. Wenn er in das Haus seines Vaters kommt, so geschieht es, um die Dienstboten zu verhetzen und unzufrieden zu machen, den Alten zu verhöhnen und die jüngste Schwester verwirrt zu machen."

„Das ist die Margret?"

„Ja, ein besonderes Geschöpf, hübsch, trotzig, leidenschaftlich. Nach dem, was ich zuletzt sah, hat er sie in eine Liebschaft mit einem der Fabrikarbeiter verwickelt. Der Alte ist außer sich. In der Seisenhub gibt's noch ein Unglück."

„Sie meinen, der tragische Schluß des Stückes könnte sich verwirklichen?"

„Ja, Pastrell. Mich kommt eine tödliche Angst für diese Menschen an. Für den alten, beraubten Mann, der so redlich arbeitete und es so ehrlich meinte, und für das Mädchen, sein letztes Kind, der letzte Halt im ungeheuren Schiffbruch seines Lebens. Ich habe immer die Unruhe in mir, mich in diese verzweifelten Verhältnisse zu drängen und etwas zur Rettung zu tun, denn mich däucht, als werde dort einmal Blut fließen, das auf unser Haupt kommt. Ein Ort, wie Ischteles einer geworden ist, der Zusammenfluß schwindel- und lasterhafter, gewissenloser Elemente aus dem Sündenleben der Großstädte, stiftet Unheil auf Meilen in der Runde. Wir, die ein gutes Beispiel zu geben hätten, kommen, vergiftet an Leib und Geist, und nehmen frisches, gutes Menschenmaterial fort, zerstören Existenzen, um eine Stunde des Genusses oder Übermutes zu befriedigen. Muß sich das nicht entsetzlich rächen? Wir vernichten selbst die Kraft, die uns nährt und für uns arbeitet, das Landvolk. Wir schaffen den Sozialismus in seiner verheerenden Form und legen den Grundstein zur Anarchie. Selbstmörder sind wir."

„Der Bergseis interessiert mich," sagte Pastrell angeregt. „Ist er der Mann, der stumpf alle Schmach über sich ergehen läßt, oder lebt 'was in ihm vom Geiste, der sich aufbäumt?"

„Ich sage Ihnen, der Mensch ist unberechenbar. Langsam, verschlossen im Empfinden, furchtbar, wenn er einmal aufwacht. Er schien mir lange geduldig, fast beschränkt, gutmütig. Bei meinem letzten Besuche kam es mir plötzlich zum Bewußtsein, daß ein neuer Gedankengang in ihm wach geworden sei und reife. Er ist nahezu verarmt — die Bauern hier sind auf die Händler, die sogenannten Vorkäufler, angewiesen, die ihnen die Erzeugnisse der Landwirtschaft abnehmen und sie herunter in den Kurort bringen. Als ich zum letzten Male da heraufstieg, kam ich eben dazu, wie der Seis zwei der bedeutendsten dieser Händler zur Türe hinauswarf. Ös kommt's mir nimmer nach, ös Ludern", schrie er sie an, ganz heiser vor Wut. „Und wann i' derhungern müaßt, wann mir d' Sach' liegt und z' Grund geht, was auf mein Boden wachst, das ernährt keinen mehr aus der Gesellschaft der Verfluchten da unten, die 's Elend in unsere Berg' 'bracht hat." Und er ist dabei geblieben.

„Ein ganzer Mensch, vor dem wir uns verstecken können," sagte Pastrell bitter. Ich mache diesen „Verfluchten" immer wieder den Hanswurst, so oft ich ihren Dienst auch abgeschworen. Mir fehlt ein guter Geist, der mich ihnen entführt. Ist das die Seisenhub?"

„Ja. Aber es scheint Besuch da zu sein; die Haustür ist offen. Kommen sie, Pastrell, beobachten wir, ohne zu stören."

Sie gingen an einer Lindengruppe vorbei, den Küchengarten entlang, aus dem rote Nelken herüberleuchteten, und sahen durch das Fenster in den Flur. Dichtes Weinlaub entzog sie den Blicken. Laute, heftige Stimmen drangen erregt aus dem niederen, großen Raum. Vor dem schweren Tisch mit der Steinplatte im Eck stand der Bauer selbst, ein großer, starkknochiger Mann in Hemdärmeln, und überschrie sich, in wie es schien ohnmächtigem Zorn. Seine Tochter lehnte am Ofen und zerrte an der Schürze. Eigensinniger Widerstand sprach aus ihren hübschen Zügen, ihre dunklen Augen streiften musternd und scheu die Gestalt einer Besucherin, die seltsam hereinpaßte. Ein junges Mädchen, groß, zerbrechlich, schlank, mit ausdrucksvollen Augen und sehr feinen Zügen, ein träumerisch ernstes Gesicht, weder modern noch puppenhaft; die starken aschblonden Zöpfe deckte kein Hut, ein weiß und schwarz gestreiftes Perkalkleid mit breitem Ledergürtel und ein schwarzer Schirm waren der einfache Anzug.

„Das ist die Tochter des Patriarchen von Banneberg", flüsterte der Prinz. „Sieht sehr nett aus. Auch guten Anstand. Ich sah sie gestern auf der Promenade. Sind seit acht Tagen hier und werden überall vorgestellt von der Wagris. Die armen Teufel haben pflichtschuldig ihre Villa gleich bezogen. Besser, sie wären in Banneberg geblieben. Unter den Fluggserln und Warmann-Mädeln ist diese Kleine am falschen Platze; aber niedlich, sieht vornehm aus, und hübsch ist es, daß sie gleich ihre Gönner aufgesucht hat. 's liegt Gemüt in dem Gesichtel, was, Pastrell?"

Der Schauspieler erwiderte nichts. Er stand ruhig hinter den weinumrankten Scheiben und sah unverwandt das Mädchen an, dessen Augen beklommen am Gesicht des Bauern hingen. Etwas Gespanntes, Innerliches, das ihm sonst nicht eigen war, lag im Ausdruck seiner Augen, nicht Bewunderung, eher Andacht.

Der Prinz räusperte sich; „Janthe heißt sie," sagte er harmlos. „Sie werden auf den Proben jedenfalls auch mit ihr zu tun bekommen. Sie soll mitwirken. Armes, kleines Landkomtessel. Unbedingt zu wohlerzogen für die Gesellschaft, in die es jetzt kommt. Teufel! Wie der Alte sie abkanzelt, verstehen sie etwas, Freund?"

„Ja," sagte Pastrell kurz, wie verloren.

„So horchen wir. Dort sitzt ja auch der Sohn, der verkommene Kerl; sehen Sie ihn an. Eine Studie aus dem modernen Leben!"

Auf der Ofenbank lümmelte ein Bursche in schmutziger Arbeitstracht, die qualmende Pfeife im Munde, und stierte mit höhnischem Grinsen abwechselnd die beiden erregten Menschen — Vater und Tochter — und das vornehme Mädchen an, auf dessen blassem Gesichtchen sich ein tief innerliches Mitleben des Auftrittes spiegelte.

„Denn daß es der Vater nur weiß, ein für alle Mal, so geht das nicht mehr mit uns neuchen Men—schen, diese Be—handlung, dieses „Kusch dich und Duck unter" zu jungen Leu—ten, denen die Zukunft gehört." Der Seisen-Fritz sprach geschraubtes Hochdeutsch in nasalem Gigerlton, den er im vornehmen Dienst gelernt haben mochte, und im Stil sozialistischer Hetzblätter. „Schweig' Bub!" schrie ihn der Bauer an. Seine Brust keuchte unter schweren Atemzügen.

„Bis du vor zwoa Monat' do eing'stand'n bist in der Gegend, du anständiger Bauernsohn, der a Hallodri 'word'n is, hab'n die Margret und ich in Fried'n g'lebt. Sie war einverstand'n, bei mir z'bleib'n, a richtig's Bauernkind, und dann an Bauer z'heirat'n, daß die Hub'n in gute Händ' kommt. Sie is mei letzt's Kind, das mir 'blieb'n is, das gib i' nöd her in's Elend, ins Fabriksleben."

Fritz blies seinem Vater den Rauch ins Gesicht. Ein giftiger Blick aus seinen Augen streifte die hübsche Schwester, die scheu zu dem Bauer hinübersah.

„Oho, mir sind a no' da," brummte er gehässig. Nach kurzer Pause fuhr er phlegmatisch im hämischen Tone fort: „Das versteht der Vater e—ben nicht; heutzutage will der Mensch hinaufkommen. Mist führen als dummer Bauern-Patsch ist nicht unsere Sache. Die Margret ist hübsch," er nickte wohlgefällig mit frechem Kennerblick aus seiner Bedientenzeit, „sie kann Karriere machen. Der Werkmeister wird ihr im Fabrikviertel eine gebilde—te Existenz bieten, er ist ein sehr feiner Kerl. Sie wird eine Dame werden. Seid's Ihr leicht neidi', Vater, daß Ihr sie an aso an Bauernschecken hängen wollt's? Laß dir's nöd g'fall'n, Dirn! laß dir's nöd g'fall'n. Mir san Karriere-Menschen."

Der Kontrast zwischen Gemeinheit und Hochdeutsch, das ganze freche Gebaren des Burschen waren nicht ohne Tragikomik, verfehlte aber doch auf das Bauernmädchen seinen Eindruck nicht. Bei den Worten des Bruders sprühten ihre Augen auf, die Gestalt streckte sich, ihr Blick wich von dem Vater und wurde verstockt, eigenwillig.

„Und du hast ja auch dem Florenz, der, wie gesagt, ein Mann von höchster Feinheit ist, deine Treu—e schon angelobt, Margret," fuhr der Fritz behaglich fort. „Du bist in ihn verschossen, wofür ich dich als Bruder meiner Achtung hiermit ver—sichere." Er lehnte sich breit zurück und stierte schadenfroh den Bauer an, auf den diese Worte entsetzlich wirkten.

„Was? was hast g'sagt?" brach er los. „Margret! nein! es is nöd woar — es kann ja nöd sein!" Er stürzte auf sie zu, als wolle er sie niederschlagen, Janthe warf sich dazwischen.

„Bergseis! ich bitt' euch um Gottes willen", rief sie, sich wie schützend vor Margret aufstellend.

„Lassen's mich, Komteß," schrie der Bauer. „Mei' Tochter soll mir ins G'sicht sagen, daß dös aso is; daß sie mi' belog'n und verkauft und dem Lumpen aus der Fabrik a G'hör geb'n hat, das — das muß i' von ihr hör'n." — — —

Margret wurde rot vor Zorn.

„Der Vater irrt si', der Maschinenmeister is koa Lump und i' siach ehm nöd ungern."

Der Bauer starrte sie fassungslos an.

„Weißt du, wie viel Dirnd'ln der Mensch unglückli' g'macht hat? wie er sauft?"

Sie warf spöttisch die Lippen auf. „Dös tun's alle. Soll si' halt eine nöd d'rankrieg'n lassen."

Der Seis sah sie unverwandt an.

„Aber Margret," sagte Janthe beklommen. Er wandte sich zu ihr.

„Lassen's nur, Komteß, lassen's nur," sagte er ganz ruhig. „Sehn's, so is bei uns word'n. Dö frischen, rechtsamen, jungen Leut', dö braven Kinder, die Sie früher 'kannt haben, dö sind alle tot, aber nöd weil's g'storben sein. Mir leb'n zu nah bei die vornehmen Leut'. Mei' ält'ste Tochter is a Luder word'n und mei' Sohn a Haderlump. Bleibt no' 's letzte Madl. Auf das hab' i' g'schaut mit Leib und Leben. Und das wollen's mir a' unter's G'sind'l bringen, z'weg'n dem biss'l Geld, was mir blieb'n is. Aber das g'schiacht nöd, sag' i'! eher — —!"

Er brach ab, seine Faust ballte sich; die schmale weiße Hand Janthes umschloß sie zitternd.

„Margret hat Euch zu lieb, sie bleibt Euch, Bergseis," sagte sie leidenschaftlich. „Sie kann ja gar nicht anders als einseh'n, das Ihr Recht habt."

„Margret," wiederholte Janthe bittend; das Mädchen sah den Bruder an, der ihr zublinzelte, und kämpfte mit sich. Dann trat sie doch herzu und ergriff die Hand des Vaters.

„Sorgt's Euch nöd, Vater, ich bin nicht so schlecht, wie Ihr mich macht. Aber ös dürft's a nöd so hart sein."

Der Seis zog sie einen Augenblick heftig an sich: „Wie's a kommt, ob'st willst oder nicht, auf di' werd' ich achten." Der Fritz erhob sich mit bösem Blick. Pfeifend, die Hände in den Taschen, begann er auf und ab zu gehen.

„Und nun muß ich fort, ich komme ein and'res Mal, wenn es Euch recht ist," sagte Janthe hastig zu dem Alten. Er sah sie liebevoll an.

„Wenn's kommen, Komteß, und hab'n an gut'n Einfluß auf die Dirn, Gott g'seg'n Ihna."

„Die Margret braucht mich kaum. Sie hängt selbst an ihrem Vater zu sehr," sagte Janthe warm.

„Papa läßt Euch grüßen, Seis. Kommt Ihr nicht einmal hinunter in die Talfreud?"

Der Bauer runzelte die Stirne.

„I' abi gehn in den Ort? I'? a na! der siacht mi nöd so leicht. Was mir da herum ehrliche Bauernleut' sein, mir halt'n z'samm gegen das Sündennest da unten; mir hab'n koa Lust, Komteß, die Herren Abgeordneten bei an fein Essen und a kostspieliger Unterhaltung sitzen z'sehn, die Herren, die uns 's Wort gaben, uns erst ausg'sackelt und dann sitzen lassen hab'n. Aber mir wissen mehr als gut is, wie's zugeht übereinand. Mir kennen den Herrn Peter, der uns so lang als Volksfreund g'foppt hat. Und jetzt baut er Schwindeleisenbahnen zu unser'n Schad'n mit die Jud'n und küßt unten dem Blutsauger von der Börs' die Hand; wie er sei Karriere zum Minister hot g'macht g'hobt, is er an uns der Judas word'n. Wie'r anner a Minister is, is er a Volksfeind. Moant's, uns unterhalt's den anz'schaun, wenn er sie mit unsern Geld a Gaudi macht? Und dö ang'strich'nen Weiber da unten, die mir mei' älterne Dirn, mei Lois, schlecht gemacht hob'n. Moant's, dö g'fall'n mir, dö Gottverfluchten? Dozua dö Graferln und Durchlauchten, die nix tun, als wia Skandal mach'n und an Ärgernis geb'n, die sind koa Aug'nweid für an Arbeitsmenschen!"

Der Bauer schrie es heiser heraus; sein Sohn, der zum erstenmal mit ihm einverstanden schien, nickte und pfiff höhnisch vor sich hin.



„Aso is, aber sorg' sich der Vater nicht, daß dös anderst wird, davor sein mir da." Er warf sich in die Brust.

„Mir sein der Umsturz, der die ganze Bagagi bald hab'n und ihr 's G'nack umdreh'n wird."

Der Bergseis sah ihn finster an.

„Ös! ja ös seid's de Rechten. Ös habt's uns g'rad no g'föhlt, damit 's aus und gar wird. Na mei' Bua!" Er umschloß die Hand seiner Tochter mit eisernem Griff. „Euch vertrau'n solche Leut' wie mir nix an, so wenig wie denen vornehmen Menschenhandler."

„Denkt an die Bibel. Um einzelner willen dürft Ihr nie alle richten," sagte Janthe heftig. „Ihr werdet sehen, wie wenig Ihr gewinnt, wenn Ihr eine Revolution erreicht habt."

Der Seis lachte bitter auf. „Mir sind koane Revoluzer und wir wissen's am besten, daß mir nix 'gwinnen bei die neichen Zuständ'. Und drum fluch'n mir denen, die sie g'schaff'n hob'n, denen Exzellenzen und Durchlauchten droben, denen Grundbesitzern, die ihr Wirtschaft lieg'n lass'n und in d' Städt', in die Badörter rennen. Mir woll'n an Oberherrschaft, aber an anständige. Und mir brauch'n a Beispiel. Wann d' ganze Welt nur mehr aus Jud'n und Schwindlern besteht, wo soll erst der Bauer um a Vorbild hinschau'n? Wann i' jetzt hör', Komteß, doß mei guater, verwichener Herr Graf, Ihr Herr Voda, a van sein alt'n Banneberg fort in dös Sodom 'zog'n is, tut's mir weh. Er soll dozua schau'n, dazua schau'n soll er, doß 's iahm nöd zum Schad'n wird an seine Kinder."

Der Bauer verstummte, als er das tiefe Rot sah, das langsam in die Wangen des jungen Mädchens stieg. „Was gut und echt ist, das bleibt so", sagte es trotzig. „Bleibt unter allen Menschen, in allen Verhältnissen."

Seis sah sie an. Von ihrem weichen, ernsten Gesicht zuckte sein Blick zu seiner Tochter hinüber. „Was echt is," wiederholte er traurig. „Und was an Charakter hat". Er sprach noch, da erhob sich draußen plötzlich ein ganz merkwürdiges Lärmen; pfeifend, johlend und schreiend kam ein Trupp burlesk aussehender „Sommerfrischler" den Steinweg am Hause vorbei. Pastrell und der Prinz drückten sich in die Weinlaube, der Bauer trat breitspurig in den Rahmen der Haustür und musterte die Schar, die einem Zirkus entsprungen zu sein schien. Janthe stand hinter ihm mit großen, erschrockenen Augen, während Margret und Fritz gespannt aus dem Fenster lugten. Was da vorüberkam, mehr fratzenhaft als possierlich, war eine vornehme Gesellschaft, die das nahe Waldgasthaus Matrein aufsuchte und sehr guter Laune schien. Voran im Bauerng'wandl eines Salontirolers ein dünnes Männchen mit großem Kopf und stark zur Schau getragener Denkerstirn, von der sich sagen ließ: „Man merkt ihre Absicht. Denkerstirn zu sein, und wird verstimmt."

Es war Exzellenz Kautz, dieser Unglücksvogel auf Urlaub. Man sah ihm an, daß auch seine sämtlichen geistigen Fähigkeiten auf Urlaub waren. Auf einem geschundenen Esel magerster Sorte, der einen Steuerträger aus dem Grundbesitz symbolisch hätte darstellen können, torkelte er gemütlich dahin, das vergnügteste Käutzchen, das es nur geben konnte.

Neben ihm schritt der Nandl-Prinz, das älteste, bräutliche Fluggserl am Arm, während der Bräutigam, Statist im privaten wie im politischen Leben bescheiden nachtrabte. Der Nandl und die vornehme Braut hatten die Hüte getauscht. Er hatte sie höflich mit: „Sie, Gräfin, schlepp'n Sie mei' Jopp'n" als Trägerin seines Rockes ausgezeichnet und amüsierte sie dafür geistvoll und zartfühlend, indem er dem Esel des großen Politikers heimliche Püffe versetzte und mit krähender Stimme jodelte. Neben Baron Glatz stelzte einer der nobelsten Begutachtungsgrafen, dessen Zunamen man gar nicht mehr wußte. Er hieß nur „der Max", so populär war er in seinem Weltchen, dem er als Fixstern leuchtete. Seine Schneiderrechnung betrug jährlich vierzigtausend Gulden Schulden. Um Geld zu haben, hatte er sich bei sämtlichen Schneidern Wiens zu gleicher Zeit einige hundert Anzüge, Mäntel, bei allen Schustern Stiefel machen lassen, die Rechnungen dafür ließ er „Papa" präsentieren, während er die neue Monstre-Garderobe unter der Hand verkaufte, um „Nadelgeld" zu bekommen. Er war sanft, weibisch, eine Reklame für Kosmetiken und Schönheitsmittel, trug hochgestickte Seidenstrümpfe und Lackschuhe, die nur einen hüpfenden Gang gestatteten, schrieb, wenn er einmal ins Bureau kam, in Handschuhen seine Akten und empfing die Parteien, Mandelteig auf dem zarten Gesichtchen. Den beiden jungen Herren folgten per pedes schwitzend und keuchend drei Männergestalten, die wirklich imponieren konnten. Blauptzer mit zwei hochgeehrten Gästen, die seit kurzem bei ihm weilten. Der große Eisenbahnmensch Baron Börsenleben, ein Unikum auf der Höhe kulturreifer Geschäftsgebarung und Menschenschinderei, und der sogenannte Meerschaumkönig Bernsteiner, natürlich auch Baron jüngsten Datums, schwersten Gewichts, daher erster Güte, pikant, prima, hochfein. Börsenleben hatte sein Eisenbahnnetz über zahllose Gegenden gebreitet, die er blockieren und in denen er alle guten, noch billigen Grundstücke zu Spottpreisen an sich brachte, um sie teuer zu verkaufen. Seine Bahnen waren teuer, sparten Kohlen, hatten immer Verspätung und erlitten Schäden, die gut gemacht werden mußten. Um sie zu decken, trugen die Aktien der Bahnen selten Zinsen. Ein dicker Unterjude funktionierte als Direktor und Vertreter des Oberjuden. Ihm ging es trefflich, er gedieh glänzend. Die übrigen Beamten der Bahnen bezogen Gehalte wie Bettelpfennige und arbeiteten wie Lasttiere. Es gab unter ihnen kein sattes und kein vor der nackten Not des Lebens geschütztes Menschenkind. Sie ergänzten sich aus gebildeten, ja studierten Leuten, aus dem geistig vornehmen, traurigsten Proletariat unserer heutigen Zeit, das sich nicht wie der Arbeiter noch Recht und Geltung verschaffen kann. Wer manchmal essen möchte, seine glänzenden Zeugnisse wie seinen Doktor nicht verwerten kann, der nimmt solche private Bahn- oder Agentendienste bei einem Börsenleben an. Von Gewissenlosigkeit und Habgier mißbraucht und ausgepreßt, verkümmert gutes Material an geistes- und opferwilligen Arbeitskräften. Und der große, aber nicht schlaue Rechenmeister Staat, der immer spart an unrichtiger Stelle, läßt sich vom Stamme Israel dies wertvolle Betriebskapital verwendbarer Menschen nehmen. Wo er aus vollem Säckel fördern sollte, knickert er mit dem täglichen Brot.

Neben dem dicken Börsenleben, der noch nicht auf der Kulturhöhe stand, welche dem Juden die Maske guter Erziehung beibrachte, sondern der laut renommierte, Ringe an allen Fingern trug und in Hemdärmeln einherschritt, neben dem großen Eisenbahner schritt ein noch größerer Mann, auch dick, auch erzvaterhaft, aber weniger Protz als der andere. Bernsteiner war berühmt in Europa. Um eine mäßige Summe hatte er seinerzeit die Meerschaumindustrie in seinen Besitz gebracht; dann machte er folgende Spekulation: Er stellte Arbeit und Handel mit der Sache gänzlich ein und legte so zahlreiche Existenzen brach, denen die Gewinnung und Verarbeitung ein Erwerb, ein Lebensunterhalt gewesen. So lange schädigte er Staat und Arbeit um eine in Blüte gewesene Industrie, bis die Belohnung kam. Statt ihn durch ein Gesetz

(Fortsetzung auf Seite 128)



Mit „U 62" in der Irischen See

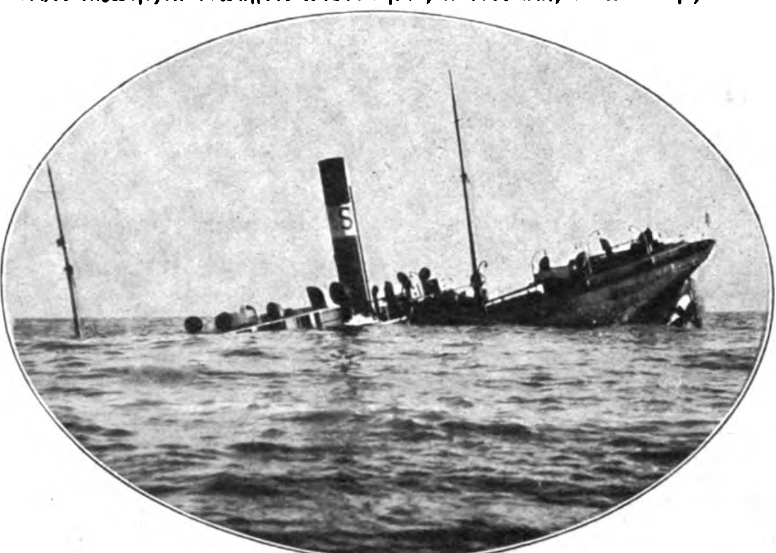
Von Oberleutnant zur See a. D. Gerhard Kobbelt

Anfang Dezember 1916 wurde ich als Wachoffizier auf „U 62" kommandiert, das in Helgoland lag, um zu einer Unternehmung nach dem Westausgang des Kanals auszulaufen. Ein schwerer Sturm, der tagelang mit Stärke 12 wehte, hielt uns zunächst in Helgoland fest. Als es endlich etwas abflaute, liefen wir am 6. Dezember aus und liefen längs der Küste nach Westen. Bei der Ansteuerung des Kanals konnten wir aber weder Noordhinder-Feuerschiff finden — wahrscheinlich war es wegen des Sturmes eingezogen — noch eine der Leuchtbojen, die sicher vertrieben waren. Da kurz zuvor ein anderes U-Boot wegen der unsicheren Navigierung auf den Sandbänken des Kanals festgekommen und dabei von den Engländern überrascht worden war, zog es unser Kommandant vor, lieber den Zeitverlust in Kauf zu nehmen und nördlich um England herumzugehen. Ohne irgendwelche Zwischenfälle gingen wir durch die Fair-Passage und liefen nach Süden, um durch die Irische See unser Operationsgebiet aufzusuchen.

Am 11. Dezember abends steuern wir den Nordkanal an. Es ist eine sehr dunkle, unsichtige Nacht. Eine dichte Regenböe jagt die andere und nimmt den Leuten auf dem Turm jegliche Aussicht. Kapitänleutnant B. hat Wache. Wir anderen Offiziere sitzen mit dem Kommandanten in der Messe.

Es ist kurz vor 11 Uhr. Da schrillen plötzlich die Alarmglocken durchs Boot. Alarmtauchen! Was ist geschehen? Eine dichte, lang andauernde Regenböe hat jeden Ausblick unmöglich gemacht, und als sie aufgehört hat, sitzt das Boot mitten in einem feindlichen Geleitzug. Rechts voraus ein Dampfer, kaum hundert Meter ab, an Steuerbord Dampfer, an Backbord Dampfer! Da die Lage im Augenblick nicht zu übersehen ist, ist Kapitänleutnant B. zunächst einmal mit Alarm auf Tiefe gegangen.

Wir laufen ein Stückchen seitlich ab und tauchen dann, während die Rohre inzwischen bewässert worden sind, wieder auf, da wir anscheinend

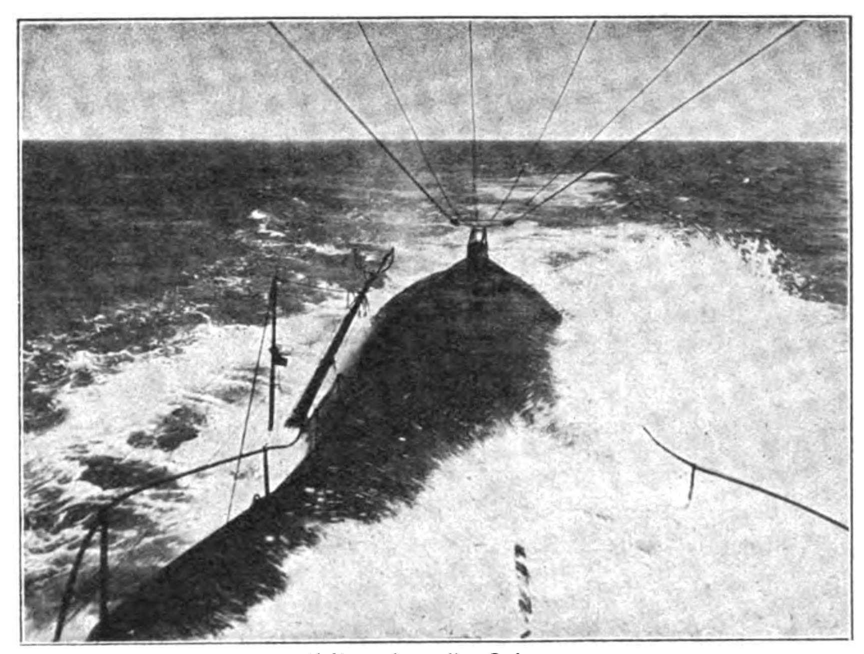


Torpedierter Dampfer

vom Feind nicht gesehen worden sind. Wir haben Glück; gerade noch können wir einen scheinbar etwas zurückgebliebenen Dampfer erkennen. Wir mit A. K. voraus hinterher zum Überwasserangriff. Gerade sind wir an der Steuerbordseite des Dampfers, ein schöner Bursche von zirka 5000 Tonnen, genügend weit aufgedampft, um zum Angriff aufdrehen zu können, da kommt rechts voraus ein Zerstörer in Sicht, der einen Angriff unmöglich macht. Kurz entschlossen dreht der Kommandant nach Backbord ab und geht hinter dem Heck des Dampfers herum, um auf der Backbordseite die Sache einmal zu versuchen. Wir dampfen wieder auf, und dieses Mal haben wir mehr Glück. Im Aufdrehen werden wir unseren Schuß gut los und nach 30 Sekunden: Treffer im Maschinenraum!

Da Zerstörer in der Nähe sind, ziehen wir es vor, uns nach dem Treffer erst einmal auf Tiefe zu begeben und abzulaufen. Ganz gegen unsere Erwartung erfolgen aber keine Wasserbomben, scheinbar führt der Engländer die Explosion auf eine Mine zurück. Wir tauchen wieder auf, der Dampfer ist inzwischen ziemlich weit weggesackt und zwei Zerstörer sind damit beschäftigt, die Besatzung zu bergen. Ein Angriff auf die Zerstörer ist zu unsicher, und außerdem legen wir keinen Wert darauf, uns unnötig zu verraten, da wir am nächsten Abend durch den Nordkanal gehen wollen. Nachdem wir noch das Sinken des Dampfers beobachtet haben, gehen wir für den Rest der Nacht unter Wasser, um auszuruhen.

Programmäßig passieren wir in der nächsten Nacht den Nordkanal und laufen südwärts. Eigentlich haben wir ja keine Zeit zu verlieren, da wir ohne den Umweg um England ja schon lange in unserem Operationsgebiet hätten sein müssen. Der Kommandant kann aber doch der Versuchung nicht widerstehen, so ganz „en passant" den Verkehr über die Irische See etwas zu stören. So legen wir uns denn in den Morgenstunden des 14. Dezember bei Kish-Feuerschiff auf Lauer. Einen schönen Dampfer mit Ostkurs jagen wir drei Stunden lang, ohne ihn einholen zu können, da kommt uns ein zweiter zirka 4000-Tonnen-Dampfer entgegen, der Kish-Feuerschiff



U-Boot in voller Fahrt

ansteuert. Ungesehen kommen wir über Wasser zum Angriff. 3 Uhr vormittags fällt der erste Schuß, leider ein Fehlschuß wegen Fahrtunterschätzung. Aber der Dampfer hat uns noch immer nicht bemerkt; nach einer Stunde sind wir zum zweiten Male so weit. Heckschuß! Nach knapp 20 Sekunden Treffer im vorderen Laderaum. Der Dampfer dreht auf uns zu, um uns zu rammen, aber etwa 200 Meter von uns entfernt, bricht er plötzlich zusammen und geht augenblicklich unter. Bei Hellwerden kommt der nächste Dampfer, auf den wir unter Wasser zum Angriff kommen. Da der Dampfer ziemlich hoch aus dem Wasser liegt, ist der Torpedo scheinbar unter dem Dampfer hindurchgegangen. Da nach den bisherigen Erfahrungen hier viel Verkehr zu sein scheint, gehen wir nach der englischen Küste herüber, wo wir uns vor Holy Head auf Wartestellung begeben. Auch hier lebhafter Verkehr, aber so dicht unter Land, daß wir nicht zum Angriff kommen können. Da es sich ja schließlich gleich bleibt, wo wir unsere Torpedos los werden, beschließt der Kommandant, die selten günstigen Angriffsgelegenheiten in dieser Gegend auszunutzen und ganz hier zu bleiben. Die Nacht bringt uns den nächsten Erfolg. Ein zirka 5000-Tonnen-Dampfer erhält im Überwasserbugangriff einen Treffer in den Maschinenraum und ist drei Minuten nach der Detonation schon verschwunden, nur eine trüb flackernde Nachtrettungsboje kennzeichnet die Stelle des Untergangs. Auch am nächsten Abend kommt pünktlich der fällige Abenddampfer an. Er hat es sehr eilig, und wir müssen über eine Stunde A. K. laufen, ehe wir in Angriffsstellung sind. Dann fällt der Schuß. Der Dampfer bricht bei der Detonation unter starker Flammenerscheinung einfach zusammen und ist nach Verziehen der Sprengwolke des Torpedos schon unter Wasser verschwunden bis auf das weißglühende Achterschiff, das auch nach höchstens zwei Minuten aufzischend verschwindet. Augenscheinlich hatte der Dampfer Munition oder Sprengstoff geladen, was uns besonders freut.

Nachdem wir einige Tage wegen schweren Wetters keine Gelegenheit zum Angriff haben, kommen wir noch einmal bei Holy Head auf einen großen 18 000-Tonnen-Dampfer zum Unterwasserangriff unter günstigsten Schußbedingungen. Leider geht durch einen Versager in der Tiefensteuerung der Torpedo in den Grund und detoniert dort, wobei das Boot selbst durch die Explosion heftig erschüttert wird, die Gläser der Manometer zerbrechen, sonst aber kein weiterer Schaden entsteht; nur unser schöner Dampfer ist auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Da wir unsere Torpedos bis auf einen glücklich losgeworden sind, machen wir uns dann auf den Heimmarsch und laufen am 24. Dezember mit einer Beute von zirka 18 500 Tonnen wieder in Helgoland ein, froh, das Weihnachtsfest noch auf dem Wohnschiff im Kreise der Kameraden feiern zu können.



Der ehemalige U-Boots-Hafen in Kiel

DER NATIONALSOZI
TROTZ VERBOT

Hitler in B



Parteitag in Stuttgart: Kommunisten begleiten johlend und schimpfend den Zug der S. A.

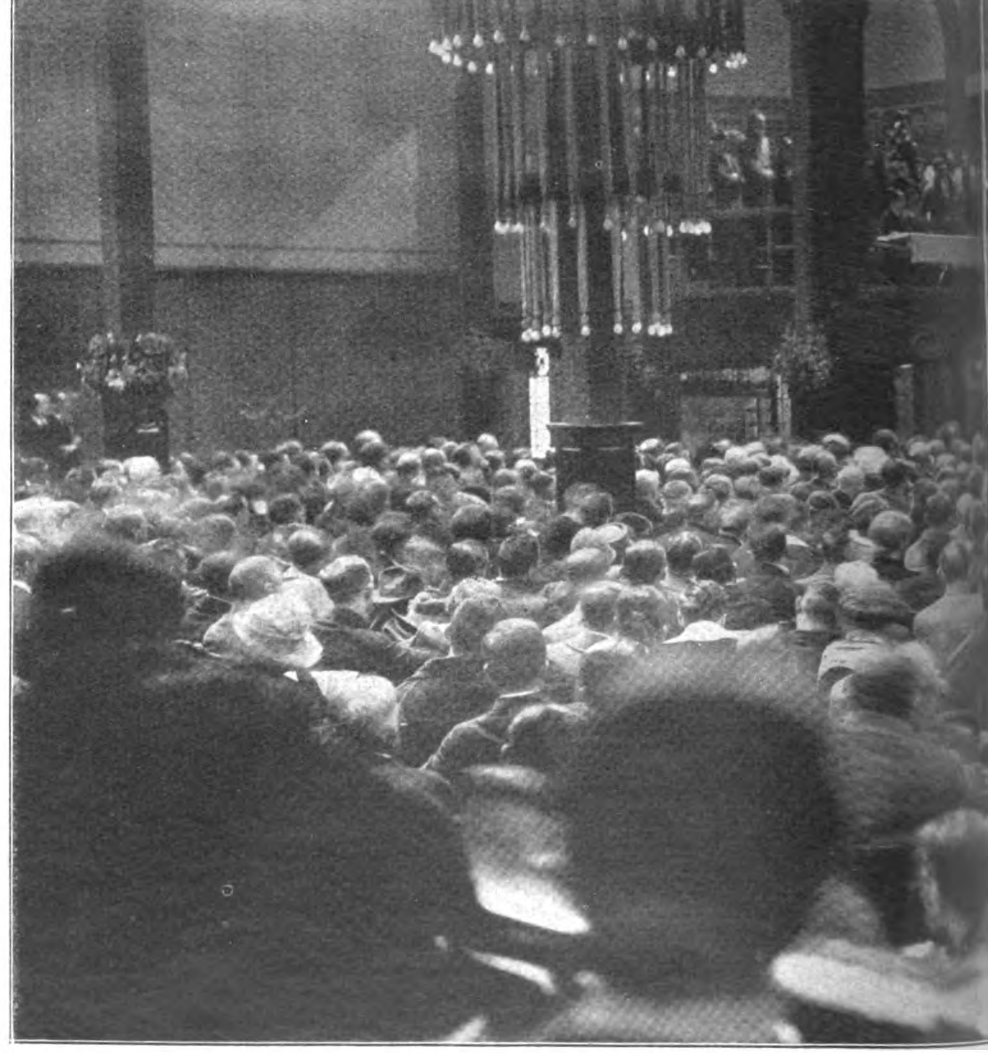


Eine Riesenversammlung am G



Stuttgart: Vor dem Saalbau Wulle, wo Dr. Goebbels sprach

Hitler n

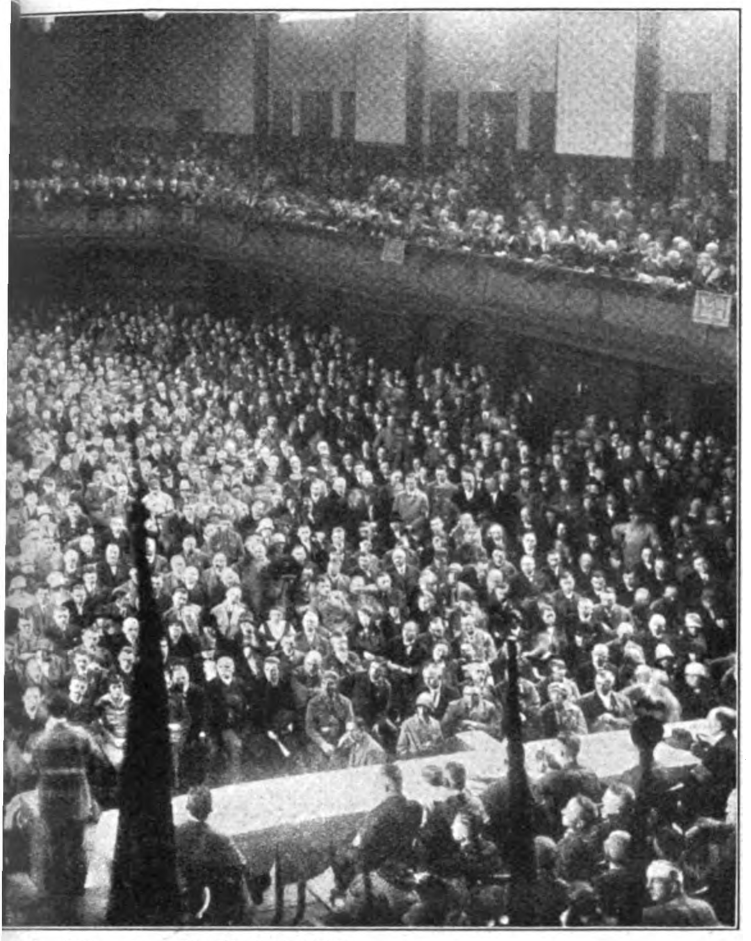


Stuttgart: Hitler nimmt den Vorbeimarsch der S.A. ab. Neben ihm Dr. Goebbels, der vielgenannte Führer der Berliner Nationalsozialisten

Das erste Auftreten Adolf Hitlers in Berlin – er sprach am 1. Die gesamte Presse br

…ISMUS MARSCHIERT
…UND SCHIKANEN

…d Stuttgart



…g in Essen. Dr. Goebbels spricht!



Stuttgart: Ein tätlicher Angriff der Kommunisten auf die S.A. wird abgewiesen



Stuttgart: Zwei Welten: Links der Demonstrationszug der S.A., rechts demonstrierende Sowjetjünger

Berlin



… im „Clou" vor 5000 Mann – war ein gewaltiger Erfolg. … spaltenlange Berichte



Der Stein des Anstoßes: Das Plakat der letzten Goebbelsversammlung in Berlin, nach der der Jude Weiß das Verbot aussprach

LIBYEN

Die große italienische Kolonie

Mit 7 Abbildungen

Mit den Kolonien befindet sich Italien in einer ähnlichen Lage wie Deutschland, wenn auch die Entwicklung, die zum gegenwärtigen Zustand geführt hat, keineswegs die gleiche ist. Deutschland hat spät einen bescheidenen Teil des gewaltigen Vorsprungs eingeholt, den die anderen Seemächte errungen haben, und hat mit dem Kriegsende alle Kolonien verloren. Italien aber war überhaupt mit seinen kolonialen Wünschen verspätet auf den Plan getreten, und dies aus dem Grunde, weil das Vorkriegsitalien, kurz gesagt, eine Großmacht zweiten Ranges war. Sein natürliches Kolonialgebiet wäre Tunesien, die altrömi.che Colonia Africa. Hier aber hat sich vor nahezu einem halben Jahrhundert Frankreich festgesetzt. Die seinerzeit von Italien okkupierten Küstengebiete am Roten Meer und in Ostafrika stellen ohne Hinterland einen überaus bescheidenen Wert dar.

Im Jahre 1911 nun erklärte Italien der Türkei den Krieg, am 16. Oktober 1912 verzichtete der Sultan auf seinen letzten, für die Türkei längst recht zwecklosen afrikanischen Besitz. Seither stehen Tripolitanien und Kyrenaika als Kolonie Libyen unter italienischer Herrschaft. Während des Weltkriegs ging allerdings nahezu das ganze Gebiet an die aufständischen Araber- und Berberstämme verloren; diese kamen sogar bis an die Verteidigungsmauer heran, welche die Italiener rings um die Hauptstadt Tripolis und quer durch die angrenzende Oase Mnschia erbaut hatten. Nebenbei gesagt, eine Mauer, die mit ihren Schießscharten und ihrem Glasscherbenbelag den an europäische Kriegführung Gewöhnten recht mittelalterlich anmutet, die aber in der kolonialen Kampfesweise ihren Zweck voll und ganz erfüllt hat.

Im Jahre 1921 kam Volpi als Gouverneur nach Tripolis. Es ist derselbe, der heute als italienischer Finanzminister eine der wertvollsten Stützen der Regierung Mussolini bildet. Seine Erfolge in Libyen wurden übrigens mit dem Grafentitel und dem Adelsprädikat „Di Misrata" belohnt. Volpi nun setzte mit prachtvoller Tatkraft die Wiedereroberung des Landes ins Werk. Am 26. Januar 1922 wurde der Küstenplatz Misrata (daher das Adelsprädikat des Gouverneurs!) erobert und auf diese Art das Rückgrat der Aufstandsbewegung gebrochen. Der entscheidende Schlag war geführt. Volpi bekämpfte nicht nur militärisch, sondern auch politisch alle Gegenströmungen. Heute sind die wertvolleren Gebiete des riesigen Landes so vollständig pazifiziert, daß man sie mit dem Spazierstock in der Hand bereisen kann.

Dattelernte

Das Ende des Weltkrieges hatte Italien keinen kolonialen Zuwachs gebracht. Und deshalb sehen wir heute Italien, wie eingangs erwähnt, nahezu in der gleichen Lage wie Deutschland: Hier wie dort eine Großmacht, die all jener notwendigen Vorteile entbehrt, welche der Kolonialbesitz schafft.

Denn wir müssen uns darüber klar sein, daß Libyen, dieses Wüstenland im Bereich der Sahara, unbeschadet seiner gewaltigen Ausdehnung einen nur sehr geringen volkswirtschaftlichen Wert besitzt. Es hat bis vor wenigen Jahren selbst in leitenden italienischen Kreisen nicht an Stimmen gefehlt, die Libyen kurzerhand als nutzlose Sandwüste erklärt haben. Inzwischen aber ist in Italien die Ansicht durchgedrungen, daß es nicht angehe, den gesamten Bevölkerungsüberschuß dauernd an fremde Länder zu verlieren. Da nun das Reich bis auf weiteres keine besseren Kolonien als Libyen besitzt, hat man sich gezwungen gesehen, eben dieses Libyen zu entdecken. Die Bemühungen, das Oasengebiet gegen die Wüste vorzuschieben, haben nach zäher Arbeit Erfolge gezeitigt. Eine erhebliche Anzahl



Ein Schöpfbrunnen, davor das Staubecken



Grenze zwischen Oase und Wüste





Corso Vittorio Emanuele, die Hauptstraße von Tripolis. Rechts das 2. Haus (mit der großen Flagge) die Residenz des Gouverneurs



Kamelpflug

von Beamten, Ingenieuren, Ärzten, Lehrern und Kaufleuten wurden ins Land gerufen, die Bautätigkeit wurde gefördert, die eingeborene Bevölkerung zu rationeller landwirtschaftlicher Arbeit und zum Güteraustausch mit Italien angeregt, das eingeborene Gewerbe tatkräftig unterstützt usw. Conte Volpi hat die Küstengebiete gründlich europäisiert, es entstand eine geradezu mustergültige Hafenanlage in Tripolis, in sanitärer Hinsicht wurde Außerordentliches geleistet. Volpis Nachfolger, der gegenwärtige Gouverneur, Senator General De Bono, setzt das Werk seines erfolgreichen Vorgängers fort und hat sein Augenmerk vor allem der Entwicklung des Ackerbaues zugewendet. Vom 11. bis 16. April 1926 weilte Mussolini in Tripolis; seine Anwesenheit hat auf die Eingeborenen sehr günstigen Eindruck gemacht. Mussolinis Reise wurde im Ausland vielfach ganz und gar mißverstanden. Sie war alles eher denn eine Kriegsdrohung, ein Rasseln mit dem Schwerte. Ganz im Gegenteil: Es war, kurz gesagt, eine Propagandareise, welche die Italiener auf ihre Kolonie aufmerksam machen sollte.

Dem Besucher bietet dieses Land eine Fülle des Eigenartigen. Libyen ist kein Fremdenverkehrsland wie die beiden Nachbarn Ägypten und Tunesien, das afrikanische Volksleben zeigt hier noch unverfälscht seine Reize. Im „Suk" — dies das arabische Wort für den uns geläufigen persischen Ausdruck Basar — arbeiten die Handwerker nach vielhundertjähriger Überlieferung. In den prachtvollen Oasen der Sahara strömen auf den großen Märkten die nomadischen Viehzüchter, die Händler und Gewerbetreibenden zusammen. Ganz sonderbar muten die von den Italienern errichteten Gemeindehäuser, Schulen, Schlachthöfe, Mühlen und Karabinierikasernen inmitten der uralten Palmenwälder an. Schöpfbrunnen, von Rindern betrieben, fördern das Wasser mühevoll zu Tage, der Bauer verwendet noch den uralten Hakenpflug; Palmen, Obstbäume und Felder geben abwechselnd das ganze Jahr hindurch Ertrag.



Im Suk (Basar)

Die zielbewußte kolonisatorische Arbeit hat den Bedarf an europäischen Industriewaren rasch gesteigert. Erstaunlich umfangreich ist die Einfuhr aus Deutschland, die sich aber ziffernmäßig nicht deutlich ausdrückt, da die meisten deutschen Waren aus Italien hierher gelangen.

Libyen kann Italiens kolonialen Ansprüchen niemals genügen, wird aber in absehbarer Zeit von nicht geringer Bedeutung für das Mutterland sein, wenn die kolonisatorische Arbeit auch weiter so zielbewußt geleistet wird, wie es seit einigen Jahren der Fall ist. W.



Großer Oasenmarkt

(Fortsetzung von Seite 122)

zu zwingen, den Betrieb fortzuführen, kaufte ihm die Regierung das Unternehmen wieder ab, und zwar um 14 Millionen. So hatte er als Segensfrucht gemeinnütziger Tat nur gegen 10 Millionen mühelosen Reingewinn aus einem schmutzigen Handel. Und er ward der Berühmteste im großen Stamme der Seinen. Es fehlte nicht viel, so hätte die Börse ihn heilig gesprochen und ihm ein Monument gesetzt, denn „der Mann konnte was. Gott über die Welt, soll er sein uns ein Exempel."

Und der Mann war intim befreundet mit Exzellenz Kautz, der Nandl speiste bei ihm. Graf Lux schob gern den Arm in den seinen. Er war eine „Person" und eine Macht in den Zwillingswelten Staat und Geschäft. Selbst Blaupter, der verfeinertste aller Erzsöhne, der Jude in Lack und Salonstiefel, der sich sogar schon gestatten konnte, in offiziellen Momenten als Antisemit zu figurieren, verkehrte achtungsvoll mit ihm, denn da konnte man was lernen. Und sie, die um dreißig Silberlinge zu verschachern gewohnt gewesen, hatten nichts gegen eine Steigerung auf ein- und zweiunddreißig einzuwenden, so sich's lernen ließ, das Profitchen zu erzielen. Bernsteiner und Börsenleben machten die Bergpartie zu Fuß als Schwitzkur; sie gediehen gar zu trefflich für Leber und Niere. Blaupter, mager, kühl, aus „purer Vornehmheit nach innen schwitzend", wie Börsenleben sich ausdrückte, stampfte ingrimmig als höflicher Gastgeber mit. Er war schnippisch mit den beiden Reserveflugszerln und impertinent mit seiner letzten Reklamewohltat, der kleinen Sportsgräfin Villapitz, deren Schulden er zu bezahlen versucht hatte. Sie glichen dem Sand am Meer, diese Schulden, aber Villapitz war ein Name ersten Ranges, rein, uralt, wert von einem Juden herabgezogen zu werden. Und der kleine weibliche Jockey, der ihn trug, war amüsant entartet, uneinschüchterbar. Eine Figur, die den Hofstaat eines Blaupters nicht blamierte. Sie machte mehr Sensation als Grete Talan. Nächst diesen Hauptfiguren aus der lustigen Gesellschaft gab es noch Staffage minderen Reizes. Junge Herren, deren Manieren auch auf Urlaub waren, aber anderswo; ein paar Gardedamen, auf Eseln reitend, mit langen Lorgnetten, durch die sie die Gegend zu befragen schienen, ob sie standesgemäß sei und einen Stammbaum habe. Neben dem jüngsten Flugszerl mit sehr rotem Kopf und unsicheren Versuchen zu Weltmannssitten, ein hübscher, blutjunger Mensch, bei dessen Anblick Janthe heftig zusammenzuckte. Er wurde augenscheinlich als Hofnarr behandelt. Der Nandl trieb ihm den Hut an, die Komtesseln schoben ihm Grashalme in den Hals, er war der „Hopf" der Gesellschaft, wie der Kosmetiken-Mazi sich ausdrückte. Trotzdem sah er glücklich, ja gehoben aus und bemühte sich angestrengt, den rechten Ton für die Gesellschaft zu finden.

„Meiner Söl' und God, dos is ja der Gordi, unser junger Herr Graf, der allweil auf meine Heuwägen aufikrabbelt is, wenn mir ein'bracht hob'n," sagte der Seis, der die Gesellschaft mit finsterem Hohn gemustert hatte, auffahrend.

„Dos — is — der junge Herr!" Janthe war erblaßt, sie sah den Fritz, wie er höhnisch grinsend seine Schwester anstieß, ihre Hand ballte sich unwillkürlich zur Faust. Der Bauer sah sie mitleidig an.

„Wa'r i sog, 's bleibt nöd aus, 's bleibt nöd aus, Komteß, der Schad'n! Wer unter d' Kleien kimmt, den fress'n die Schwein' auf," sagte er derb.

Janthe seufzte.

„Gehabt Euch wohl, auf Wiederseh'n Margret."

Sie schüttelte der Dirne die Hand und wandte sich zum Gehen. In ihrem hübschen, jungfräulich ernsten Wesen, das sie von andern gänzlich verschieden machte, schien plötzlich etwas müde und traurig geworden. Wie eine Sorge lag es über der klaren Stirn. — Der Bauer gab ihr das Geleite. Zusammen schritten sie langsam den Berg hinab, sie ein junges, schlankes Geschöpf mit lichtem Haar und träumerischen Augen, deren Innenblick zu denken gab. Er eine Charakterfigur, stark ausgeprägt, markig in ihrer Einfachheit. Der Schauspieler sah ihnen nach wie gebannt. Seine Hand zerknitterte mechanisch das Weinlaub, dem ein feinberauschender Blütenduft entquoll, seine Augen glänzten.

Der Prinz hatte seine Aufmerksamkeit noch auf die flotte Gesellschaft gerichtet, die eben im Wald verschwand.

„Saubere Bande," sagte er scharf.

„Oben kommen sie an und machen Witze mit der berühmten Waldwirtin, die gesucht naiv und künstlich grob tut. Sie gilt als ein Ausbund von Mutterwitz und biederer Einfachheit. Dabei ist sie nichts mehr als eine freche, gut abgerichtete Kellnerin, ein Papagei auf falsche Naturlaute dressiert. Und die Nandl-Durchlaucht ist wieder einmal sehr sparsam, schaut, daß ihr jemand die Jausen zahlt, oder daß sein Kaffee mit die andern „d'rein geht". Dann laßt er sich auf eine Krone Trinkgeld fünfundvierzig Kreuzer herausgeb'n, und wenn's gelungen is, is er gut aufgelegt. Die Flugszerln kraxeln auf die Bäum' und foppen das neue Opfer, den kleinen Banneberger, halb närrisch, und die drei Erzsöhne verschandeln die schöne Natur, ins Grüne gelagert, während das Kätzchen plötzlich an einem Nebentisch die „ganz zufällig" auch heraufgekommene Lori Frapp mit einer kleinen Künstlergesellschaft sieht, die ihm über die Komtesseln hin zuwinkert und heimlich die Zung' herausstreckt. Sie hat natürlich irgend einen schönen, jungen Menschen mit'bracht, ignoriert die vornehme Gesellschaft gänzlich und hüpft graziös über Steine und Abhänge, wobei sie Zigaretten raucht, Schlager singt und die Vögel scheu macht. Der Nandl ist wütend über sie und das Kätzchen rot vor ingrimmiger Eifersucht. Und morgen hat diese holde Störerin des geistigen Gleichgewichtes der Crème von Jzteles, nach einer Eifersuchtsszene mit dem politischen Grundwächter erster Güte, ihm ihren großen Pantoffel zu Gehör gebracht. Übermorgen trägt sie neue Perlen, die als Versöhnungstax' geleistet werden, und empfängt ihren neuesten Sklaven, den kleinen dummen Bruder der hübschen Janthe. Armes, kleines Ding, seine Schwester. Sie kommt mir in der Familie so am unrechten Fleck vor! Übrigens gute Leut' die Eltern. Nur schwach! schwach da oben! Und ihr geistiges Gleichgewicht hält Jzteles nicht aus. Sie sind schon ganz benebelt von all' den neuen Einflüssen. Nur die kleine Janthe hat den Kopf oben. 's steckt Rasse d'rin, was Pastrell? Sie starren noch immer wie hypnotisiert den beiden nach!"

„Es tut wohl, ganze Menschen zu seh'n, die 'was Echtes fühlen und anstreb'n, Hoheit," sagte der Schauspieler, der die lange Rede des Prinzen kaum gehört hatte.

„Still, Freund! Kommen Sie weiter zurück. Man soll uns diesmal hier gar nicht seh'n. Es tritt jemand aus dem Hause."

Margret und Fritz waren auf der Schwelle erschienen. Die Dirne sah unruhig aus, der Arbeiter redete ihr verbissen zu, dabei scharf den Weg beobachtend, auf dem der Vater sogleich heimkehren mußte.

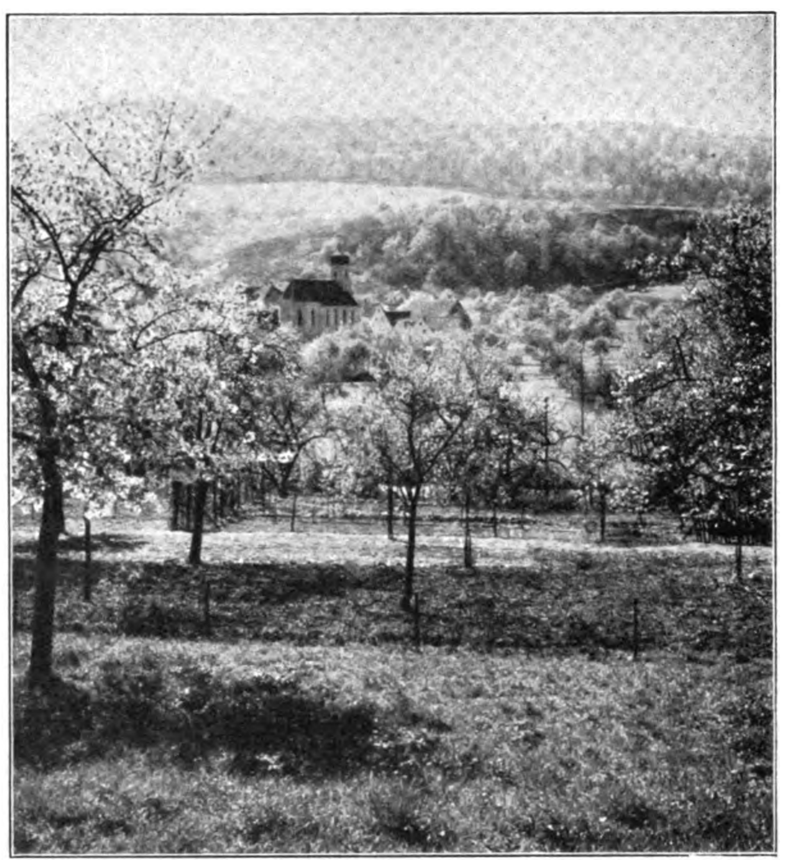
„Laß d'r nix g'fall'n, laß d'r nix bieten," meinte er scharf, „du hast das nicht notwendig, Mädchen. So eine wie du, findet immer einen nobligen Unterschlupf. Indem er noch dichter an sie herantrat, fuhr er fort: „Daß du's nur weißt, die Lois ist seit acht Tagen unten im Ort und läßt dich grüßen."

(Fortsetzung folgt)



Frühling in Deutschland

Altheidelberg



Blütenpracht im Schwarzwald



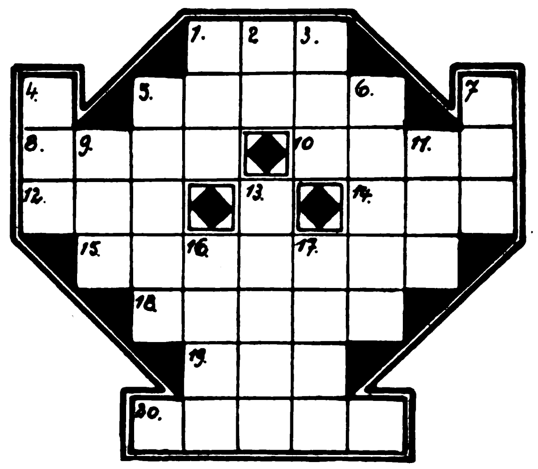
Blütenzeit an der Bergstraße



Frühling in den Bergen (Allgäu)

ZUM ZEITVERTREIB

Kreuzworträtsel



Senkrecht: 1. Sportgerät, 2. Flächenmaß, 3. Stadt a. d. Donau, 4. geograph. Punkt, 5. männl. Vorname, 6. deutsches Gebirge, 7. Verwesungsprodukt, 9. Gebäude, 11. japanisches Gewicht, 13. Wohnung, 16. Weinernte, 17. japanische Stadt.

Wagrecht: 1. Landschaft, 5. Schmuckstück, 8. deutscher Fluß, 10. Stern, 12. altes Gewicht, 14. Tonstufe, 15. Südfrucht (Mehrzahl), 18. Gestell, 19. englische Anrede, 20. Schiffsmast.

Lösung des Kreuzworträtsel in Nr. 8

Wagrecht: 1. Gilet, 4. Abend, 7. Kap, 9. Kar, 10. Tegernsee, 12. Kehl, 14. Iser, 16. Emu, 17. Abt, 19. mir, 20. Usus, 22. Ofen, 23. Paper, 24. Heda, 25. trab, 27. Hel, 28. Erz, 30. Lab, 32. Juda, 34. Adda, 35. Albertina, 38. gar, 39. Edi, 40. Unter, 41. Aster.

Senkrecht: 1. Gurke, 2. Eckel, 3. tag, 4. Aas, 5. Brei, 6. dürr, 8. Pera, 9. Knut, 10. Thusnelda, 11. Esmeralda, 13. Emu, 15. ein, 18. Bayer, 21. Spa, 22. Ort, 24. Heu, 26. Bad, 27. Hindu, 28. Eger, 29. Zote, 31. Bader, 33. Alpe, 34. Anis, 36. bar, 37. Ida.

Lösung des Rösselsprungs in Nr. 8

Nicht Bayern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Öst'reich und nicht Preußen,
Ein Land, ein Gott, ein Herz, ein Heer,
Wir wollen Deutsche heißen:
Als rechte deutsche Brüder
Hau'n wir die Räuber nieder,
Die unsre Ehr' zerreißen. **Arndt.**

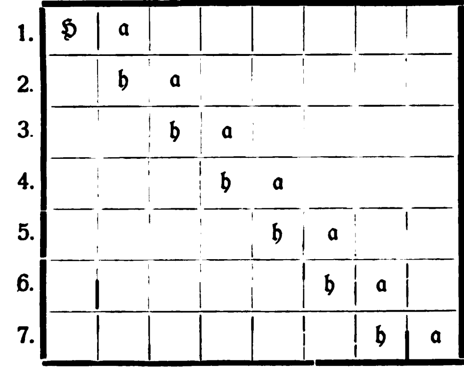
Tauschrätsel

Gebot, Welle, Main, Krebs, Hebel, Engel, Burg, Gerücht, Laube, Linz, Stern, Durst, Eimer, Stolle, Wiege, Mairose, Vorstand, Irland, Rudel, Hund, Lilie, Staat, Keule, Lerche, Falke, Sieg, Bogen, Pfand, Marke, Stichel, Heirat, Natur, Birne, Tante, Hagel, Schluß, Zeit, Organ, Feder, Absicht, Erwin, Wand, Luchs, Mütze, Rebe. Von jedem der angeführten Wörter ist ein Buchstabe zu streichen und durch einen anderen derart zu ergänzen, daß neue bekannte Wörter entstehen. Die neu eingestellten Buchstaben ergeben dann der Reihe nach im Zusammenhange gelesen einen Sinnspruch.

Versteckrätsel

Transvaal, Salvador, Elternhaus, Flandern, Gansleber, Steueramt, Kreta, Entschließung, Gedicht, Pflanze, Leonidas, Gehalt, Dattel, Befestigung, Dolomiten, Madeira, Anemone, Wolfgang, Damaszener, Aschersleben, Dutzend. Es ist ein Zitat aus Schillers „Tell" zu bilden, von welchem je eine Silbe in den angeführten Wörtern enthalten ist.

Diagonal-Rätsel



Die angeführten Buchstaben ergänze man zu nachgenannten Wörtern:

1. Beliebte Maske. 2. Sächs. Städtchen, bekannt durch seine Hochschule. 3. Ländlich. Blasinstrument. 4. Buchstabenfolge. 5. Männl. Vorname. 6. Stadt an der Ostbahn. 7. Türkischer Staatsmann.

Benötigte Buchstaben: a a a, b, c c, d d d, e e e e, i i i, k, l l l, m m, n n n, p p, r r r r r, s s s, t t t t, u u.

HEITERES

Das Alter der Mumie. Der Besucher fragt im ägyptischen Museum den Aufseher: „Wie alt ist diese Mumie?" — „5007 Jahre", erwidert der Aufseher. — „Wie kann man denn das aber so genau wissen?" forscht nun der andere und erhält die Antwort: „Ja, ich bin sieben Jahre hier, und als ich herkam, war sie 5000 Jahre alt."

*

Die junge Frau war beschäftigt, eine Torte zu backen. Es roch in der ganzen Wohnung schon bedenklich, und als der Gatte in die Küche kam, rief sie ganz verzweifelt:

„Was mache ich bloß, die Torte verbrennt, und nach dem Kochbuch muß sie noch zehn Minuten im Ofen stehen."

*

Sicheres Zeichen. „Glauben Sie, daß Meier Ihre Tochter wirklich aus Liebe geheiratet hat?" — „Natürlich, wie ich ihm die Mitgift ausbezahlte, habe ich ihm tausend Mark weniger gegeben, und er hats gar nicht gemerkt!"

*

Im Büro. „Herr des Himmels, Isidor Lehmann & Cie. schreiben, daß sie vier Dutzend Handtücher zurückschicken, die bei der letzten Sendung zu viel waren. Wenn Lehmann & Cie. vier Dutzend zurückschicken, wieviel müssen da erst zu viel gewesen sein?"

*

Lieschen geht mit der Mama im Lustgarten spazieren, als zu Ehren der Geburt eines Prinzen 101 Kanonenschüsse gelöst werden. Verwundert fragt Lieschen nach dem Grunde des Schießens und erhält die Antwort von der Mama: Weil eben ein Prinz geboren ist.

Lieschen (erstaunt): Knallt das immer so?

*

Kindlich. Vater erzählt von einem Manne, der schnell reich geworden ist: „. . . . Noch als Jüngling verdiente er sein erstes Geld mit ‚Küh-Hüten!'" — Bub: „Trugen denn die Kühe damals Hüte?"

*

Vater (der wissen will, wie weit sein Junge im Lateinischen ist): „Weißt du schon den Unterschied zwischen den regelmäßigen und den unregelmäßigen Verben?" — „O, ja. Bei den unregelmäßigen haut uns der Lehrer mehr als bei den regelmäßigen."

*

Pech. Zwei Jäger sind auf der Hasenjagd. Da kommt ein Hase gelaufen. Der eine legt auf den Hasen an und sagt: „Na, mach dein Testament." Der Schuß geht aber fehl, und der Hase läuft weiter. Da sagt der andere: „Siehst du, der läuft schon zum Notar."

Der Wahlkampf in Österreich

Ein Riesenplakat der Roten



Ein nationalsozialistisches Propagandaauto in Wien

Der letzte österreichische Wahlkampf anläßlich der Nationalratswahlen spielte sich in hervorragendem Maß auf den Plakatsäulen und Anschlagetafeln ab. Die Parteien suchten sich in dem Anbringen wirksamer Plakate gegenseitig zu überbieten; die Roten, denen jüdisches Geld in Massen zur Verfügung stand, waren nicht unwesentlich im Vorteil. Unsere Bilder zeigen, daß aber auch die Nationalsozialisten mit wenig Mitteln eine ganz ansehnliche Propaganda entfalteten



Ein wirksames Plakat der Hakenkreuzler „Nieder mit der Schandwirtschaft!"



Hakenkreuz auch in Amerika

Unter den Deutschen in Chicago bestand schon längst der Wunsch, eine antisemitische Vereinigung zu schaffen. Nunmehr haben sich die Antisemiten der Deutschen Kolonie in dem Bund „Teutonia" zusammengeschlossen und bereits eine rege Werbetätigkeit entfaltet. Unsere Bilder zeigen die Männer- und Frauensektion sowie einige besonders rührige Vereinsmitglieder



In Pasewalk fand ein Deutscher Tag statt. Zum erstenmal seit der Revolution wehten wieder deutsche Fahnen auf den Straßen

Einer, den die Juden „lieben"


Der Führer der Nationalsozialisten im Rheinland, Dr. Ley dessen Propagandatätigkeit den Juden derart auf die Nerven ging, daß die Partei in Köln und Umgebung verboten wurde



Spielleiter Robert Rohde mit seiner Gattin, der Schauspielerin Jolanthe Loo an Bord von Graf Luckners „Vaterland“

REVOLUTION

Ein Drama in 3 Akten von Wolf Geyser

Am 20. April 1927 fand in Berlin anläßlich der Hitler-Geburtstagfeier die Uraufführung des Dramas „Revolution“ von Wolf Geyser statt. Vor über 3000 Zuschauern gestaltete sich die Aufführung zu einem außerordentlichen Erfolg für Verfasser, Darsteller und Spielleitung. Der Abend bedeutete die schönste Huldigung für Adolf Hitler, war es doch das erste Mal, daß die Bühne in großzügiger Weise in den Dienst der weltanschaulichen Propaganda der N.S.D.A.P. gestellt wurde. Der Eindruck der Handlung auf die Massen bewies die Notwendigkeit der Bühnenpropaganda und die Schaffung deutscher Kulturstätten zur Vertiefung und Festlegung unserer politischen Erfolge. Nicht umsonst befinden sich fast alle Theater in jüdischen Händen, nicht umsonst ist der Jude bestrebt, sich alles das, was das Volk geistig zu beeinflussen imstande ist, führend anzueignen.

Im Oval: Wolf Geyser, der Dichter des Stückes „Revolution“

rechts: Szene aus dem 2. Akt

Schlußbild: Huldigung an Deutschland

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang / Folge 10
30. Mai 1928



Preis 20 Pf. / Österreich 35 Gr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

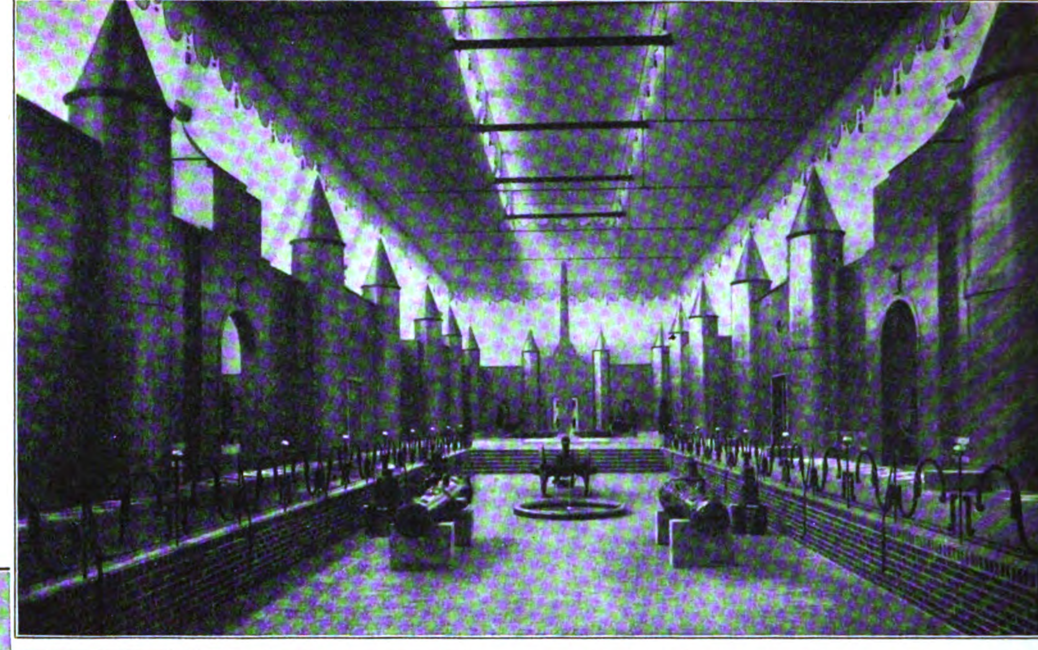
VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

im Wirkungsbereich von Isidor Weiß,
dem Vizepolizeipräsidenten von Berlin

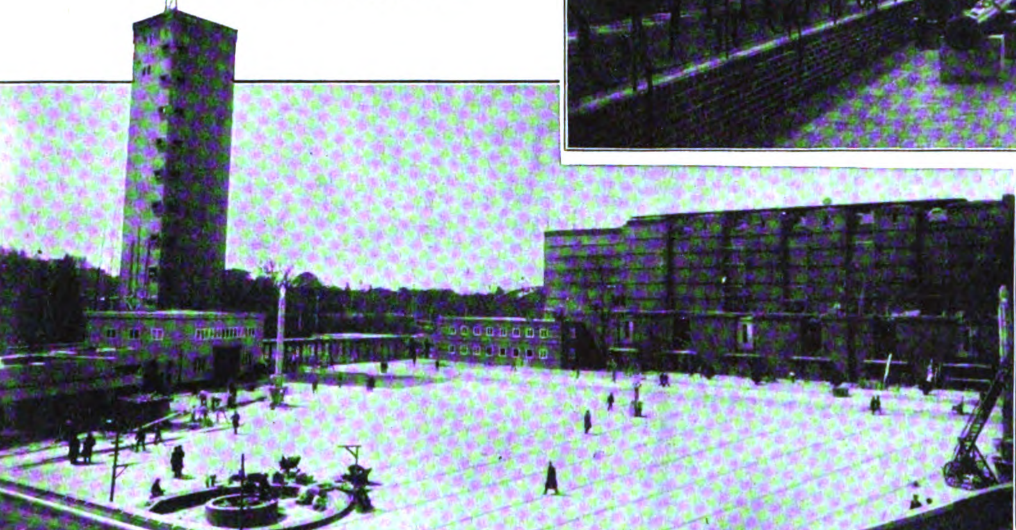


ZWEI AUSSTELLUNGEN

In München und in Magdeburg haben sich die Tore zweier Ausstellungen geöffnet, die aufs neue der Welt beweisen, daß deutsche Kultur und deutscher Geist nicht umzubringen ist. Die „Bretter, die die Welt bedeuten“ und das „goldene Handwerk“ in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrer Bedeutung für die deutsche Nation zu zeigen, ist ein sehr zeitgemäßes Beginnen. Sind doch gerade in den letzten Jahren diese beiden Zweige deutscher Kultur im Brennpunkte der Angriffe des Judentums und der Börse gestanden.



Die „Goldene Stadt“, der Repräsentationsraum der Ausstellung „Das Bayerische Handwerk“



Gesamtbild der Magdeburger Theater-Ausstellung Atlantik

Die Republik ist gerettet!



Das berühmte Reiterdenkmal Friedrichs des Großen im Parke von Sanssouci wurde vom Eingang weg an eine weniger begangene Stelle versetzt, da es „republikanische Empfindungen verletzt habe“. Durch derartige Dinge wird das Ansehen der Republik natürlich erheblich gewinnen!

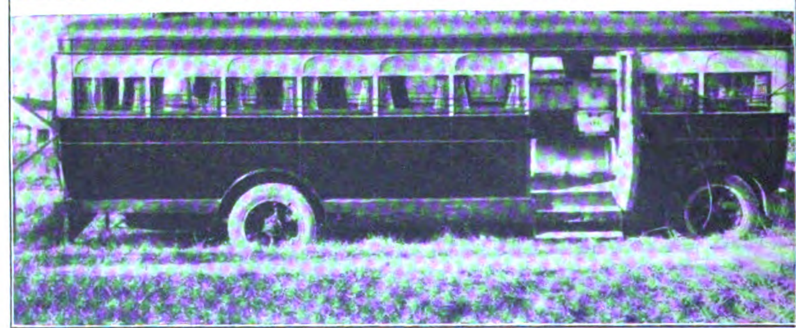
Wie sie „abrüsten“. Polen in Waffen



Presse-Photo

Während in Genf Abrüstungskonferenzen stattfinden, rüstet die Welt lustig weiter. Die Polen sind natürlich vornedran. Anläßlich des „Nationalfeiertages“ fand eine Parade statt, an der zum erstenmal auch die Jugendbataillone teilnahmen. — Das sind dieselben Polen, die dauernd die Beseitigung der deutschen Reichswehr verlangen, damit „der Frieden nicht gefährdet werde“





Moderner Fahrzeugluxus in England Industriebericht

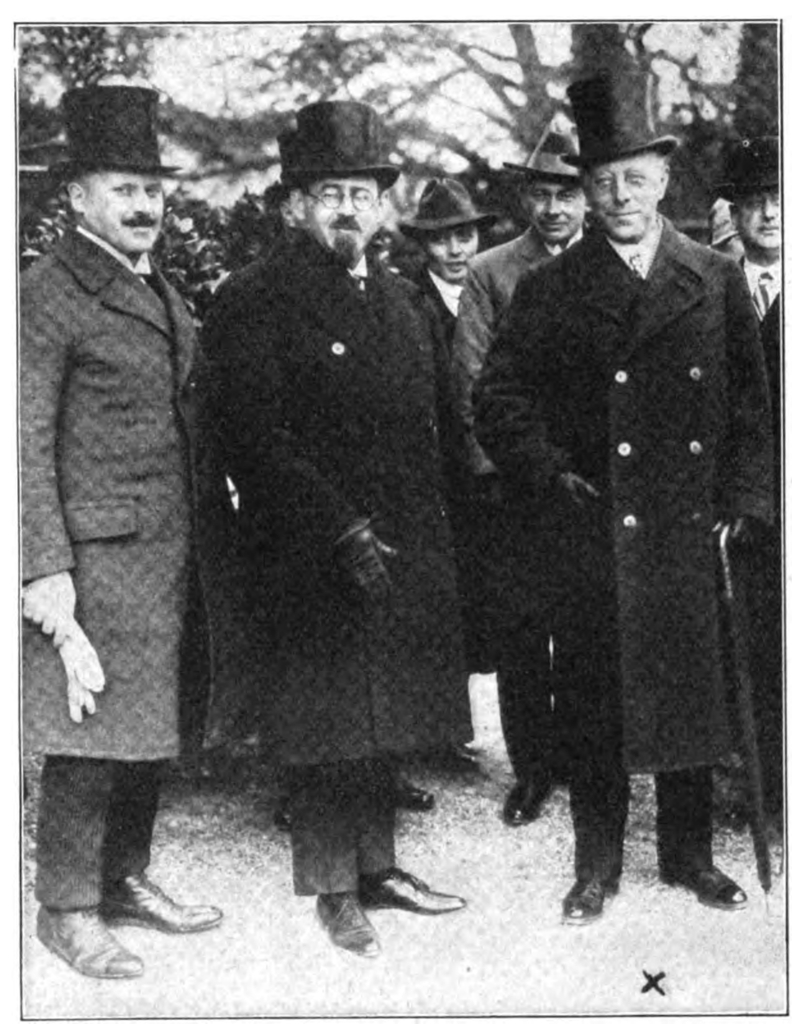
In einem großen modernen Personenautobus zieht das Personal über Land zu aufklärenden Vorträgen. Oben Blick in den Küchenraum, unten Ansicht des Wagens.



Im Reiseflugzeug über die Alpen Atlantik

Eine neue Rekordleistung hat dieser Tage das Verkehrsflugzeug Dornier-Merkur unter dem Chefpiloten Zinsmayr vollbracht, indem es die Alpen von Friedrichshafen bis Mailand in der Rekordzeit von 2 Stunden und 5 Minuten überflog.

Krestinski und Grzesinski — Leute, die was zu sagen haben



Deutsche Presse-Photo-Zentrale

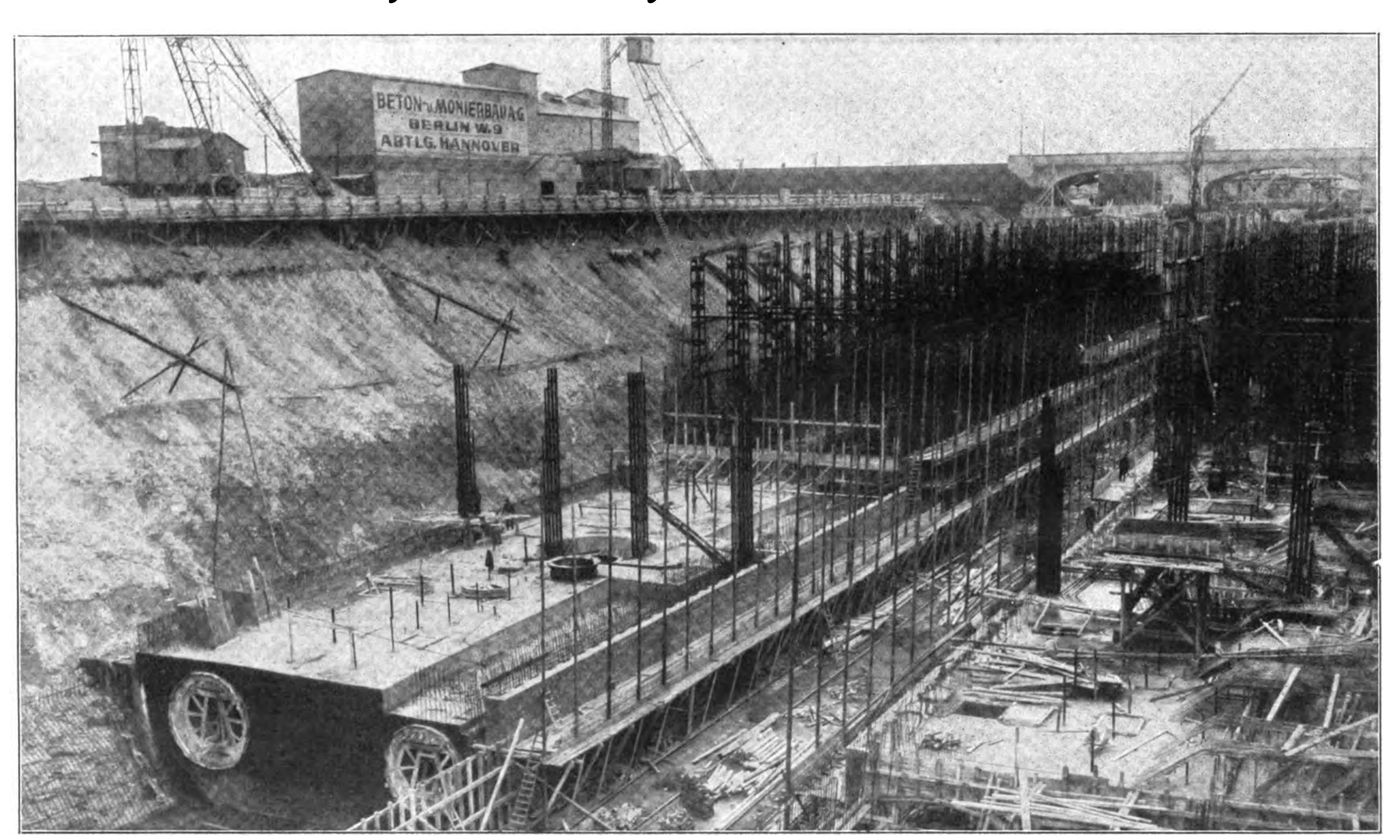
Noch hat sich der Sturm der deutschen Studentenschaft gegen den preußischen Kultusminister Becker (×) wegen seiner unerhörten Einstellung gegenüber dem Deutschtum im Ausland nicht gelegt, da hält es dieser Herr für richtig, zur Eröffnung der Deutschen Theaterausstellung in Magdeburg ausgerechnet in Begleitung des Botschafters der bolschewistischen Mörder des Herrn Krestinski (links von Becker), zu erscheinen. Das soll wohl ein Symbol sein für die mehr um sich greifende Bolschewisierung des deutschen Theaters.



Keystone

Der preußische Innenminister, Nachfolger des Herrn Severing, mit dem polnisch klingenden Namen Grzesinski (rechts) scheint ein recht lustiger Herr zu sein. Er hat ja auch allen Grund, sich seines Lebens zu freuen, nachdem er erst vor wenigen Tagen durch die Bestätigung der Maßnahmen des Dr. Isidor Weiß seine Stellung in den für die Republik ausschlaggebenden Kreisen gefestigt hat

DINGE, DIE DER JUDE NICHT MACHT



Der Bau einer Riesenschleuse für den Mittellandkanal bei Hannover. Das Werk ist eine Musterleistung deutscher Ingenieurkunst

A-B-C

DER JUDENSPIEGEL

JÜDISCHE EROTIK

Der Liberalismus des 19. Jahrhunderts brachte auch die Emanzipation des Judentums mit sich, das, von politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Hemmungen befreit, kühn nach allem griff, was in seine Reichweite kam, und das seine lang unterdrückten und klug verborgenen Triebe, Eigenschaften und Eigentümlichkeiten der Rasse zu entwickeln, ihnen freien Lauf zu lassen, begann. Der Jude strebte danach, sich selbst zuerst durchzusetzen und dann seine ehemaligen Herren zu demütigen, zum mindesten sie seinen Neigungen und Wünschen untertan zu machen.

Auch das Sexualleben wollte der Jude einer „Emanzipation", einer „Revolution" unterwerfen. Eines der wichtigsten Hilfsmittel dazu glaubte er in der erotisch aufgemachten Literatur zu finden. Bücher, Broschüren, Zeitschriften und Zeitungen begannen unter dem Deckmantel der sogenannten „Aufklärung" und des „Fortschrittes" langsam das Gift der Zersetzung und Auflösung von Zucht und Sitte, der Lockerung und Verkehrung aller natürlichen Beziehungen einzuträufeln. Hier arbeiteten in systematischer Arbeitsteilung sogenannte jüdische Wissenschaftler wie Weininger, Hirschfeld, Bloch, Freud (mit Zergliederung der psychologischen und physiologischen Vorgänge, Verirrungen und Störungen, deren feuilletonistisch anregende Schilderung meist Selbstzweck ist) mit sog. Literaten wie Brod, Sternheim, Schnitzler, Wassermann, Meyrink, Kellermann, Münzer (deren Bücher besonders gefährlich und störend wirken können, weil sie oft mit gut gespieltem künstlerischem Ehrgeiz und literarischen Ansprüchen geschrieben sind) und Journalisten wie Kolporteuren vom Schlage der Bettauer, Wolff, Roda-Roda, Trebitsch (die mit billigster und aufreizendster Hintertreppensensation und Asphalterotik platteste Reizliteratur fabrizieren) Hand in Hand.

Durch diese drei Hauptkanäle dringt das Gift des jüdischen Sexualismus, der jüdischen Erotik in alle Gebiete des Lebens unserer Tage ein. Die völlig erotozentrische Anschauung ist etwas so spezifisch dem Juden eigenes, daß sie im allgemeinen mehr gesunde Gegenwirkung als krankhaftes Nachgeben hervorruft.

Wie merklich gehemmt der Jude durch seine erotische Verhaftung bleibt, geht unter vielen anderem aus einer Stelle von Hugo Bettauers „erotischer Revolution" hervor:

„Denn es ist nun einmal so, und kein Mensch kann es ändern, daß alles, was ist, auf Erotik beruht, alles was schön, gut, lieblich auf Erden, untrennbar mit Erotik verknüpft ist. Die Blume auf der Wiese, der Schmetterling, der sich über ihr schaukelt, das Singen der Vögel, das Zirpen der Grille, das Rauschen der Bäume und das Reifen der Früchte — erotisches Symbol, erotischer Zweck, erotisches Wollen."

Dieser ausgesprochene Schwächezustand des Juden hat eine natürliche Aufbäumung desselben gegen höherrassige Menschen zur Folge, die ihm durch ein hohes Maß von Selbstzucht und Selbstbeherrschung überlegen erscheinen. Hier wirkt sich seine sexuelle Gebundenheit leicht in inferiorem Haß und ungehemmter Rachgier aus.

So läßt Kurt Münzer in „Der Weg nach Zion" einen Juden gegen die suchtgebundene Niedrigkeit der eigenen Rasse toben, so schildert er den typischen Zustand des emanzipierten Juden, wie er zwischen Haß, Rache und Triumphgefühl ruhelos einhergetrieben wird.

„Der Jude stand da, die schwere Not jahrhundertelanger Friedlosigkeit in den entzündeten Augen, den Rücken gebeugt von den Erinnerungen erlittener Schläge, noch in hündischer Furcht vor jedem Fremden, der verbrieftes Recht hatte, den Vogelfreien zu beschämen und zu zertreten. Aber hinter allem glühte der Triumph des erschlichenen Sieges. Die Welt war verjudet, in Judengeist und -leben zersetzt. Das war die Rache."

Die Jüdin Anselma Heine schildert ihren Rassegenossen, den Lyriker Ludwig Jacobowsky im „Literarischen Echo" 1912, Heft 3, der in der „deutschen" Literatur zu einer unverdienten Bedeutung hinaufgemanagert wurde, treffend:

„Plötzlich entdeckte ich an Jacobowsky den typisch uralten Schmerzenszug seiner Rasse. Es war ihm eine rachsüchtige Wonne, über die Frauen Macht zu zeigen, und nie markierte er höhnischer den Plebejer, als wenn er sich rühmte, mit brutaler Kraft die feinen Frauen der blonden Edelinge unterjocht zu haben."



Eine jüdische Frau aus Tunis

Die Juden in Tunis halten Fettreichtum für die höchste Vollkommenheit] weiblicher Schönheit

Am offensten spricht Bernhard Kellermann in seinem Roman „Der Tunnel" von der erotischen Herrschsucht seiner Rasse:

„Er hatte nur ein Laster und er verbarg es sorgfältig vor der Welt. Das war seine außerordentliche Sinnlichkeit. Er kam jedes Jahr mindestens viermal nach Paris und London, und in beiden Städten hielt er ein oder zwei hübsche Mädchen aus, denen er luxuriöse Wohnungen mit spiegelverschalten Alkoven eingerichtet hatte. Häufig brachte er von seinen Reisen „Nichten" mit, die er nach Neuyork verpflanzte. Die Mädchen mußten schön, jung und blond sein; besonders Engländerinnen, Deutschen und Skandinavierinnen gab er den Vorzug. S. Woolf rächte auf diese Weise den armen Samuel Wolfsohn, den die Konkurrenz gut gebauter Tennisspieler und großer Monatswechsel vor Jahren bei allen schönen Frauen aus dem Felde geschlagen hatte. Er rächte sich an jener hochmütigen blonden Rasse, die ihn früher mit dem Fuß ins Gesicht trat. Und er entschädigte sich vor allem für eine entbehrungsreiche Jugend, die ihm weder Zeit noch Möglichkeit ließ, seinen Durst zu stillen."

Kellermann macht Anspruch darauf, als Literat unter die Ersten seiner Zeit eingereiht zu werden. Er beweist aber allein durch den obigen Passus seines Romans, daß von ihm zu einem Münzer oder Meyrink oder Bettauer wirklich kaum ein Schritt ist. Man halte ihm nur einen kurzen Absatz aus Bettauers „Elisabeth Lehndorff" zur Seite, um zu sehen, daß sie beide mit bewußt stimulierenden Wendungen in trübster Sinnlichkeit versinken:

„Sie sah nur mit Grauen dem Augenblick entgegen, „da sie wehrlos, ohne Recht auf Weigerung, Ernö Szalay preisgegeben würde". Wohl aber fühlte er, wie sie von Ekel erfaßt, die Hände verletzend schroff zurückzog, aber gerade die Abwehr, dieses Zurückschrecken vor ihm begann ihn mit der verdoppelten Begierde zu erfüllen, sie in seinen Armen demütigen zu können."

Genau so wie etwa der Plagiator Gustav Meyrink, der bekannte Schilderer erotischer Exzesse, im „Golem":

„Es lag etwas merkwürdiges Schreckhaftes in der Abgerissenheit, mit der er von einer Sprechweise in die andere übergehen — von Schmeicheltönen blitzartig ins Brutale springen konnte, und ich hielt es für sehr wahrscheinlich, daß die meisten Menschen, besonders Frauen, sich im Handumdrehen in seiner Gewalt befinden mußten, wenn er nur die geringste Waffe gegen sie besaß."

Die jüdischen „Literaten" sind in der offenen Schilderung dieser hysterisch verdrängten Erotomanie ihrer Rasse genau so plump und unvorsichtig, als ihre Kollegen vom Journalismus und der Hintertreppenkolportage. Daß sie dabei aber auch nach bestimmten Rezepten handeln wollen und ihre Zersetzungspolitik auf den deutschen Menschen mit seinen hohen ethischen und moralischen Idealen bewußt gerichtet ist, zeigt unklug offen u. a. Gustav Meyrink in „Des deutschen Spießers Wunderhorn", oder Paul Mayer in „Ahasvers fröhlichem Wanderlied", wenn er über die ruhige, selbstsichere Gelassenheit des nordischen Temperaments schreibt:

„Gähnend dampft ihr euren Knaster
Zu der ehrbaren Verdauung,
Doch ich bin ein kluger Taster,
Und ich reize eure Laster
Zu höchsteigener Erbauung.

Also treibe ich die Spiele
Meines reifen Übermutes,
Sonderbare, sehr subtile,
Letzte euch verhüllte Ziele
Meines Asiatenblutes. —"

Hier wird der Deutsche bewußt zum Spießer und Stammtischpedanten degradiert, um ihn gegen seine eigene bodenständige, völkisch verwurzelte Natur aufzuhetzen. Daß dies besonders in erotischer Beziehung das Ziel des Juden ist, beweist die Literatur der letzten Jahre mit geradezu furchtbarer Deutlichkeit. Hier muß das ganze deutsche Volk in radikale Abwehrstellung gehen!

„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

9. Fortsetzung

Margret schrak zurück. „Die Lois! die Lois ist da! Sie traut sich unter'n Vater seine Augen? Sie schamt sie' nöd," stammelte sie in einer ehrlichen, reinen Gemütsaufwallung, die ihr Gesicht verschönte. „O mei' armer Vater! Was der derleb'n muß."

„Dumme Traud'l du! Du blamierst deinen Bruder, der ein Kavalier zu sein die Anlagen hat. Die Lois is eine vornehme Dame geworden, meine Gute, sie wird wohl warten können, bis der Vater ihr Visit' macht, sie braucht unsere Misthaufenwirtschaft nöd' mehr." Er warf sich in die Brust und sah die Schwester lauernd an.

„Daß ich dir nur sage, die Lois is nämlich in Wien in verschiedensten Diensten besonderer Gattung fertig ausgebildet worden und eine Dame, wie gesagt. Als solchene ist sie jetzt Stubenmädchen bei dem Exzellenz-Fräulein Lori Frapp unten, das sozusagen die Mai—tresse von der ganzen Regierung is. Mehr als wie d'r Kaiser. Sie hat vierzig Gulden monatlich, die Lois, eine Grafenverpflegung. Gö—schen—ke und was ihr halt sonst in die Händ' bleibt, denn es ist ein hochnobeliges Haus und sehr schlampige Wirtschaft.

Die Lois hat oft seidene Hemden an, mit Monogrammer gestickt, und was sie nicht tun tut, tut ein zweites Stubenmädchen oder es geschieht überhaupt gar nicht. So is das, weißt du, Dirn', und so kann's unsereins haben, so er Ver—stand und Spurius hat. Die Lois laßt dich also grüßen und sie freut sich, daß du einen so eleganten Freier hast, wie den Werkmeister, obwohl sie sonsten als hochstöhendes Kulturmädchen mehr für die freie Liebe ist. Aber dazu hat nicht jede die Vervollkommnung des Verstandes, Patsch bleibt halt allweil a bissel Patsch. Du gehörst fürs Hei—raten."

Margret wurde rot und zuckte zornig die Achseln. Der Fritz fuhr fort:

„Ich war bei der Lois zum Kaffee geladen. Wir haben das silberne Geschirr vom Exzellenz-Fräulein gehabt, vier feine Schnäpse, Ananassene Erdbeer, ganserne Leber, die Lebern von solchen dummen Viechern sind was sehr Nobliges, Sandquietscher und solchene Sacherln mehr, denn die Herrschaft war nicht zu Haus. Die Lois is sehr fesch word'n, hat überall Schmuck, lauter Andenken und alle Farb'n Seideng'wand. Sie tut nicht stolz, erkennt uns alle liebevoll an bis auf den Vater, der ihr zu arg ungemütlich war, und achtet besonders mich sehr. Sie sagt, ich kunnt leicht sogar Bedienter bei den Exzellenzfräul'n werd'n, wann's mich in der Fabrik nicht mehr gefreut. Aber zuvor muß ich noch dein Glück machen. Du! Wann du die Lois a mal siachst! Und z'r Hochzeit gibt' d'r a hochfeine Ausstattung aus'n Ausverkauf, wannst fest bleibst und hast an Charakter."

„Fritz, sei still um Gott'swill'n, der Vater kimmt!"

„Ich geh' schon. Und du, Margret, du sollst die Lois besuch'n. Nachmittag, bald. Kriagst was; das schickt's dir auch, an Anhänger. Er schob hastig ein glitzernd buntes Medaillon mit falschen Steinen in die Hand der Dirne, die verwirrt, namenlos aufgeregt, damit in die Tasche fuhr.

Fritz drehte sich auf dem Absatz um und begann zu pfeifen. Seis, der im Gespräch mit Janthe noch eine Weile gestanden hatte, kam heran.

„Margret, schau' zur Arbeit," sagte er scharf, und mit einem Seitenblick auf den Sohn fügte er hinzu: „'s gnua, wann einer beschäftigungslos umanand steht."

„Oho, Vater! Ich beschäftigungslos, ich tue mehr und Gewichtigeres als ihr alle zusammen."

„So? Was tuast denn leicht, du Großmaul?"

„Ich? Was ich tue? Ich streike."

„Dös nennst du a Beschäftigung?"

„Der Streik ist die nobelste und für das soziale Wohl wichtigste Beschäftigung des modernen Arbeiters, wie er sein soll, das versteht der Vater nicht. Wenn wir im Nixtun Charakter entwickeln, tun wir was Pyramidales." Der Fritz sprach patzig, im Rednerton. Dabei schien er zerstreut und behielt den gewundenen Weg im Auge, auf dem Janthe abwärts stieg. Der Bauer schnitt ihm das Wort ab. „Schweig du!" sagte er, ihn finster ansehend. „Du ekelst mi', Bua." Er folgte seiner Tochter, die mit rotem Kopf ins Haus gegangen war, und schlug die Tür zu.

Der Fritz schnitt ihm eine Grimasse nach, dann eilte er rasch den Berg hinab.

„Er will das junge Mädel einholen, Hoheit, sollen wir ihm nicht lieber aufpassen?" fragte Pastrell hastig.

Sie folgten langsam dem jungen Mann, der sich bestrebte, Janthe einzuholen. Diese schritt sehr langsam über den weichen Boden. Hin und wieder sammelte sie aus dem hohen Gras der spätmähigen, bunten Gebirgswiesen die starkriechenden Orchideen, die, blaßrotviolett und weißbraun gefleckt, wild die Juniflora der Heimat verschönten. Zarte Gräser mit feinen Rispen, zitterndes Frauenhaar, kleiner violetter Frauenschuh mit winzigen Blütenähren, Aurikeln und große Margaretenblumen schmiegten sich in das würzige Alpengras. Der Abendwind strich frisch darüber hin, über den Bergkuppen, die noch nicht schneefrei waren, begann es purpurn zu flammen. Janthe blieb stehen. Tief atmend sah sie auf diese herrliche Welt und trank die wundersame Luft. Oben war Reinheit, Frieden. Unten lag der Kurort mit Villen und Anlagen, pfiffen die Lokomotiven, klingelte die elektrische Bahn. Wie ein gelblicher Dunstkreis lag es brütend, unfrei über dem Häuserkomplex.

„Mein geehrtes Fräulein, erlauben Sie ein Wort," sagte plötzlich eine Stimme neben dem jungen Mädchen.

Es schrak heftig zusammen. Fritz stand dicht neben ihm, er warf mit einer Kavaliersbewegung die Zigarette weg, lüftete den Hut auf Gigerlart und stierte frech in das erblassende Gesicht.

„Was wollen Sie? Schickt Sie Ihr Vater mir nach?"

„Nein, Gnädige. Ich komme sozusagen auf eigene Veranlassung." Mit gespreizten Beinen vertrat er ihr den Weg und blinzelte sie prüfend an. Ihr Schreck erweckte großes Behagen in ihm, ihre zarte, ernste Schönheit gefiel ihm.

„Lassen Sie mich in Ruhe. Ich habe mit Ihnen nichts zu schaffen," rief sie heftig. „Geben Sie den Weg frei."

Er wurde rot vor Zorn. „Oho, Gnädige. So geschwind noch nicht. Ich möchte Sie zuvor gehorsamst einmal fragen, was für ein Interesse sie veranlaßt, sich in meine Familienangelegenheiten zu mischen, und Sie höfl. ersuchen, diese Einmischerei aufzugeben, widrigenfalls —"

Janthes Augen blitzten ihn an. Ihr momentaner Schreck war geschwunden. „Ihre Familie hat mit Ihnen nichts mehr gemeinsam," sagte sie beherzt. „Schämen Sie sich, ein fluchwürdiger Sohn und Bruder zu sein, der seine Schwester verderben will. Die Margret ist noch gut, Sie wollen sie schlecht machen, das zu hindern ist Christenpflicht."

„Sie wer—den also meine Schwester sozusagen weiter gegen mich aufhetzen?"

„Ich werde meinen ganzen Einfluß auf die Margret verwenden, sie dem Vater zu erhalten, gewiß."

Fritz grinste.

„A so a Lieb' zu der Schwester. Na, meinetwegen, da kann ja a davon a bisserl was für'n Bruder abfall'n. Was, Schatzerl?" Er drängte sich an sie heran mit frecher Zudringlichkeit. Sie schrie auf und wich zurück. Da fuhr ein Arm kräftig zwischen sie und den Burschen und stieß ihn beiseite.

„Hallunk'! Soll ich dich niederschlag'n!" schrie Pastrell mit wutfunkelnden Augen.

Fritz erschrak heftig. Einen Moment schien es, als wolle er die Faust heben, dann sah er den Prinzen, der einen starken Stock trug, hinter Pastrell stehen und gab Fersengeld. Wie besessen rannte er den Berg hinab, zur Schenke, wo ihn ein unreputierlich aussehender Mensch, der Werkmeister, erwartete.

Janthe hatte sich rasch gefaßt. Sie erkannte den Prinzen, dem sie gestern vorgestellt worden war.

„Ich danke vielmals, Hoheit", sagte sie, Pastrell unsicher ansehend. Der Prinz stellte ihr den Schauspieler vor. Sie gab ihm die Hand mit einer einfachen, überaus vornehmen Anmut, wiederholte ihren Dank und raffte dann die Blumen zusammen, die ihr entfallen waren. Nicht eine Spur von Gefallsucht lag in ihrer ruhigen Art. „Bitte, sagen Sie vor Papa nichts von dem unangenehmen Auftritt, Hoheit," bat sie ernst, „sonst darf ich nicht mehr allein herumgehen."

„Und das tun Sie gern, Gräfin?"

„Es ist mir Lebensbedürfnis. Unten ist alles eng und gedrückt, hier erinnert's mich an Banneberg. Nochmals warmen Dank, Herr Pastrell, guten Abend, Prinz." Sie verneigte sich und schritt rasch dem Tale zu. Die Sicherheit natürlicher Menschen lag in ihrem Benehmen, das frei von jeder Art Koketterie war. Der Prinz sah ihr nach, angenehm berührt. „Harmonisch wie ein lichter, ruhiger Junitag", sagte er heiter. „Ein liebes Geschöpfchen, das gefällt Ihnen, Ritter Pastrell, was?"

Der Schauspieler erwiderte nichts. Langsam wandten sie sich heimwärts.

6. Kapitel.

Pastrell plagte sich. Es war sehr heiß, die Sonne brannte in den Kursalon, der mit den anstoßenden Lokalitäten von Menschen überfüllt war. Es sollte die Auswahl der Mitwirkenden für den Wohltätigkeitsbazar stattfinden und die erste Stellprobe für die lebenden Bilder. Prinz Joseph war nicht da. Die Nandl-Durchlaucht trieb sich lustig zwischen den Kunstdürstenden herum, sie trug ungezogen den Hut im Nacken, hatte die Hände in den Taschen und machte laute Bemerkungen über den Damenflor und die mehr oder minder schaustellungswürdigen Reize der Anwesenden. Jüdinnen schmachteten ihn an oder schoben geputzte Töchter vor, die sich mit unbesiegbarer Frechheit zwischen die Komtessen drängten, mit denen so viele aus ihnen schon verwandt und verschwägert waren, daß man sie in der vornehmsten Gesellschaft nicht mehr abschütteln konnte. Schon durften sie sagen: Blut mit unserem Blut vermischt, Geld von unserem Gelde. Adel und Judentum verschmilzt unerbittlich, unaufhaltsam. — Wenn einmal die große Sturmglocke läutet, die den Staatenverderber Erzfeind Israel zum Hochgericht ruft, dann fällt auch der alte Stamm aus einst reinem Blute mit ihm, in dessen edles Holz eine ruhmreiche Vergangenheit, ein Stück Weltgeschichte gekerbt war. Zuviel giftiges, ekles Reis pfropft diese Zeit auf ihn und erdrückt ihn damit. Er wird gekauft und unschädlich gemacht um dreißig Silberlinge.

Der Salon war sehr voll. Da saß die Gräfin Kaltenstein, vornehme Dame vom Scheitel bis zur Sohle, und mußte ihrer Gegenschwiegermutter Frau Meyerlich zunicken, die schmuckbeladen, mit falschem Zopf und breiten Hüften sich durch die Menge auf sie zuschob, während ihr gräflich gewordenes Rebekkchen am Arme des verschuldeten jungen Grandseigneurs prunkte. Dort schob „Einer von unsere Lait'", der genau wußte, was es heißt, durch falsche Crida reich zu werden, seinen Arm in den eines Prinzen, der auf der Börse unreell spekulierte, hier machte ein freches Gigerl einer schönen Komtesse aus ruiniertem Hause zudringlich den Hof. Ein vielversprechender Börsianer hielt einen Minister gemütlich am Rockknopf fest, während er ihm etwas zuflüsterte, das zwei tschechische Grundbesitzer auch gern hören wollten. Juden überall, wohin man schaute, ihre Geistesatmosphäre dominierend über all dem Parfüm des Salonlebens. In einer Ecke die kleine, keke Koterie, die sich flott mit dem Zeitgeist abgefunden. Casa Fluggs und Konsorten. Die drei Judenpharaonen Blauntzer, Börsenleben und Bernsteiner gaben ihnen ein Relief, das die Fluggserln zu den Mädchen des Tages machte. —

Die Komiteedamen waren auch Vollblutaristokratinnen und Jüdinnen. Sie sprachen laut, stritten mit spitzen Bemerkungen, rauschten in ihren knisternden Seidenröcken geschäftig hin und her und merkten nicht, daß sie ausgelacht wurden. Der ganze Wohltätigkeitsbazar zugunsten einer unbekannten Gemeinde war eine Ohrfeige, dem Deutschtum ins Gesicht geschlagen. In nächster Nähe verkam eine kerndeutsche, angestammte Bevölkerung, die die schwersten Wasserschäden heimgesucht und die Last der wachsenden Abgaben, die Übelstände der erschwerten Landwirtschaft erdrückten. Man hatte ihr nicht einmal die Steuern erleichtert, ihr Appell verhallte ungehört.

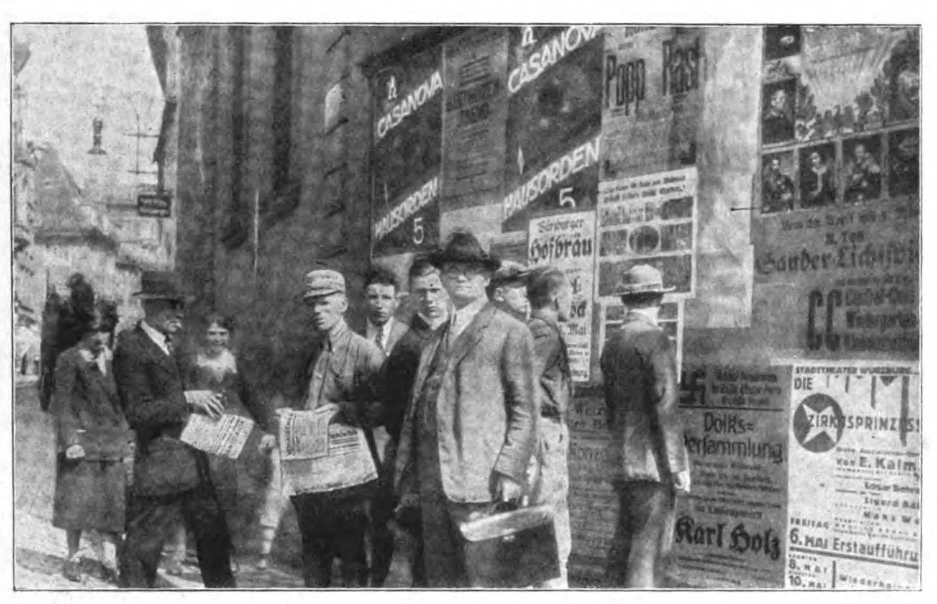
Und hier, zugunsten eines anderssprachigen, unbedeutenden Teiles der Monarchie, eines Stämmchens zudringlich frecher Slawen zuliebe vereinte sich der wohlhabendste, am meisten vermögende Teil deutschen Namens- und Finanzadels, um zu helfen, wo Hilfe Sport oder poli-

(Fortsetzung auf Seite 140)



DER NATIONALSOZ

Propagandafahrt mitteldeutscher S.-A. durch den Harz



Der „Illustrierte Beobachter" an den Anschlagtafeln in Würzburg. Eine musterhafte Propaganda der dortigen Ortsgruppe

Mord!
50000 Mark

Der Hitlerta

Die machtvolle Demonstra

Links: Ein Plakat der „Roten Frontkämpfer" in Berlin hetzt zum Bürgerkrieg. Isidor Weiß aber sieht keinen Grund zum Einschreiten



Frankfurter S.-A. kam auf einem Übungsmarsch auf hessisches Gebiet. Sofort rückte Schupo an, um sie auf preußisches Gebiet zurückzubringen. Man sieht, es gibt nicht nur in Bayern Partikularisten



Der Hitlertag in Stuttgart: Der ein

Die Interessen der Internationale und Moskaus wer



ISMUS MARSCHIERT



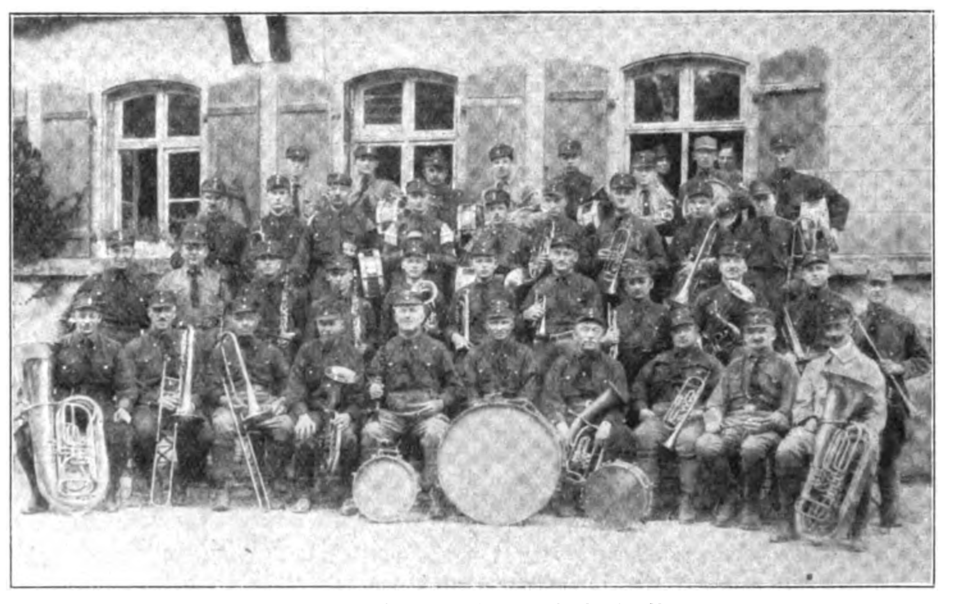
n Stuttgart

ert den Hauptbahnhof

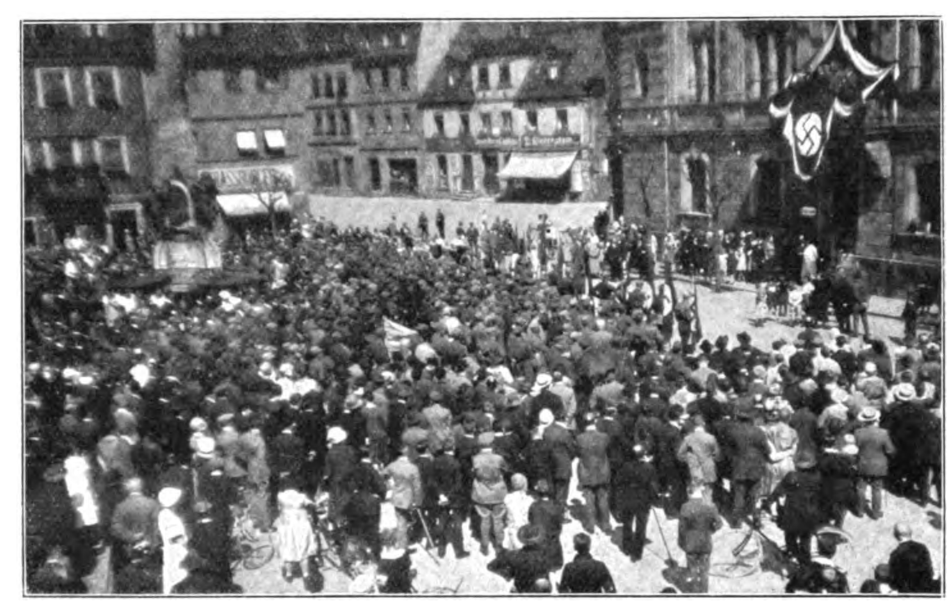
Der nat.-soz. Abg. im preuß. Landtag
t in der letzten Zeit durch seine ununter-
und wirkungsvollen Angriffe gegen den
enminister viel von sich reden gemacht

cksvolle S.A.-Umzug in der Stadt

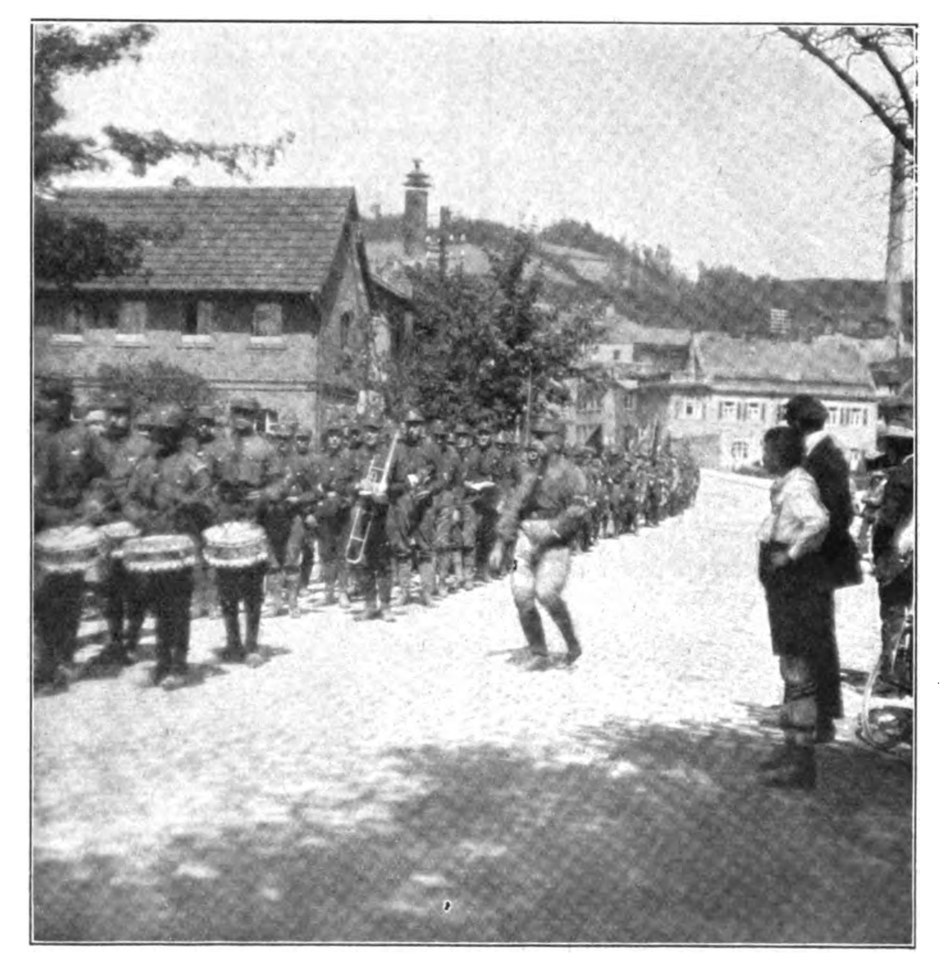
rch pfeifende Kommunistenjünglinge wahrgenommen



Die bekannte Landsturmkapelle der S.-A. in Nürnberg



Öffentliche Kundgebung der N.S.D.A.P. in Kulmbach a. Main.
Die Abgeordneten Dietrich und Zipfel sprechen



Propagandamarsch oberfränkischer S.-A. in Kulmbach a. M.

(Fortsetzung von Seite 137)

tische Demonstration war, während daneben Elend und Not vergeblich um Abhilfe schrien. Es lag etwas Gehässiges, Gemeines in dieser Salon- und Vergnügungswohltätigkeit. Dies sprach aus dem Triumphlächeln der anwesenden Minister, der ungarischen und tschechischen Abgeordneten, aus dem Grinsen der Judenfürsten, welche die Nationalitäten aufeinander gehetzt, um schlimmere Wirren, die sie geschaffen, zu verhüllen. Das lag im kriechenden Wesen serviler Höflinge, die ängstlich ihr Ohr der Tagesmeinung liehen, in all dem Luxus, der sich zu solchem Zwecke entfaltete. Pastrell ging mit einem Notizbuch und Bleistift zwischen den Gruppen hin und her. Er traf seine Wahl für die lebenden Bilder, die gestellt werden sollten. Pastrell war heute allen, die ihn lange kannten, ein Rätsel. Er benahm sich anders, als man von ihm gewohnt war. Im Salonanzug, den er in den seltensten Fällen anlegte, ernst, verbindlich, aber mit undurchdringlichem Gesicht ging er von Gruppe zu Gruppe.

„Er is heut' gar nicht amüsant, er muß 'n Kater hab'n", kicherten die Komtessen.

Vor den Prachtalbums, nach deren Inhalt die Bilder zusammengestellt werden sollten, saß Exzellenz Kautz, wohlwollend, schwach und kurzsichtig. Er sagte zu allem ja, widersprach sich daher unter dem Ansturm wechselnder Einflüsse fortwährend und wischte sich den Schweiß der Ehrfurcht von der Stirne, während die Nandl-Durchlaucht ihm über die Achsel sah und die unsinnigsten Vorschläge machte. Darin unterstützte ihn das jüngste Fluggserl, das als Trommelhase stehen wollte.

„'s Kostüm kommt dir kolossal billig, Mama, als Has' hab' ich beinah' nix an, was nicht notwendig is", schrie der weibliche Gassenbube mit Stentorstimme in die Ecke der Gardedamen hinüber. Man lächelte, winkte, fand die Naivität der Kleinen zu nett, nur Blauptzer grinste ein wahrhaft teuflisches Grinsen. Aber seine übermütige Laune währte nicht zu lange, dafür sorgte die Reklamegräfin. Sie war wütend, die flotte Frau, weil er sie momentan etwas vernachlässigte, und beschloß, seine Aufmerksamkeit jedenfalls wieder, sei es durch einen Gewaltstreich, zu fesseln.

Pastrell war sonst, wenn er in den Palais der Gesellschaft und der Finanz Dilettantenvorstellungen leitete, unberechenbar gewesen. Er hatte Kunst- u. Schönheitssinn, war ziemlich unbestechlich für die berückendsten Schmeicheleien und urteilte erbarmungslos, was Grazie oder Schönheit betraf. So, mit scharfer Ausscheidung aller Elemente, die „verschandeln" konnten, wie er sich ausdrückte, mit einziger Beachtung von Talent und Schönheit, ohne Rücksicht auf maßgebende Vorbedingungen, hatte der Künstler sich einen Ruf als Spielleiter gemacht und Vollendetes geleistet. Mit einem Augenzwinkern voll teuflischen Humors, mit einem Witz, wie er niemand gleich ihm gelang, schaffte er sich wertloses Material vom Hals. Die Damen und Dämchen fürchteten ihn wie Feuer und umwarben ihn trotzdem mit Aufwand aller Künste. Besonders bei solchen Gelegenheiten, wo er tonangebender Herr und alleiniger Meister war. Er bestimmte die Programme, bereitete Überraschungen vor, man verließ sich auf ihn und gab sich in seine Hände.

Heute schien er ein anderer geworden, zerstreut und duldsam, wie nie zuvor. Der Nandl-Prinz nahm in seinem Innern an, daß der deutschgesinnte Künstler aus Bosheit die Tschechenverherrlichung zur Karrikatur machen wolle, denn er hieß alles gut, was ihm vorgeschlagen wurde, stellte formlose Jüdinnen und geschminkte Fratzengesichtchen gleichgültig an den Platz graziöser Formen, griechischer Profile und überließ Gigerlphysiognomien, die auf ihre Ausdruckslosigkeit stolz waren, die Rollen eines Denkers und Träumers. Hanna Werder und die beiden Reservefluggserln waren der einzige Schmuck eines entzückend gedachten Bildes „Alt-Wien". Alles übrige war alt, aber nicht Wien.

Pastrell wehrte sich nicht dagegen. Sein Blick flog zerstreut von der possierlichen Familie eines reichgewordenen Herrn von Binkeles zu der aristokratischen Ecke, wo man sich mit großem Geschrei über die Albums beugte, über Altertum und Klassizität originell drastische Anschauungen entwickelte und hunderterlei Meinung war.

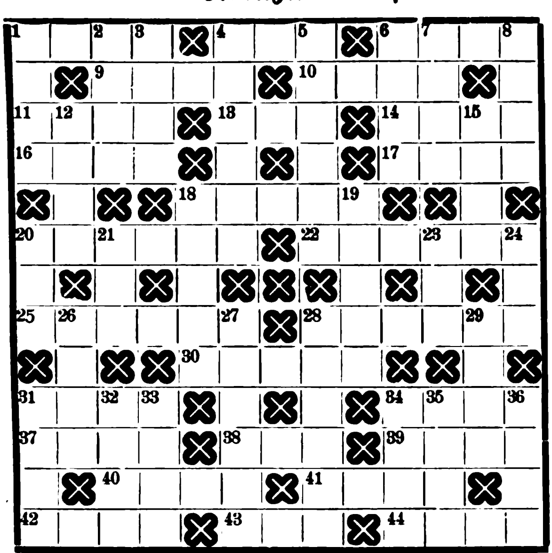
Neiderfüllt stierten die Von Binkeles hinüber. Sie waren neu geadelt, jung-feudal, sie taten alles, um in dieser Richtung anerkannt zu werden. Noch gelang es nicht ganz. Aber sie hatten ihre beiden Söhne bei den Husaren. Kleine, krummbeinige, dicke Husärchen mit krummen Rücken waren das. Sie saßen zu Pferd wie auf einem Ladentisch, näselten aber schon sehr schön, traten mit großen Schulden auf und sprachen immer vom Ehrenstandpunkt. Sie liehen Geld, das hielt sie im Regiment halbwegs, wenigstens bei einigen armen und genußsüchtigen Vorgesetzten. Schon war ihre Rasse auch da eingedrungen, wo strengste Abgeschlossenheit selbstverständlich gewesen, und machte Karriere.

Ein Massenbild „Am Hofe des Semiramis" war vorgesehen, man sprach eine Stunde lang darüber. Da mindestens fünfzig Personen auftreten und gesehen werden wollten, konnte es nicht wegbleiben, ohne daß Beleidigungen und Zurücksetzungen entstanden wären, aber im letzten Moment fehlte es an der Semiramis. Niemand wollte sich die Riesenauslage machen, das Prachtkostüm zu beschaffen.

(Fortsetzung folgt)

ZUM ZEITVERTREIB

Kreuzworträtsel



Wagrecht:

1. Germanischer Feuergott, 4. Stadt am Tiber, 6. widerliches Gefühl, 9. Sagengestalt, 10. Festraum an der Hochschule, 11. Kriegsgott, 13. aus, fertig, 14. Arie, 16. bestimmtes Zahlwort, 17. Schluß, 18. Männername, 20. stark riechende Blume, 22. Staatsoberhaupt, 25. Auflauf, Getümmel, 28. Deutsches Fürstengeschlecht, 30. Fleiß, 31. Insekt, 34. Frauenname, 37. wirklich, 38. mittellos, 39. Herdeinsatz, 40. Deutscher Romanschriftsteller, 41. Strand, 42. englische Seefestung am roten Meer, 43. verbraucht, 44. Fisch.

Senkrecht:

1. Amerikanisches Tragtier, 2. robuster Mensch, 3. Frauenname, 4. Frauenname, 5. Bildhauermaterial, 6. älteres Längemaß, 7. alttestamentarische Figur, 8. Schubfach, 12. Wasserpflanze, 15. Paradies, 18. Frauenname, 19. ein Schwarzer, 20. Hilfe mit Worten, 21. Scherzname des Nordamerikaners, 23. Zahl, 24. Erdart, 26. Laubbaum, 27. albanische Stadt, 28. magenstärkendes Mittel, 29. Nebenfluß der Donau in Oberösterreich, 31. Frauenname, 32. Entwicklungsstadium der Insekten, 33. Schwung, 34. Kriegsgott, 35. Frauenname, 36. sehr kleiner Körper.

Silbenwahl-Rätsel

Jedem der nachstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, die, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben.

1. Czarbasfürstin
2. Arabeske
3. He'ekiel
4. Relief
5. Hoboist
6. Hölderlin
7. Erbfeind'chaft
8. Desdemona
9. Lagune
10. Marketender

Verschmelzungs-Rätsel

Aus den Buchstaben jeder Wortgruppe ist ein Hauptwort von angegebener Bedeutung zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der richtiggefundenen Wörter nennen den Namen des neuesten Kreuzers unserer Marine, dessen Stapellauf vor kurzem erfolgte.

1. Loge—Elf = Amtsgenosse
2. Keil—Soda = oriental. Tänzerin
3. Besen—Lei = Stadt i. Thüringen
4. Korn—Ase = Betäubung
5. Bier—Ahn = Besitzer
6. Rebe—Teig = Brotfrucht
7. Beil—As = Heilpflanze
8. Gaben—Rum = Negerwaffe
9. Uhr—Pate = asiati cher Strom
10. Birne—Bar = Geistlicher
11. Tag—Erna = Ge,choß

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 9

Senkrecht:

1. Ger, 2. Ar, 3. Ulm, 4. Pol, 5. Peter, 6. Eifel, 7. Aas, 9. Dom, 11. Rin, 13. Logis, 16. Lese, 17. Nara.

Wagrecht:

1. Gau, 5. Perle, 8. Oder, 10. Mira, 12. Lot, 14. Fis, 15. Melonen, 18. Regal, 19. Sir, 20. Besan.

Auflösung des Tauschrätsels in Nr. 9

Gebet, Wille, Mann, Kreis, Hegel, Enkel, Berg, Gericht, Laute, Lenz, Stein, Dunst, Eifer, Stelle, Wiese, Matrose, Verstand, Island, Rubel, Hand, Linie Stadt, Kehle, Lärche, Falle, Steg, Bozen, Pfund, Maske, Stachel, Heimat, Namur, Biene, Tanne, Havel, Schloß, Zelt Orkan, Feuer, Ansicht, Edwin, Wald, Lachs, Münze, Rede. — **Einigkeit ein festes Band, hält zusammen Volk und Land.**

Auflösung des Versteckrätsels in Nr. 9

Transvaal, Salvador, Elternhaus, Flandern, Gansleber, Steueramt, Kreta, Entschließung, Gedicht, Pflanze, Leonidas, Gehalt, Dattel, Befestigung, Dolomiten, Madeira, Anemone, Wolfgang, Damaszener, Aschersleben, Dutzend. **Ans Vaterland, ans, teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen.**

Auflösung des Diagonalrätsels aus Nr. 9

H	a	r	l	e	k	i	n
T	h	a	r	a	n	d	t
S	c	h	a	l	m	e	i
A	l	p	h	a	b	e	t
R	e	i	n	h	a	r	d
D	i	r	s	c	h	a	u
M	u	s	t	a	p	h	a

Heitere Ecke

Es hatte die ganze Nacht geregnet. Auf dem Schulhofe waren Tümpel und Teiche, Bäche und Ströme entstanden, an deren Ufern die Kleinsten während der großen Pause so wunderschön gespielt hatten. — Da klingelte es.

Die Hände wurden einer schnellen Reinigung unterzogen; der Unterricht begann.

Karli soll ein Wort an die Wandtafel schreiben. Also: Noch einmal in die rechte Hand gespuckt, auf dem Weg nach vorn an der Jacke verstohlen abgewischt, die Kreide gefaßt und —

„Was hast du denn für eine schmutzige Hand?" fragt der Lehrer. „Habe ich nicht immer schon verboten..." und greift nach dem Stocke, während der Übeltäter seine Linke verschüchtert in die Tasche steckt.

Der Lehrer: „Du hast also wieder im Dreck gespielt. Wenn du mir noch eine Hand in der ganzen Klasse zeigen kannst, die noch schmutziger ist als deine, sollst du keine Prügel kriegen!"

Karli sieht seinen Lehrer mit großen Kinderaugen erwartungsvoll an, steckt den rechten Zeigefinger in den Mund, und holt — die linke Hand aus der Tasche...

* * *

Der Lehrer behandelt die Sprichwörter und fragte die Klasse nach Beispielen. Die Klasse schwieg. Ärgerlich schalt der Lehrer, weil niemand eine Antwort auf seine Fragen wußte. Da hob das kleinste Knäblein auf der vordersten Bank sein Fingerchen hoch.

„Also, Peter, du weißt ein Sprichwort?"

„Ja, Herr Lehrer! Ein Narr kann mehr fragen als zehn Weise beantworten können."

Entrüstet sagte der Lehrer: „Weißt du kein anderes als das, dummer Junge?"

„Gewiß, Herr Lehrer. Wem der Schuh paßt, der zieht ihn an."

Da war das Maß voll, und der Lehrer lief zum Direktor, damit dieser den frechen Bengel zur Rede stellen solle. Zu zweien betraten sie wieder die Klasse.

„Nun, sag doch mal, Peter, weißt du denn keine besseren Sprichwörter?"

„Gewiß, Herr Direktor", sagte Peter. „Ein Unglück kommt selten allein."

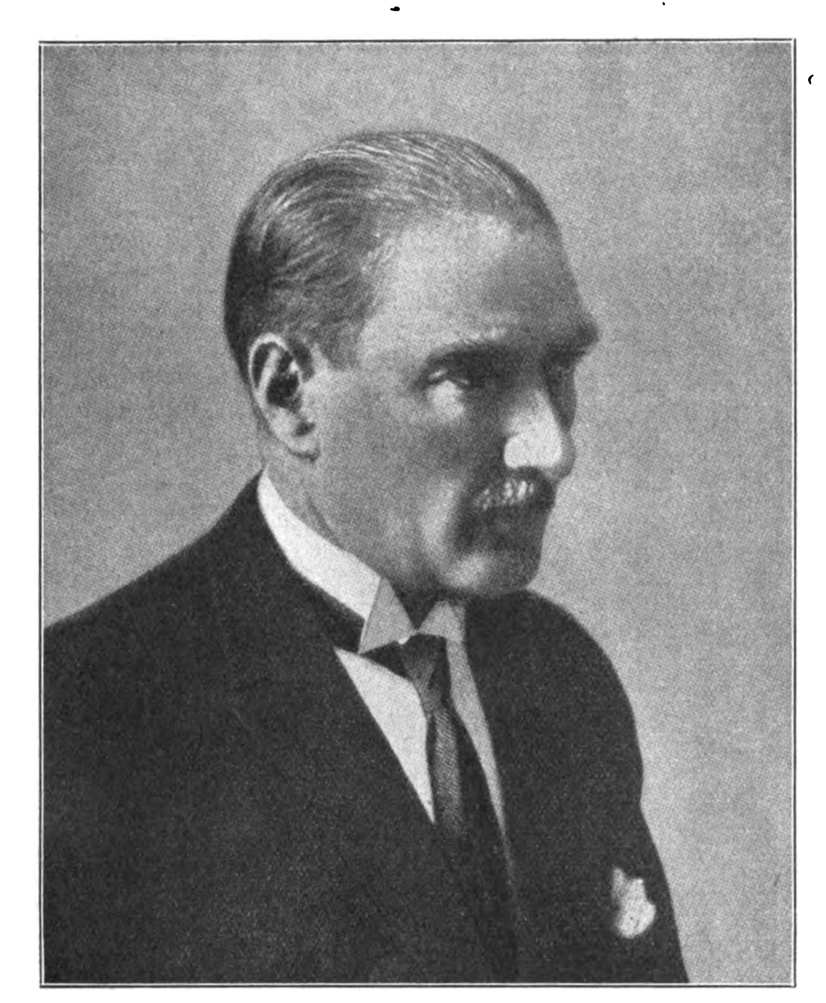
* * *

Er ist im Bilde. Zwischen zwei Landstädtchen in der Nähe Münchens soll eine Autoomnibusverbindung eingerichtet werden. Die an der Unternehmung Beteiligten beraten in einer Ausschußsitzung im Ministerium des Innern über verschiedene einschlägige Angelegenheiten, wobei einer der Herren beantragt, eine Fahrgeschwindigkeit von 30 Kilometer per Stunde einzuführen; dagegen protestiert aber der Herr Assessor M. mit den Worten: „Aber, meine Herren, das geht doch nicht, die Entfernung beträgt ja nur 24 Kilometer."

* * *

Freundinnen. Lona: „Dein Bräutigam verwechselt ja immer mir und mich." — Elli: „O, das macht nichts, dein Bräutigam verwechselt immer mich und dich!"

Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Freiumschlag beiliegt.



Kemal Pascha, der Präsident der Türkei

MODERNE DIKTATOREN

Studie. Bilder von Ferdinand Bruger

Kriege zerstören und brechen Althergebrachtes nieder. Sie schaffen neue Formen und Daseinsmöglichkeiten, — aber der Boden ist bedeckt mit Blut. Aus dem Humusschutt zertrümmerter Existenzen reicher, müde gewordener, dekadenter Herrenkasten, — aus diesem Urschlamm gleichsam, dieser Treibhausatmosphäre, steigen Sumpf- und Schillerblasen; stickiger Gärungsboden lastet darüber, geilgelbe Wucherungen recken lichtentwöhnte Vampirarme, — — bald ist das Chaos wieder bedeckt mit tausend neuen Schößlingen, es scheint frisches kraftvolles Leben zu entstehen ...

Aber zunächst ist alles Tohuwabohu, eine Art wüste Leere oder leere Wüste. Kräfte und Säfte der Tiefe regen sich, neue Mächte wachen auf, erstehen und ringen um Herrschaft und Besitz .. Aasgeier kreisen. —

Was wird werden? Wird das Chaos siegen über das Licht, dumpfer Tiertrieb über helle Kultur?

Wir sehen die ungeheuren Flächen russischer Erde mit Städten und Dörfern, — aber Blutgier herrschen und der Wahnsinn jahrtausendalter geknechteter Seelen. Die Tiere der Arbeit bäumen empor und lecken gegen den Stachel der sausenden Peitsche und der brutalen Herrenfaust. Haben sie nicht die physische Kraft, die Macht der Masse, der Menge, der Zahl?!

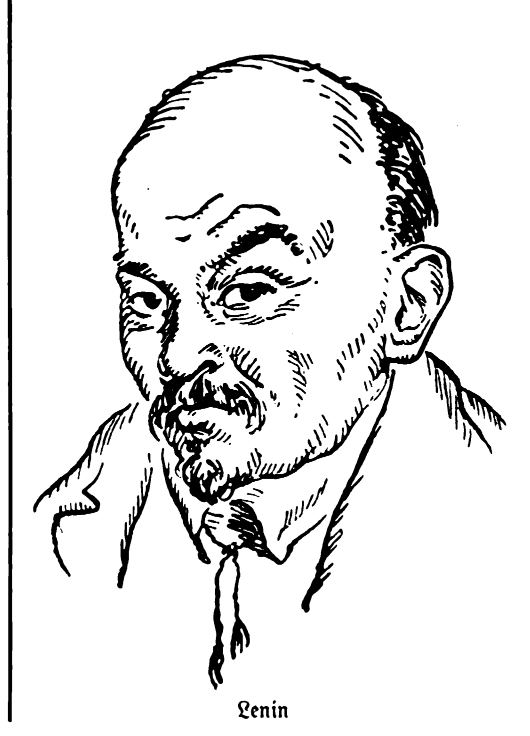
Der aufgehetzte Muschik stürzt in die Städte, wo Reichtum und Beute locken; jüdische Führer leiten und schieben die wütenden Massen. Man vergißt, daß eine Vergangenheit war, die aus der Zukunft racheheischend herüberdroht. Man will den Raub teilen, Schätze ergattern, die dort aufgespeichert sind. Gleichheit allen Menschen (Alle Macht den Juden!), man will Weiber, prassen und schwelgen .. Wozu Dienst und Arbeit? ... Aber das Leben mit seinen nüchternen Notwendigkeiten läßt seiner nicht spotten, — ein fahler Morgen wacht gespenstisch auf, Hunderte von Millionen hatten sich auf den Reichtum weniger Tausender gestürzt, hatten vernichtet, verwüstet gehaust, — — nun ist der blinde Rausch vorbei, und Hunger rächt die erschlagenen Herren an den Empörern. Man spricht von vielen Millionen Russen, die an der Straße krepierten!

Freiheit und Gleichheit? Törichter Muschik, deiner harrt die Fron der neuen Arbeit, du hast nur den Herrn gewechselt. Neue Männer kamen: Lenin und Trotzky-Bronstein. Sie aber schwingen die Peitsche, schlimmer, als sie je geschwungen wurde. Auf, Sklavenvolk, beginne den Bau der neuen Pyramiden!

Die Psyche, gleichsam der Fundamentalcharakter eines Volkes, bestimmen in solchen Zeiten das Schicksal seines Neuaufbaues und den Grad vorausgegangener Zerstörungen. In Rußland und Frankreich strömte das Blut von Königen und Fürsten; die primitivste und die



Pilsudski, der Herr von Polen



Lenin

Eisner

zivilisierteste Nation sind darin völlig gleich. Bald aber sehnen sich die Völker wieder nach äußerer Ordnung, nach Gesetz und Recht, nach Schranken und einem Willen, der der Masse über ist. Wehe dann einem Volke, das wie das russische, aus sich selbst nicht mehr die Führer aufbringt! Der fremde Blutsauger wird es vernichten.

Nahe war Deutschland daran, das gleiche Schicksal zu erleiden. Und daß die Gefahr, eine Diktatur wie sie Eisner aufrichten wollte, noch nicht beseitigt ist, zeigen die Taten eines Isidor Weiß in Berlin und die Gleichgültigkeit, mit der große Teile des deutschen Volkes diesem Treiben gegenüberstehen.

Die Türkei hat den Schritt in die Freiheit getan. Aus einem kranken, ausgeplünderten Vasallenstaat hat Kemal Pascha ein neues Reich geschaffen. Ein Mann war dort notwendig, sonst nichts. Den gleichen Weg wie der Türke Kemal ging der Italiener Mussolini. Vom Maurer zum Diktator, mehr, zum Befreier seines Volkes; ein gewaltiger Aufstieg, der Achtung abringt. Und Bewunderung, wenn man bedenkt die Lage der italienischen Nation von heute und von gestern.

Riza Khan, der Herr des neuen Persiens hat mit gleichen Mitteln gekämpft. Nicht zum Nachteil seines Volkes. Und wenn auch nicht allen, die es, wie Ab del Krim, versuchten, der große Wurf glückte: nur an der Persönlichkeit hängt das Schicksal der Völker, in gutem, wie im schlechten Sinne.



Der „Duce"



Primo de Rivera, Spaniens Diktator

Das Zeitalter, in dem die Masse über das Genie triumphiert nach dem Grundsatz der alles gleichmachenden Demokratie „Zahl ist alles, Persönlichkeit ist nichts", geht unwiderruflich seinem verdienten Untergang entgegen.

Wir leben in einer Zeit der Entthronungen in wirklichem und übertragenem Sinn. Schwache Regenten und Regierungen werden durch Männer aus dem Volke oder mächtiger Parteien abgelöst. Pilsudski kämpfte in Polen ad majorem populi gloriam, und der Diktator Spaniens, Primo de Rivera, bei den Riffkabylen.

Überall wankt die Welt alter Vorurteile und Begriffe, die Welt schwacher Könige und Parlamente. Hat sich denn alles überlebt? Sucht die Menschheit **neue** Formen? Sie werden kaum zu finden sein, denn alles ist schon dagewesen! Aber dennoch spüren wir eine seltsame Evolution der Kräfte. Die Völker und Nationen haben einen mächtigen Impuls bekommen, der heißt: Not und Sehnsucht nach gedeihlicher Wohlfahrt! Nach den glühend-tödlichen Monsunen schwerer Kriegsgewitter lechzt alles nach Erlösung und Frieden. Wer wird die große Freiheit bringen?

Der fahle Glanz des Sowjetsternes gewiß nicht. Erst recht nicht die Parteien und Beschlüsse der „Demokratie".

Es liegt ein wildes Suchen und Drängen in der Luft, etwas wie Völkerfrühling der Erneuerung, des Wachsens und Werdens.

Eine bemerkenswerte Abkehr von modernen Formen und Systemen macht sich geltend, eine Art Rückkehr zum einfach Primitiven frühester Vergangenheit. Die Menschheit sucht nur eines: den Führer, den Mann, den Könner, — die Nationen wollen die gewaltigen Energiequellen einer vollen ganzen Persönlichkeit, an die sie sich halten, zu der sie aufschauen, der sie sich vertrauen können... Wie er auch heißen mag, König, Herzog oder Diktator, — wenn in ihm nur die Kräfte ruhen, moralische und geistige, die jene große Umkehr verheißen vom Alltäglichen zum Ungewöhnlichen, vom Unfruchtbaren zum Schöpferischen, vom Tod — zum Leben, zur Freiheit und Ehre!



Abd el Krim



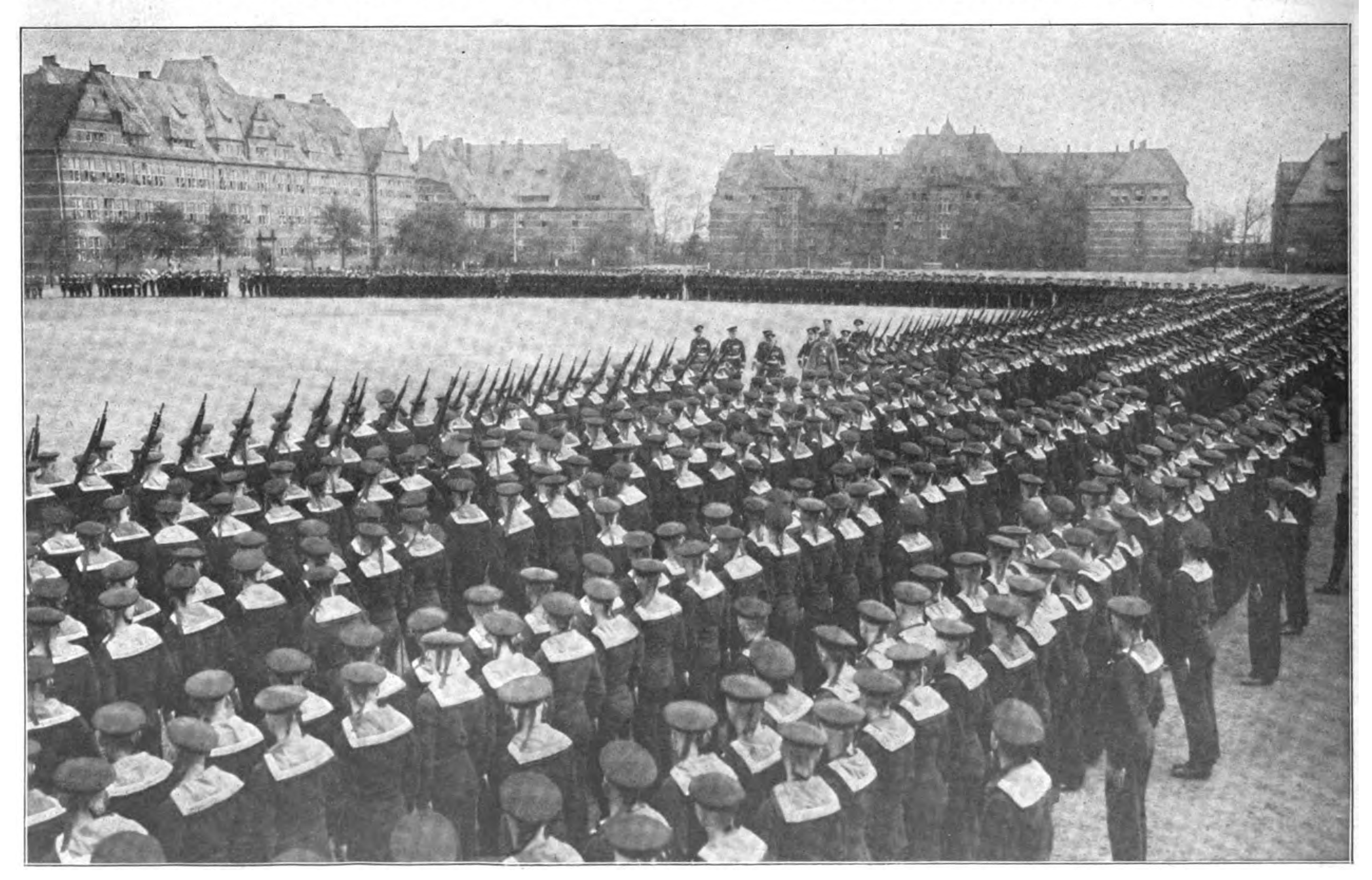
Trotzky-Braunstein

DER BERLINER STAHLHELMTAG



Eine Frage an die 130000 Frontsoldaten des Stahlhelmbundes: Wo bleibt die politische Auswirkung Eures politischen Willens? Keystone.

HINDENBURG BEI DER REICHSMARINE



Anläßlich des Hindenburgbesuches in Wilhelmshaven fand ein Generalappell der Marinetruppen statt Keystone

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

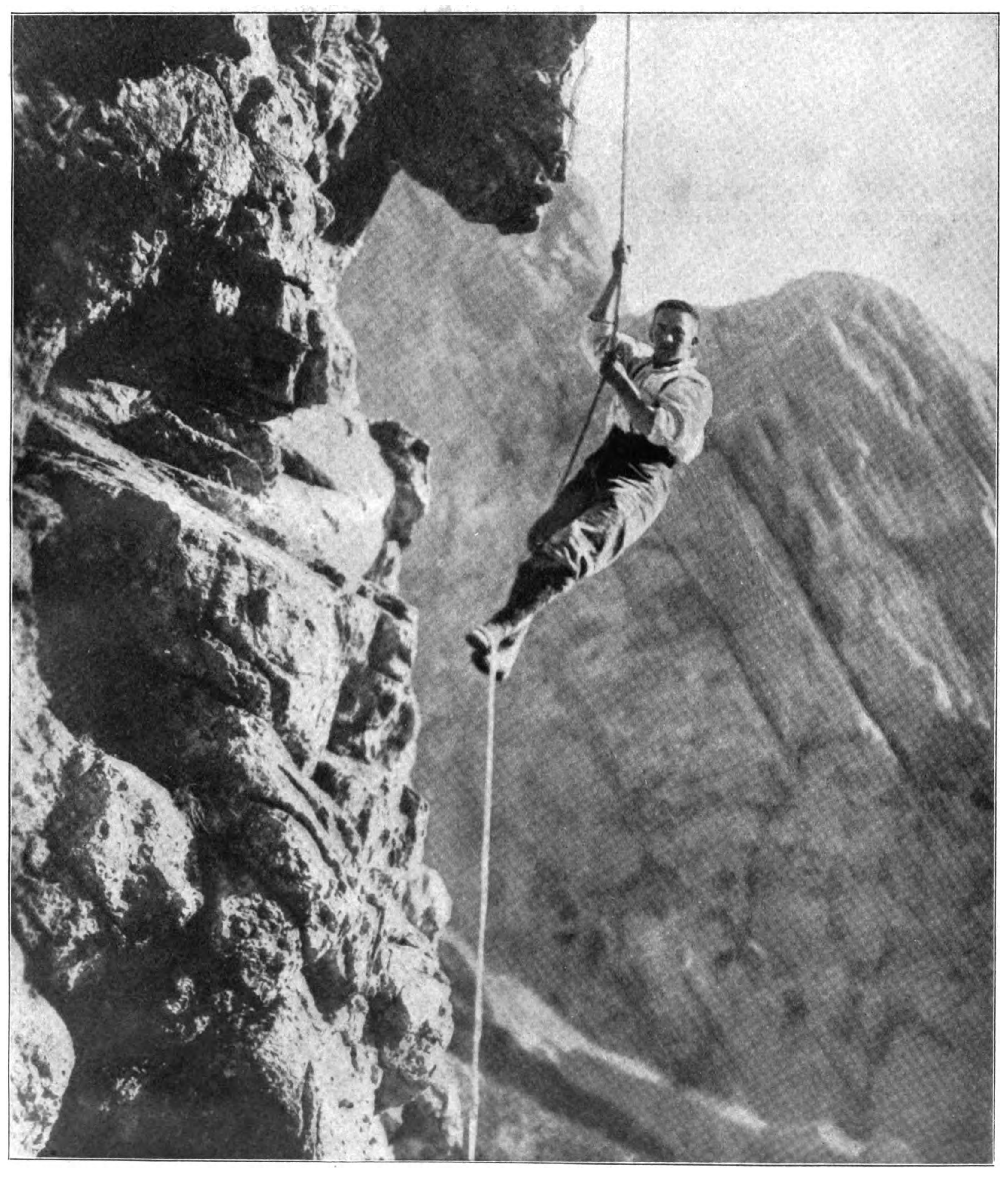
2. Jahrgang / Folge 11
15. Juni 1927

„Freiheit und Brot!“

Preis 20 Pf. / Österreich 35 Gr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2



Atlantik

Er braucht keine Bergbahn!

Und hat sicher mehr Genuß in der herrlichen Bergwelt.

Nach der schweren Wolkenbruchkatastrophe in dem reizenden Schwarzwaldstädtchen Nagold

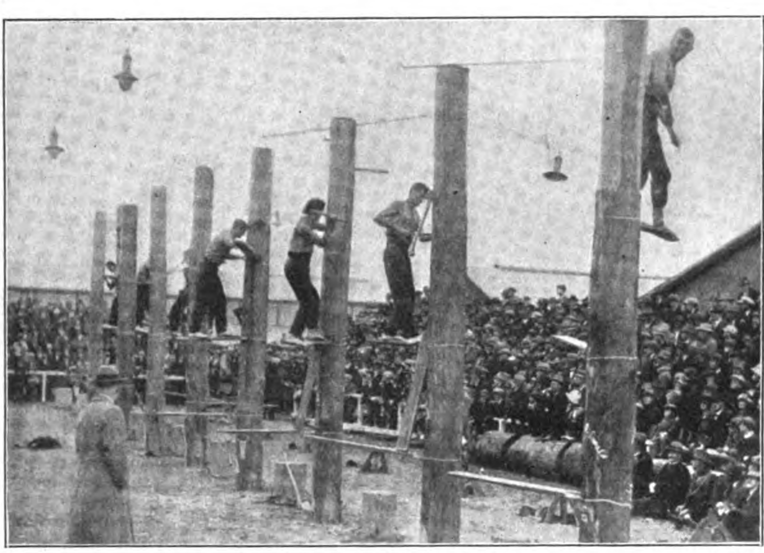
Atlantik

JAHRTAUSENDFEIER IN NORDHAUSEN i. H.



Atlantik

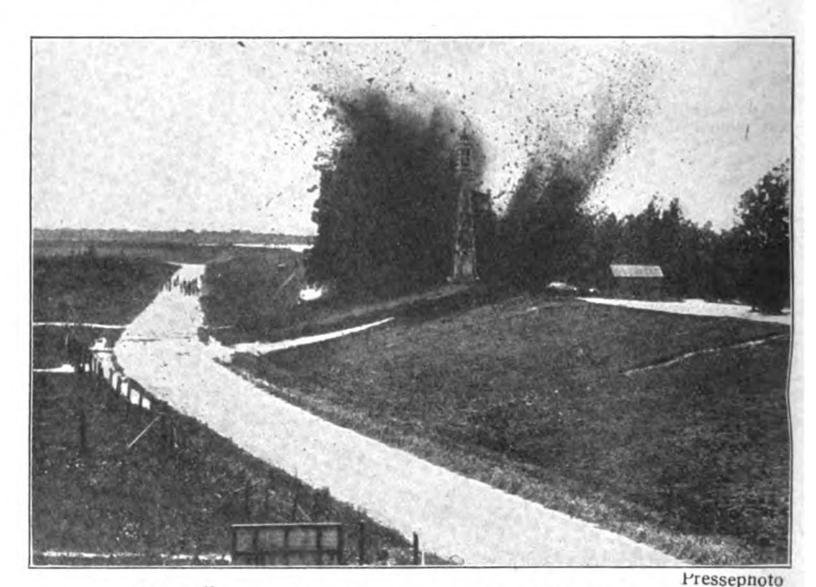
Eine reizende Gruppe aus dem Festzug



Auch ein Wettstreit!

Atlantik

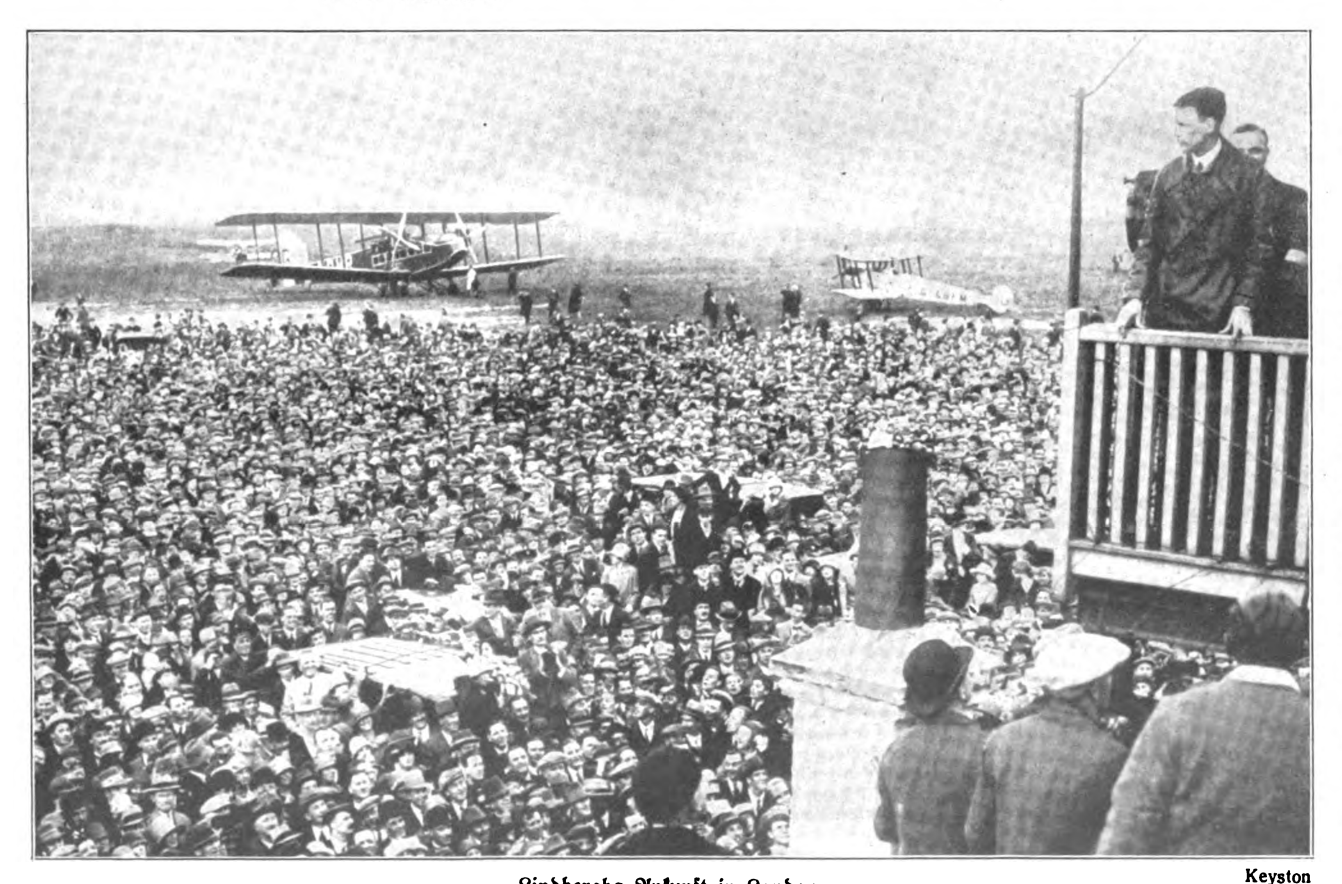
Unser Bild zeigt einen Wettstreit australischer Holzfäller. Es handelt sich darum, die Stämme in bestimmten Abständen zu zerkleinern, ohne den Stamm vorher umzulegen.



Pressephoto

Die Überschwemmung am Mississippi

Das Sprengen der Dämme zur Rettung New Orleans.



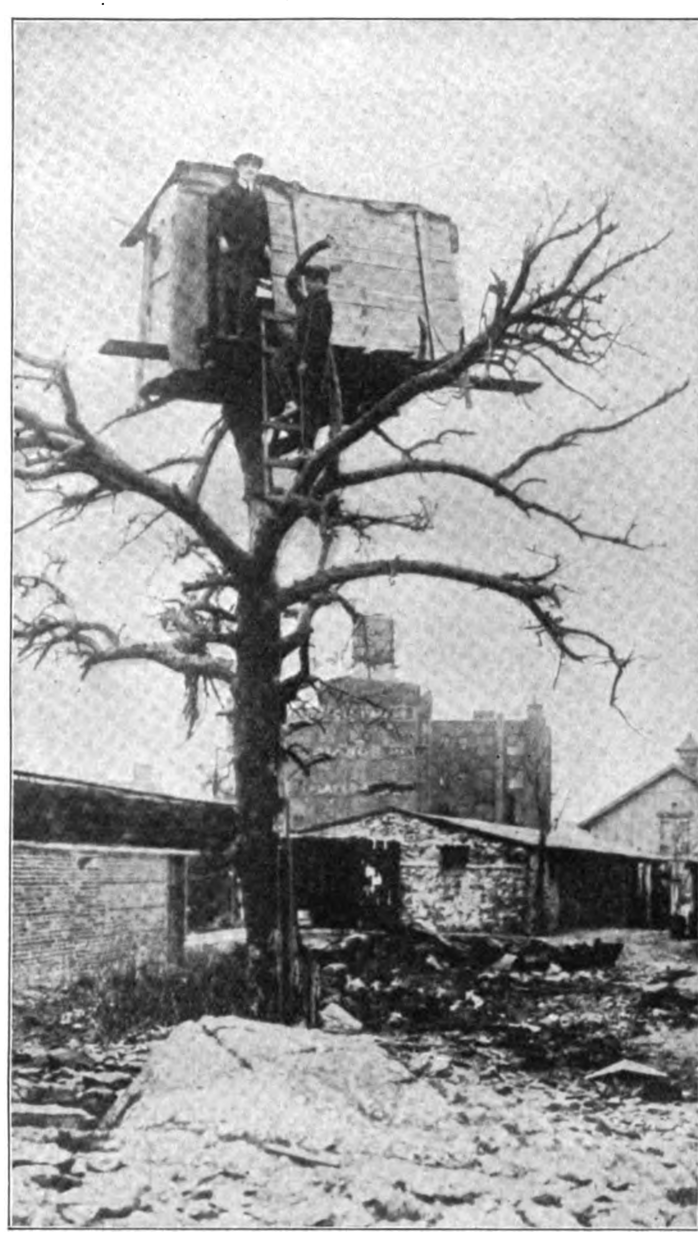
Lindberghs Ankunft in London

Keyston

DIE OZEAN-FLÜGE

Noch war die Begeisterung anläßlich der Ozeanüberquerung durch den 25jährigen Hauptmann Lindbergh nicht verrauscht, so kam wieder die Kunde von einem neuen Ozeanflug, den der Amerikaner Chamberlin von Neuyork nach Deutschland ausführte. Trotz der gewiß imposanten Leistung der beiden amerikanischen Flieger kommt ihren Flügen doch nur eine sportliche Bedeutung zu, denn das Problem der Ozeanüberquerung auf dem Luftwege zu Verkehrs- und Güterbeförderungszwecken hat Dr. Eckener schon viel früher einwandfrei gelöst.

IM REICH VOLL SCHÖNHEIT UND VOLL WÜRDE



Ein luftiges „Wochenend-Häuschen“ einiger Berliner Arbeiter auf einem Baum eines Fabrikhofes, ein recht beredtes Zeichen der sozialen Entwicklungsmöglichkeiten, die die Judenrevolution dem deutschen Arbeiter gebracht hat. Atlantik



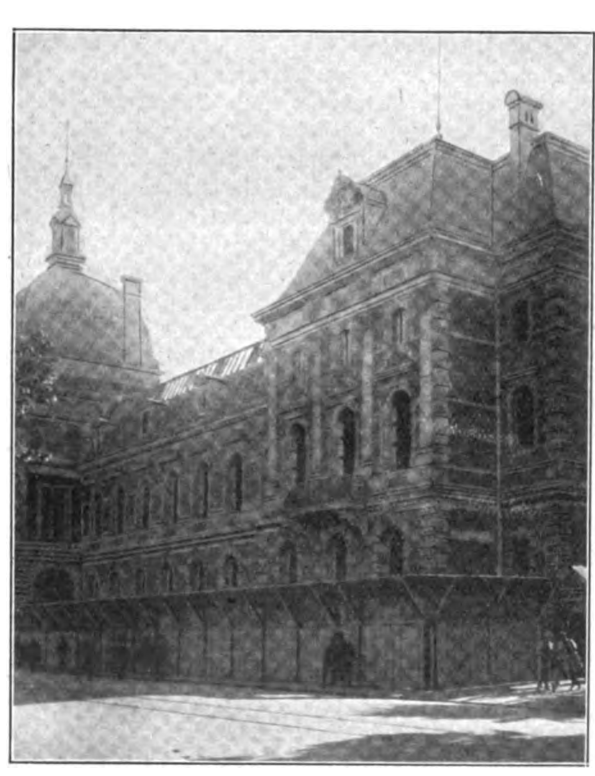
Der Tapezierer Bruno Bartsch in Berlin wurde, weil er gewissen bürokratischen Anforderungen eines Berliner Wohnungsamtes nicht Genüge leisten konnte, mit seiner Familie und seiner ganzen Habe auf die Straße gesetzt, ohne daß ihm eine andere Wohnung nachgewiesen wurde. Wäre der Tapezierer ein reicher Mann oder Jude, dann würde ihm dies wahrscheinlich nicht passiert sein. Atlantik

DIE HABEN GERADE NOCH GEFEHLT!



In Hamburg ging eine Truppe Eingeborener aus Nordafrika an Land, die in Berlin auftreten soll. Auch zahlreiche tunesische Juden sind darunter. Wir sind überzeugt, daß die Herrschaften sich in dem Berlin des Herrn Weiß bald wohlfühlen werden und in nicht allzulanger Zeit auf die Rückreise nach Afrika vergessen haben. Schütze-Hamburg

Fort mit den Zeugen alter Pracht!



Die judendemokratischen Machthaber in der Stadt Dessau haben — um „Platz zu schaffen“ — den Abbruch des herzoglichen Schlosses veranlaßt. Wahrlich eine würdige Fortsetzung der Novemberrevolution!

DER JUDENSPIEGEL

DIE JUDEN IN DER MALEREI

Ähnlich wie in Literatur und Musik begann sich auch in der Malerei mit der politischen und wirtschaftlichen Emanzipation des Judentums, die der Liberalismus befördern half, der auflösende zersetzende Einfluß dieser Rasse bemerkbar zu machen, zugleich mit der rein händlerischen Vermarktung des ganzen Gebietes.

Der Jude machte auch aus der bildenden Kunst der Plastik, Architektur und Malerei ein reines Geschäft. Der jüdische Kopist, Antiquar, Kunsthändler, Galeriebesitzer, Museumsleiter organisierte eine Art Börsenbetrieb mit den sorgsam gesammelten und aufbewahrten Kunstschätzen des Wirtsvolkes wie sein artechter Vorläufer, der Handelsjude mit Quersack, Kaftan und Hängelocken mit unter der Hand aufgekauften Kleinodien, Schätzen und Kostbarkeiten, die der ehemalige Besitzer aus Not oder Unkenntnis ihres Wertes oft um ein Butterbrot abgab. Wie manches kostbare Werk alter und ältester Meister und Meisterschulen ist so aus Kirchen, Schlössern und Familienbesitz verschwunden; wie mancher Rembrandt, mancher Altarleuchter und mancher Gobelin wäre heute in den Palästen jüdischer Bankiers wiederzufinden!



Gellebtes „Bild“ von dem Berliner Maler Malpricht

Der jüdische Händler hat den größten Teil des Bildermarktes in der Hand, jüdische Galeriebesitzer protegieren neben ihren Rassegenossen grundsätzlich nur Künstler, die sich als willfährige Parteigänger erwiesen haben. Sie haben es heute in der Hand ein junges Talent zu fördern, ebenso wie einen alten Maler unmöglich zu machen oder langsam aus dem Interesse der Öffentlichkeit, aus dem Markt hinauszudrängen. In den Salons der jüdischen Galeriebesitzer, Kunstschriftsteller und Ästhetiker wird entschieden, welcher Stil gepflegt, welche Schule protegiert oder unterdrückt werden soll, und dies alles unter der stillschweigend anerkannten Devise des Maklergeistes, der in einer Winterlandschaft Breughels genau so ein Schacherobjekt sieht als in einer Studie von Trübner oder einem Kreuzwegbild der Schongauerschule. Namen wie Hirsch, Thannhauser, Cassirer, Koppel, Huldschinsky, Weisbach, Rosenberg, Friedländer, Mendelssohn, Nemes, Schapira, Weininger weisen auf weltbekannten Privatbesitz von außerordentlichem Wert und auf Privatgalerien hin, die kunstpolitisch von gar nicht zu überschätzendem Einfluß sind.

Hier setzt die Praxis der Protektion ein, nachdem Zeitschriften, Bücher und Presse ihren durchgebildeten Reklameapparat genügende Zeit haben spielen lassen. Der jüdische Kunstschriftsteller (Namen wie Hausenstein, Flechtheim, Schwarz, Meier-Gräfe genügen) bereitet die Öffentlichkeit durch Aufsätze, Programme, Broschüren, luxuriös ausgestattete Werke vor und ebnet jeder neuen Mode den Weg zur Marktgängigkeit. Ein rascher Wechsel der künstlerischen Mode, der Stilrichtung, Ästhetik hat eine ebenso rasch wechselnde Marktkonjunktur im Gefolge, die kunsthändlerisch nach allen Regeln des Börsenprinzips ausgebeutet wird. Ist diese Beeinflussung des Privatumsatzes eine private Angelegenheit, so tritt die kunstpolitische Seite des Systems deutlich hervor, wenn es sich um Beeinflussung öffentlicher Stellen handelt. Es kann nicht gleichgültig sein, welcher Künstler von einer Staatsgalerie angekauft werden soll, wessen Bilder die Wände eines Rathaussaales oder eines Museums schmücken. Aber auch Staatsgalerien stehen schon unter jüdischem Einfluß, um nicht zu sagen unter Aufsicht und Kontrolle.

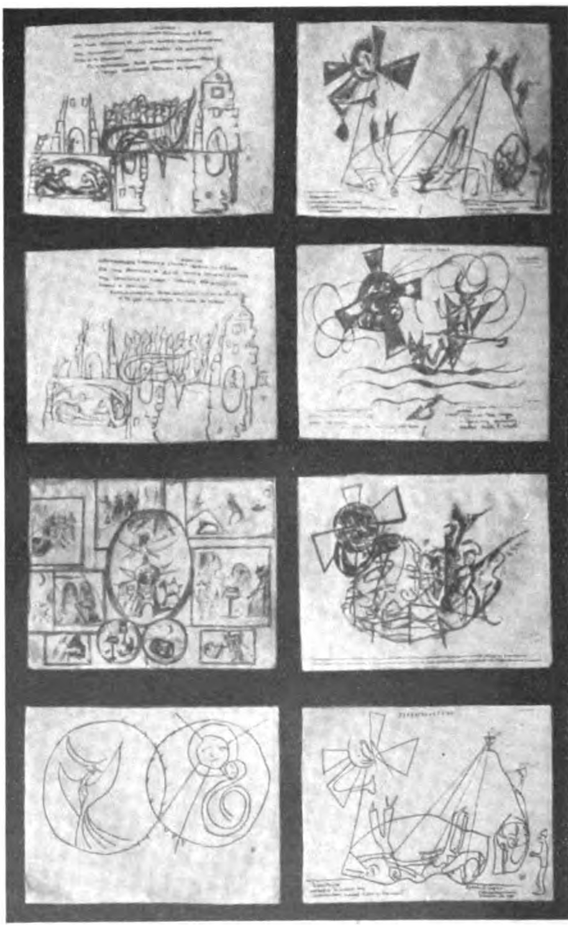
Die Juden, welche versuchen, sich als ausübende Künstler, als Maler, als Zeichner, Bildhauer zu betätigen, zeigen deutlich, daß sie schöpferisch im eigentlichen Sinn des Wortes nicht begabt sind. Sie bleiben Nachahmer, Schüler und Kopisten und beweisen auch auf diesem Gebiet die bekannte Tatsache, daß eine in Wahrheit künstlerische Produktion nicht möglich ist ohne völkische Verwurzelung des Künstlers; denn jede Volkstums. Die Juden betätigen sich Kunst erwächst auf dem Boden des hauptsächlich nachahmend, nachempfindend und wiederbelebend. Mit Instinkt und Berechnung erfassen sie das künstlerisch Wirksame und steigern es zum Effekt; das Bedeutsame übertreiben sie bis zur Entstellung, das Sinnvolle reißen sie aus dem notwendigen Zusammenhang; das Planvolle verwässern sie bis zur Unkenntlichkeit. Nur eine erschlichene Beherrschung der Äußerlichkeiten, des Formelhaften, des Erlernbaren und Erspürbaren setzt sie instand mit der Kunst Schacher und Handel zu treiben. Die bisher geltenden Gesetze alter völkischer Stilschulen müssen fallen, die künstlerische Überlieferung wird systematisch zersetzt und aufgelöst. Eine internationale, wurzellose Asphaltkultur feiert auch hier ihre Triumphe; es gibt keine der sogenannten modernen Kunstrichtungen, in denen der Jude nicht tonangebend die Hand im Spiele hätte. Er bestimmt die modische Strömung, die „Saison“; er begünstigt Stilschulen und läßt sie durch neue ablösen. So war es mit dem Impressionismus der Franzosen, den Liebermann und sein Kreis nach Deutschland brachte, so war es mit dem Futurismus, Kubismus und Expressionismus der Kondisky, Picasso, Pechstein bis sich die Experimente mit Stoff und Materie überstürzten und ein Umsturz den anderen jagte. Was der jüdische Künstler und Galeriebesitzer dem geduldigen Publikum besonders in den Jahren nach dem Krieg zu bieten wagte, das ist ein Stück „Kultur“geschichte für sich.

Bildwerke aus Draht, Zigarrenkisten, zerbrochener Gläser und alten Regenschirmen bewiesen den Fortschritt der Bildhauerei ähnlich wie geklebte Gemälde, zusammengestellt aus Photos, Reproduktionen, verschnittenen Zeitungen und Plakaten, die Höhe zeitgenössischer Malerei. Der sogenannte Infantilismus (Rückkehr zur Kindlichkeit) feiert immer noch Orgien.

Jetzt, nachdem aus der Öffentlichkeit heraus eine starke Abwehrbewegung gegen den jüdischen Bolschewismus in der Kunst einsetzte, ist das neue Schlagwort schnell bei der Hand; es lautet „Neue Sachlichkeit“, das heißt Rückkehr zu möglichst naturgetreuen Kopien.

Lediglich eine Fähigkeit ist beim Juden auch in der Malerei stärker entwickelt, der Hang zur Parodie, zur Karikatur und Verwitzelung alles Großen und Ernsten. Daß sich jüdische Zeichner, Graphiker und Radierer (wir nennen hier nur Typen wie Groß oder Oppenheimer) in den Dienst der politischen Propaganda stellen, ist bekannt genug. Aber auch das Spezialgebiet der Erotik wird gerade von Juden in geradezu umfassender Art gepflegt. Namen wie Ehrenberger weisen hier auf Absicht und Richtung, die von hunderten illustrierter Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren und Bücher im Stile Bettauers mit unermüdlicher Zielstrebigkeit verfolgt wird: Zersetzung, Auflösung der bestehenden Ordnung auch hier.

Wie der Jude in der Kunst „arbeitet“, zeigen unsere beiden Bilder. Zur Zeit ist in Berlin (natürlich) eine Ausstellung „moderner“ Kunst, aus deren „Prachtstücken“ wir die kleine Auslese vorgenommen haben. Empörend aber ist die Art, mit der die Judenpresse und ihr Anhang einem deutschen Publikum diese Erzeugnisse als höchste Kunst und Vollendung, als nachahmenswert und vorbildlich hinstellt.



Ausstellung „Sturm“ (Berlin). Bilder aus Rußland



„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

10. Fortsetzung

Der Nandl schlug vor, das Bild als Parodie zu stellen. „Karrikaturen, Fetzen und Hadern," dazu den Gigerl-Marsch flott gepfiffen, ur—ur—echt weanerisch.

Aber er fand nur schüchtern Anklang. Man beriet noch, da trat die Vipallitz vor. Sie blinzelte vergnügt; die Stunde, sich Blaupitzer fühlbar zu machen, war gekommen.

„Ich mach' die Semiramis," sagte sie gemütlich, „den Schmuck leih' ich mir z'samm' und für das G'wandl gibt mir der Baron Blauerl einfach seinen kostbaren alten Stoff aus seiner Sammlung. Die Perücken schafft er mir von Paris. Er hat zu viel Zeit und Geld und keine Verwendung für seine Raritäten." Der Nandl klatschte der kühnen Rede wütend Beifall, man folgte seinem Beispiel und beglückwünschte Blaupitzer sogleich zu seinem neuen, idealen Lebenszweck. Er schnitt eine entsetzliche Grimasse. Diesmal verstand er keinen Spaß, die Sache ging ihm tief. Stoffe, die er mühevoll gesammelt, Goldstickereien im Werte von zwanzigtausend Gulden zerschnitten, verdorben. Er wußte aus Erfahrung, in was das Ausleihen einer Sache bei der Vipallitz bestand. Er hätte sie ohrfeigen mögen. Tief in ihm schlummerte noch unverändert durch Reichtum, unverfeinert durch den Schliff eleganter Erziehung, der wütende, kleinliche Geiz der Krämerseele, die Habgier des Trödlers. Er hing an seinen Kostbarkeiten mit einer Art tierischer Leidenschaft. Sie zeigten seine Machtfülle, er reizte durch sie den Neid der Menge, sie machten ihn zum goldenen König. Und jetzt, um einer kleinen, nichtsnutzigen Abenteurerin willen mußte er etwas einbüßen, das ihm höchst wertvoll war. Mußte! Zum erstenmal kam er dieser Gesellschaft gegenüber nicht auf, die er jahrelang gewissermaßen tyrannisiert, mit der er sich eins gefühlt hatte. Er war geschlagen mit den eigenen Waffen. Die Gesellschaft behandelte ihn als Gleichgestellten, fühlte sich solidarisch mit ihm, indem sie das gesonderte Mein und Dein aufhob und ihn gemütlich ausbeutete. Er durfte geben, man nahm von ihm; daß er nicht entzückt und geschmeichelt war, hätte man gar nicht verstanden. Man hatte ihn heute durch das Zugeständnis der Vipallitz ganz besonders geehrt, unsern Blauerl, diesen guten Jungen.

Pastrell, der von weitem den Auftritt mit ruhiger Beobachtung verfolgt und Blaupitzers Gesicht während aller seiner Phasen studiert hatte, schrieb die Vipallitz als Semiramis auf, dabei lächelte er vor sich hin. Nach den Stürmen, die seit Monaten Tag und Nacht, glühend wie Samumhauch, in seiner Brust gewütet, kam plötzlich zum erstenmal eine völlige frostige Ruhe über ihn. Er war gerächt. Bei einem Blaupitzer, der vom Menschen, zu dem er sich allgemach verfeinert, zum Raubtier zurückkehrte, das er ursprünglich gewesen, fand die wütende Genußsucht und Habgier einer Grete Talan nicht dauernd ihre Rechnung. Bah! Was ging es ihn an. Was hatte er überhaupt mit diesen Kreaturen allen hier gemein, die den Saal mit der Atmosphäre ihrer Laster und Lächerlichkeiten, ihres Rassenelends erfüllten und ihn in ihrem Dunstkreis festhielten, während draußen goldene Sonnenglut auf reifender Ernte lag und der Himmel sich mit blauen Augen lächelnd zur Erde neigte. Noch gab es immer eine reine Welt, die jährlich wieder in jungfräulicher Schönheit ihre Knospen trieb, noch ging ein Atemzug der Größe sieghaft hinweg über all den Brodem fauler Niedrigkeit hier.

Und wer war er, daß er, ein von der Natur Reichbedachter, hier Sklave blieb und seine Gaben mißbrauchte? Besser göttlicher Müßiggang, als solch eine Tat. Warum lag er nicht draußen im Waldschatten, um sich maigrünes Heidelbeerkraut, Harzgeruch, wie er kernig aus Baumherzen rieselt, Tannenrauschen, und in sich das Triumphatorgefühl des Befreiten. Und die Natur kam heran, eine große Frau, königlich, unversiegbare Lebensquellen ausströmend aus ihrem Herzen. Sie schlug den, der lang ein Knecht gewesen, zum Ritter, weil er sich selbst befreit, und gab ihm das Gefühl der Menschenwürde wieder. Da wurde er uradelig. In seiner Nähe ward eine süße Stimme laut, verschleiert, etwas schwermütig. „Was gut und echt ist, das bleibt so. Bleibt unter allen Menschen und allen Verhältnissen," sagte sie eindringlich.

Pastrell schrak empor. Wohin hatte er sich mit seinen Gedanken verirrt? Woher kam ihm dieser Ausspruch wieder, den er vor kurzem vernommen?

In einer der Fensternischen saß Janthe von Banneberg, sein Blick hatte sich im wachen Traum auf sie gerichtet.

Die Sonne vergoldete den großen Knoten ihres weichen, losen Haares, unter den duftigen Rüschen des schwarzen Kleides schimmerten Hals und Arme weiß. Sie sprach mit niemanden, sondern sah mit ernsten, verwunderten Augen ihren Bruder an, der, in eine übermütige Bande junger Mädchen und Herren eingekeilt, mit zusammengebundenen Knien gehen mußte, um seine Befähigung, einen Clown stellen zu können, nachzuweisen. Er war schon sehr populär in der „Creme", wie er sich selbst ausdrückte, der kleine Gordi, und seine Eitelkeit schwoll ins ungeheure. Er triumphierte bedeutend über seine Schwester, die still mit erstauntem, halb erschrecktem Blick in die Gesellschaft ging.

Trotz ihrer ablehnenden Haltung blieb Janthe nicht unbeachtet, wenn auch die Beachtung, die sie erfuhr, eine besondere, für diese lärmende Welt sang- und klanglose war wie eine Vipallitz sie nicht ertragen hätte. Ein Teil der Tonangebenden lachte sie aus, der zweite behielt sie mit wohlwollender Aufmerksamkeit im Auge. Ganz frei und herzlich kam ihr niemand entgegen. Ihre klugen, nachdenklichen Augen waren der großen Welt unbehaglich; sie schien zu denken und zu empfinden, das forderte man nicht von jungen Mädchen, das machte nervös. Auch hatte sie in ihrem einsamen, reinen Leben auf dem Lande viel gelesen. Ihr Gespräch war bei aller kindlichen Einfachheit ernst, schon vertieft. Sie liebte keine sinnlosen Scherze, die Jungen wichen ihr aus, seit sie ihre familiären Annäherungsversuche mit kühl erstauntem Blick abgelehnt. Prinz Josef sprach gern mit ihr. Ihre hübsche Wohlerzogenheit hatte für ihn etwas Angenehmes.

„Mir ist's, als zöge ich in Großmutters Hausrat eine Schublade auf, trocken, süß weht mir

Lavendel- und Irisduft entgegen und aus dem träumerischen, welken Grün sähe mich ein frisches, sanftes Pastellbildchen sonnig an," sagte er lächelnd. „Oder ich muß, wenn ich in der Nähe der Kleinen von Banneberg bin, an einen duftigen Frühlingswald weißblühenden Schlehdorns denken, an die Sträuße weißer Maiblumen, die ich als Kind so gern meiner Mutter pflückte; an etwas Reines, tauig Frisches, mit einem Wort, an Etwas, das wie ein kühlender Tropfen auf die Fieberglut unserer Existenzen fällt."

Pastrell war mit seiner Arbeit annähernd fertig. Man umdrängte ihn und wollte erfahren, ob er im Ernst an die Bilder die Aufführung eines geheimnisvollen Stückchens anschließen wolle, in dem er sogar selbst spielen werde. Er antwortete zurückhaltend, unsicher. In Wirklichkeit war er bereits mit sich einig, die sehr gewagte Aufführung zu ermöglichen und bis zum Schlusse mit dem strengsten Geheimnis zu umgeben. Es drängte ihn ungestüm zu einer kecken, trotzigen Tat dieser Menge gegenüber, deren Spaßmacher er so lang gewesen, zu einem tragischen Aufschrei aus tiefster Brust, um sich selbst und denen, die an ihm gefrevelt, zu zeigen, daß in ihm noch der Genius lebte, der sich einst das Größte erhofft. Er fertigte die Neugierigen kurz ab und suchte die Generalin Werder auf, welche vereinsamt in einer Ecke saß und wohlwollend hin und her winkte. Ihre kriechende Liebenswürdigkeit hatte ihr den Spitznamen „die Grinserin" eingetragen. Pastrell versicherte sich der Mitwirkung Hannas für eine der vier Rollen des Stückes. Der kleine, sehr welterfahrene Engelskopf hatte ein starkes Talent. Die Generalin sagte mit Entzücken zu. Bei ihr war auch die strengste Geheimhaltung gewiß. Sie witterte in ihrem verbitterten Gemüte voll unruhiger Sorgen eine Bosheit gegen die Gesellschaft von Ichteles in diesem Stücke. Sie und ihre Töchter waren von der großen Welt nie geachtet worden. Sie machten viele Besuche, die man ihnen spät oder gar nicht erwiderte, sie waren immer am Wahlplatz, wo ein Sieg erfochten werden konnte, und drückten sich, kaum geduldet, in die Winkel und Ecken, tiefe Bitterkeit, hilflosen Zorn im Herzen.

Wie hätten sie nicht begeistert an einer wahrscheinlichen Intrige gegen diese verhaßte Gesellschaft teilnehmen sollen, die sie über die Achsel ansah, ihre Toiletten musterte und sie mit jener charakteristischen Erbarmungslosigkeit behandelte, welche das Gemüt verhärtet. Der unglücklichen Mutter lag doppelt daran, ihre schöne Tochter noch einmal bei so glänzender Gelegenheit in den Vordergrund zu schieben. Sie wußte nicht, wie lang sie sich überhaupt noch halten könne, ohne der nackten Not oder der völligen Entehrung gegenüber zu stehen. Zudem hatte sich Hanna in letzter Zeit ein ernster, verläßlich aussehender junger Mann genähert, der sich vielleicht doch zum Freier entwickeln konnte. Er war ein deutscher Gutsbesitzer, etwas bemittelt, aus guter Familie und schien entzückt von der kleinen Schönheit. Baron Alf war in Karlsbad, so konnte Franz von Römer unbehindert eingeladen werden, so oft die Generalin nur wollte. Er zeigte Heiratsabsichten und sehr stark ausgeprägte, nur etwas schroffe Grundsätze. Hanna benahm sich kindlich einfach, rührend fleißig in dem Heim, dessen Armseligkeit sie mit früh erlernter Klugheit dem schlichten, ehrlichen Deutschen nicht ängstlich verbarg. Für ihn war sie ein unberührtes, holdseliges Geschöpf, dem ein Mann alles zu geben hatte. Mit jener Heuchelei, die das arme Mädchen aus bitterer Not sich hatte aneignen müssen, täuschte sie ihn völlig und erweckte märchenhafte Illusionen in seinem Herzen. Die Generalin dachte nicht weiter darüber nach, ob die Rolle, die Hanna spielen sollte — es war unter dem Namen Cilly die der Lois, nach ihrer Wiener Kampagne — auch geeignet sei, diese Illusionen von reiner Kindlichkeit in der Brust des Freiers festzuhalten. So weit reichte weder ihre Lebensklugheit noch die Hannas. Sie hätten um keinen Preis der Eitelkeit widerstanden, in kokettem Kostüm die Augen der großen Welt für eine Stunde auf sich zu lenken. Der Deutsche war fremd, stand allen Lokalverhältnissen fern und konnte durch das glänzende Auftreten der Kleinen in solcher Umgebung nur bezaubert werden. In ihr fieberte nur mehr die Gier nach einer sorgenfreien Existenz und nach Befreiung von der entsetzlichen Abhängigkeit, in die dieser Jude Alf sie allmählich gebracht.

Für Pastrell war Hanna eine Existenz, an der nichts mehr zu verderben war. Sie würde zum Theater gehen oder verkommen. So sollte es ihr wenigstens vergönnt sein, als schillernder Eintagsschmetterling zu glänzen.

Während die kostbaren Albums und Kunstblätter, die aus einer Bibliothek entlehnt und der Schonung empfohlen waren, von rücksichtslosen Händen hin- und hergezerrt wurden, Flekken und Risse bekamen oder kräftig zu Boden polterten, sah Janthe diesem Gebahren der Auserwählten entsetzt zu. Ihr Onkel, der pensionierte Minister Baron Wagris, ein gutmütiger, eleganter Mann, suchte ihre Aufmerksamkeit von den Prachtwerken abzulenken, aus denen seine Tochter eben mit Gemütsruhe ein Blatt riß, um es daheim als Modejournal für ihr Kostüm zu verwenden.

Da, der Minister hatte sich eben resigniert zu der Artics gewendet, die ihm etwas erzählen wollte, kam Blaupitzer langsam auf Janthes Platz zu. Er hatte sich von dem vornehmen Winkel, dessen Mittelpunkt er sonst so gerne war, heute ordentlich mit Ekel abgelöst. Wie Schwermut lag es über ihm, er machte in Weltschmerz; dieses große Gefühl der Denker und Dichter äußerte sich bei dem Börsenheros plötzlich auch, das schlechte Geschäft, das er heute gemacht, die Ausbeutung, der er sich hatte wehrlos preisgeben müssen, hatten sein ästhetisches Empfinden, wie er es eben besaß, sein pekuniäres Gemütsleben schmerzlich verwundet. Der Punkt, wo er zu treffen war, seine Geschäftsnerven, war tiefverletzt. Auch ihn überkam einmal der Überdruß vor dieser Allkäuflichkeit. Die Sehnsucht nach einer Person, der er nichts zu bezahlen und nichts zu schenken hätte.

Da fiel ihm plötzlich Janthe auf, wie sie in ihrer zarten Anmut, zurückhaltend und etwas in sich gekehrt, in der Fensternische saß.

Sie war sehr hübsch, das hatte er gleich bemerkt, als man ihn ihr vor einigen Tagen vorstellte. Hübsch und vornehm. Es lag etwas Ausgeglichenes, Harmonisches in ihrer Erscheinung. Sie begegnete ihm artig, gänzlich gleichgültig, ohne Vorurteil gegen seine Rasse und für sein Geld. Ihre Augen sahen über ihn hinweg, interesselos. Das geschah ihm selten. Er war gewohnt, fanatisch gehaßt oder kriechend umworben zu werden. Zum ersten Mal beschlich ihn mit wunderlichem Reiz das Gefühl, es gäbe doch ein Geschöpf, dem gegenüber auch er noch

Spielraum hätte, als Mensch zur Geltung zu kommen. Es sei keine fertige Meinung da, für oder gegen ihn. In seiner Hand läge hier noch die Macht, einen Eindruck zu machen. Dieses Gefühl, ihm gänzlich ungewohnt, war beruhigend und aufregend zugleich. Er war groß geworden zwischen wütendem Antisemitismus und serviler Knechtschaft der Christen im Dienst des siegreichen Israel. Ein Drittes kannte er nicht, am wenigsten bei der neuen Generation. Auch junge Mädchen wollen Karrière machen. Auch sie hefteten sich dem Erfolg an die Fersen, naiv, liebedienerisch, meinungslos, Vestalinnen am Altar des goldenen Kalbes.

Bei Janthes Eltern fand er die vornehme Natur der Tochter nicht. Die Mutter, besonders nervös aufgeregt, seit sie sich in der Gesellschaft bewegte, gänzlich aus ihrer Bahn gelenkt, mißfiel ihm. Der Graf stand nicht so gänzlich im Bann der neuen Verhältnisse. Und zwischen diesen Charakterschwachen, neben dem Bruder, der keine Individualität verriet, stand Janthe und kam hier plötzlich so ganz anders zur Geltung, als daheim, daß es selbst Fremden auffiel. Sie war die einzige, die in der neuen Umgebung gewann, ihre Angehörigen dienten ihr als Folie. Es lag etwas Festes, durchaus Verläßliches in ihrem Wesen, das zur Zeit der inneren Reife einen bedeutenden Charakter versprach, dabei ein reiches Gemüt im Ausdruck ihrer Augen. Das alles entging bei näherer Beachtung Blauntzer, dem Manne, der immer vom Besten haben wollte, durchaus nicht. Jetzt, in dieser Stunde des Weltschmerzes — das Gefühl, ein schlechtes Geschäft gemacht zu haben, war der einzige Weltschmerz, dessen er sich fähig fühlte — ekelte ihn momentan diese ganze vornehme Gesellschaft an, für deren Gönnerschaft er so viel bezahlte. Janthes Erscheinung berührte ihn doppelt sympathisch. Ihre tadellosen, bescheidenen Manieren, die ruhige Beherrschtheit, die einst eine vollendete Weltdame versprach, ließen jäh einen Gedanken in ihm aufzucken, der ihm bis jetzt noch nicht gekommen.

Sehr umworben, wie er war, mit der berechtigten Überzeugung, daß ihm wenige, auch der vornehmsten Mädchen, einen Korb gegeben hätten, wäre seine Verheiratung mit einer Fremden, dabei aber ihnen Gleichgestellten, den Mitgliedern dieser Gesellschaft, die ihn als ihr Beutestück betrachteten, ein Schlag in's Gesicht gewesen, zu dem sie noch obendrein, machtlos, gute Miene machen mußten. In den Augen des Juden blitzte es tückisch auf. Aug' um Auge, Zahn um Zahn.

Es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, wie sie ihn eigentlich seit Jahren und Jahrzehnten ausgesogen und ausnützten, ihn! der doch längst, längst über ihnen stand. Das gesellschaftliche geheimnisvolle Uhrwerk mit seinen hundert Rädern und Rädchen war ihre Macht, der er verblendet den Riesenvorteil geopfert, den er längst im Geschäftlichen über sie errungen. An diesem Narrenseil hatten sie ihn unauffällig festgeknüpft und sich zu Willen gemacht. Ihn! der eine Weltmacht war, den Börsenkönig. Aber sie gingen zu weit. Blauntzer lachte höhnisch auf, als falle ihm ein boshafter Witz ein, während er sich langsam Janthe näherte. Viel zu weit gingen sie! Sie sollten sich in acht nehmen. Auch die hübschen, kostspieligen Nippsachen seiner Existenz, Lori Frapp und Grete Talan, sie kosteten zu viel. Man konnte billiger und besser kaufen.

Janthe war etwas überrascht, als der große Mann der Gesellschaft sich nach tiefer Verbeugung neben ihr niederließ und bescheiden nach ihrer Mitwirkung an dem Spiel fragte. Blauntzer hatte bei Gelegenheit sehr gute Manieren, die ihm viel gekostet. Eingedenk des Kapitals, das er ihrer Erlernung geopfert, denn angeboren war ihm nichts als der Sinn für Erwerb und Karrière, hütete er sie sorglichst und hob sie gut auf für passende Momente. Nur war er nie so taktlos, die gute Gesellschaft mit ihnen zu belästigen.

Über eine halbe Stunde wich Blauntzer nicht von seinem Platze. Er verstand unterhaltend zu plaudern, hatte viel gehört und gesehen und verwertete alles, was er je erlebt.

Janthe hörte ihm zu, wie er mit Lächeln, in gewolltem Wiener Dialekt einige der auffallenden Persönlichkeiten im Saal zeigte und charakterisierte. Er war plötzlich merkwürdig objektiv über diese Gesellschaft, zu deren Stützen er sich doch zählte. Peter ging vorüber und







MILITARISMUS IN RUSSLAND

14jährige als Kanonenfutter der Sowjetjuden

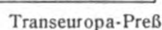
Während die Judenpresse der ganzen Welt in Entrüstung und Empörung war über das angeblich so rücksichtslose Vorgehen Englands gegen das ach, so unschuldige und niemand bedrohende Sowjetrußland, ist der Bolschewismus daran, einen Militarismus aufzurichten, wie er auf der Erde noch nicht gesehen wurde. So hielt der Sowjetminister für den Krieg, Woroschilon, auf dem letzten Kongreß der Sowjets in Moskau eine ausführliche Rede über die Notwendigkeit der Vorbereitung für den Krieg. Es sei, so führte der jüdische Kriegsminister aus, erforderlich, daß sowohl die männliche als die weibliche Jugend im Waffendienst ausgebildet würde. Bei der großen Parade am 1. Mai wurden nun zum erstenmal auch die militärischen Jugendformationen gezeigt. Unsere Bilder zeigen die armen Kinder, die der Sowjetjude sich als Kanonenfutter heranzieht. Wie hätte die Welt getobt, wenn in den Zeiten des deutschen Kaiserreichs jemals Vierzehnjährige bewaffnet oder uniformiert worden wären. Für das von der Judendiktatur unterdrückte Rußland aber scheint dieser militaristische Wahnsinn vollständig angebracht zu sein, wenigstens hören wir nirgends ernstliche Proteste dagegen. Während die Kinder der russischen Bauern und Arbeiter als Kanonenfutter verwendet werden, sitzen die jungen Juden rudelweise auf den Bänken der Akademien, um sich für die ungefährlichen Berufe der Volkskommissare und die einträglichen Stellungen der Sowjetdiplomatie vorzubereiten.



Eine bewaffnete Abteilung des Moskauer Jugendregiments



Arbeiterkinder in Moskau nach der Einkleidung in die „Jugendwehr".



Transeuropa-Preß



In den Hörsälen der Akademie wimmelt es von Juden

zwar Arm in Arm mit dem großen Eisenbahner Börsenleben, den er bis zum Antritt seines Ministerpostens auf das Erbittertste, Hochtragischste bekämpft hatte. Jetzt machten die Beiden ein Geschäft zusammen. Die Bevölkerung in seiner Heimat, die einst in Peter ihren Heiligen gesehen, hatte sich seinerzeit geweigert, ihren Grund und Boden an Börsenleben zu verkaufen, da seine Bahnen ihren finanziellen Ruin bedeuteten. Peter hatte seiner Gemeinde begeistert zugestimmt, fanatischer Antisemitismus, Volksfreundschaft hatte ihn auf seiner politischen Bahn emporgetragen. Um die Seinen gänzlich zu schützen, daß ihr Besitz nicht in unberufene Hände käme, brachte er die Gründe an sich. Jetzt, als Minister, verkaufte er sie an Börsenleben. Blauntzer zeigte Janthe Friedrich Roh, den Schriftsteller, der momentan in Wien die Literatur machte, nachdem er in Berlin hinausgeworfen worden war. Er war kurz, dick und verwildert, Kraftgenie bis in die Fingerspitzen. Sein Stil war so neuartig, seine Satzbildung und Ausdrucksweise so überraschend, daß man von ihm die Herausgabe einer neuen Grammatik als Befriedigung eines brennenden Bedürfnisses erwartete. Sein Talent gipfelte in seiner massiven Grobheit, die sich zu ungeahnten Höhen aufschwingen konnte. Er hatte die Epoche der Knotenstockliteratur eröffnet und fühlte sich nebenbei als der Zola Österreichs, wenn er in schmutzigen Sittenbildern und Schimpfwörtern auf den Wegen der neuesten Literatur dahinstapfte.

Wenn ihm momentan kein anderer Stoff vorlag, so schrieb er über seine eigene Frau und zwar höchst unparteiisch.

Die Nandl-Durchlaucht unterhielt sich gern mit dem interessanten Dichterehepaar. Blauntzer machte Janthe auf verschiedene ungarische und polnische Abgeordnete aufmerksam, die das große Wort führten. Das verkaufte Deutschtum Österreichs stand in ihren Siegermienen geschrieben; reiche Juden, Börsenmänner umkreisten sie wohlgefällig. Eine hohe Persönlichkeit, die ihre verantwortliche Stellung als guten Witz auffaßte, fragte einen berühmten deutschen Redner sehr laut, in näselndem Ton, warum man sich im Reichsrat nicht endlich dahin einige, „den slavischen Ursprung der deutschen Sprach' festzustellen und sie selbst als slawische Sprach' zu rehabilitieren.

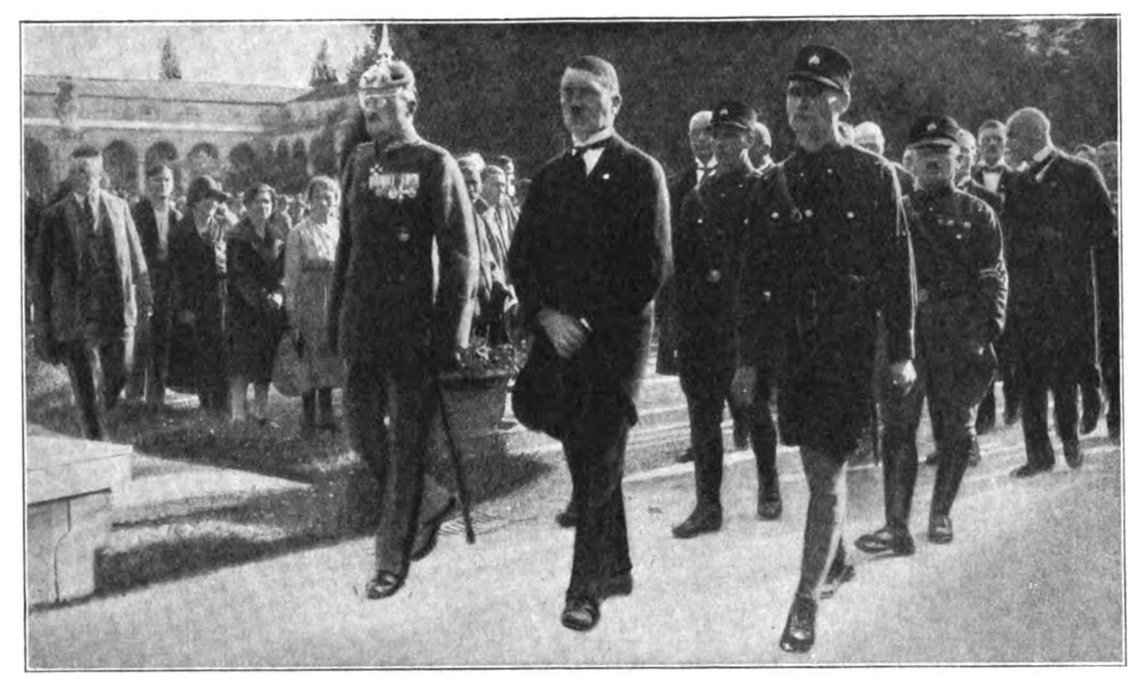
Auch die verschiedenen Bazardamen charakterisierte der Börsenkönig dem jungen Mädchen kurz und verletzend. Mit dem großen Zynismus des Vielerfahrenen ließ er ungeniert durchblicken, daß die ungeheure Wohltätigkeitsausbeutung des großen Publikums meistens nur zu kleinstem Teil denen zu gute kam, für die sie angeblich von statten ging. Und „man" wußte das. „Man" lächelte darüber wohlwollend, nachsichtig in der Gesellschaft. Mein Gott! die Regie war groß bei solchen Festen, wenn man all' die neuen Toiletten, Schmucksachen und Blumen, die Fiakerfahrten und so weiter mit einbezog. Und das tut man natürlich. — — —

Janthe hörte dem versierten Sprecher aufmerksam zu. Und während er sie, getäuscht durch ihr Entgegenkommen, immer besser zu amüsieren glaubte, beobachtete sie zugleich mit den Personen, die er ihr erbarmungslos schilderte, auch ihn selbst. Manches was Gerold gesprochen, wenn er Zeit und Menschen beurteilte, kam ihr ins Gedächtnis zurück. Es wurde ihr klar, ohne daß man es ihr gesagt, wer Blauntzer sei, wie er hämisch den Stab über Individualitäten brach, die er und Seinesgleichen demoralisiert hatten. Diese Personen, denen er so wenig von gutem Namen und Ansehen ließ, gehörten zum größten Teil dem Hochadel an, waren Würdenträger und scheinbare Machthaber. Und wer war er, der mit Wollust ihren Ruf zerstörte? Der böse Geist dieses Jahrhunderts, das mit gewaltigen Freiheitskriegen und genialen Bahnbrechern einer besseren Zeit begonnen, das schmählich, todtraurig ausklang in der Siegesfanfare Israels.

Er war der Jude, den ein verfehlter Humanismus freigemacht und uns Deutschen gleichberechtigt. Mit rachgieriger Freude setzte er den Fuß auf den Nacken derer, die ihn einst nicht an der Schwelle ihres Hauses geduldet, und

(Fortsetzung siehe Seite 154).





Adolf Hitler und der Vorsitzende des Schlichtungsausschusses, Generalleutnant Heinemann, im Trauerzug

Der Marxisten

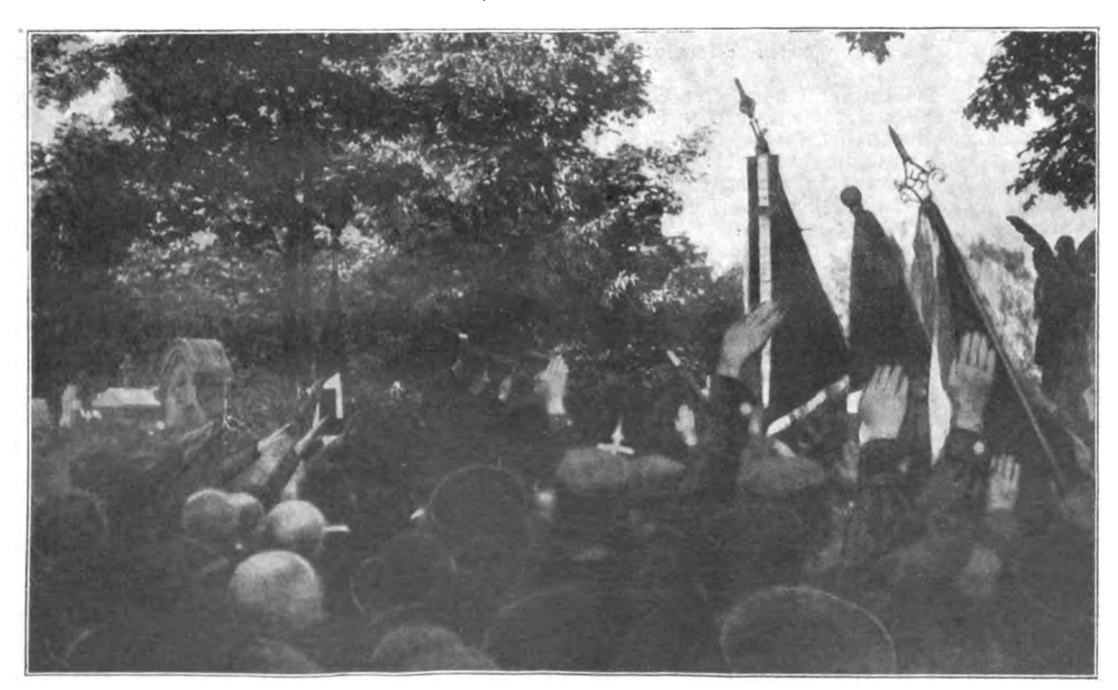
Die Trauer

Am 30. Mai haben die Münchener Nationalsozialisten, an der Spitze Adolf Hitler, unter gewaltiger Anteilnahme der Bevölkerung den Schuhmacher Hirschmann zu Grabe getragen, der am hellichtem Tage auf offener, belebter Straße von einer vertierten Meute Marxisten, unter denen sich zahlreiche Reichsbanner-

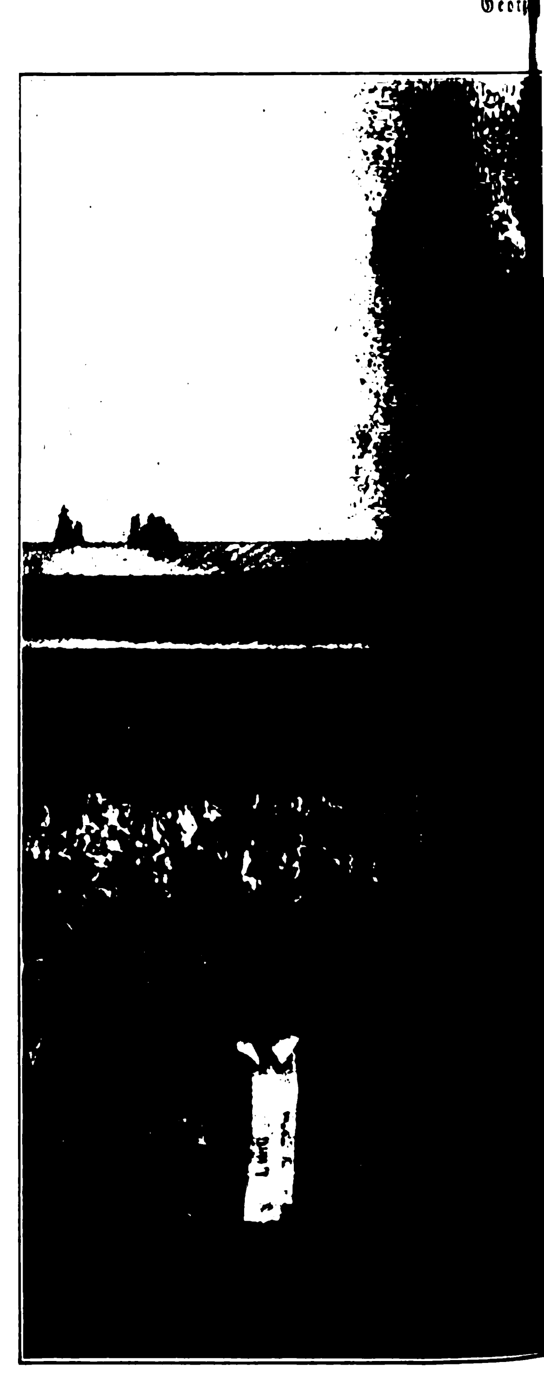
Geor



Die Frau und Mutter des Ermordeten, denen die marxistischen Banditen ihren Ernährer geraubt haben



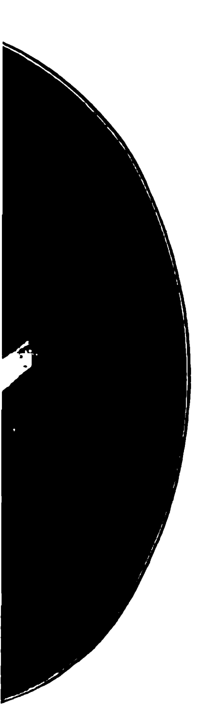
Der letzte Gruß



Die Spitze des machtvollen

rd in München

Hirschmann



leute befanden, erschlagen worden ist. Mit dem 39 jährigen Arbeiter Hirschmann, Vater von drei unmündigen Kindern, wurde das sechste Todesopfer beerdigt, das die nationalsozialistische Bewegung im Jahre 1927, also in 5 Monaten, durch sozialistische und kommunistische Mordüberfälle erlitten hat.

mann



Die Schutzstaffel und die Kameraden Hirschmanns, die bei dem Mordüberfall mit dem Leben davonkamen, begleiten seinen Sarg



es verläßt die Aussegnungshalle



Adolf Hitler spricht am offenen Grabe



Hirschmanns Aufbahrung

(Fortsetzung von Seite 151)

impfte ihnen seine Laster ein, zerstörte ihr Vermögen, ihr Ansehen. Wie ein zersetzendes Gift schlich sein Blut sich in ihre Adern. Sein Hohnlachen über die, die ihn groß gemacht, klang ihrem Ohr doch wie Freundesgruß. Sie waren mit der Blindheit und Taubheit der Aussatzbefallenen geschlagen.

Was keiner mehr von all' den Menschen hier im Saal empfand, die ihre Eigenart, ihre Eindrucksfähigkeit längst verkauft hatten, das Aufbäumen des in unwürdige Knechtschaft Gefallenen, über ein junges, unberührtes Gemüt kam es, dieses Verzweiflungsgefühl. Bei Blaubzers Enthüllungen wurde in Janthe etwas lebendig, das sie noch nie gefühlt hatte, etwas, das ihre Kaste einst besaß und längst durch bloße Eitelkeit und verfehlte Vorurteile ersetzt hatte: echter Rassenstolz, der trotzige Hochmut eines königlichen Tieres, an das sich gemeines Gewürm heranwagt.

Sie sah den Juden plötzlich an, groß, eigentümlich, wie ein fragendes Kind und wie eine streitbare Walküre zugleich. In ihren Augen glomm es auf, ein rötlicher Funke, der ihnen ungeahntes Leben verlieh und ihren Zügen eine intellektuelle, adelige Schönheit gab, die Blaubzer momentan blendete.

„Sie erzählen mir Märchen, nicht wahr?" sagte sie kurz, schneidend. „Oder Sie beschmutzen sich selbst in Ihren Freunden!"

Der Börsenkönig verstummte. Sein Blick kreuzte sich mit dem einer echten Aristokratin, der ersten, die ihm nach zwanzigjähriger Carrière in der vornehmsten Gesellschaft begegnete! Er biß sich auf die Lippen und lächelte dann.

Ehe er eine Antwort fand, hüpfte, einmal zur rechten Zeit, die Vipallitz heran, hing sich schnatternd zudringlich an seinen Arm und zog den Ausreißer mit fort. Er folgte ihr. Aber während er das jüngste Fluggserl an seinem Haaren zupfte, mechanisch lächelnd zuhörte, wie die Reklamegräfin den kleinen, naiven Gordian von Banneberg zum Weltmann demoralisierte und zu ihrem Sklaven machte, wichen Blaubzers Blicke nicht von dem Gesicht des jungen Mädchens, aus dessen Mund ihm die erste vernichtende Wahrheit geworden, die er seit Jahrzehnten gehört. Ein rauher, aber frischer Lufthauch, der durch die Treibhausatmosphäre seiner Existenz gestrichen. Über ihn kam, mächtiger als schon seit langer Zeit, die alte, angeborene Gier, das Beste, was zu finden war, unschädlich und sich dienstbar zu machen. — — —

Janthe sprach seit einer Stunde mit Pastrell. Ihre Mutter hatte zu der Mitwirkung der Tochter an dem unbekannten, mit Spannung erwarteten Volksstück, das der Schauspieler als Krone des Bazars bringen wollte, ebenso anstandslos zugestimmt, wie die Generalin Werder, ohne weitere Frage, ohne Interesse an der Sache. „Janthe wird gesehen werden, wirkt in der besten Gesellschaft in einer Vorstellung zu wohltätigem Zweck mit, die in den Zeitungen besprochen wird. Janthe gehört zu den Komtesseln dieser Saison, die genannt werden, vielleicht macht sie eine gute Partie. Und ein Bauernkostüm kostet nicht viel, steht aber gut." Das war einfach der Standpunkt, den man einnahm, wenn man eine aristokratische Vollblutmama war oder sein wollte. Diese Art Mütter aus der Gesellschaft ist immer so lange entschlossen zum Alleräußersten an unnötiger Stelle, bis sie es einmal an sehr notwendiger gar nicht ist. Niemand fragte: Was ist der Inhalt des Stückes, Wer hat es geschrieben, warum solch ein Geheimnis damit? Das Stück war unbedingt eine „aristokratische Mordshetz", denn Pastrell, der große und privilegierte Clown der oberen Zehntausend, hatte es aufgegriffen, vielleicht, ja gewiß auch geschrieben. Er inszenierte es, das genügte. Pastrell als Mensch — — — das war überhaupt gar nichts. Aber Pastrell als Hofnarr, als Arrangeur aller möglichen Vergnügungen, der war verläßlich. Seit Jahren hatte ihn die große Welt abgerichtet.

Er wußte, was „man kann" und was „man nicht kann." Er war zu so hohen Ehrenstellen im Vertrauen vorgerückt, daß man bei ihm anfragen ließ, ob das oder jenes Stück für die Komtessen sei oder nicht. Er wußte, daß man im Rahmen der blöden Posse das Ärgste sagen und bringen darf, im ernsten Gewand aber gar nichts. Er hatte die Püppchen, die nicht in Don Carlos gehen durften, „Ja beim Souper" vortragen gelehrt, mit der richtigen Betonung. Pastrell war verläßlich. Das Stückchen „Der Bauer" würde unbedingt höchster Sport sein, denn — jetzt mußte ja dem modernen Schauspielerliebling doppelt daran liegen, sich wieder so recht unentbehrlich zu machen. Es hatte doch immerhin einen Skandal mit ihm gegeben, mit dem „Lehrer der Komtessen." Ein Wettkampf zwischen ihm und seiner doch auch sehr gefeierten Gattin, der von Blaubzer gestützten Talan war vorhanden. Wer würde schließlich siegen in der Gunst der großen Welt? Ja auf Pastrell konnte man sich diesmal ganz verlassen. — — —

Und während die maßgebenden Kreise also sich beruhigten und dem privilegierten Spaßmacher seine „Geheimniskrämerei" ließen, war der, dessen sie sich so gänzlich sicher wähnten, ein anderer in seinem Innern geworden. Jener Lebenssturm, der über ihn hinweggebraust, war martervoll, aber reinigend gewesen, in ihm bewährte sich, plötzlich geläutert, die widerstandsfähige Echtheit dieser kräftigen Natur. Die Augen waren ihm aufgegangen. Er blickte nicht nur um sich, er sah auch.

Jene, die ihn willenlos abhängig glaubten, ahnten nicht, daß er frei werden wolle, daß er auf einen Gewaltakt sann, um sich, wie Prinz Joseph sagte, selber unmöglich zu machen. Es drängte ihn fort. Er wünschte sich den Rückzug abzuschneiden in diese Welt, die sein Lebensglück und sein Talent hatte verkümmern lassen. Und er ergriff hastig die Gelegenheit, die sich ihm bot.

Den Bauer wollte Pastrell selbst spielen. Ein junger, reicher Privatier aus Hamburg, der den lokalen Verhältnissen fernstand und Talent besaß, übernahm die zweite Männerrolle. So blieb außer Hannas Rolle nur noch die „Margreth." Diese überreichte Pastrell Janthe und versprach ihr selbst Unterricht zu geben.

Es sollte keine Dilettantenvorstellung im gewöhnlichen Sinne werden. Wenn Pastrell einmal wieder eine ernste, hochtragische Gestalt verkörperte, verlangte er gute Mitspieler. Er sprach lange mit dem jungen Mädchen über Stück und Besetzung. Zuerst erschrak Janthe, fast peinlich berührt, als ihr klar wurde, daß das Schicksal des Bergseis und seiner Kinder auf die Bühne kam, der dramatische Abschluß des packend geschriebenen Werkes machte sie unwillkürlich schaudern. Pastrell war zu viel Schauspieler, wenn das Schöne, Ernste seines Berufes über ihn kam, als daß er Verständnis für dieses Gefühl hätte haben können.

„Zur Sprache sollen und müssen solche Situationen kommen, glauben Sie mir, es ist im Interesse des heutzutage noch einzig lebensfähigen, wertvollen Menschenmaterials, des Landvolkes," sagte er aufgeregt. „Was noch echt und gut ist, soll vor der Demoralisation behütet werden."

Er setzte Janthe alle Konflikte und Vorgänge des Stückes auseinander, dabei kamen beide unwillkürlich auf Charaktere zu sprechen, die sie kannte, auf Verhältnisse, die sie begreifen gelernt hatte.

Janthe war es zum erstenmal wieder, als wehe die reine, frische Luft von Banneberg um ihre Stirne, und vertraute Menschen blickten sie an. Sie kannte und liebte das Volk, wie es einfach, arbeitsam auf einsamen Landstrecken lebt, all ihre sonnigen Kinder- und Jugenderinnerungen verknüpften sich mit ihm. Und Pastrell fühlte plötzlich wieder stark, daß er selbst ein Kind dieses Volkes sei, das sich im Irrwald vergangen und jetzt heimwärts lenkte. Er lauschte Janthe wie verzückt. Sie erzählte ihm einfach Züge, die sie daheim an ihrer Umgebung beobachtet, kleine Geschichten, in die sich Stimmung und Kraft verwob. Ein unbewußtes Heimweh lieh ihren Worten seinen Zauber. Heimweh kam auch glühend über den Zuhörenden. Lang hatte er keine so reiche, seelisch bewegte Stunde wie diese erlebt. Es war ihm, als brächen aus dem kranken Boden seines Gemütes plötzlich tausend gesunde Blütenknospen und schwellende Triebe. Ein Tau fiel von oben, der Genesung versprach.

Mit festem Händedruck verabschiedete er sich plötzlich von Janthe. Sie fühlten sich einander wunderlich, fast beklemmend nahegekommen in diesem großen Salon voll lärmender Menschen, denen sie abseits standen. Und er, Naturmensch, der er war, verbarg seine Bewegung nicht.

Seine Augen glänzten wie die eines Kindes beim Weihnachtsbaum. Er fühlte es plötzlich, wie Kraft und Farbe in sein Leben gekommen.

Janthe ging stille heim. Sie hörte es kaum, wie die Gräfin neben ihr umständlich die Kosten ihres Kostümes berechnete und es bitter beseufzte, daß es in Ichteles keine Ausverkäufe gab. Ein heißer Sommerabend lag totenstill über all dem Grün ringsum. Das junge Mädchen fühlte sich müde und doch erregt. Wie eine beklommene Erwartung wachte es auf in seinem Herzen.

An unsere verehrl. Bezieher und Leser!

Wir bitten, **den Bezug des „Illustrierten Beobachters" für das 3. Quartal rechtzeitig zu erneuern.** In der Zeit vom 15.—25. Juni hebt die Post die **Bezugsgebühr von M. 1.— zuzüglich 12 Pf. Bestellgeld** ein. Für nach diesem Zeitpunkt eingehende Bestellungen verlangt die Post **20 Pf. Verspätungsgebühren** und für die **Nachlieferung** bereits erschienener Nummern **weitere 10 Pf.**

Bestellen Sie

daher rechtzeitig, auch für Ihre Freunde und Bekannte.

Der „Illustrierte Beobachter" hat seine durchschlagende Werbekraft bewiesen. Unser letztes Preisausschreiben war ein voller Erfolg! Bis zu 200 Beziehern haben einzelne Werber gewonnen!

Wir bitten alle Freunde unserer Bilderzeitung, mit gleicher Kraft für die Verbreitung wie bisher tätig zu sein. Die steigende Auflage setzt uns in die Lage, den „Illustrierten Beobachter" inhaltlich und in seinem Umfang fortgesetzt zu verbessern und auszubauen.

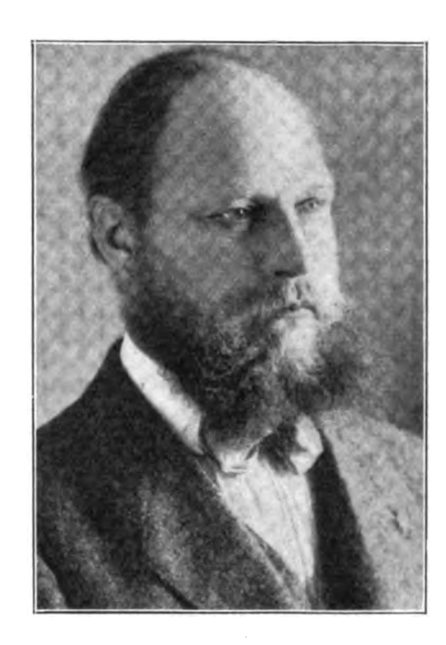
Verlag „Illustrierter Beobachter"

JOSEPH PATZEL †

Die nationalsozialistische Bewegung Großdeutschlands hat einen schweren Verlust erlitten. Einer ihrer bedeutendsten Führer, der sudetendeutsche Abgeordnete im Prager Parlament und Vorsitzende des parlamentarischen Klubs der deutschen Nationalsozialisten in der tschechischen Abgeordnetenkammer, Joseph Patzel, ist in Hirschberg in Böhmen verschieden.

Pg. Joseph Patzel stand im 51. Lebensjahre. Er war in Saaz als Sohn eines Arbeiters geboren und besuchte dort die Mittelschule. Sodann bezog er die Prager Universität. Die bescheidenen Mittel ermöglichten jedoch nicht die Vollendung des Hochschulstudiums. Er mußte es aufgeben und einen Beruf ergreifen. Er fand ihn als Journalist und ist wohl einer der Besten seines Standes geworden. Vor nunmehr 14 Jahren ist er in die damalige deutsche Arbeiterpartei eingetreten und hat ihr seine bewährte Feder zur Verfügung gestellt. Er übernahm die Herausgabe der „Deutschen Arbeiterkorrespondenz" und die Schriftleitung unseres Parteiblattes in Böhmen, der in Dux erscheinenden „Deutschen Volksstimme." Zehn volle Jahre hindurch war er schon im alten Österreich als Parlamentsjournalist tätig und beschäftigte sich von allem Anfang an eingehend mit den großen wirtschaftlichen und sozialen Fragen. Seine besondere Stärke war schon damals die genaue Kenntnis des Staatsvoranschlags und ist es geblieben, denn Pg. Patzel, welcher 1920 und 1925 als Vertreter des Wahlkreises Karlsbad ins Abgeordnetenhaus entsandt wurde, galt auch im Prager Parlament als der hervorragendste Kenner des Staatsvoranschlags auf deutscher Seite. Auch auf tschechischer Seite mögen nur die Berichterstatter zum Staatsvoranschlag ihm gleich gekommen sein. Seine lehrreichen Aufsätze über diese Frage sind ja in allgemeiner bester Erinnerung.

Aber auch in allen Fragen der Innenpolitik galt Pg. Patzel mit Recht als einer der gewiegtesten und gründlichsten Sachkenner. Seine auf reichem Wissen beruhende ungeheure Sachkenntnis war geradezu berühmt. Es gab schlechterdings keine Frage, in welcher er nicht bewandert



gewesen wäre. Er meisterte das Gebiet der Volkswirtschaft genau so wie das der Geschichte. Seine Kritik war bei aller Schärfe immer äußerst sachlich und vornehm. So kam es, daß Pg. Patzel auch bei den Gegnern angesehen war. Berühmt war sein goldener Humor, von dem viele Parteigenossen Proben kennen werden.

Aus Patzels Feder stammt eine Unzahl von Aufsätzen über die verschiedensten Fragen, in erster Reihe solcher der Innenpolitik und Volkswirtschaft. Den jüngeren Parteigenossen war er ein guter Führer und Lehrer, den älteren ein treuer Freund und Berater. Unermüdlich in seiner Arbeitskraft, war er ganz vom höchsten Pflichtbewußtsein. Diesem Pflichtbewußtsein ist er nun zum Opfer gefallen, denn hätte er sich geschont, so brauchten wir heute nicht sein Hinscheiden zu beklagen.

Dieses Pflichtbewußtsein, der tiefe Ernst und die gründliche Sachkenntnis haben ihn in der Bewegung aufwärts geführt. Nach den Parlamentswahlen des Jahres 1920 wurde er zum Stellvertreter des Klubvorsitzenden Jung gewählt. Mehrere Jahre hindurch war er auch Vorsitzender für Böhmen. Von Dux angefangen gehörte er auf allen Parteitagen zu den ständigen Parteitagsvorsitzenden. Als Pg. Jung den Parteivorsitz übernahm, wurde Pg. Patzel zweiter Parteivorsitzender und Vorsitzender des parlamentarischen Klubs. Seit Jahren war er auch sozialpolitischer Berichterstatter der Reichsvereinigung der deutschen Gewerkschaften.

Die Bewegung verliert in ihm einen ihrer Besten. Treu hielt er zu ihr und ihren Grundsätzen und war von ihrem Endsieg im Innersten überzeugt. Die Verwirklichung ihres Endziels vermochte er nicht zu erleben, aber ihren Aufstieg zu dem er wesentlich beitrug, hat er miterlebt. Nun senken sich die Hakenkreuzfahnen über seinem Grabe, das ein Stück der deutschen Heimat ist, für die er als einer ihrer besten Söhne kämpfte. Im deutschen Böhmerwald ist er geboren und ist er auch begraben und das ganze Sudetendeutschtum hat Anlaß, um ihn zu trauern. Am meisten aber wir Nationalsozialisten, die wir an ihm einen unserer besten Kämpfer verlieren. Die deutsche Erde sei ihm leicht!

---

7. Kapitel.

Das Ehepaar Vipallitz war daheim und rechnete.

Das Heim bestand aus drei Hotelzimmern, voll von starkem Zigarettenrauch, Juchtengeruch und Sportsutensilien. Auf Teppichen und staubigen Tischen lagen Bergstöcke, Reitpeitschen, Tennis-Rakets, die Teile eines zerlegten Fahrrades und Spielkarten. Ein zerdrücktes Ruhebett, daneben ein Tablett mit Kognak und den Resten einer feinen Zwischenmahlzeit, Briefpapier mit Karikaturen und vielen Rechnungen, gleichgültig auf Tischen und Kästchen herumgeschoben, charakterisierte den Hauptsalon. Auf dem Sofa lag die Reklamegräfin, in einen roten Schlafrock gewickelt, eine Tennismütze schief auf dem Kopf, die Zigarre im Munde. Sie hatte sich einen Bleistift hinter das Ohr gesteckt und sortierte vergnüglich pfeifend Briefe und Schriften. Ihr Mann, daheim der Viperl genannt, rauchte auch und rechnete auch in Zwischenpausen. Nebenbei putzte er ein silberbeschlagenes Riemzeug und pfiff lauter als seine Frau, der er in Hemdärmeln gegenüber saß.

Beide fühlten sich sehr gemütlich, obschon sie längst keine Kapitalien mehr besaßen, die ihnen Renten abgeworfen hätten, und den letzten Verwandten ausgesogen hatten, der sie ernähren konnte. Sie besaßen auch keine Wohnung mehr, keine Möbel, noch sonst irgend etwas. Dienerschaft liehen sie sich aus. Im Winter fuhren sie mit einigen Koffern, die das Modernste und Eleganteste an Toiletten enthielten, nach Süden, im Sommer nach Norden. Kein Vergleich an Annehmlichkeit mit dem früheren Leben, mit der Zeit, als sie noch einiges Einkommen und eine Art Haushalt besaßen. Das war mühsam gewesen, spießbürgerlich mühsam. Gemeinsam schaudernd gedachten sie dieser sauren Zeit. Sie war auch einmal eine kleine Komteß mit niedergeschlagenen Augen und viel Wohlerzogenheit gewesen, er hatte noch hunderttausend Gulden besessen, als er sie heiratete. Eine „Hundesituation" damals, wie Viperl gedankenvoll bemerkte. „Viel Geld is eine patente Sach'. Kein Geld is ehrenvoll, romantisch und macht gar nix. Aber wenig Geld, das is eine Blamage und eine Gemeinheit, denn ein Kavalier, der frettet sich nicht, der tut alles aus dem Vollen." Das Ehepaar Vipallitz verputzte schleunigst die entehrenden Hunderttausend und rehabilitierte sich, indem es zum Studium des Garnichtsbesitzens emporstieg. Aber er genoß jetzt alles. Es ging ihm brillant. Der Viperl spielte mit Glück, war im höchsten Grade, gut aufgelegt, er verstand und verzieh alles. Mit dem Inhaber einer modernen Reitschule assoziiert, zog er ihm als guter Sportsmann Käufer an, handelte selbst unter der Hand mit Pferden, führte reiche, naive junge Herren ins Weltleben ein und wußte ihnen sein Haus überaus angenehm zu machen. Seine Frau war der Mittelpunkt der jungen Welt, trug Prachttoiletten, machte alles mit, reiste überall hin und hatte Position besonders seit der Ära Blaunter. Sie war nie einseitig, ging nie in einem Interesse auf. Männliche Backfische unter zwanzig waren ihre Spezialität. Das Ehepaar vertrug sich königlich, es war eine überaus „harmonische Menage", die da elegant geführt wurde. Einmal hatten sie sogar ein Kind gehabt. Das gehörte auch noch in die spießbürgerliche Ära des mäßigen Einkommens mit festem Haushalt. Dieses kleine, entschieden nur zufällig und in der toten Saison des Sportes geborene Wesen hatte früh viel erlebt und eine widerstandsfähige Natur bewiesen. Es lag in der Küche und lag im Stall, wo eine heilige Hand es im Vorübergehen eben hinbeförderte, es aß Kaviar und war ein Champagnerkenner, es probierte zu rauchen, ehe es sieben Jahre zählte, dabei gedieh es ungewöhnlich. Ein dickes, freches Geschöpfchen, das mit den Augen zwinkerte wie sein Vater, die Reitpeitsche nie aus den rosigen Händchen ließ, im Schlaf pfiff und mit der Zunge schnalzte, bewies es Rasse, Vollblut. Da die Person, die es noch am meisten pflegte, der Stallknecht war, lernte es als ersten Sprachversuch den letzten Modekernfluch, was den Viperl zu Tränen der Rührung veranlaßte. Aber als der Haushalt sich auflöste, die Reise und Badeorteexistenz begann, wußten die Vipallitz nicht, wohin mit dem Kinde. Es kam ihnen so oft abhanden, wurde verlegt, vergessen, fiel aus Wägen, kroch gerade noch zur rechten Zeit über Eisenbahnschienen, war mit einem Wort so verkehrsstörend, daß das Ehepaar nervös wurde. Da fand sich — es fand sich bei den Vipallitz zur rechten Zeit immer etwas — eine alte Tante, die das Kind in Pflege nahm. Viperl ließ sich schriftlich geben, daß für den besten Unterricht im Reiten und Tennisspielen gesorgt sein werde, seine Frau übergab eine Kiste Pariser Kleidchen und Mützchen für das Kind, dann schieden sie im Bewußtsein reichlich getaner Elternpflicht. Das kleine Geschöpf war ihnen in ihrem Leben immer merkwürdig vorgekommen. Und nun verlief das Dasein glatt, brillant, ohne Sorgen, ohne Verpflichtungen.

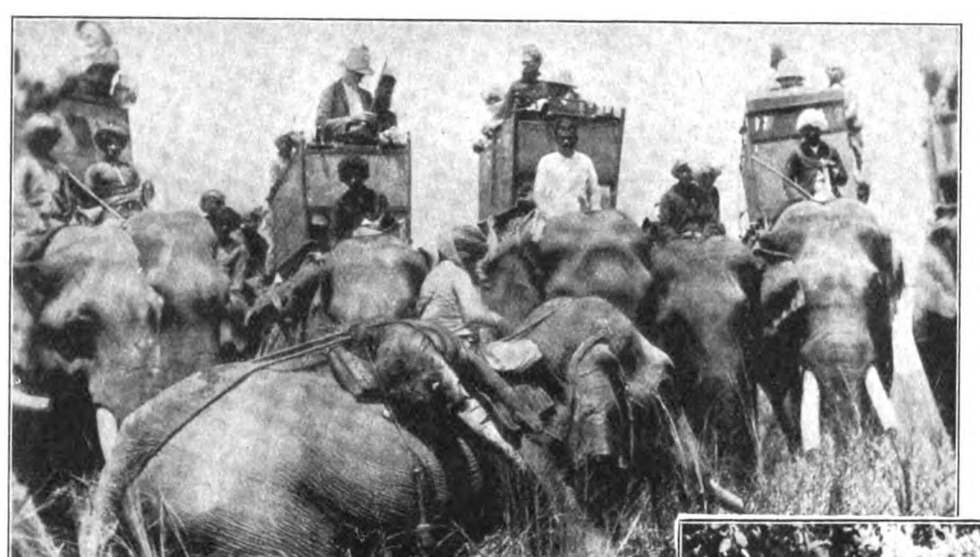
Der Viperl machte seinen sogenannten Monatsabschluß, als gewissenhafter Wirt notierte er sein Soll und Haben. Das Soll war eigentlich sehr groß, aber es wurde virtuos erledigt. Der Rechner schob es beiseite und legte es vergnüglich grinsend auf dem Platze parat, den Blaunter einzunehmen pflegte, wenn er zu seinem schwarzen Kaffee kam. Das Haben aber nahm er gründlich durch. Indessen verzeichnete seine Frau gewonnene Wetten, Vielliebchen, Geschenke, Spielgewinne und anderes dieser Art. Beide rauchten und tranken Champagner.

„Du, Luchsl, schau' her, da hab' ich dem Mari noch in Wien den Goldfuchsen, den der Meyer hat erschießen lassen wollen, richtig ang'hängt. So a Verreckerl! Der Mari is doch noch dümmer als ich g'laubt hab'. Was?"

„Viechsdumm is er, das hab' ich g'seh'n. Nur hat er öfter Geld, und da muß man ihn gleich beim Zwiefrackl nehmen."

(Fortsetzung folgt)





Tigerjagd. Der erlegte Tiger befindet sich bereits auf dem Rücken eines Elefanten

INDIEN

DAS EWIGE GEHEIMNIS

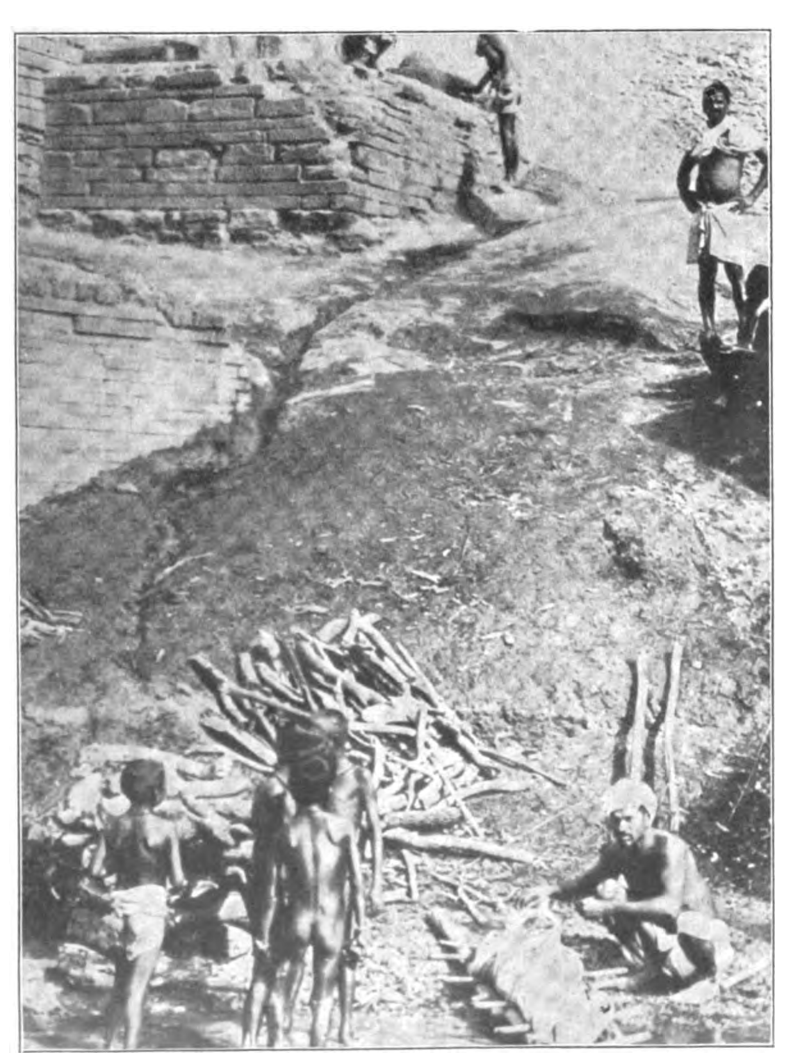
Indien wird ewig das große Geheimnis der Welt und der verhängnisvolle Fremdkörper im Kolosse des britischen Imperiums bleiben . . . . sagte ein bedeutender Führer der indischen Nationalisten.

Bibliotheken sind bereits über Indien geschrieben worden, über Land und Leute, über seine Wunder und Wildnisse, seine Fürsten und Fanatiker, seine Schönheiten und Schrecken, da sollte man doch glauben, daß weder in Worten noch in Bildern darüber noch etwas Neues, etwas Anregendes gebracht werden könnte. Aber während man z. B. von Kalkutta, dem Zentrum moderner Kultur und Zivilisation in Indien, schon alles zu wissen glaubt, ist die große Eingebornen-Stadt Calicut im Südosten der Halbinsel noch heute wie von einem undurchdringlichen Nebelschleier umhüllt.

Kalkutta und Calicut! — Zwei typische Namen im Riesenreiche, die Gegensätze, die hier so eng nebeneinander bestehen können, bedeuten. Das ist Indien .... Der Raja oder Maharadscha, der auf dem Promenadedeck des Luxusdampfers, in den Salons der europäischen fashionablen Gesellschaft im modernen Dalenrock oder tadellos sitzenden Frack erscheint, dabei aber immer den blendendweißen, kostbaren indischen Turban auf dem Kopfe trägt; der dunkeläugige, schwarzbärtige Brahmine, der in europäischen oder amerikanischen Laboratorien biochemische, mikrobiologische Studien treibt, dabei ein Meister okkulter Künste ist; das bronzefarbene, edelrassige indische Mädchen, das in den altherkömmlichen, malerischen Faltentüchern gehüllt, den goldenen Ring in den Nasenflügeln, mit dem blickebannenden dunkeln Punkt zwischen den brennenden Augen, passionierte Radfahrerin ist und nicht selten in einer Londoner oder Pariser Hochschule als Hörerin der Philosophie oder Medizin auftaucht — das ist Indien, das ewige Geheimnis, wo erst die heterogensten Gegensätze das Ganze bilden, so wie jedes Magnetatom zwei entgegengesetzte Pole hat, so wie der elektrische Funke ein Produkt des Negativen und Positiven ist.



An einem indischen Brunnen in Calicut



Leichenverbrennung in einem Dorfe am Ganges (Benares)

Blut haben seit Jahrhunderten bis heute die Engländer geopfert, Blutströme der Eingeborenen ließen sie reichlich fließen, um das indische Rätsel zu lösen, um den Schlüssel zum Allerheiligsten dieses Tempels der Wunder und Geheimnisse zu erlangen. Und in London weiß man es am besten, daß der indische Elefant, mag ihm sein Herr und Gebieter auch Zuckerbrötchen und Früchte reichen, oder ihm den Spitzhaken bis ans Heft in den Nacken stoßen, alles mit philosophischer Ruhe und würdevollem Gleichmut hinnimmt, denn er weiß, daß schließlich doch er der stärkere sei, der plötzlich, oft ganz ohne Übergang, seine Herren und Treiber von Hals und Rücken abschüttelt, um, der Knechtschaft frei, in die Dschungeln zu fliehen.

Ebenso weiß man es in London und in der weiten Welt, daß so lange England die tausendjährigen Rätsel der indischen Sphinx nicht restlos gelöst hat, es nie voll und ganz Herr über Indien sein kann, mag es auch noch einmal Tausende von Aufständischen vor die Kanonenrohre binden. Und das zwischen dem Himalaja, dem arabischen und bengalischen Meer liegende mächtige

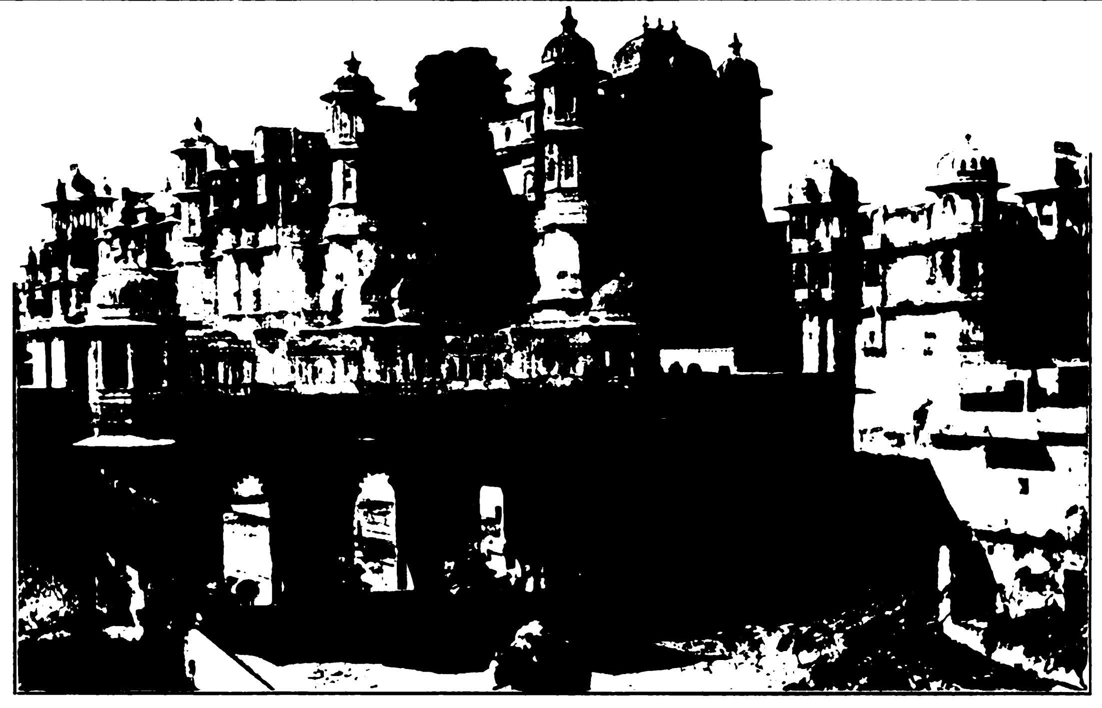


Indisches Mädchen von Kalkutta auf dem Fahrrad

Dreieck ist übervoll dieser Geheimnisse und Rätsel, wie der Urwald mit buntschillernden Vögeln, wie die Ruinen uralter Felsentempel mit Giftschlangen . . . .

Und deshalb kann von Indien nie genug erzählt werden. Es bietet immer Neues, Packendes, wie eine Quelle, die immer frisches, belebendes Wasser spendet, wenn auch schon Millionen Menschen seit Generationen aus ihr geschöpft haben. Kann man vielleicht von den indischen Palästen, diesen überwältigenden, zu Stein erstarrten Märchen, diesen gigantischen Orgien von Reichtum und Phantasie genug erzählen? Ja und nein! — Denn wie man sie auch immer in Wort und Bild schildern mag, es wird doch nie an die Wirklichkeit heranreichen.

Die Paläste der Rajas und indischen Fürsten, diese wundervollen Verschmelzungen raffinierter moderner Baukunst mit dem Luxus morgenländischer Phantastik wirken immer neu und interessant, wenn wir sie neben die Dörfer der Eingeborenen hinstellen, die abseits von der Heerstraße der fremden, abendländischen Kulturströmungen liegen. Hier verschwenderische Pracht als Rahmen fast europäischen Großstadtlebens, dort tiefste Bedürfnislosigkeit mit der unerforschlichen Mystik tausendjähriger Überlieferungen und geheimnisvoller Bräuche . . . .



Der Tschuter Munsil-Palast am Ganges

In den großen Palästen machen sich heute schon Kulturbedürfnisse und das Wohlleben des modernen Westens breit. im Landinnern, den Eingeborenen-Zentren wie Ellera, Hubli, Cambay, lebt der Hindu noch das Leben seiner



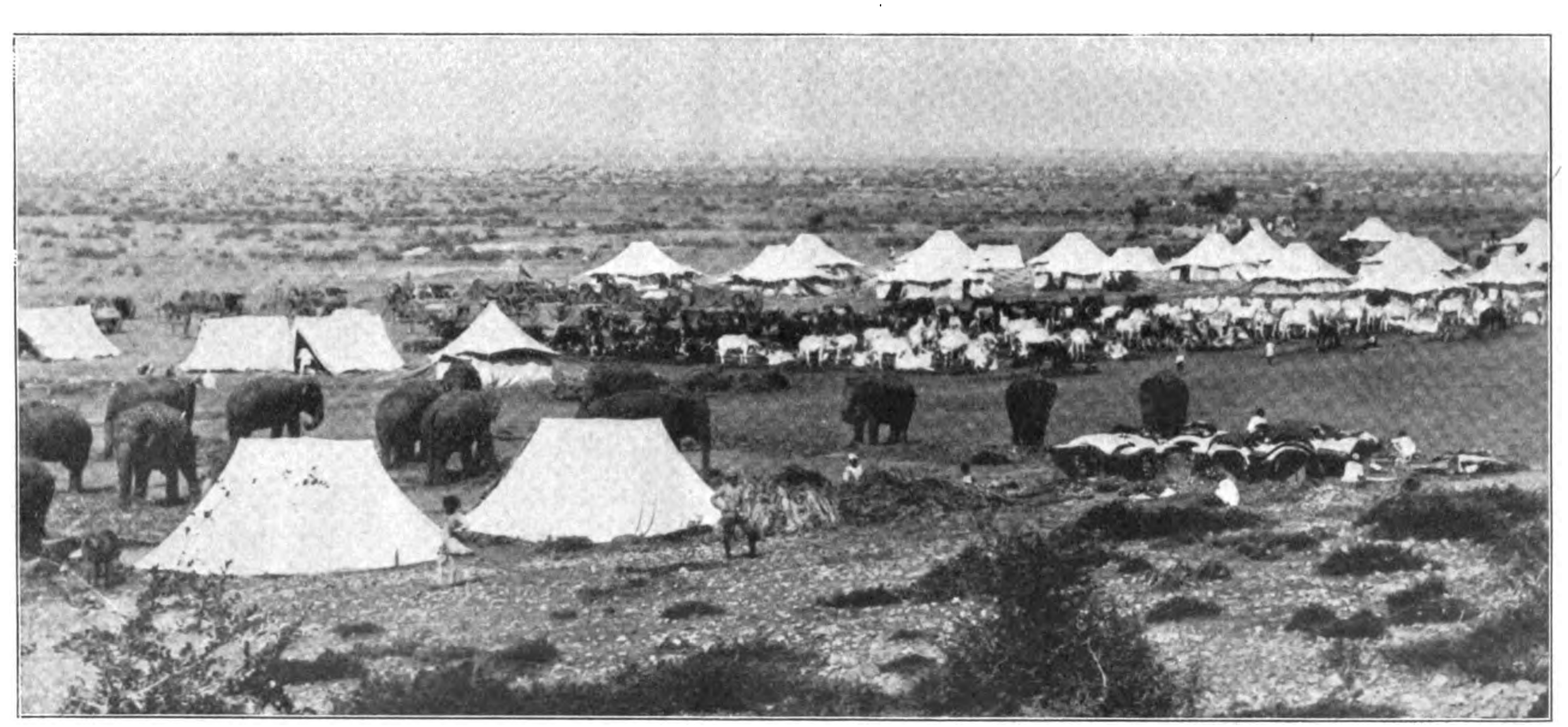
Religiöser Reigentanz junger Brahmanenschüler in Anand (Vorderindien)

Ahnen weiter. Er nimmt am Dorfbrunnen auf offener Straße seine Sühn- und Gebetswaschungen vor und verbrennt am Ufer der heiligen Flüsse die Leichen seiner Angehörigen. Beides mit der gleichen Ruhe und Selbstverständlichkeit, daß es so sein muß, nicht anders sein kann. Die Kinder zeigen gar keine Scheu, wenn die in weiße Linnen gewickelten Leichen auf Holzscheite gelegt, mit Reisig und Baumästen zugedeckt und einfach unterzündet werden. Sie machen dort keine Zeremonien, keine Paraden mit dem Tode und seiner Ernte. Der tote Alltagsmensch gilt dort nicht mehr als das welke Blatt, das vom Baume gefallen ist. Wer könnte darum behaupten, daß die indische Volksseele roh oder barbarisch wäre? Die Inder versichern, wir wären gemütsroh, weil wir unsere toten Angehörigen in der Erde von Maden und Würmern fressen lassen. Die Verbrennung der Leichen in den indischen Dörfern ist im Grunde genommen nicht besser, nicht ärger als unsere modernen Krematorien, nur sind dort die technischen Hilfsmittel primitiver, billiger, aber vielleicht aufrichtiger.

Großzügig und gigantisch wie die Menschen Indiens in ihren Bauwerken und geistigen Anlagen, ist hier auch die Natur mit ihren Gaben und Geschöpfen oder auch umgekehrt. Wir brauchen bloß das Reit- und Lasttier des Europäers, unser braves Pferd, neben das Reit- und Lasttier des Inders, den Elefanten, hinzustellen . . . Man vergleiche auch z. B. die Dimensionen in dem Begriffe: Jagd.

In Europa ist's ein edler Sport, wo man elegant, rotbefrackt unter Trara und Hallihe einem armseligen Fuchs nachreitet und ihm das Leben aus dem Fell hetzt. Wenn's hoch geht, gilt's einem Hirschen oder einem in Freiheit gefütterten Wildschwein. Wenn man in Indien das Wort Jagd hört, da wächst sich der Begriff schon etwas aus, da denkt man gleich an einen wilden Elefanten oder zumindest an einen bengalischen Königstiger. — Indien saugt wohl an den Brüsten der abendländischen Kultur und Wissenschaft, ohne jedoch selbst etwas von seinen Geheimnissen preiszugeben. Es nimmt die Verfeinerungen des stets Modernen auf, hält jedoch an den uralten Kleinodien strenge gehüteter Schatzkammern fest. Deshalb ist es auch das uralte, jedoch immer neu bleibende Land, und in den Gelehrten- und Diplomatenstuben, wo Weltkultur und Weltpolitik gebraut wird, weiß man es, daß Indien berufen ist, über kurz oder lang eine bedeutende, vielleicht umwälzende Rolle in der Weltgeschichte zu spielen.

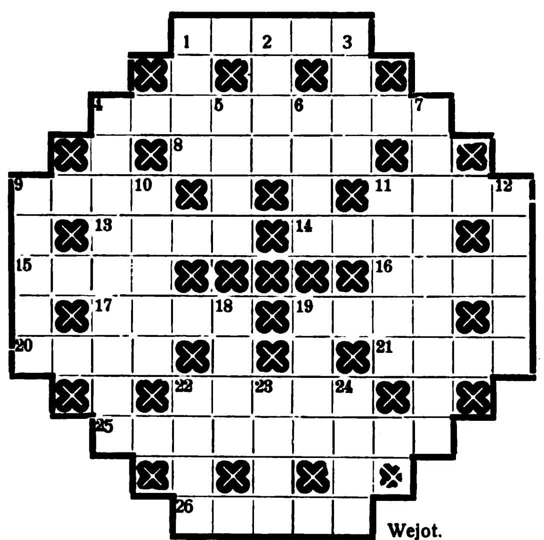
Tabon.



Heerlager britisch-indischer Eingeborenen-Truppen bei Dshaeusi.

ZUM ZEITVERTREIB

Kreuzworträtsel



Wagrecht:

1. Einer der zwölf Apostel, 4. griechischer geistlicher Würdenträger, 8. Kurzform für Tassilo, 9. heimischer Singvogel, 11. Südafrikaner, 13. amtliche Gebühr, 14. lästiges Insekt, 15. französische Stadt am Mittelmeer, 16. Schreibart, 17. Schiffsunteroffizier, 19. Mus, 20. Männername, 21. Ziffer, 22. Stromzuführer, 25. Türen, 26. das Unsterbliche des Menschen.

Senkrecht:

1. Angegessen, 2. Feldfrucht, 3. römischer Kaiser, 4. Gebärdenspiel, 5. Teilzahlung, 6. Zufluchtstätte, 7. Genossen des Menschen, 9. Raubvogel, 10. Gewässerverbindung, 11. Meeresseinbuchtung, 17. altes Hängemaß, Mehrzahl, 18. Wasserpflanze, 19. Wohnung in der Studentensprache, 22. Gewürz, 23. Wüsteneiland, 24. Schloß.

Lösung des Kreuzworträtsel in Nr. 10

Wagrecht:

1. Loki, 4. Rom, 6. Ekel, 9. Elfe, 10. Aula, 11. Mars, 13. gar, 14. Lied, 16. alle, 17. Ende, 18. Anton, 20. Reseda, 22. Regent, 25. Tumult, 28. Welfen, 30. Eifer, 31. Imme, 34. Anna, 37. real, 38. Arm, 39. Rost, 40. Dahn, 41. Ufer, 42. Aden, 43. alt, 44. Salm.

Senkrecht:

1. Lama, 2. Karl, 3. Ilse, 4. Regina, 5. Marmor, 6. Elle, 7. Zain, 8. Lade, 12. Alge, 15. Eden, 18. Adele, 19. Neger, 20. Rat, 21. Sam, 23. elf, 24. Ton, 26. Ulme, 27. Tirana, 28. Wermut, 29. Ems, 31. Irma, 32. Made, 33. Elan, 34. Ares, 35. Nora, 36. Atom.

Lösung des Silbenrätsels aus Nr. 10

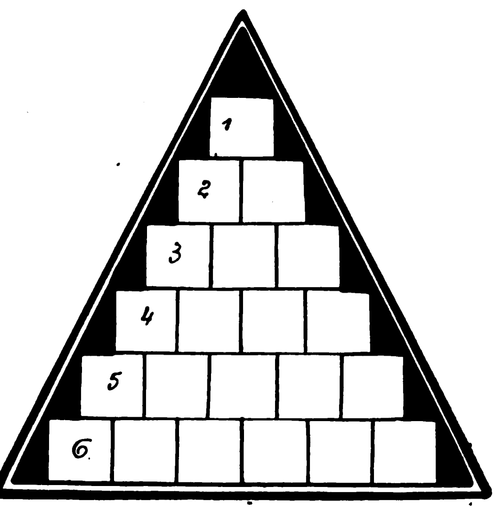
1. Czardasfürstin, 2. Arabeske, 3. Hesekiel, 4. Relief, 5. Hoboist, 6. Hölderlin, 7. Erbfeindschaft, 8. Desdemona, 9. Lagune, 10. Marketender. **Das Bessere ist der Feind des Guten.**

Gegensatz-Rätsel

Suche zu nachstehenden Wörtern die gegensätzlichen, deren Anfangsbuchstaben — von oben nach unten gelesen — einen Ausspruch Lessings ergeben:

1. fern ....
2. zerstreut ....
3. heidnisch ....
4. dunkel ....
5. bummlich ....
6. langweilig ....
7. mager ....
8. meh ere ....
9. schweigen ....
10. doch ....
11. himmlisch ....
12. früh ....
13. billig ....
14. anspruchsvoll ....
15. benötigen ....
16. schaden ....
17. verachten ....
18. außen ....
19. gescheit ....
20. anstellen ....
21. wichtig ....

Pyramiden-Rätsel.



1. Ein Konsonant steht hier allein;
2. So wird ein Element bezeichnet;
3. Bei Jazz und Wein ist dort gut sein;
4. Für Mädchen gänzlich ungeeignet;
5. Bergmannes Festkleid ist ihr Platz;
6. Beim Walfisch sind sie Zahnersatz.

Lösung des Verschmelzungsrätsels in Nr. 10

1. Kollege, 2. Odaliske, 3. Eisleben, 4. Narkose, 5. Inhaber, 6. Getreide, 7. Salbei, 8. Bumerang, 9. Euphrat, 10. Rabbiner, 11. Granate. **Königsberg.**

Heitere Ecke

Erblich belastet. Ein Jugendlicher ist wegen Diebstahls angeklagt. Die Mutter, eine Witwe, tritt hervor und weist darauf hin, daß der Junge anscheinend von väterlicher Seite her belastet ist.

„Wieso?" fragt der Vorsitzende. „Was war denn Ihr Mann?"

„Der war Klavierspieler", antwortete die Frau, „und sehr nervös, er hat auch sehr oft daneben gegriffen."

*

„Jeden Abend schreibe ich die Gedanken, die ich so den Tag über gehabt habe, in ein Tagebuch ein." — „Wie lange machst du das schon?" — „Nun, seit zwei Jahren." — „Ah! Da wird wohl die erste Seite bald beschrieben sein!"

*

Professor: „Das Gas in diesem Zylinder hier ist ja bekanntlich ein tödlich wirkendes Gift. Was für Schritte würden Sie tun, wenn das Gas plötzlich entweicht?

Kandidat: „Sehr große."

*

A. (zu einem Bekannten): „Ihre Kusine ist noch immer nicht verheiratet? Wie geht es ihr denn?"

B.: „Ganz gut. Sie wird zwar von Tag zu Tag älter, aber von Jahr zu Jahr jünger."

*

Frage. — Warum haben die Militärmusiker keine Gewehre? — Weil geschrieben steht: Spiele nicht mit Schießgewehr!

*

Englischer Humor. Ein trinkfester Herr hatte sich der Pflicht nicht entziehen können, an einem von einem Abstinenzler gegebenen Bankett teilzunehmen. Er hielt auch wacker aus und machte gute Miene zum bösen Spiel, bis der Nachtisch aufgetragen wurde. Als ihm dann aber ein Nachbar eine Schüssel mit schönen Weintrauben anbot, knurrte er ärgerlich mit den mürrischen Worten: „Ich bin nicht gewöhnt, meinen Wein in Pillenform einzunehmen."

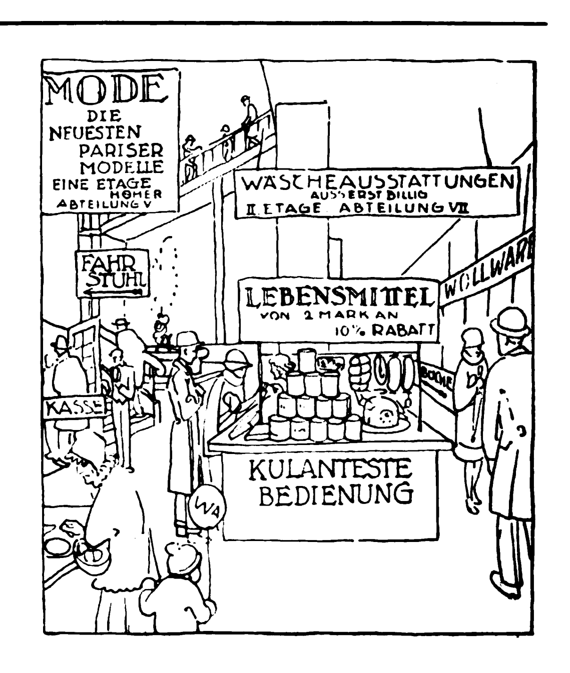
*

Zwei Frauen stehen auf der Straße und unterhalten sich eine ganze Weile. Sie verabschieden sich und stehen noch ein bißchen, und dann ist noch die interessante Geschichte von Frau Zuschke aus dem zweiten Stock, die besprochen werden muß, und die neuen Mieter gegenüber, die gestern eingezogen sind, sind noch gar nicht erörtert worden. Mit einem Male sagt die eine Frau energisch:

„Aber Frau Schulze, jetzt muß ich wirklich gehen, mein Mann sitzt zu Hause und hält den Daumen auf das gebrochene Wasserrohr, und ich soll den Klempner holen."



Das Ende
des deutschen
Mittelstandes ist das
jüdische Warenhaus
Darum kauft
NICHT
bei Juden



Nationalsozialisten im Kampf gegen tschechische Willkür



Der nationalsozialistische Abgeordnete im Prager Parlament, Simm, dessen Name anläßlich des großen Streiks der von den Tschechen unerhört unterdrückten Glasarbeiter in Gablonz wiederholt genannt wurde.



Eine Massenkundgebung der streikenden Gablonzer Glasschleifer auf offenem Marktplatz. Abg. Hugo Simm spricht

DIE FURCHT VOR DEM „I. B."



Eine Abteilung Dresdener S. A. wurde bei einem Ausflug von dem Überfallkommando der Sipo auf Waffen durchsucht. Eine photographische Festhaltung dieser gesetzlichen Maßnahme war den Herrschaften sichtlich unangenehm. Während ein Polizist auf unseren Berichterstatter zulief, um ihm das Photographieren zu verbieten, glückte es noch, eine Aufnahme zu machen.

ZUM TODESTAG DER ERMORDUNG SCHLAGETERS



Am Todestag des Nationalsozialisten Leo Schlageter (26. Mai) fand an der Erschießungsstätte eine würdige Gedächtniskundgebung für diesen deutschen Helden und das Opfer der Novemberpolitik statt.

Nationalsozialismus im Vogtland



Vogtländische Nationalsozialisten bei einer gemeinsamen Kundgebung am Bismarckdenkmal bei Netzschkau

Der Judenschreck am Potsdamer Platz



ist der bekannte Zeitungsstand des Völkischen und Illustrierten Beobachters



Das neue Italien

Ein Besuch im Lande der Schwarzhemden

Von B. N.

Man denkt zuerst an einen Überfall: Vor den Fenstern des D-Zuges tauchen Gewehrläufe auf, Bewaffnete stürmen den Zug, voran Rinaldini-Gestalten in Cape und Federhüten: Sie bitten höflich um die Pässe und prüfen das Gepäck mit Anstand und Nachsicht. — Das sind die ersten Eindrücke im faschistischen Italien. — Hinunter rollt der Zug nach Bozen, durch Südtirol, durch jenes Gebiet, an dem sich heute dank des Habsburger- und Novemberverrates das traurige Schicksal einer nationalen Minderheit erfüllt. . . Im Abteil herrscht erwartungsvolle Stimmung: Wir kommen nach Mailand, der Wiege des Faschismus, jener gewaltigen Staatsidee, die das neue Italien geschaffen hat. Und hier zeigt sich, was man als Deutscher nicht bestreiten kann, wenn man nicht nur vaterlandsliebend, sondern auch ehrlich ist: Das „neue Italien" ist keine Eroberung, keine neue, junge Provinz, auch kein Schlagwort, sondern eine brandende, nationale Welle höchster Sittlichkeit und höchsten Ernstes von Südsizilien bis zu den Alpen. — Der Faschismus ruht nicht aus auf den Lorbeeren, die er für sein Volk erkämpft hat. Zahllose Aufrufe, Bildplakate, Versammlungs- und Vortragsankündigungen der Fasci häufen sich an den Mauern: Dokumente der Arbeit einer Bewegung, die begriffen hat, daß so wichtig wie das „Erwerben" auch das „Erhalten" ist. Das faschistische Italien befindet sich sichtbar im dritten Stadium der grandiosen Umwälzung: Der Machtergreifung im Innern, dem erfolgreichen Kampf um die Anerkennung von außen folgt gegenwärtig der Ausbau des neuen Staates.

Der Faschismus ist eine Angelegenheit des ganzen Volkes. Inklusive der untersten Schichten. Ja, diese sind die begeistertsten Träger der Idee, denn ihnen hat der Faschismus alles gegeben, was der alte Staat nicht bot: Achtung, Freiheit, Arbeit, Recht! Der bolschewistische Hetzer aber wird in die Verbannung geschickt; nicht von der Polizei, sondern vom Volk.

Es gibt in Deutschland Leute und Politiker, die dem Faschismus die sittliche Berechtigung absprechen. Ein großes, faschistisches Plakat sticht in die Augen: „Non bestemmiare" „Nicht fluchen"! Bei der sogenannten Revolution der Novemberlinge in Deutschland sah man solche Plakate nicht. Dabei kann man nicht behaupten, daß der deutsche Arbeiter weniger flucht als der italienische.

Wir besuchen eine große faschistische Kundgebung und haben Glück: Federzoni spricht, einer der Hauptführer und Freund des Duce:

„Den stärksten Feind eines gesunden Volkswesens haben wir überwunden, den stumpfen, öden sozialen Haß, die Freudlosigkeit der Neider; wir gaben ihnen dafür ein Vaterland, den Stolz und die Zukunft! Es gibt keine Gleichgültigen, keine Außenstehenden mehr in Italien; der Staat sind wir und wir wollen das Beste." Wohl dem Volk, dessen Führer so sprechen können.



Zum Schlusse noch ein Bild, das für das heutige Italien eine Selbstverständlichkeit ist, uns Deutschen aber leider fremd geworden ist: Auf der Terrasse des Grand-Hotel sitzen in großer Gesellschaft Offiziere der Armee in Uniform. Aus einer benachbarten Ölfabrik kommen nach Arbeitsschluß Arbeiter, auch Jugendliche darunter. Der erste erhebt im Vorübergehen grüßend die Hand, die Übrigen folgen ihm. — Die Offiziere und Herren der Gesellschaft erheben sich und erwidern stehend den faschistischen Gruß — — —

Der direkte Schnellzug nach München war stark besetzt: sehr viele Italiener, auch aus dem Süden. Man spricht fast nur von „Lipsia" und „Germania" — Leipzig, seiner Messe — Deutschland, seiner Industrie. Die meisten wollen in München ihre Reise unterbrechen, nur um unser Deutsches Museum zu besichtigen.

„Wir können viel lernen von Deutschland!" Es ist nicht leere Höflichkeit, die den Italiener diese Worte sprechen läßt. Bekennen wir: Auch wir können vom neuen Italien lernen: Den Willen zum Staat!



Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westerhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

„Freiheit und Brot!“

2. Jahrgang / Folge 12
30. Juni 1927

Preis 20 Pf. / Österreich 35 Gr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

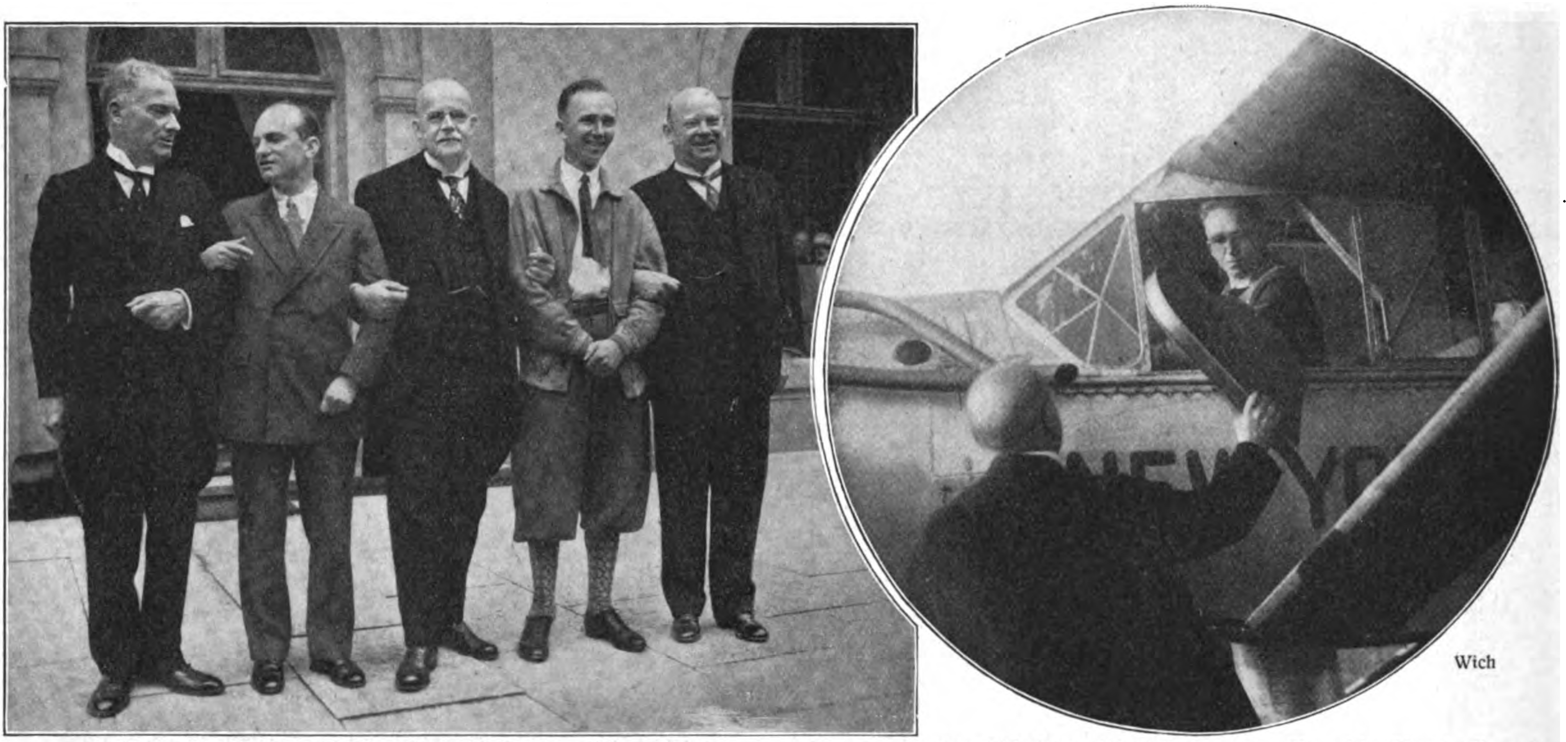


DIE NEUE DIPLOMATIE

Amerikas »Botschafter der Luft«, Chamberlin, wird in München durch seinen nicht minder tüchtigen bayerischen Kollegen, den »Botschafter des Bieres«, feierlich begrüßt. Mögen die auf solche Art angeknüpften »geistigen« Beziehungen der von den beiden Herren vertretenen Länder sich freundlich gestalten!

Wie werde ich populär?

Ein „herzhafter" Gruß



Marx und Stresemann g l a u b e n die Frage gelöst zu haben — Sennecke

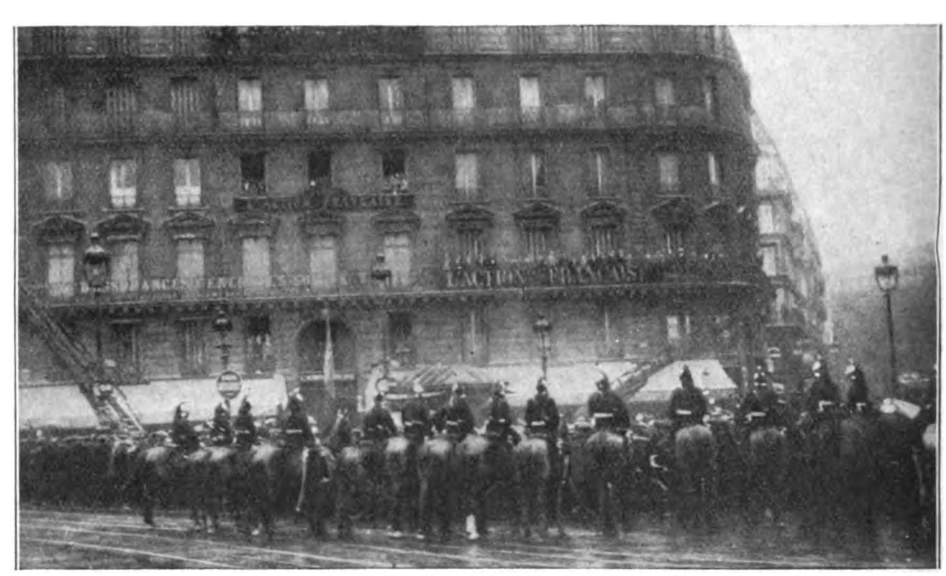
Der Münchener Oberbürgermeister überreicht Chamberlin vor dem Abflug ein selbstgebackenes Lebkuchenherz — Wich



Photothek

Ganz wie bei uns: Der sozialistische Kultusminister Frankreichs, Herriot, mit seinem Hofjuden

Genau wie in Deutschland!



Keystone

Verhaftung des Antisemiten Leon Daubet in Paris unter Aufgebot von Hunderten von Polizisten



Atlantik

Frankreichs „edler Verbündeter", der Herr Präsident der Negerrepublik Liberia, ist zum Besuch in Paris eingetroffen

Die Himmelsschrift!



Der neueste Reklametrick — Hoffmann



DINGE, DIE DER JUDE NICHT MACHT

Glasbläser bei der Arbeit

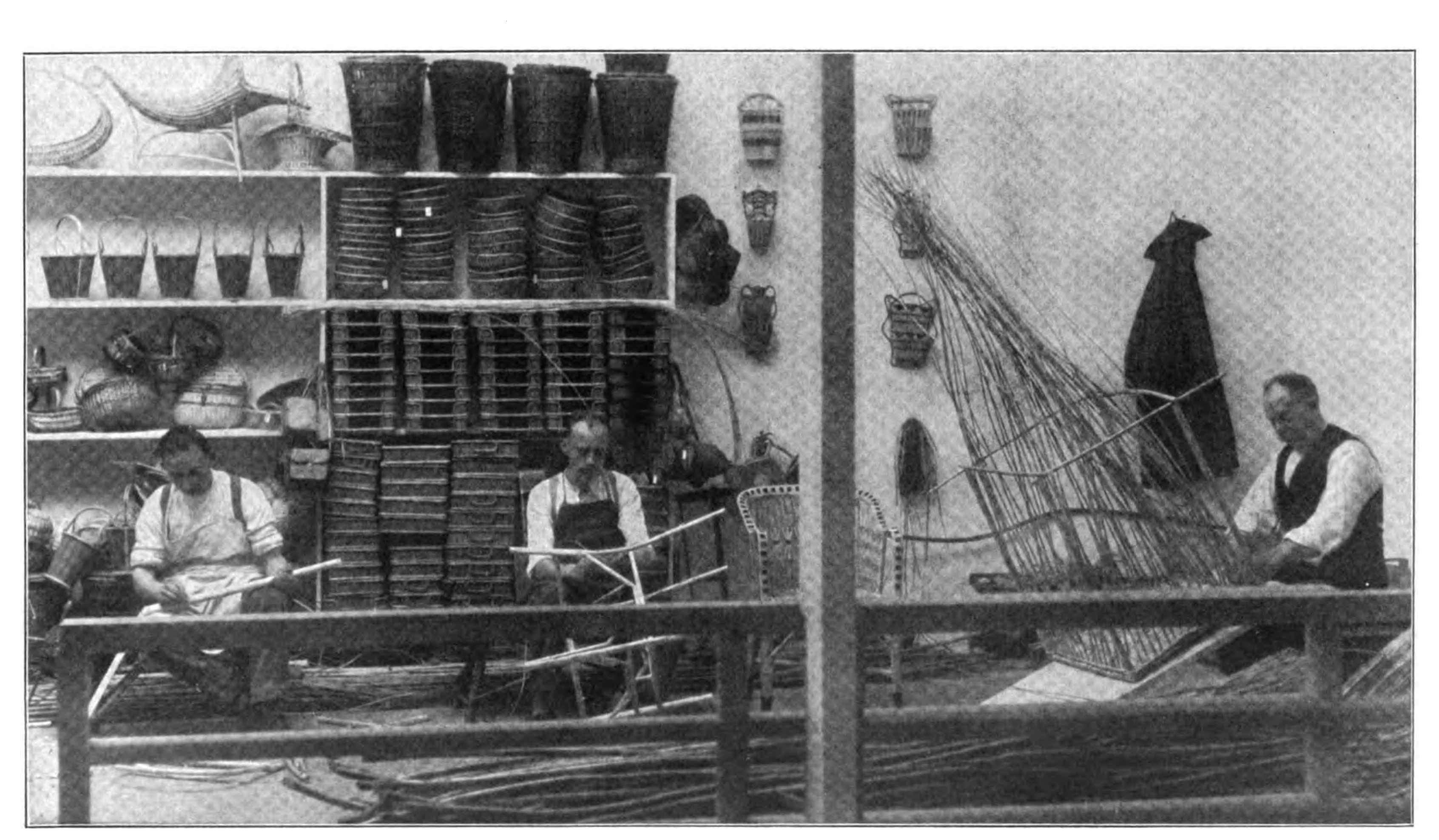
In der Gobelin-Stickerei

*

Ungewollt vielleicht, aber jedenfalls tatsächlich bringt die große Münchener Ausstellung „Das Bayerische Handwerk“ den Hunderttausenden von Besuchern eine hochinteressante Aufklärung über eine Tatsache, die in unserem Volke leider noch viel zu wenig Beachtung findet: Juden als Handwerker sind geradezu eine Seltenheit. Auch in den über 50 lebenden Betrieben der Ausstellung arbeitet nicht ein Jude. Dagegen sind die alleinigen Nutznießer der Handwerkerarbeit fast ausschließlich Juden und vor allem die jüdischen Warenhäuser (siehe auch den Artikel auf Seite 164).

In der Weiß- und Wäschenäherei

Aufnahmen: Lichtbild



Ein schweres Brot: Stuhl- und Korbflechter bei der Arbeit

DER JUDENSPIEGEL

DEUTSCHES HANDWERK UND JÜDISCHES WARENHAUS

(Gedanken zur Münchener Handwerkerausstellung)

Die große Münchener Ausstellung „Das Bayerische Handwerk" gibt Veranlassung, sich mit jener Einrichtung zu beschäftigen, der es zu verdanken ist, daß im Laufe der letzten Jahre Tausende und aber Tausende von Mittelstandsexistenzen, von selbständigen deutschen Handwerkern zugrunde gegangen sind: dem jüdischen Warenhaus. Lange hat es gedauert, bis die betroffenen Kreise ihren Todfeind erkannt haben. Und heute noch findet man gerade in Handwerkerkreisen immer noch eine erschreckende Unkenntnis des Wesens der jüdischen Warenhauspolitik und damit jener Gründe, die dem Handwerker und Mittelständler den organisierten Kampf gegen den Warenhausunfug geradezu zur Pflicht machen.

Das jüdische Warenhaus macht sein Geschäft nicht wie die alten Handwerker mit der Ware und deren Material und Arbeit, sondern mit dem Preis, mit Reklame, Aufmachung und Ausstattung. „Künstlerische" und „wissenschaftliche" Reklame, auffällige, oft bewußt auf sexuelle Anreize dressierte Bedienung, Schaufenster-„Kultur", die häufig die Grenze des sittlich Zulässigen streift, modische Wechsel, Rabattsystem, kostenlose Lieferung ins Haus, das sind nur einige von den vielen Werkzeugen, deren sich der jüdische Warenhausschwindelgeist bedient, um den Handwerkermittelstand auszuschalten. Das Wesen der jüdischen Warenhauspolitik ist vor allem die Spekulation. Die Art der Warenhausausstellung wirkt auf die Besucher eines Warenhauses suggestiv und die zum Teil niedrigere Preisfestsetzung, die durch die schlechtere Qualität möglich ist, veranlaßt zum Kauf sehr oft von Dingen, die der Warenhausbesucher gar nicht braucht. Vor allem aber hat es der Warenhausjude verstanden, Bedürfnisse zu wecken, die gar nicht vorhanden sind und die erst durch den ungesunden Anreiz ausgelöst werden. Bekannt ist das Beispiel, daß Hausfrauen, die, um einen Knopf zu kaufen, ins Warenhaus gingen, nicht widerstehen konnten und schließlich mit Paketen voll meistens unnützer Dinge beladen, nach Hause kommen. Der Mangel an Warenkenntnissen und vor allem an Verständnis für die Qualität der Ware ist eines der Hauptmomente, mit dem die Direktion des jüdischen Warenhauses rechnet. Die Hauptstärke aber des jüdischen Warenhauses liegt in dem schwächsten Punkte des deutschen Handwerker- und Mittelstandes, der es versäumt, diejenigen Möglichkeiten zu entfalten, von denen sich die meisten Käufer gefangennehmen lassen, insbesondere einer freundlichen, entgegenkommenden und unermüdlichen Bedienung, die es sich nicht verdrießen läßt, dem Käufer zehn und zwanzig und dreißig Stücke vorzulegen, bis ihm eines gefällt.

Die ungeheure Gefahr, die das jüdische Warenhaus für den deutschen Handwerks- und Mittelstand darstellt, erkennt man, wenn man die Umsätze der größten jüdischen Warenhäuser einer Betrachtung unterzieht. Da man naturgemäß darüber nur aus früherer Zeit Unterlagen zur Verfügung hat, die aber auch schon gewaltige Zahlen aufweisen, so kann man sich ein ungefähres Bild machen von den Gewinnen, die diese Geschäfte seit der Revolution gemacht haben. So setzten zum Beispiel an einem einzigen Tag der Weihnachtswoche 1911 um:

A. Wertheim, Berlin, Leipziger Straße, rund 530 000 M.

H. Tietz, Berlin, Leipziger Straße, rund 310 000 M.

H. Tietz, Berlin, Alexanderplatz, rund 240 000 M.

Zu einer nationalen Gefahr aber von unermeßlichem Ausmaß werden die jüdischen Warenhäuser erst durch die Tatsache, daß sie Hand in Hand arbeiten mit den jüdischen Großbanken, denen die gesamte Wirtschaft der Nation und vor allem die Kreditmöglichkeiten ausgeliefert sind. Wie oft haben wir es in diesen letzten Jahren erleben müssen, daß durch die Schwindelmaßnahmen der jüdischen Börse, wie Inflation und Deflation, den Kleinproduzenten und Spezialgeschäften das Lebenslicht ausgeblasen worden ist und dann die jüdischen Warenhäuser mit den dem Mittelstand abgenommenen Waren Ausverkäufe gemacht haben. An der Schaffung der politischen Voraussetzungen aber zu dieser Wirtschaft ist die Gleichgültigkeit des deutschen Handwerker- und Mittelstandes den politischen Geschehnissen gegenüber nicht ganz schuldlos. Heute noch will es der enteignete Mittelstand in seinen breiten Massen noch nicht recht glauben, daß das Finanzkapital arbeitsloser Besitz ist und der Marxismus besitzlose Arbeit. Heute begreifen die Massen der deutschen Handwerker und Gewerbetreibenden noch nicht, daß ihr Unglück an dem gleichen Tage begann, als Finanzkapitalismus und Marxismus in Deutschland offen die politische Herrschaft antraten und ohne daß sie es merkten, sind die mittelständischen Berufe in das Angestellten- und Arbeiterverhältnis heruntergedrückt worden, ohne daß die Berufsverbände dagegen ernstlichen Widerstand geleistet hätten.

Neuerlich droht dem deutschen Handwerkerstand eine große Gefahr durch das jüdische Warenhaus, das nunmehr dazu übergeht, selbst fabrikmäßig die Massen- und Reihenherstellung aller lebensnotwendigen Artikel zu übernehmen. Eine ganze Reihe jüdischer Großwarenhäuser in Deutschland haben eigene Fabriken, in denen sie weniger gute als billige Waren herstellen, die sie dann zu Einheitspreisen nach amerikanischem Vorbild vertreiben. Die Qualitätsware des deutschen Handwerkers kann, weil in der Herstellung teurer, dagegen nicht mehr aufkommen. Die Schutzmaßnahmen aber des Handwerks werden illusorisch gemacht durch die politischen Freunde des Warenhaussystems und der jüdischen Finanzdiktatur. So haben erst kürzlich die Parteien der Weimarer Koalition Maßnahmen gefordert gegen die „Ringbildung", wie man den Zusammenschluß des Handwerkermittelstandes zu Notgemeinschaften und die starke Innungsfreudigkeit derselben nennt. Also nicht gegen die Syndikate und Kartelle und Trusts richtet sich die Sorge der angeblich so mittelstandsfreundlichen großen bürgerlichen Parteien und auch nicht gegen die marxistischen Verbraucherorganisationen, sondern gegen den innungsmäßigen Zusammenschluß des deutschen Handwerks, der um sein nacktes Leben kämpft. Wir wollen nur eine von den geplanten Maßnahmen hier andeuten. In dem geforderten Gesetzentwurf heißt es unter anderem: „Die oberste Landesbehörde oder die von ihr bestimmte Stelle ist berechtigt, einer Innung zu untersagen, Preise, insbesondere Richtpreise oder Mindestpreise, Arten der Preisfestsetzung oder der Preisvermittlung sowie Geschäftsbedingungen festzusetzen, zu empfehlen oder bekanntzugeben."

Der alleinige Nutznießer aber eines derartigen Versuches, gegen den Selbstschutz des Gewerbes anzulaufen, ist das jüdische Warenhaus, dem keinerlei Einschränkungen und keinerlei Vorschriften gemacht werden. Hier ist höchste Gefahr im Verzuge!

Das Wirtschaftsprogramm des Nationalsozialismus gibt dem deutschen Handwerker das Werkzeug seiner Befreiung in die Hand. Als einzige in Deutschland fordert die nat.-soz. Bewegung die Kommunalisierung der Warenhäuser und ihre Vermietung an kleine Gewerbetreibende und Handwerker. Der Kampf des Nationalsozialismus gegen die jüdische Finanzdiktatur und ihre politischen Helfershelfer ist im wahren Sinne des Wortes die Rettung auch für den deutschen Handwerker und Mittelstand. Möge er dies erkennen, ehe es zu spät ist.



Der Todfeind des deutschen Handwerks und Mittelstandes ist der Warenhausjude



„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

11. Fortsetzung

„Freilich! Hast du übrigens deine Basartoilette schon?"

„A was, das geht 'n Blauerl an."

„So? Weiß der Teufel, mir is recht, aber der Kerl wird jetzt so z'wider."

„Merkst du es auch? Er zieht nimmer recht. Seit ich die echten Stoff' von ihm hab', schneid't er mir G'sichter."

„Ja, ja, unsereins kann sich plagen wie's will, aus an Saujuden wird nie a Vollblutkavalier. — Vom Turi krieg' ich auch noch 60 Gulden. Und 100 is mir der Kautz noch schuldig.

7 und 2 is 9 — 12 — 15. Du, Luchsl, hörst, der Monat war nit schlecht. — Na, Luchsl, was schaust denn so z'wider? Geht 's dir nicht z'samm'?"

Die Reklamegräfin zerbiß übellaunig ihren Bleistift.

„Wenn mich der Blauerl sitzen laßt, was mach' ich dann?"

Viperl grinste philosophisch.

Suchst dir an andern aus dem Stamme der Binkeles. Die Sorten stirbt nicht aus. „Übrigens," Viperl lächelte perfid, „mir scheint immer, der Blauerl bandelt mit dem Banneberger Mädel was an, he? Soll ihn einer aufmerksam machen, daß da g'heirat' werd'n muß?"

Die Gräfin sah sehr böse aus.

„Bah, das Landganserl foppt er."

„So? Glaubst wirklich? Statt bei uns sitzt er jetzt regelmäßig in der Thalfreud'. Und er hat solche Kalbsaugen kriegt seit einiger Zeit."

„Esel, der bringt die Geistesgaben von Israel in Mißkredit."

„Geh, gift dich nicht, Luchsl."

„Ich, bah, ich werd' mich schon revanchieren, daß die Banneberger g'nug krieg'n."

„Machst den dummen Buben närrisch, was, den Wald- und Wiesengordian? Aber viel is da nicht zu holen."

„Nein. Aber meine Rache hab' ich. Es is übrigens fabelhaft, was der Bursch' in vierzehn Tagen schon weit is! Gestern hab'n wir g'wettet, wer schneller über die Heuschober auf der Lassinger Wiesen hüpft, ohne hinzuhau'n, er oder ich. Und da schau', was ich ihm abg'wonnen hab'. Das is seit Jahren eines meiner besten Stück', nicht?"

„Famos!" Viperl stierte aufrichtig bewundernd eine sehr alte, kostbare Camée von wahrhaft antiker Schönheit an, die einfach als Krawattennadel gefaßt war.

„Fa—mos, bravo!"

„Das verkauf' ich seinerzeit um ein Heidengeld."

„Sehr nobel. Viel haben s' nicht, die Banneberger, aber was sie hab'n, kann sich sehen lassen. Ja, wir alten Geschlechter, um uns is halt schad'. Wir sein halt die Opfer vom Zeitgeist; uns hat die soziale Ära am G'wissen. — Nebenbei, du, der Gordi kommt jed'n Moment. Ich soll ihn heut' bei der Regierungslori einführ'n. Soll ich oder soll ich nicht?"

Die beiden Modernen blinzelten sich tückisch an.

„Tu's nur", sagte dann die Gräfin großartig. „Wann sie uns mit ihrem Mädl den Blauerl abspenstig machen, sollen s' wenigstens mit dem Bub'n was erleb'n, das gönn' ich ihnen. — Auf dreitausend kommen wir doch den Monat, gelt?"

„Mehr, sag' ich dir. Die echten Stoff' krieg'n bei der Vorstellung einige Fleck', dann brauchst s' auch nimmer zurückgeb'n, und wennst dem Blauerl noch zur rechten Zeit eine Eifersuchtsszen' machst, zahlt er im ersten Schrecken mit sein schlechten G'wissen unsere ganze Hotelrechnung und mein' Schneider. Ich sag' dir, 's schlechte Gewissen von an vermöglichen Freund, das is unser bestes Betriebskapital. Und jetzt Schluß; Monat sehr befriedigend. Hand her, Luchsl, du bist mir der beste Kompagnon, sag' ich."

„Ja, Vip', du bist mir auch von allen der Liebste."

Und in den Armen lag sich das modernste Ehepaar des Jahrhunderts.

Dann erschien sehr geputzt im Stil der Begutachtungsgrafen, sehr aufgeregt, wie er jetzt immer war, einen teuren Rosenstrauß in der Hand, der kleine Gordian von Banneberg und wurde gutmütig empfangen. Er bekannte naiv, daß der Blauerl im Salon seiner Mutter sitze und nicht zum Weiterbringen sei, weil er Janthe erwartete, die bei Pastrells Probe war. Er trank Tee bei der Vipallitz, rauchte Zigaretten, die er noch vor einem Monat nicht gekannt hatte, überreichte seine Rosen und studierte jedes Wort, jede Bewegung Viperls mit Neid und Gelehrigkeit. Gordian hatte keinen Hofmeister mehr, er überredete seine Eltern, diese Auslage zu ersparen. Er trug Ansichten der Göttsöbersten zur Schau, die sich von Tag zu Tag überraschender bei ihm entwickelten, war konservativ, hochmütig, hielt sich für einen geistreichen Weltmann und machte bereits Schulden. Von letzterer Tatsache ahnten seine Eltern nichts. Er selbst fühlte es kaum, wie er allgemach, vom Beispiel seiner neuen Vorbilder berauscht, eine bedenkliche Bahn einschlug. Sehr unduldsam, wie alle beschränkten Geister, sehr charakterschwach und leicht beeinflußt, nahm der junge Mensch die Lebensanschauungen seiner neuen Umgebung in übertriebenem Grade an und wurde leichtsinniger von Tag zu Tag.

Mit dem Viperl Arm in Arm, aufgeregt und erwartungsvoll betrat er Lori Frapps Prachtwohnung, nachdem er sich bei seinen Freunden durch einigen Kognak in forsche Stimmung versetzt hatte.

Lori hielt ihren Fünfuhrtee wie jede vornehme Dame. Zigarettenrauch schwebte durch die prachtvoll möblierten kleinen Salons, vornehme Herren in leichten, eleganten Sommeranzügen, Offiziere in blitzenden Uniformen unterhielten sich, im Halbkreis um den Nandl sitzend, der aufgeräumt eine Karikatur von Exzellenz Kautz anfertigte. Die Großen des Jahrhunderts, Börsenleben und Bernsteiner, schätzten ein Service ab und kamen dabei sehr stark ins Jüdeln. Aus einer kleinen, überaus kostspieligen Orangerie, die Lori sich eben neu eingerichtet, quoll betäubender Blütenduft, klang leises Plätschern einer Fontäne. Die Herrin all dieses Glanzes plauderte rauchend mit der Durchlaucht, der sie beim Zeichnen über die Achsel sah. Sie trug olivfarbenen Samt und blaßrote Seide in raffinierter Pariser Zusammenstellung, machte abwechselnd einen derben Witz oder eine vornehm lässige Bemerkung und war jeden Augenblick überraschend originell in ihrer Vielseitigkeit, wie ein blasierter Attaché bemerkte, der immer am Einschlafen schien.

Die Herren behandelten sie alle mit der Achtung, die unser Jahrhundert dem Erfolge jeder Art zu zollen pflegt, und mit der Dankbarkeit, welche Menschen der einzigen Art von Personen weihen, bei der sie sich wirklich gemütlich fühlen. Diplomaten, die immer geschraubt waren, hier in dieser Umgebung erschienen sie ungezwungen. Gelangweilte kamen nicht aus dem Lachen, Bösartige erschienen gutmütig, denn Lori übertrumpfte ihre Bosheit weit. Sie konnte sich erlauben, was sie wollte, sie war sympathisch, sie heimelte an. Und dies Bewußtsein machte sie sicher wie eine Königin, sicher, wie auch in ihrer Art Blautzer, Bernsteiner und Konsorten es waren. Maitresse und Wucherer, die Cäsaren auf dem Throne eines Jahrhunderts, das zur Neige ging; von „Damen" waren nur noch zwei weitere Eigenarten anwesend, die freche Soubrette eines Vorstadttheaters, Frau Süßmann, ein unveränderliches Babygesicht, im herannahenden Alter wie fratzenhaft versteinert. Auch sie hatte Hunderte ruiniert, junge Männer zum Selbstmord gebracht, ungezählte Male auf das gröbste gegen Sitte und Anstand verstoßen. Auch sie war groß, gefeiert und beliebt. Für das Kreischen ihrer schrillen Kinderstimme bezahlten Direktoren Gagen, die sie ruinierten, während echte Talente verkümmerten und verdarben. Was sie jährlich an Blumen erhielt, an Schmuck und Toiletten trug, hätte ein ganzes Proletariat ernährt. Auch sie hatte ihren Hofstaat aus den Besten des Landes, den Männern, die das Volk wählte, bezahlte und Karriere machen ließ, um seine Interessen zu vertreten. Neben ihr saß eine ungarische Chansonette, die Furore machte. Sie betrieb das Geschäft der Politiker ihres Landes, die Übervorteilung und Ausbeutung Österreichs, mit ebensoviel Glück wie dessen Staatsmänner.

„Der Prinz Seppl is ja gar nix mehr zum seh'n. Wo hat er sich denn verkrochen?", hatte kurz vor dem Eintreten des Viperl mit seinem Protegé eben Frau Süßmann bemerkt. Sie sprach, den Mund voll Kuchen, wie ein unerzogenes Kind, und besah sich unaufhörlich in einem Handspiegel, den ihr die Nandl-Durchlaucht endlich aus der Hand schlug.

„Gerem, wird er holt sain sehr beschäftigt mit naier Herzensangelegenheit. Oder is sie noch alt?" sagte Frau Padatschy gemütlich.

„Is das alte Wrack, was heißt Aglas Lotte, wieder in See?"

„Aber freilich is sie in See", parodierte sie Lori.

„Übrigens der Sepp schaut die Aglas eigentlich gar nimmer an!" sagte Lori nachdenklich. „Sie hat bloß so an Art Gnadenbrotsommerfrisch' bei ihm, wie ich höre. Der Sepp", sie grinste hämisch und wurde noch familiärer, da sie bemerkte, wie der Nandl sie plötzlich böse und aufmerksam fixierte.

„Der Sepp verbrennt sich anderswo. Habt's acht, Kinder, 's gibt a Hetz im hohen Generalsviertel." Die Frechheit dieser Bemerkung in dem Salon, wo eigentlich alles gesagt werden durfte, fiel doch auf, selbst hier. Ein peinliches Schweigen folgte ihr. Lori schaute sich triumphierend um und aß ihren Kuchen.

„Der Sepp verbrennt sich, und der Pastrell verbrennt sich", kicherte sie.

„Einer z' tief, der andere z' hoch. Aufg'schaut, dös kann a patentes Skandalerl werd'n." Niemand antwortete. Es war gut, daß in diesem Augenblick der Viperl mit Gordian eintrat und seinen neuesten Schützling der Schauspielerin umständlich präsentierte. Sie nannte den jungen Banneberger laut „ein nettes Bürsch'l, aber noch sehr g'schamig", und installierte ihn neben sich. Er starrte sie verzückt an, atmete wie berauscht die Luft dieses Salons und trank mechanisch starken Likör, während er röter und röter wurde. Als Lori ihn in ein sehr flottes Gespräch mit der Süßmann verwickelt hatte, das sie den „Aufwecker" nannte, stand sie selbst auf und folgte der Nandl-Durchlaucht, die sich sehr ungnädig in die Orangerie zurückgezogen hatte.

„Jessas, Jessas, was is denn g'scheh'n?" fragte sie spöttisch und klopfte ihn auf die Achsel.

„Eins mit der Reitpeitsch'n geht dir ab, Lori, und ich weiß noch nicht, ob ich dir's nicht bei Gelegenheit gib", schrie er sie roh an.

Ihr gehts so viel um mit uns, daß man Takt im Reden von euch erwarten könnt', ihr Teufelsweiber. Es gibt Dinge, die g'scheh'n, aber nicht besprochen werd'n, hab' ich dir schon hundertmal gesagt."

„Ich bin keine Sklavin. Ich red', was ich will. Wen's geniert, der wird a noch so viel sein, daß er die Tür' kann nach hinaus aufmachen", sagte sie gemein.

Er zischte ein Schimpfwort. Sie stemmte die Arme in die Hüften und stellte sich vor ihm auf.

„Oho, mei' lieb's Herzerl, so red'n mir zwei nicht miteinand', das da is mein Haus und da gib ich den Ton an. Nur ich. Verstanden?" Ihm die Antwort abschneidend, brach sie in verblüffendem Übergang schrill in einen Coupletgesang aus, der bis in den Salon hinüberschallte, trat zu einem Blumentisch, riß eine Rose ab und warf sie der Durchlaucht ins Gesicht.

„Geh', du Tschapperl. Was wärts ihr Blaubluterln denn ohne uns, wo gingats denn hin?" sagte sie über die Schulter. „Nur keine sittlichen Entrüstungen. Mit denen wird heutzutage nix mehr aufgesteckt."

Sie hatte recht in ihrer Art, und sie imponierte dem vornehmen Manne, der in brutaler Roheit seine Diener halb totschlug und mit der Verantwortung spielte, die man in seine Hände legte. Die Frechheiten Lori Frapps würden andere Menschen im gegebenen Moment entgelten müssen. Sie hatte mit ihm immer gewonnenes Spiel. Sie imponierte ihm, und das war ausschlaggebend, sie unterhielt ihn.

Tausende würden immer hungern müssen. damit sie und ihresgleichen überfett würden.

„Und jetzt, Kinder, sein mir g'mütlich, 's Leben dauert ja nur, bis es gar is", sagte Lori, als sie mit dem Versöhnten wieder in den Salon trat.

„Ich hab' euch eigentlich für heut' a Hetz präpariert, aber ich weiß noch nicht, ob's z' samm'geht. Warts a bissel."

Sie ging in ihr Boudoir und läutete. Ihre Kammerzofe, Lois, die Tochter des Bergseis, er-



schien sogleich. Eine kecke Bauernschönheit, die zur Wiener Soubrette geworden, geschminkt, die Augenbrauen gezeichnet, rotgefärbtes Kraushaar üppig aufgebauscht, so präsentierte sich das Landmädchen, das Karriere gemacht hatte.

„Sie ist schon unten, meine Schwester“, sagte sie kichernd, ziemlich vertraulich, dann parodierend.

„Und so viel scheu, Euer Gnaden, so viel ängstlich vor Vatern.“

„Führ' sie herauf, produzier' sie uns“, befahl die Schauspielerin.

Der Arbeiter Fritz hatte Margret so weit gebracht, daß sie die Heimlichkeiten hinter dem Rücken ihres Vaters nicht mehr scheute. Es gab viel Arbeit, der Bauer mußte wiederholt über Land. Während dieser freien Nachmittage sah sie den liederlichen Werkmeister und folgte endlich sogar ihrem Bruder nach Ichteles, um Lois aufzusuchen, die ihr Schmuck und Kleider geschickt und unermüdlich an die schwächsten Seiten des Mädchens appelliert hatte. Margret war nicht ohne sittlichen Halt, sie besaß gute, ja rührende Eigenschaften, aber ihre Vereinsamung war groß, der Dank, den sie für ihre schwere Arbeit erhielt, erschien ihr verschwindend klein neben dem überreichen Lohn der Schwester. Es war ihr zumute, als bliebe sie weit hinter den Geschwistern, abseits am Wege liegen. Außer Janthen gab es niemanden, der sich überhaupt die Mühe nahm, ihr liebevoll zuzureden, ihre unentwickelten Begriffe von Recht und Unrecht zu vervollkommnen. Aber Janthe erschien dem Mädchen selbst glücklich und reich, ein Mitglied jener Welt des Genusses, die sie magisch anzog. Und das junge, vornehme Mädchen war zu unerfahren, um Margrets Natur gewaltig heben zu können. Sie verstand sie nicht und verstand Lois nicht. Es gab Untiefen in dieser Existenz, die über den Horizont ihres reinen Lebens weit hinausreichten.

Von Bruder und Liebhaber gedrängt, machte sich Margret dann eines Nachmittags wirklich auf und kam herab nach Ichteles, betrat Lori Frapps Haus, um Lois aufzusuchen.

Die Schauspielerin, die mit ihren Dienstboten auf familiärstem Fuße verkehrte und immer auf der Suche nach neuen Sensationsobjekten war, um ihre Besucher zu unterhalten, war neugierig, die einfach und ehrlich gebliebene Schwester der raffinierten Grisette, die bei ihr eine Vertrauensstellung einnahm, zu sehen. Grelle Kontraste lockten ihre Abenteurernatur. Wo es etwas zu verderben, einen Frieden zu stören gab, da regte sich ihr Temperament tückisch und tatendurstig. Als Lois ihren Vater in seiner unkäuflichen, strengen Festigkeit beschrieb, wurde Lori lebendig. Es war nur ein Bauer, dessen die frivole Moderne in Sirenengestalt Herrin werden wollte, aber es lohnte sich doch.

Margret stieg unsicher die Treppen zu Loris Salon hinauf, als Lois ihr katzenfreundlich mitteilte, die gütige Herrin wünsche sie zu seh'n, ihr, als der Schwester ihrer Getreuen, ein Geschenk zu machen. Die schweren Teppiche, die laue, süße Luft voll Blumengeruch betäubten sie. Lois sprach unaufhörlich, ohne abzusetzen, ließ ihre falschen Brillantohrringe und all ihren Schmuck klirren und funkeln, tat groß wie eine Fürstin und lächelte Fritz zu, den sie rauchend und trinkend im Vorsaal zurückließ.

Wer und was Lori Frapp eigentlich sei, das verstand das junge Bauernmädchen nicht. Sehr hübsch, in der Alpentracht, den grauen Hut mit grüner Schnur auf den dicken Zöpfen, Schüchternheit in den großen dunkelblauen Augen, betrat es den glänzenden Salon, in dem der bereits orientierte Herrenkreis überlaut und lustig um die Schauspielerin saß. Diese ging Margret entgegen, sprach sie im Dialekt an und hieß sie sich setzen, während Lois sich hämisch grinsend zu Fritz zurückzog. Lori schenkte dem Mädchen ein, stopfte ihr die Taschen voll Backwerk, hängte ihr eine silberne Kette um und erklärte sie derb für „sehr sauber, zu was Besserem g'schaff'n als zum Misteinführen“. Dann lobte sie Lois unaufhörlich und besprach das Glück, das diese gemacht. Die übermütigen Herren machten den Chorus zu ihren Worten, parodierten sie, fixierten das hübsche, gänzlich fassungslose Mädchen und unterhielten sich göttlich dabei. Der Nandl lud Margret auf sein Schloß ein, Vipallitz redete ihr zu, bei seiner Frau in Dienst zu treten, ein dritter wollte sie Rauchen lehren, ein vierter mit ihr tanzen. Immer enger wurde der Kreis um sie, immer lauter und toller das Stimmengewirr. Nur Loris bedeutsames Augenblinzeln hielt die tolle Bande überhaupt noch im Zaum. Und Lori mit ihren jeden Augenblick wechselnden Manieren war es, die Margret verwirrte und zum Bleiben zwang, die einen Zauber ohnegleichen auf sie ausübte. Die Herren verstand sie kaum, wagte nicht zu zeigen, daß sie ihr bange machten. Aber je toller sie sich gebärdeten, desto mehr wurde die Schauspielerin große Dame. Sie beachtete nichts, sie fand alles natürlich. Nachdem sie zuerst gemütlich im Dialekt geredet, ward sie gewählt liebevoll, nahm tiefen Anteil an Margrets Schicksal und trug ihr endlich direkt an, um Lois' willen sie unterzubringen und für sie zu sorgen. Sobald dies laut wurde, drängten sich sämtliche Herren mit ihren Likörgläsern heran, verlangten, daß der Kontrakt fest gemacht würde und suchten das halb besinnungslose Mädchen zum Zutrinken aus allen Gläsern zu zwingen.

Fortsetzung auf Seite 168

Der Nationalsozialismus marschiert!



Originelle Propaganda

Eine gute und den Verhältnissen angepaßte Propaganda ist für die N.S.D.A.P. wie für jede Bewegung die Hauptvoraussetzung für den Erfolg. Was hilft der schönste Vortrag des besten Redners, wenn nicht eine gewaltige Propaganda dafür gesorgt hat, daß der Redner den notwendigen Resonanzboden in Gestalt gefüllter Säle findet. Unsere 3 Bilder zeigen verschiedene Propagandamöglichkeiten, die sich glänzend bewährt haben.



Ein Herz und ein Sinn



Arbeiter nicht nur der Faust

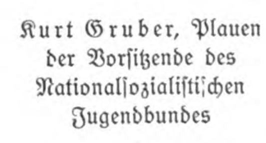
sondern auch der Stirne in ihrer Reihe zu vereinigen, beide zu einer Front zusammenzuschweißen, war von Anfang an die hehrste Aufgabe der N.S.D.A.P. Besonders in Burschenschafterkreisen hat der Nationalsozialismus Eingang gefunden. Unser Bild zeigt führende nationalsozialistische Burschenschafter, darunter den Vors. des Frankfurter Studentenausschusses Gerd Rühle (links) und den bayer. Landt.-Abg. Wagner (sitzend) auf der Burschenschaftertagung in Eisenach am 8. Juni 1927.



Ein Besuch Frankfurter S.A. in einem Dorfe bei Kassel (Spechwinkel) erregt helle Freude bei der Bevölkerung



Bamberger S.A. auf einer sonntägigen Propagandafahrt



Kurt Gruber, Plauen der Vorsitzende des Nationalsozialistischen Jugendbundes



Plötzlich klirrten diese Gläser grell aneinander. Scherben fielen auf den Fußboden nieder und splitterten umher, Lori fuhr schreiend zurück. Eine wuchtige Faust hatte sich zwischen die Lacher gedrängt. Der Bergseis im Arbeitsrock und schweren Nagelschuhen stand keuchend vor Wut, mit fahlem Gesicht mitten unter den Gästen.

Lois und Fritz hatten ihn umsonst zurückhalten wollen, sie standen an der Türe, die erstere sehr belustigt, der letztere wütend und erschrocken. Der Bauer hatte längst Verdacht. Er machte seine Tochter sicher durch seine vorgeblichen Gänge über Land und folgte ihr heimlich, nachdem sie das Haus verlassen. So hatte er sie auch heute mit Fritz zusammenkommen und den Weg nach Ichteles nehmen sehen. Wie ein Rasender erzwang er sich den Eintritt in die Salons und stürmte auf Margret los, die entsetzt aufschreiend in die Knie sank. Der Nandl flüchtete mit großer Geistesgegenwart ins Treibhaus hinter eine dichte Azaleengruppe. All die feinen, zerbrechlichen Herrchen wichen in die Ecken zurück, nur Lori blieb stehen. Die Arme in die Hüften gestemmt, trat sie frech dem Bauer entgegen.

„Was wollts Ihr da. Soll ich die Polizei holen lassen?"

„Damit ihr eing'sperrt werds, ihr Volksverderber, Schandg'sindel", schrie der Seis heiser.

„Vorwärts, du elende Dirn', 'n Herrgott sei' Fluch und G'richt über euch alle!"

Die Tragik des Naturmenschen erweckte Heiterkeit in dem vornehmen Kreise, der sich möglichst rasch zu fassen suchte. Ein unterdrücktes Kichern ging schon wieder durch den Salon. Über Margret war der Rückschlag der Gefühle und im tödlichen Schrecken ein tiefes Schamgefühl gekommen, ein plötzliches heftiges Mitleid mit dem alten Mann, den sie in diese Lage gebracht. Sie erhob sich mit wankenden Knien und schlich an ihm vorbei hinaus, ohne aufzublicken. Lois abwehrend ging sie fort, auf die Berge zu. Der Seis sah sich noch einmal im Kreise um, wie ein wildes Waldtier, zum äußersten gereizt, schon fast stumpf vor innerer Erregung. Er ballte die Faust und stieß einen heiseren Fluch aus. „Wer mein' Haus und mein' Kind no' a Mal nah kimmt von Euch, der soll dazua schau'n! dazua schau'n!" stieß er schwer hervor. „Für Euch kimmt no' a Tag, ös Sodom und Gomorrha!" Er spuckte vor Lori aus, warf einen Blick des Ekels um sich und ging. Lori sah ihm heiter nach, ihrer Natur behagte jede Sensation, jeder starke Auftritt.

In die dumpfe Stille, in der der schwere Schritt des Mannes auf der Treppe verhallte, klang plötzlich ihre Stimme grell, niederschmetternd, mit Gassenbubenfrechheit. Sie intonierte das Couplet: „Jessas, Jessas, so solid".

Und damit war der Bann gebrochen. Die aufregende Szene, die man jeder anderen übel genommen hätte, endete in dem vollen Erfolg eines schallenden Gelächters. Man kam überein, daß man sich amüsiert hatte, daß Lori immer neue Coups zur Unterhaltung zu erfinden wüßte. Neue Gläser und Champagner wurden gebracht, die Heiterkeit erreichte ihren Höhepunkt, als man die Nandl-Durchlaucht hinter den Palmen entdeckte.

Sie schnarchte friedlich, die Zigarette im Munde, einen Glasscherben in der Hand, und ihren Lippen entrangen sich im Schlummer die Worte: Volk? Volk? ah bah, Canaille!

8. Kapitel.

Motto:

Ein Traum stand neben mir wie meine Jugend,
Und machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den holden Duft der Morgenröte webend.
(Schiller.)

„Prinz Joseph, ich denke, es ist das Klügste, was ich tun kann, wenn ich wieder abreise. Sagen Sie mir ehrlich ja darauf, nicht wie einer schlechten Frau, die man geliebt hat, sondern wie einem guten Freund, den man achtet."

So sprach Lotte Aglas, die auf dem Balkon vor See stand und in den Mondscheinabend hinausblickte. Über den dunklen Wassern des kleinen Bergsees zitterte ungewiß ein bläuliches Licht; feuchte Dämpfe wallten wie lange Schleiergewänder auf den Wellen. Ichteles schwamm im blassen, kalten Glanz der elektrischen Lampen, mitten im Kranz der phantastischen, dunklen Bergwelt, deren waldgekrönte Zacken manchmal im Mondlicht aufzuckten wie Gespenster. Drinnen im Salon vor See, der mit den Andenken an viele Reisen reich ausgeschmückt war und eine kostbare Büchersammlung enthielt, lag Joseph in einem niederen Feldsessel, den türkische Draperien bedeckten. Seine Zigarette war ausgegangen. Große, blühende Büsche von Thymian, Lilien und wilden Rosen, in alten, kostbaren Vasen, hatten ihren reinen Geruch aufgesogen, sie dufteten würzig. Bücher lagen überall. Zwischen ihnen trieben sich angefangene Zeichnungen herum, Manuskripte und Musikstücke, das bunte Allerlei, in dem ein ruheloser Geist Befriedigung sucht. Der Prinz saß abwesenden Blickes auf das Wasser hinaus, sein hübscher, dunkler Charakterkopf hob sich scharf von den Purpurfarben des reichen Zimmers ab. Er schien im Ausdruck weicher, knabenhafter geworden. Lange hatte er kein Wort gesprochen, nicht bemerkt, daß Madame Aglas ihn gedankenvoll beobachtete. Jetzt bei ihren Worten, durch die eine leise Ironie klang, schreckte er empor, stand auf und betrat den Balkon. Es schien, als müsse er aus dem Zwielicht die große, mädchenhaft schlanke Frau erst herausfinden, deren graues Seidenkleid mit dem Mondlicht zu flüssigem Silber verschwamm.

Lotte Aglas war 45 Jahre alt und noch sehr schön. Hinter ihr lag das überaus bewegte Leben einer Abenteuerin im größten Stile. Der Hefe hatte sie nie angehört und immer ein vornehmes Genre der Halbwelt vertreten. Drei Kaiser hatten sie geliebt, große Künstler und Politiker an ihrer Tafel zu Gaste gesessen. Zwanzig Jahre volles Pariserleben lagen hinter ihr. Sie war sehr geistreich, fesselte durch ihr Gespräch und durch die guten Manieren.

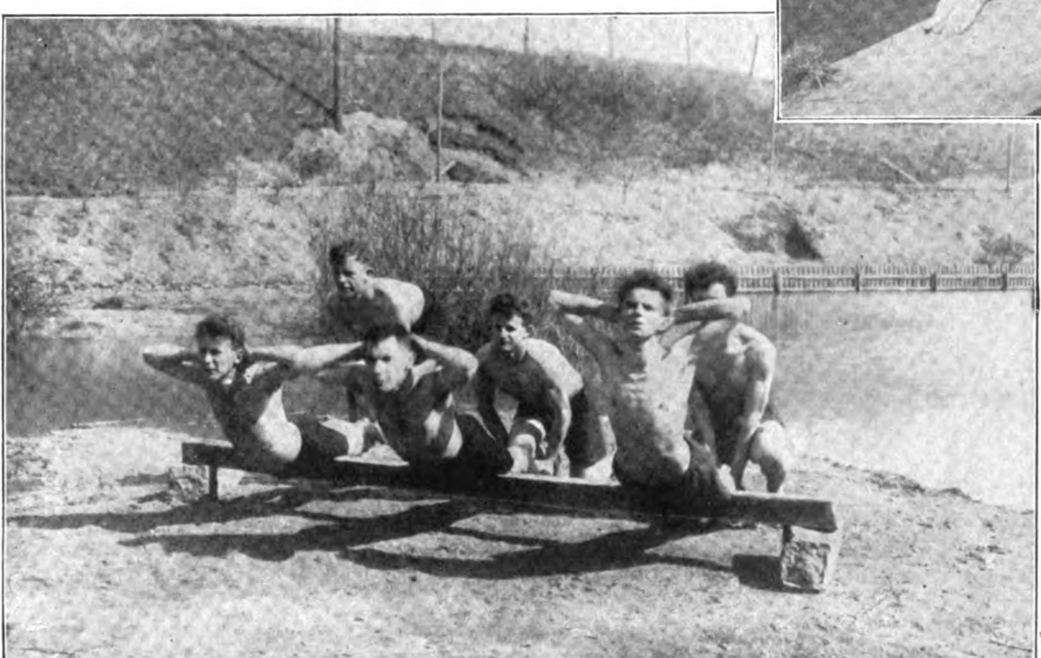
(Fortsetzung folgt)



Treibt Leibesübungen!

Nach dem ungeheuerlichen Zusammenbruch des deutschen Volkes, der Entwaffnung und Wehrlosmachung ist es höchste Zeit, daß man in Deutschland wieder daran geht, Glauben und Vertrauen auf unsere alte Kraft neu zu erzeugen. Wie aber könnte das besser geschehen und vorbereitet werden als dadurch, daß jeder einzelne im Volke sich wieder bemüht, durch Stählung seiner eigenen körperlichen Kraft den Glauben an die Stärke seines Volkstums wieder zu erlangen. Die Förderung der Sportbewegung muß deshalb eine heilige Angelegenheit aller jener Kreise sein, denen es im Kampf um die deutsche Freiheit ernst ist. Vor allem muß dafür gesorgt werden, daß die demokratische Anrüchigkeit des Turnens radikal aus der Welt geschafft wird. Schon Arndt zeigte dem deutschen Volke, daß das Turnen nicht eine Betätigung des demokratischen Weltspießers, sondern in einer Zeit, wo einer Nation andere Möglichkeiten nicht gegeben sind, die geradezu einzigartige Vorbereitung zum Freiheitskampf ist.

Ein besonders wertvolles Gerät ist die Sprossenwand, welche die verschiedenen Übungen zur Ausbildung des gesamten Körpers ermöglicht. In Ermangelung nimmt man als Notbehelf eine gewöhnliche Leiter. (Scherzname: „Marterwand")

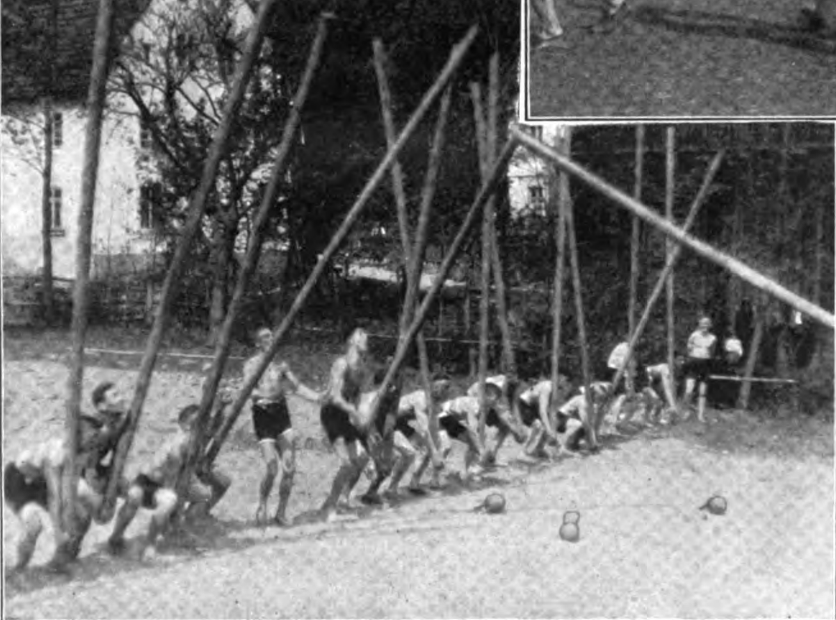


Die Arbeit am Querbalken (Oberschenkel auflegen, Nackenhalte, Beugen und Senken des Oberkörpers) ist ein ausgezeichnetes Mittel zur Stärkung der Rumpf- und Beinmuskulatur

Wenn wir von der Förderung der Turn- und Sportbewegung in Deutschland sprechen, so meinen wir damit nicht jene zweifelhaften Unternehmungen der Sechs-Tage-Rennen und sensationellen Rekordschindereien, bei denen die zahlenden Zuschauer die Hauptsache und die Ausübenden — auch zahlenmäßig — vollständig Nebensache sind, sondern wir meinen jene systematische Körperdurchbildung der Massen, vor allem auch des arbeitenden Volkes, die unter dem Begriff „Leibesübungen" von Millionen deutscher Volksgenossen heute gepflegt wird.



Ringen, Boxen und Jiu-Jitsu gibt Kraft und Selbstvertrauen



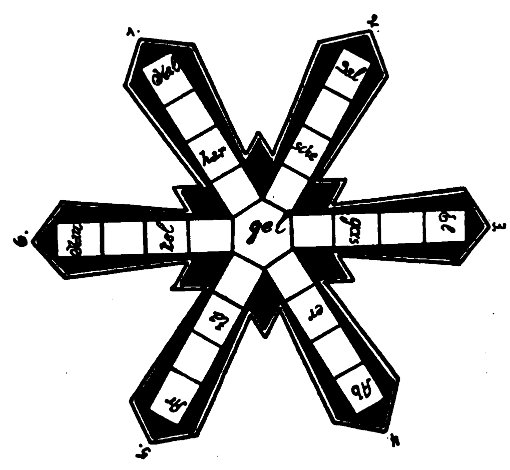
Baumstammwerfen. Der Baumstamm ist 4 m lang und 12—15 cm stark. Er wird senkrecht stehend durch Hochschnellen des gespannten Körpers nach vorn überschlagend hochgeworfen. Hervorragend geeignet zur Durchbildung der gesamten Muskulatur

„Treibt Leibesübungen!" Das muß neben dem „Denkt an den Friedensvertrag von Versailles!" die Losung in Deutschland werden. Und mit wie wenig Mitteln, Zeit und Platz ist es möglich, genügend durchbildende Arbeit zu leisten! Neben der Jugend sollten es vor allem auch die deutschen Frauen sein, die diese Parole befolgen. Denn von der Schaffung eines tüchtigen Nachwuchses an Müttern hängt wesentlich das deutsche Schicksal ab.

ZUM ZEITVERTREIB

RÄTSEL

Silben-Stern



Unter Verwendung der gegebenen Silben bilde man zweisilbige Wörter, deren zweite Silbe immer die erste des folgenden Wortes ist. Nach der Mitte zu lautet jeder Strahl auf die Silbe gel aus.

Magisches Quadrat

a) Aufgabe:

Man ordne die Buchstaben im Quadrat zu den 5 umschriebenen Wörtern so, daß sie wagrecht und senkrecht gelesen, gleich lauten.

a	a	a	a	b
b	e	e	e	e
e	e	e	e	f
l	l	l	l	m
n	p	p	r	r

1. Deutscher Schriftsteller †. 2. Beleuchtungskörper. 3. Obst. 4. Strauchfrucht. 5. Weiblicher Vorname.

Rösselsprung

				blüht	len-				
			stein	sche	mark	wo			
	nicht	nach	nach	mei-	er-	deut-	sit-	noch	
nicht	men	ken	kunst	mein	nicht	und	wo	deut-	und
nach	ich	ben	na-	nicht	noch	te	kraft	und	deut-
tei-	schran-	deutsch-	deutsch	vogl	denn	nach	ge-	ben	scher
mein	far-	le	pel-	land	müt	ist	sinn	sche	deutsch
		gen	von	land	dop-	ein	fin-		
				farb-	zu				

Silben-Kreuz

1	2
3	4

Die Silben ergeben:

1—2 befestigte afrikanische Negerdörfer
1—3 Flüßchen im Harz
1—4 Teil des Kreises
2—3 Obstschädling
2—4 inneres Organ
3—4 Waffe

Lösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 11

Wagrecht:

1. Simon, 4. Patriarch, 8. Tasso, 9. Fink, 11. Bure, 13. Taxe, 14. Laus, 15. Lyon, 16. Stil, 17. Maat, 19. Brei, 20. Emil, 21. neun, 22. Anode, 25. Eingänge, 26. Seele.

Senkrecht:

1. satt, 2. Mais, 3. Nero, 4. Pantomime, 5. Rate, 6. Asyl, 7. Haustiere, 9. Falke, 10. Kanal, 11. Busen, 12. Ellen, 18. Tang, 19. Bude, 22. Anis, 23. Oase, 24. Ende.

Lösung des Pyramidenrätsels in Nr. 11

B; Ba; Bar; Bart; Barte; Barten.

Lösung des Gegensatzrätsels in Nr. 11

1. Nah, 2. aufmerksam, 3. christlich, 4. hell, 5. eifrig, 6. interessant, 7. fett, 8. einer, 9. reden, 10. nicht, 11. irdisch, 12. spät, 13. teuer, 14. bescheiden, 15. entbehren, 16. nützen, 17. ehren, 18. innen, 19. dumm, 20. entlassen, 21. nichtig.
Nacheifern ist beneiden. (Lessing.)

HUMOR

„Ich habe schon alles mögliche versucht, um herauszubekommen, ob der neue Gast, der hier eingekehrt ist, verheiratet ist oder nicht“, sagte die Inhaberin eines Pensionates zu der neben ihr sitzenden jungen Witwe. „Ich habe es gleich herausgehabt“, erklärte diese. „Selbstverständlich ist er verheiratet; sonst würde er nicht jeder Dame so aufmerksam zuhören, ohne sie auch nur einmal zu unterbrechen.“

*

„Sie scheinen mir auch von den Leuten zu sein, die ihr Werkzeug fallen lassen, sobald es Mittag pfeift.“

„Im Gegenteil, Herr Baumeister! Wie oft habe ich noch fünf Minuten warten müssen, nachdem ich das Werkzeug fortgelegt hatte, bis es gepfiffen hat.“

Auf der Lauer nach dem Ehrenbürger



Junge, Junge, haste nich' eben gehört, wie der Motor ausgesetzt hat. Vielleicht macht er 'ne neue Notlandung. Da würden wir ihn aber rücksichtslos auch zum Ehrenbürger ernennen. Sonst haben wir ja so niemand hierzu.

„Mutter will von unserer Verbindung nichts wissen“, erklärte Dora ihrem Herzallerliebsten, einem Schauspieler, der gekommen war, um bei den Eltern anzuhalten. „Weil du Schauspieler bist, hält sie dich für zu weibisch für einen Mann.“ — „Mit ihr verglichen, bin ich es vielleicht auch“, war die Antwort.

*

Steigerung

Redner: „Und deshalb, Genossen, laßt nicht locker! Die Mitglieder unserer Partei machen jetzt schon ein Viertel der gesamten Einwohnerzahl dieser Stadt aus, und wir geben uns der berechtigten Hoffnung hin, daß sie in Kürze ein Fünftel ausmachen werden!“ (Brausender Beifall.)

Ein nationalsozialistisches Jugendheim in der Sächsischen Schweiz

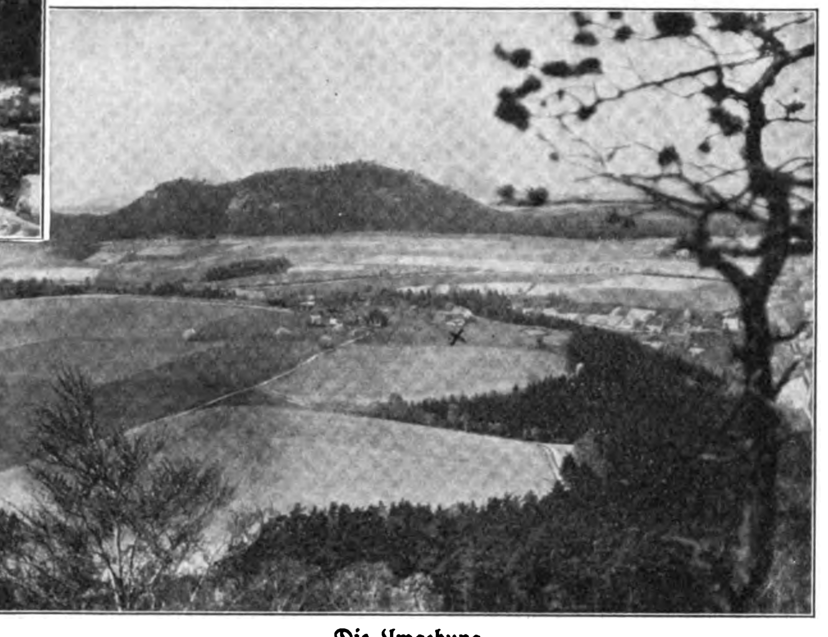


Alle Reparaturen werden selbst ausgeführt

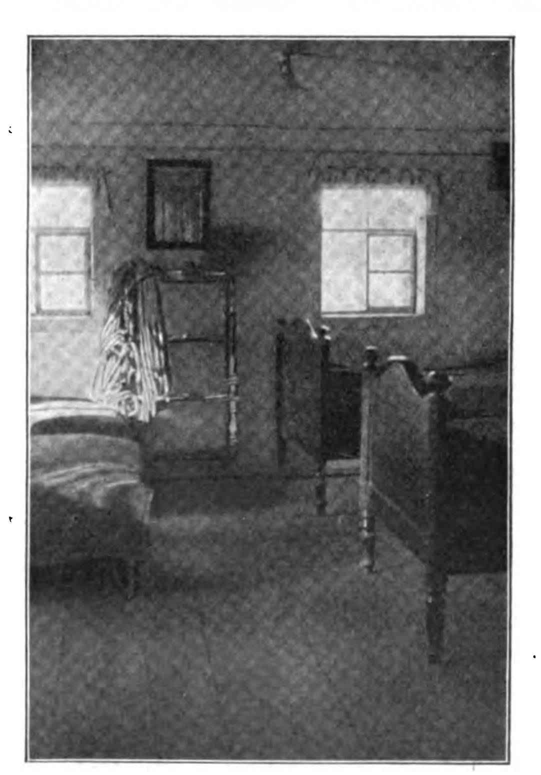


Bau einer Veranda

Der Dresdener Jugendgruppe der Nationalsozialistischen Partei ist es unter vielen Mühen und großen Opfern gelungen, mitten in der Sächsischen Schweiz bei Koppelsdorf in herrlicher Lage ein Ferien- und Jugendheim zu errichten Nach nur einstündiger Bahnfahrt erreicht man das gemütliche Unterkunftshaus, das von nationalsozialistischen Junghandwerkern tadellos eingerichtet und instand gesetzt wurde, über die Station Bad Schandau in einer kleinen Stunde Fußmarsch. Trotz der verhältnismäßig geringen Entfernung von der sächsischen Hauptstadt liegt das Heim



Die Umgebung



Der Schlafraum



Die Küche

doch weitab von dem Lärm und Staub des großen Verkehrs.

Im Erdgeschoß befindet sich ein reizender Aufenthaltsraum mit ausreichender Kochgelegenheit, außerdem ein Massenlager für rund 30 Mann. Im 1. Stock sind 3 gesonderte Schlafräume mit zusammen 20 Betten. Die ausreichenden Schlafgelegenheiten für rund 50 Personen machen das Heim im besonderen Maße geeignet als Zielpunkt für größere Ausflüge von S.A.-Abteilungen und Ortsgruppen, die jederzeit freundlichste Aufnahme finden werden. Besonders an Sonntagen herrscht natürlich ein reger Betrieb. Da kommen sie heraus; die jungen nationalsozialistischen Arbeiter der Großstadt und ruhen sich aus in Gottes herrlicher Natur, treiben Sport auf einer großen, zum Heim gehörenden Wiese oder durchstreifen die herrliche Umgebung. Nähere Auskünfte über Benützung des Heims erteilt gerne der Hüttenwart Georg Illmert, Dresden-A. 28, Warthaerstraße 2 a.

FIUME

Ein Opfer des Habsburgerverrates

Von Dr. Fr. W., Wien

Fiume zeigt nicht die heitere Lebendigkeit anderer italienischer Städte. Denn einerseits ist Fiume bis heute noch nicht so recht italienisch geworden und anderseits leidet Fiume ganz besonders schwer unter einer wirtschaftlichen Dauerkrise.

Dereinst war Fiume der zweitgrößte Hafenplatz der habsburgischen Großmacht; heute ist diese Hafenstadt das fünfte Rad am Wagen Italiens, liegt, von ihrem Hinterland getrennt, als Opfer der Förderung Triests arg darnieder, ja mehr als das: Durch das italienisch-jugoslawische Übereinkommen vom Januar 1924 wurde die bedauernswerte Stadt bei lebendem Leibe anatomisch zerlegt, ein Stück des Hafens und wichtige Vororte kamen an Jugoslawien, der Rumpf ohne Glieder wurde endgültig in die italienischen Grenzen einbezogen.

Inzwischen versucht man ja — um weiter im medizinischen Bilde zu bleiben — durch Injektionen den todkranken Rumpf zu beleben. Die führende Fiumaner Schiffahrtsgesellschaft „Adria“ hat kürzlich einen gewaltigen Kredit erhalten; Ungarn wurde mit Nachdruck eingeladen, hier eine Freihafenzone in Gebrauch zu nehmen. Aber ob Stadt und Hafen auf diese Weise ein Stückchen ihrer alten Lebenskraft wieder erhalten werden, ist noch sehr fraglich.

Die Bevölkerung von Fiume hat eine Reihe furchtbarer Leidensjahre hinter sich. Slawische Plünderer und französische Truppen, die einander in den Straßen bekämpften, die „Arditi“, ehemalige italienische Sturmtruppen und die Legionäre, die d'Annunzio anführte, dann die Mörderbanden zur Zeit der blutigen Wahlen im kurzlebigen Fiumaner Freistaat, sie alle haben der erbgesessenen Bevölkerung das Dasein zur Hölle gemacht. Und auf die Jahre, in denen man seines Lebens nicht sicher war, folgte der bleibende wirtschaftliche Stillstand. Man begreift also, daß die Begeisterung der Fiumaner für die Politik, an der sie immer nur passiv — wörtlich: leidend — teilhaben, keine allzu große ist.

Die deutschen Sprachkenntnisse aus früherer Zeit sind hier noch nicht vergessen. Aber die Symbole aus vergangener Epoche sind natürlich verschwunden oder, richtiger gesagt, umgeändert, „modernisiert“. Fiumes Stadtwappen war ein zweiköpfiger Adler. Es bestand gar keine Gefahr, ihn mit dem österreichischen Doppeladler zu verwechseln. Denn an diesem habsburgischen Wappenvogel sah der eine Kopf nach links, der andere nach rechts; sie waren ja beide aufeinander böse. Der Fiumaner Adler hingegen blickte mit beiden Köpfen nach links. Aber auch das half ihm nichts. Doppeladler ist Doppeladler. Und flugs wurde ihm der eine Kopf amtlich abgeschlagen. Nicht etwa in übertragenem Sinne. Nein, hoch oben auf dem Stadtturm steht der Adler, der früher zwei Köpfe gehabt hat; heute sieht man von dem einen nur mehr ein Stückchen Hals, der Schädel ist abgeschlagen worden. Der um einen seiner beiden Köpfe gekürzte Fiumaner Stadtvogel bildet, weiß Gott, ein prachtvolles Symbol. Die Stadt selbst hat ja auch lebensgefährliche Amputationen über sich ergehen lassen müssen, aber für den flüchtigen Beschauer ist es immer noch das alte Fiume.

Amphitheatralisch steigt Fiume vom Meer die Hügel des Karstvorlandes hinauf und man merkt es dem bezaubernden Panorama nicht an, daß quer durch dieses Gewirr hellgelber Häuserzeilen die mörderische Staatsgrenze hindurchgeführt ist. Auf der breiten Piazza Dante, die sich in die Mole der Abbazia-Lokaldampfer fortsetzt, entwickelt sich täglich ein lebhafter Korso, den zwei große Kaffeehäuser stilgemäß flankieren.

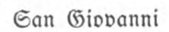




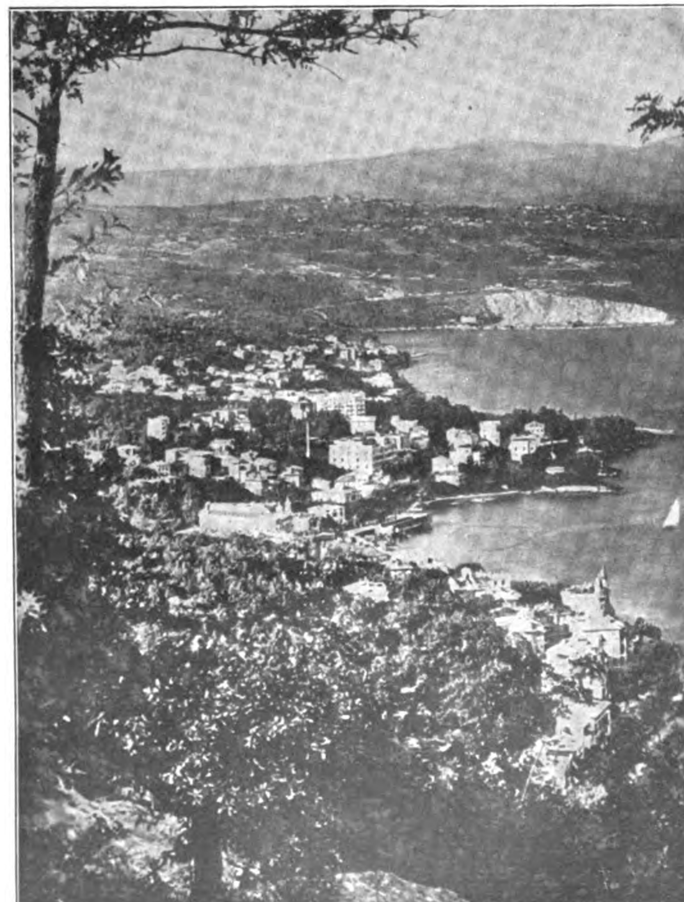
D'Annunzio hat im Anklang an venezianische Motive im Hintergrund der Piazza Dante drei gewaltige Flaggenmasten errichten lassen. Die steinernen Fundamente der Maste sind inzwischen an allen vier Flächen mit Mussoliniköpfen geziert worden. Dieser Schmuck, über dessen künstlerischen Wert sich streiten läßt, wird heute bereits an Tür' und Wände en gros hingemalt, mittels Blechschablonen aufgetragen.

Die Piazza Regina Elena hieß ehedem Kaiserin-Elisabeth-Platz. Ich sagte schon, daß die alten Symbole modernisiert worden sind. Wahrscheinlich um die Bewohner der verschiedenen Straßen und Plätze nicht in ihrem Stolz zu kränken, ließ man jeder Straße ihren alten „Rang“. Der Platz, der ehemals nach der Kaiserin genannt worden ist, führt also jetzt den Namen der italienischen Königin. Die Franz-Josef-Straße ist nach demselben Gesichtspunkt in Corso Vittorio Emanuele umgetauft worden.

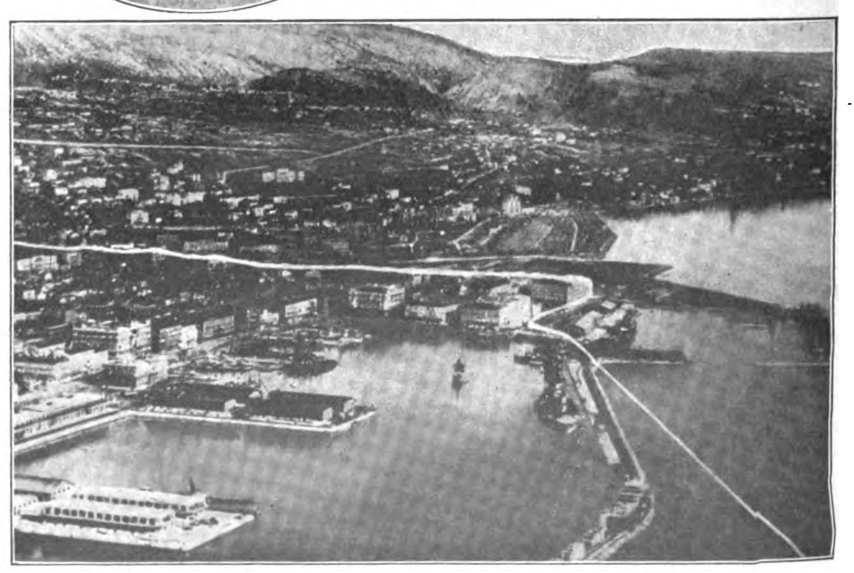
Nach meinem Dafürhalten aber ist die größte Sehenswürdigkeit dieser armen, krankhaft stillen Stadt die Cappella San Giovanni. Architektonische Schönheiten wird man an dieser Kapelle, die kaum für ein paar Menschen Raum bietet, vergebens suchen. Aber mitten durch den bescheidenen Kuppelbau hindurch führt die — Staatsgrenze. Wer hier die Hände zum Gebete faltet, hat die rechte Hand im Königreich der Serben, Kroaten und Slawonen, die linke Hand im Königreich Italien. Gott ist wahrhaftig geduldig, daß er sich das gefallen läßt!



San Giovanni



Panorama von Fiume



Der Hafen. (Die weiße Linie bezeichnet den Verlauf der Grenze)

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen Ernst v. Westerhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

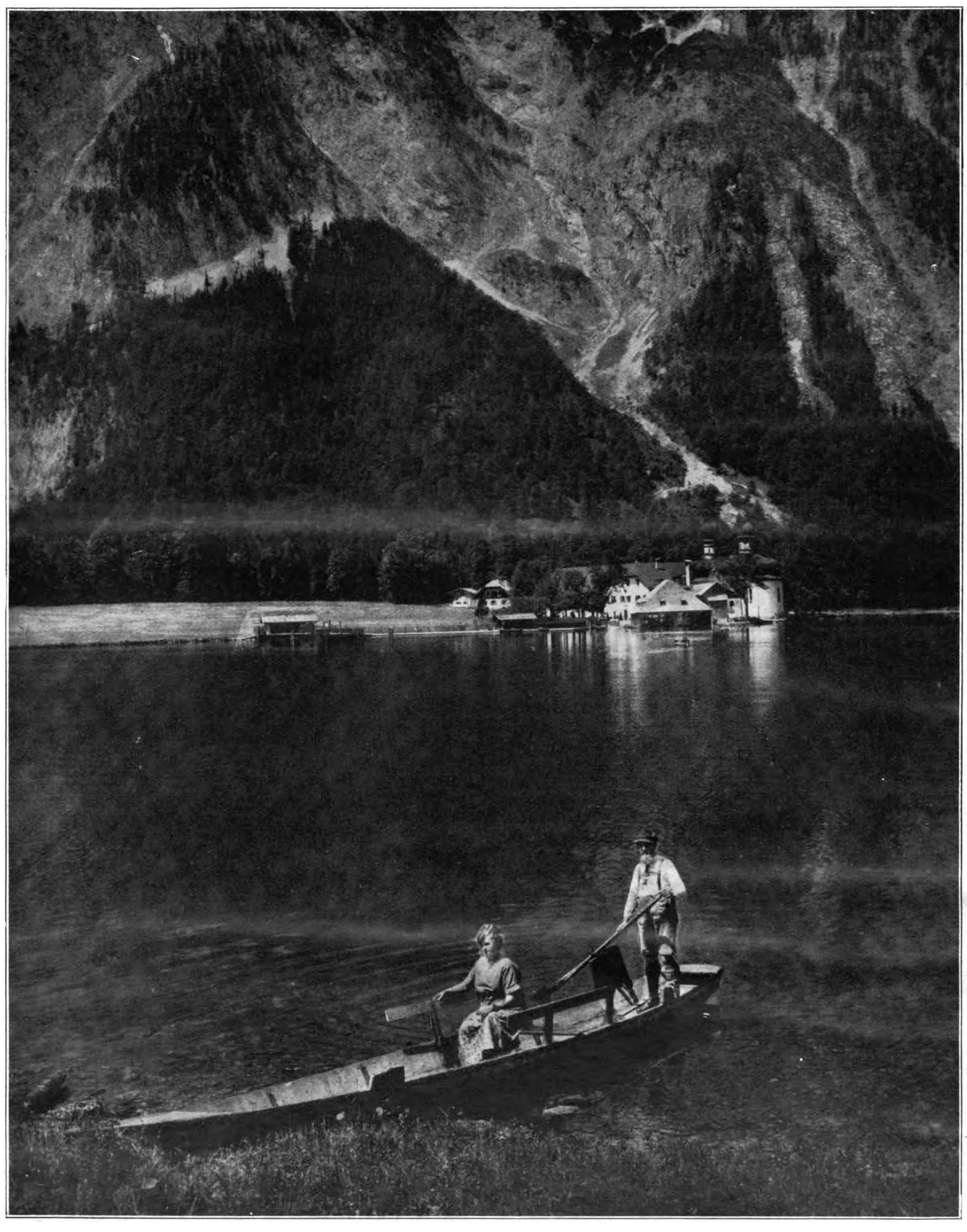
„Freiheit und Brot!“

2. Jahrgang / Folge 13
15. Juli 1927

Preis 20 Pf. / Österreich 35 Gr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

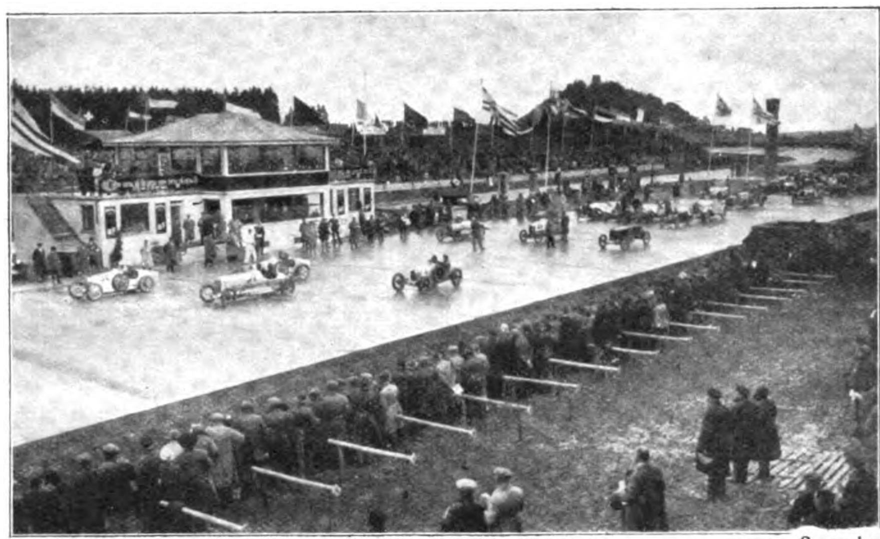
Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2



Fritz Scherbauer, amat.

Sommer am Königssee

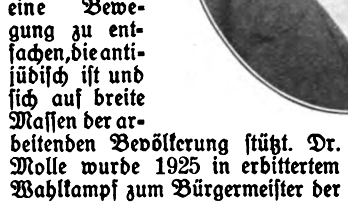


Sennecke

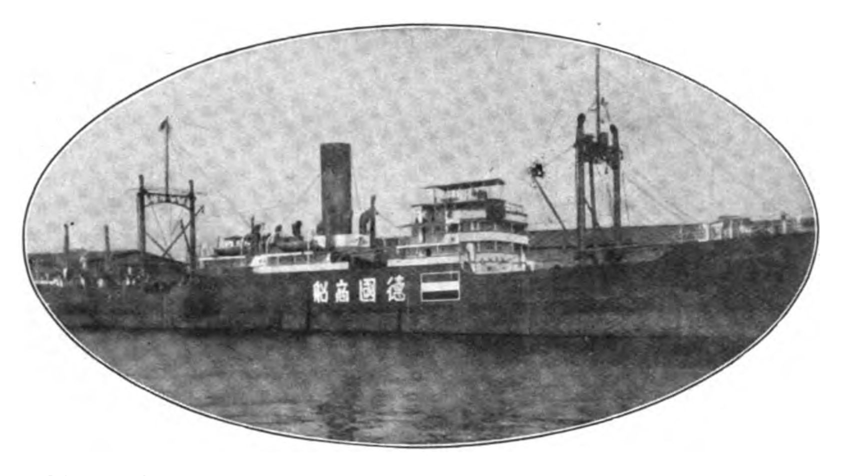
Auf dem jüngst eingeweihten Nürburgring, Europas schönster Autorennstrecke in der Eifel, wurde als erste Veranstaltung der „Preis von Europa“ ausgefahren

ERWACHT FRANKREICH?

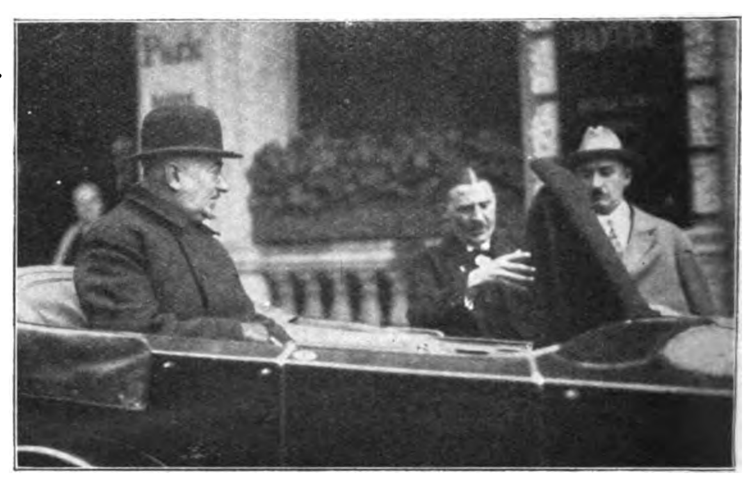




In Oran, der Hauptstadt Algiers, hat ein Arzt, Dr. Molle, es verstanden, eine Bewegung zu entfachen, die antijüdisch ist und sich auf breite Massen der arbeitenden Bevölkerung stützt. Dr. Molle wurde 1925 in erbittertem Wahlkampf zum Bürgermeister der Stadt gewählt (Oran hat etwa 120000 Einwohner). Dr. Molle, dessen Bild wir bringen, gibt die Tageszeitung ‚PetitOranais‘ heraus, deren Kopf das Hakenkreuz ziert. Er gilt als aussichtsreicher Kandidat für die kommenden Parlamentswahlen in Frankreich



Die deutschen Schiffe in den chinesischen Gewässern sind mit besonderen Kennzeichen versehen zum Schutze gegen Beschießung



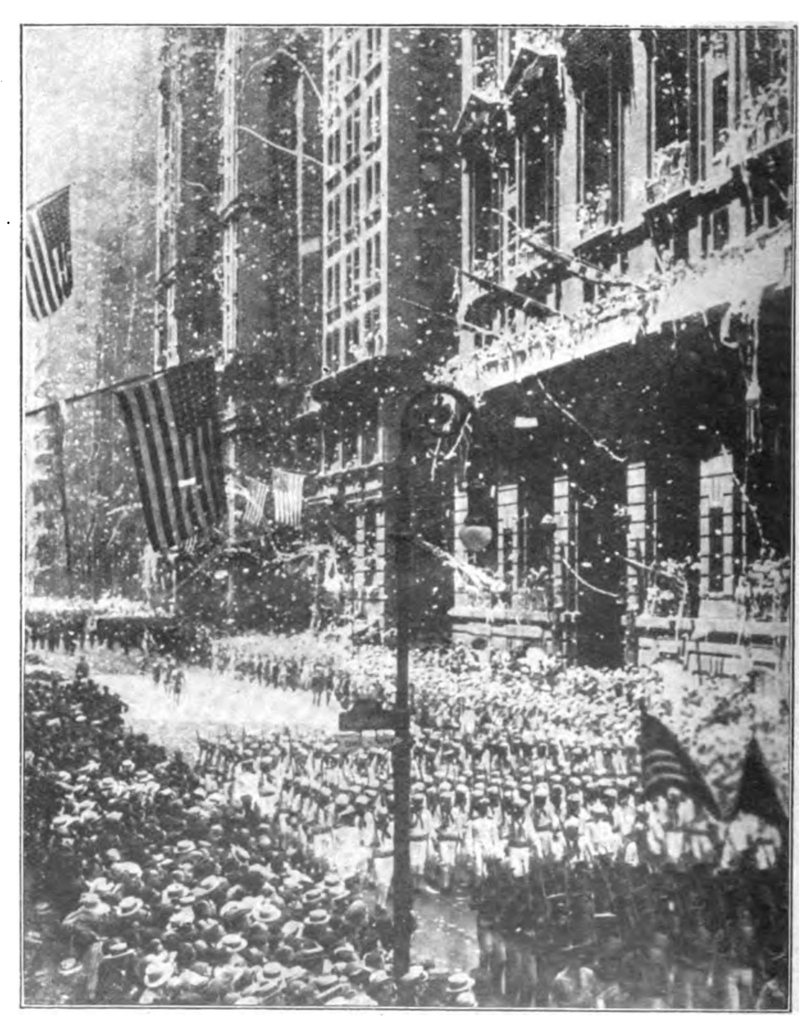
Gen. Tschitscherin ist lieber in Baden-Baden bei den Bourgeois als in Moskau bei den Tschekabrüdern

DAS TOTAL VERRÜCKTE AMERIKA



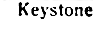
Keystone

Die neueste Mode der „vornehmen“ Damen: Sie lassen sich die Füße bemalen



Presse-Photo

Der Empfang Lindberghs hat verfluchte Ähnlichkeit mit einem Karnevalszug



DOCH MIT DES GESCHICKES MÄCHTEN ... U. S. W.



Keystone

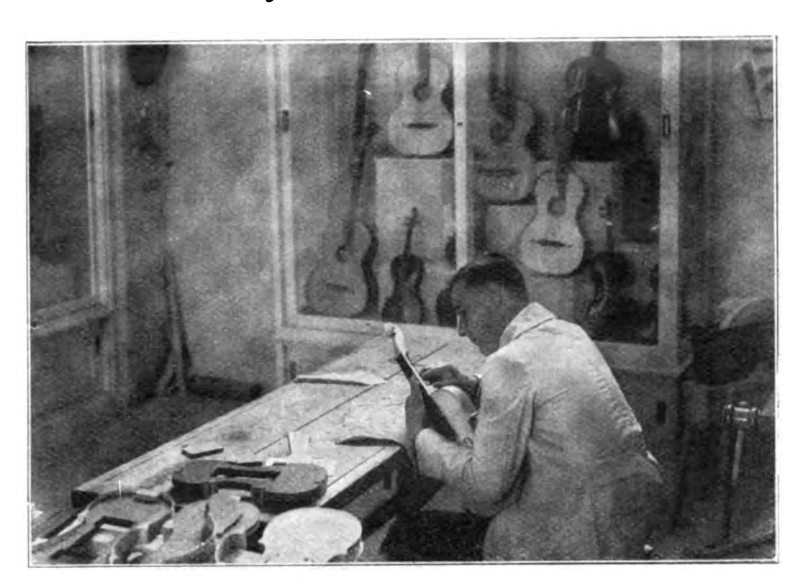
Byrd „landet" im Meer

Der Ozeanflug im Gummipaddelboot

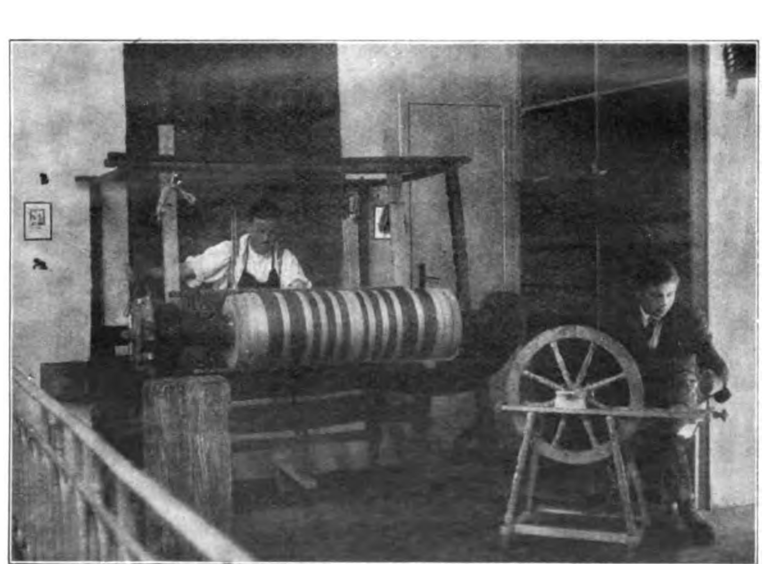
Keystone

Der dritte der amerikanischen Ozeanflieger, Nordpolforscher Byrd, hatte Pech. Die Pressenachrichten, wonach er lediglich durch die Dunkelheit verhindert worden sei, Paris, die Lichtstadt, zu finden, erscheinen nicht recht glaubwürdig. Vielmehr scheint Byrd, wie unser Bild zeigt, die europäische Festlandsküste nur noch mit Mühe erreicht zu haben. Die Flieger konnten sich im Gummifaltboot retten

DINGE, DIE DER JUDE NICHT MACHT

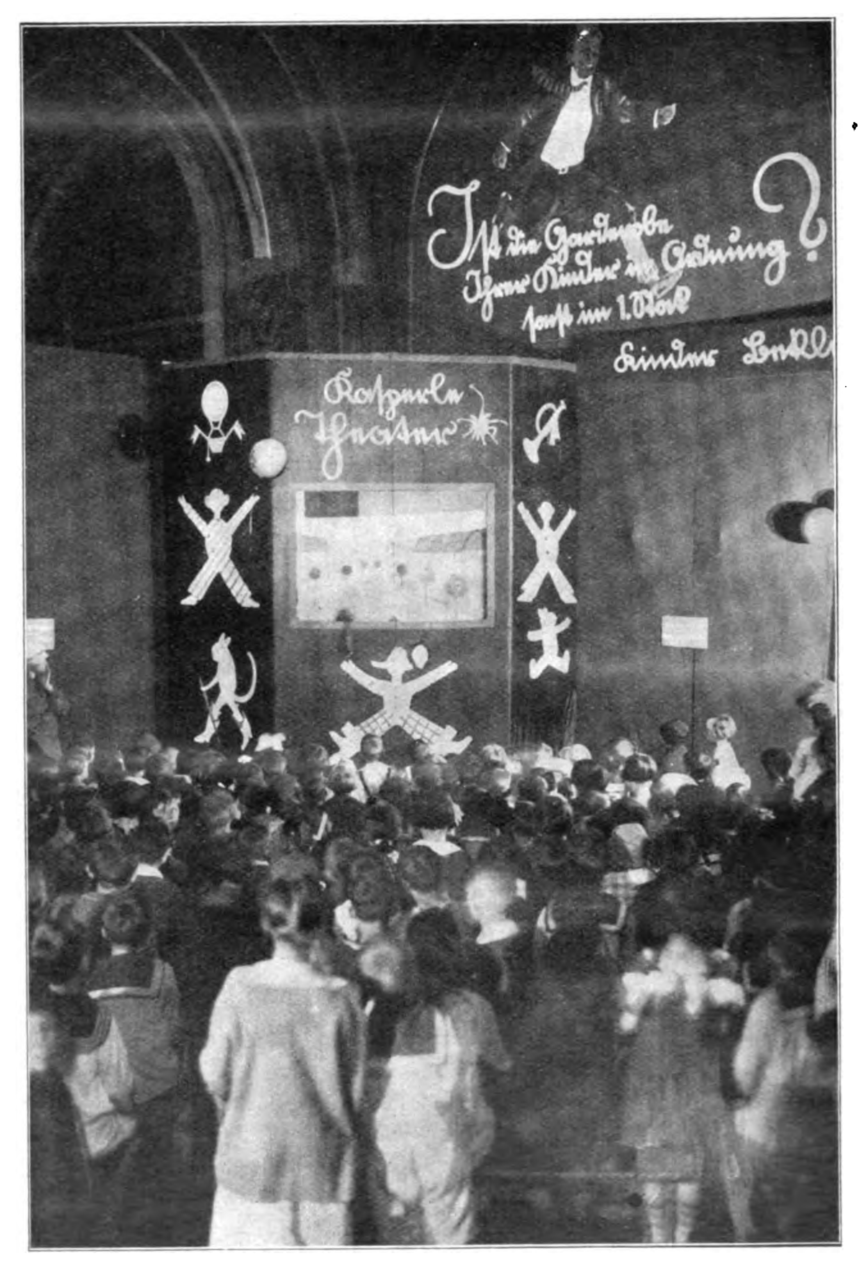


Geigenbauer bei der Arbeit



Weben von Hausmacherteppichen — Lichtbild

SO ARBEITET DER WARENHAUSJUDE



Hermann Tietz, Berlin, auf Kundenfang — Atlantik

DER JUDENSPIEGEL

JUDE UND VERBRECHEN

Zu Beginn der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts wurde die Bevölkerung der Lande zu beiden Seiten des Rheins durch mehrere wüst und grausam hausende Räuberhorden in Furcht und Schrecken versetzt. Keine Woche, ohne daß nicht zu mitternächtlicher Stunde ein Landgut, eine Poststelle, ein Bauernhof, eine Wirtschaft, eine Mühle, eine Meierei oder ein sonstiges Anwesen von Räubern heimgesucht und nicht bei diesem oder jenem reichen, in wenigbevölkerter Gegend wohnenden Handelsmann eingebrochen wurde. Gold- und Silbermünzen waren das Wild, dem die Räuber vornehmlich nachstellten, aber auch Diamanten und andere Edelsteine, Ringe und köstliche Geschmeide, Uhren und Juwelen, silberne Leuchter, wertvolle Gemälde, Feuerwaffen nebst Munition, kostbare Kunstgegenstände, endlich auch Tuche, Leder, Lebensmittel und Delikatessen wurden des Mitnehmens für würdig erachtet, in Säcke verstaut und nach verschwiegenen Verstecken abgeschleppt.

Wild und roh, brutal und zügellos ging es bei solchen Überfällen zu. Nicht etwa nur, wenn die Überfallenen sich zur Wehr setzten, sich weigerten, den Verwahrungsort ihres Geldes und ihrer Wertsachen anzugeben; sondern auch dann, wenn sie ihr Hab und Gut den Räubern bereitwilligst auslieferten, ließen es diese an Schurkereien niederträchtigster Art nicht fehlen, um neben der materiellen Beute auch noch einen Gewinn für ihr verrohtes Gemüt davonzutragen, dem Tränen und Blut, Jammergeschrei und Wehklagen, Zertrümmern und Vernichten eben die rechte Labung bedeutete. Die Banditen zerrten Frauen an den Haaren aus dem Bette, peitschten sie mit Gerten halb zu Tode und vergewaltigten sie. Die nackten Leiber junger Mädchen wurden mit glühenden Zangen gezwickt; unschuldigen Kindern, die den wilden Eindringlingen ihre kleinen Händchen wehmütig entgegenstreckten, hieben die entmenschten Gauner die Ohren ab; Greise wurden von den Rohlingen unter Johlen und Gebrüll lebendig in den Kamin gehängt, wo sie in der Hitze und dem Rauch eines von den Bestien rasch geschürten Feuers elendiglich ums Leben kamen.

Fiel den Einbrechern nur geringes Gut in die Hände, so ließen sie ihrer Wut darüber in unerhörten Quälereien an den Überfallenen freien Lauf. Mochten diese zehnmal beteuern, keine verborgenen Schätze zu besitzen, die Banditen rührte das nicht. Sie schlugen ihre Opfer blutig, hielten ihnen brennendes Stroh unter den nackten Leib, schnitten ihnen die Waden auf und goßen heißes Öl in die Wunden. Ja, die vertierten Wüstlinge fanden eine diabolische Freude darin, die jammernden Kinder vor den Augen ihrer gefesselten Eltern zu peinigen, und fragten schließlich nichts darnach, sämtliche Bewohner auf ihren Betten festzubinden, das Anwesen an allen Ecken und Kanten anzuzünden und unter gellendem Hohngelächter von dannen zu ziehen.

Über die vielhundertfachen Verbrechen der Raubgesellen sind wahre Berge von Gerichtsakten verfaßt worden, deren zwei wir auf gut Glück ergreifen und hier in ihrem wesentlichen Inhalt wiedergeben:

1. Frühjahr 1795. Überfall auf ein etwa 10 Stunden von Gent entfernt liegendes Gut. Das unglückliche Weib des Gutsbesitzers, dessen Wohnung man stürmte, wurde ein Opfer der Grausamkeit dieser vereinigten Unmenschen. Die arme Geängstigte war nicht schnell, nicht geschickt genug, den Wütenden die Ringe, die sie an Finger und Ohren trug, abzustreifen, wurde niedergerissen, und ihr auf viehische Art Finger und Ohren abgeschnitten. Damit war der Blutdurst der Rotte nicht gestillt. Sie ergriffen eine andere Unglückliche und ermordeten sie auf der Stelle. Die Ehre der Anführung bei diesem Unternehmen hatten Abraham Picard, Moyses Ocker und Jan Bosbeck. Ihnen unterstanden: Jacob Kessel, David Saul, Jonas Lichtinger, Abraham und Michel Singer, Ephraim Benjamer, Schlome, Marcus David, Josef Kernmilch, Aron Levi, Lang Leiser und Pack, sämtlich Juden.

2. Herbst 1796. Überfall auf das Besitztum der Familie Quack in Schaan. Die Bande sprengte die Haustüre des Gutshauses. Als Rennbaum diente ihr dazu das an dem Koutenbroicher Hof stehende Heilands-Kreuz (!). Wie Quack die Kammertüre öffnete, stürzten die Räuber herein, knebelten ihn und seine Ehefrau, verbanden beiden die Augen und zwangen sie unter den fürchterlichsten Mißhandlungen, ihr Geldversteck aufzuzeigen. Mit einem ungeheuren Brecheisen, das nachher zurückblieb, wurden alle Türen und Kästen erbrochen, Geld und Kleidung weggeraubt. Hier, auf dem Raubplatz selbst, schlugen die Unmenschen ihr Gelage auf, soffen, lärmten und rasten. Ihr Zechen und Toben unterbrachen sie nur, um über die gebundenen Leute herzufallen. Von diesen ging's wieder ans Zechen und so fort. Bei jedem Versuche, die Augen freizumachen oder seine Bande zu erleichtern, wurde Quack mit Fußtritten und Schlägen mißhandelt. Aber die ganze Fülle der Grausamkeit ließen sie an dem zu Boden liegenden Weibe aus. Sie stießen und schlugen sie, sie traten sie endlich mit Füßen solange auf Brust und Hals, bis sie nach einem röchelnden Todeskampfe endlich den Geist aufgab. Das war um Mitternacht. Weit entfernt, nach dieser scheußlichen Tat zu fliehen, blieben sie noch bis an den Morgen beim Zechen und Lärmen. Der Anblick der Leiche, die am Boden lag, machte auch nicht den mindesten Eindruck auf sie. Als das arme Weib verschieden war, wendeten sich die Barbaren vielmehr gegen den zu Boden liegenden Gatten. „Hörst du," riefen sie, „die ist schon tot und dir wollen wir's ebenso machen." An diesem Raubzuge waren beteiligt: als Führer der berüchtigte Abraham Picard, als einfache Kumpanen: Bigomichen, Kaan, Leib Langnase, Falk Mottchen, Salomon Bacharach, Moses Mannzer, Afrom May, Herz Hirsch, Meier Fuchs, Zikiak, Mortie Derbarg, Job Dribeuten.

Einer schnöden Wollust waren die Räuber fast alle auf das äußerste ergeben. Außer, daß sie Mätressen die Fülle nach sich schleppten, sie gegeneinander vertauschten und so zum Gemeingut der Bande machten, lagen sie unaufhörlich in Frauenhäusern. Aus diesen brachen sie zu ihren Beutezügen auf, in diese kehrten sie nach beendeter Untat wieder zurück, um in ihnen so lange zu schwelgen, zu buhlen und zu saufen, bis der Mangel an Geld, das ihnen Zuhälter und Freudenmädchen bereitwilligst abnahmen, sie zu neuen Überfällen wieder aus ihrer Bordellheimat heraustrieb. Von Großmut und edler Gesinnung finden wir bei diesen Räubern keine Spur. Ihr Streben geht dahin, sich gegenseitig an Brutalität zu übertrumpfen, es einander an Niedertracht zuvorzutun, um in den Augen ihresgleichen und anderen Gesindels um so mehr zu gelten.

Die Räuber gehörten in der Mehrzahl der „vorderasiatischen" Rasse an; von den in den Gerichtsakten namentlich aufgezählten 329 Banditen sind nicht weniger als 180 ausdrücklich als Juden bezeichnet, während man nach dem Anteil, den die Juden an der Gesamtbevölkerung ausmachen, höchstens vier hätte erwarten können. Der tatsächliche Wert übertrifft also den zu erwartenden um das 45fache! Diese Feststellung zeigt klar und deutlich, was von der von Juden und leider auch von Deutschen immer wieder vorgebrachten Behauptung zu halten ist, die Juden seien Menschen wie andere Menschen auch, die jüdische Kriminalität sei nicht größer als die eines jeden anderen Volkes. Nein, so wie wir bei den Juden häufiger als bei anderen Völkern einen Plattfuß finden, die Neigung zur Fettsucht und eine erhöhte Anfälligkeit gegen die Zuckerkrankheit, so ist bei ihnen auch eine vermehrte Kriminalität festzustellen, die ihre Ursache ebensowenig wie die körperlichen Merkmale in politischen und sozialen Verhältnissen hat, sondern in der dem Juden eigentümlichen Erbmasse, kurz in seiner Rasse.

Lange Jahre hindurch mühten sich Polizei und Gendarmerie, Bauern und Bürgerschaft vergebens, den Räubern ihr Handwerk zu legen. Diese fanden in dem durch die Französische Revolution geschaffenen Wirrwarr auf politischem wie auf sittlichem Gebiete einen zur Ausübung ihres finsteren Handwerks außerordentlich günstigen Boden. Ein Bandit konnte zu jener Zeit von Holland aus bis an die Donau mit der Versicherung reisen, jede Nacht an einem sicheren Orte schlafen zu können.

Erst als besondere Räubervernichtungsabteilungen eingesetzt, eine Reihe gefangener Wegelagerer gehängt, geköpft oder zu schwerer Galeerenarbeit verurteilt wurden, eine verschärfte Paßkontrolle eingeführt wurde, mehrere koschere Häuser, in denen das Raubgesindel immer wieder Unterschlupf fand, ausgehoben, mehrere ungetreue Beamte, die mit den Dieben unter einer Decke steckten, disziplinarisch bestraft, viele betrügerische Schacherjuden nach Sibirien verbracht wurden, gelang es, dem Unwesen der jüdischen Räuber zu steuern.

Fr. B.



„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

12. Fortsetzung

In ihr marmorblasses Gesicht kam manchmal der gequälte Ausdruck haltloser Menschen, die das Leben früh aus ruhiger Bahn gelenkt. — Für Joseph hatte sie jahrelang eine unendliche Anziehungskraft besessen. Als er sie kennenlernte, war er kurz nach seiner unglücklichen Liebesgeschichte in einer Stimmung gewesen, die ihn dem Selbstmord nahe brachte. Lotte Aglas hatte sich damals Verdienste um ihn erworben. Mit ihrem großen Leichtsinn, der aber immer frei von gemeiner Genußsucht war, paarten sich eine unterdrückte Gemütstiefe und wohltuendes Zartgefühl. Tief verbittert, dabei voll Esprit, fesselte sie den Verlassenen mehr als jede andere Frau, und als seine Leidenschaft für sie auch verrauscht war, kam weder Langweile noch Enttäuschung ihr gegenüber über ihn. Es vibrierte ein verwandter Ton in beider Brust. Vielleicht das große, das nie eingestandene Heimweh nach dem bessern Menschen, der früh in ihnen gestorben war, aber doch einmal hatte leben wollen.

„Ich denke, ich tue am besten, wieder abzureisen, Prinz", sagte Madame Aglas, an die Brüstung des Wasserbalkons gelehnt. Sie lächelte, es lag keine Bitterkeit in ihren Worten. Aber in ihr Gesicht stahl sich ein Ausdruck, der sie älter und müder machte. Joseph sah betreten aus.

„Ich vernachlässige Sie", sagte er schuldbewußt. Dann unruhig ihrem scharfen Blick ausweichend: „Verzeihen Sie mir. Mir geht so viel durch den Kopf."

„Oder durch das Herz."

Sie trat näher zu ihm heran, von dem Strauß Malmaisonrosen an ihrer Brust schauerte eine Fülle Blütenblätter herab und streifte ihn.

„Es wäre besser für Sie, wenn Sie abreisten, mit mir nach Paris kämen, Prinz."

„Abreisen! Jetzt eben?"

„Jetzt eben, ja!"

„Ich verstehe Sie nicht, Lotte!"

„Ich bin keine Lotte und Sie sollen kein Werther sein. Sie schaffen sich wieder Herzeleid, Joseph. Und je öfter das kommt, wenn die Jahre fortschreiten, desto tiefer geht es, desto schwerer wird es getragen."

Er wandte den Kopf ab, seine Lippen zuckten; seine Augen umflorten sich. Er erschien plötzlich jung und hilflos, mit dem feuchten Glanz, der ihm den Blick beseelte. Sie sah ihn an mit der Resignation der erfahrenen Frau, die sich selbst nicht glaubt, wenn sie ein Gefühl ausreden will, und mit einer traurigen Zärtlichkeit, die sie adelte.

„Armer Freund! Gehen Sie nach Paris. Es verrückt die Sinne, aber es heilt die Herzen und versteinert die Empfindungsnerven. Noch ist es Zeit."

„Noch Zeit? Da Sie so viel wissen, woher wissen Sie das?"

„Ich hoffe es. Ich weiß nur, daß Sie das große, blonde Mädchen mit den dunklen Augen lieben, diese Hortense Kiel, deren Heim Sie täglich aufsuchen. Ich sehe das und sehe, daß es ein Unglück ist."

„Das glücklichste Unglück meines Lebens", sagte er halblaut, leidenschaftlich, dann mit dem Egoismus einer herrschenden Empfindung: „Sie kennen das Mädchen nicht, Sie wissen ja gar nichts, Lotte. Was in diesen letzten Wochen über mich gekommen ist, das können Sie gar nicht begreifen, dieses ganze Auferstehen von Totgeschwiegenem, Totgeglaubtem. Man geht so hin, jahrelang, und spinnt sich ein in das grobe Netz gemeinen Genußlebens, in die Resignation, die nichts mehr zu wollen glaubt, in den Zynismus, der nichts wollen will. Das Stückchen Herz in uns erstarrt mit seinen Millionen Keimen in einem trockenen Eisreif zu einem Boden, brach wie Nordlandswüsten. Man fühlt's nicht mehr, daß die Sonne scheint. Aber sie scheint doch. Und einmal, einmal kommt man ins richtige Licht, und einer ihrer Strahlen findet plötzlich geradeaus den Weg zu dem vereisten Stückchen Boden. Da hebt ein Tauen an, da drängt sich ein Blühen empor! Ich kann's ja nicht schildern. Wer kann das? Ich kann nur wie ein Trunkener, Traumerwachter, diesen Frühling in mir empfinden. Ich sage mir: Das war ja alles nicht wahr, dieses Selbsterniedrigen und Selbstverhöhnen, du bist ja gesund, du bist ja ein guter Mensch! In dir ist eine lebensfähige Welt. Sie braucht nur die Berührung anderer guter Menschen!"

„Und sie ist gut, diese Hortense Kiel? Sie besitzt den Zauberstab, dessen Berührung den Frühling in Ihnen erweckt?"

„Sie ist gut, und mehr als das, Lotte. Es ist ganz wunderbar, was mich in ihr ergreift und aus der bitteren Resignation würdelos verbrachter Jahre aufrüttelt. Ich habe so viel Schönere gesehen, als sie ist, so viel geistreichere Frauen. Aber in ihr blüht tausendfältig mit gesunden, sonnigen Lebenstrieben dieses echte Menschentum, das nicht anempfunden, nicht anerzogen wurde, dieses Aufgehen in einem großen, wichtigen Ganzen, das so wenig Frauen verstehen. Und dabei nichts von Pose, nichts Gemachtes. Eine ruhige Einfachheit, ein heller Blick ins Leben, dessen Schatten sie kennt, dessen Untiefen ihr nicht fremd sind. Sie ist eine adlige Natur und hat gelernt, immer nur für andere zu leben. Kinder, die sonst dem Elend verfallen wären, zu erziehen, eine neue Generation einer besseren Zukunft würdig zu machen, für dieses wichtigste und höchste Ziel, das ein großer Geist ins Auge fassen kann, arbeitet sie seit früher Jugend. Welche Menschenkenntnis, welche Menschenliebe lehrt ein solcher Beruf. Im Kind gipfelt ja doch das ganze Schicksal der Staaten, das ewige Wiederauferstehn der Völkerhoffnungen. Und wie wird im Schoß der Familien, in Schulen und Anstalten an diesem kostbarsten Material gefrevelt! Wie wird es früh der Mitleidende, der Spielball häßlicher Leidenschaften, schwerer Zerwürfnisse, der Mitgenießende unwürdiger Freuden. Wie sich im Durchschnitt das Vaterhaus der Moderne gestaltet hat, so ist es die schlechteste Heimat für das Kind. Dieses lebt den Lebenssturm der Erwachsenen mit, ihre Tragödie und ihre Fastnacht. Wohl ihm, wenn eine gesunde Öffentlichkeit es dieser Giftatmosphäre entreißt, wenn Charaktere wie Hortense Kiel seine Führung ins Leben übernehmen. Durch solche Frauen mag sich die Zukunft noch ein Volk erhoffen, das zu Trägern großer Ideen reift und die Verbrechen der vornehmen Erziehung sühnt. Wenn ich diesem Mädchen in die klaren, ernsten Augen sehe, kommt mir ein Wort in den Sinn, das nur im heiligsten Buche steht: „Hundertfach Mutter und Jungfrau zugleich."

Lotte Aglas hatte sich abgewendet. Sie sah starren Blickes ins Wasser, Joseph sprach zu ihr, ohne sie anzusehen, glücklich, endlich eine halbwegs dankbare Zuhörerin gefunden zu haben, achtlos dessen, was sie bei seinen Worten empfinden mußte.

„Wenn ich denke, was alles geschehen sollte und von den dazu Berufensten nicht geschieht. Wenn ich denke, was es für ein Lebenszweck vornehmer Frauen wäre, denen alle Mittel zu Gebote stehen, Kinder zu erziehen, aber wirklich zu erziehen. Nicht vor der Öffentlichkeit ab und zu die Komödie bequem präparierter Wohltätigkeit, als Begutung für ihren Luxus, zu spielen. Es gäbe keine unverstandenen Frauen auf den Thronen, keine Prinzessinnen mit Künstlerleidenschaften und keine Schneiderrechnungen von Millionen, keine entarteten Sportsweiber, wenn es humane Frauen gäbe. Sie haben keine Alltagspflichten, diese Hochgestellten. Kein Haushalt ruft sie zu schlichter Arbeit, ihre Kinder erzieht die Etikette, als Gattinnen sind sie Sinekuren nach kurzer Zeit. Ihr geistiges Leben darf den tändelnden Esprit eines schöngeistigen Salons nicht überschreiten. Aber menschlich empfinden dürften sie, tiefer und werktätiger empfinden, schon um die hungernde Masse mit ihrem Luxus zu versöhnen. Wenn aber eine der hochgestellten Frauen einmal nur ein Spital, eine Schule besucht, so wird sie vorher angesagt. Über Mißbräuche und Vernachlässigungen, über das schreiendste Elend fällt ein schimmernder Festteppich und macht selbst menschlichen Jammer zur Parodie.

Sie hätten viel zu tun, diese Frauen, aber sie tun es nicht. Mädchen wie Hortense Kiel müssen kommen, ihre sonnige Jugend in den Dienst ernster Verantwortung stellen, ihr Leben opfern, damit doch irgend etwas Echtes für all die Not geschieht, die zum Himmel schreit, für all die verlorenen Existenzen."

„Ja, viel gutes Menschenmaterial geht in der Knospe verloren", sagte Lotte Aglas leise.

„Hortense verkörpert mir das als Weib, was ich als Mann hätte sein können, das ehrliche Wollen und frische Schaffen. Anbetend, beneidend steh' ich vor solch einem Geschöpf. Die Stürme meiner Jugend wachen wieder auf."

„Reißen Sie sich los, Prinz, es ist die höchste Zeit für Sie", unterbrach ihn die Schauspielerin. „Haben Sie Mitleid mit sich selbst. Was soll daraus werden?"

Josephs Augen flammten auf. „Vielleicht die Freiheit."

Sie schüttelte traurig den Kopf, dann bot sie ihm die Hand und sagte mit großer Anmut: „Ich nahm Sie einst einer Leidenschaft, ich muß Sie einer anderen zurückgeben. Ich bin nicht mehr berechtigt, hier zu sein. Leben Sie wohl, Prinz Joseph. Ich habe die halbe Menschheit einer Zeitperiode gekannt und in Ihnen einen ihrer besten Menschen. Meine Segenswünsche sind kraft- und weihelos, aber dennoch sprech' ich sie aus: Möchte Ihnen ein neues Leben gegönnt sein, in dem Sie meinesgleichen nicht mehr begegnen."

Ihre Lippen streiften seine Stirne in einer Liebkosung, die flüchtig und doch tief empfunden war. Dann ging sie still. In Ischeles läuteten die Kirchenglocken eine späte Stunde. Über die Wasser glitt weicher Nachtatem, schmeichelnd wie ein Schöpfungstraum. Joseph streifte langsam mit zitternder Hand die welken Rosenblätter von seiner Brust. Er atmete tief, die Luft schien ihm so rein wie noch nie zuvor und so stark wie der Duft wilder Gebirgsblumen auf den Höhen seiner Heimat. In seiner Brust war ein Gefühl wie die Wiedergeburt einer gestorbenen Seele. Eine reine Frau war, alle Schatten besiegend, in sein Leben getreten.

Lotte Aglas fuhr nach Paris zurück und Prinz Joseph blieb allein in See. Glümen wunderte sich. Aber sein Interesse für Josephs Angelegenheiten war matt geworden. Er genoß dankbar seinen schrankenlosen Urlaub im Zuhäusl, wo eine neue Rennbahn errichtet worden war. Dort unterrichtete Nandl mit einigen flotten jungen Herren Bauernburschen und Mädchen, die sich gegen ein Trinkgeld heranwagten, im Hetzreiten und Jagen. Der Spaß war ungeheuer.

Und Joseph ging täglich in die Villa Kiel, in deren Garten die Rosen wie eine duftende Wildnis blühten, so daß alle Zimmer voll Bienensummen und Sommeratem waren. Geißblatt schlang sich üppig um die Hecken. In der kleinen Laube lag Praktisch und sonnte sich. Der General war oft abwesend, es rief ihn der Dienst. Seine Frau mit den jüngeren Kindern streifte gern in der Gegend umher. Im Hause war Freude und heller Sonnenschein. Der junge Offizier brachte seine frische Gemütsstimmung und Lebenslust ungetrübt aus dem anstrengenden Dienst und genoß den kurzen Urlaub wie ein Knabe. Die zweite Tochter hatte sich in England verlobt, das Glück lächelte aus ihren Augen. Hortense war die Ernsteste der Familie, aber in ihrem Wesen lag auch die höchste Vollendung innerlicher Harmonie. Sie arbeitete gern und viel an Kleidern und Wäsche für ihre Schule, der Prinz fand sie oft allein im Garten sitzend, Leinwand und Nähzeug vor sich, daneben ein paar Bücher. Sie sang halblaut beim Nähen, ihre Stimme klang tief und voll mit seltenem Wohllaut durch die Rosenbüsche. Der Hund lag neben ihr und sah sie mit dunklen Augen an. So sah sie Joseph oft, so prägte sich ihr Bild in sein Gedächtnis ein, um nicht mehr zu verlöschen. Immer in Verbindung mit Sonnenlicht und Friedensstimmung. Das Läuten der Glocken, das Klingen der Kurmusik aus dem Orte kam nur verhallend heraufgeweht in den kleinen Garten. Groß und schlank, ein Diadem goldiger Zöpfe über der Stirne, immer weiß gekleidet, frische Rosen an der Brust, lächelte Hortense dem Besucher ruhig entgegen und empfing ihn mit gleichbleibender Freundlichkeit.

Eine schlichte Würde war ihr in allem eigen, die Würde früher Selbständigkeit. Immer blieb sie zurückhaltend und wahrte ein gewisses Zeremoniell, niemals stahl sich Vertraulichkeit, das Sichgehenlassen, in das so viele bei näherer Bekanntschaft verfallen, in ihr Wesen. Joseph gedachte im Verkehr mit ihr manchmal der jungen Mädchen jener vornehmen Welt, die so impertinent oder so familiär waren, daß der Verkehr mit ihnen zum beständigen Kampf wurde.

Die ihm da gegenüber saß, rastlos fleißig arbeitend, war eine große Dame im vollen Sinne des Wortes, war es immer, ganz ohne Zwang. Sie hätte jedem Fürstensaal zur Zierde gereicht.

Hortense liebte ihren Vater leidenschaftlich. Wenn sie von ihm sprach, stieg in ihre blühenden Wangen ein wärmeres Roth, lag ein Herzenston in ihrer schönen, beruhigenden Stimme. Er war ihr das Ideal des pflichttreuen Soldaten und Ehrenmannes im strengsten Sinn, sie ein echtes Soldatenkind mit peinlich zarten, unverrückbaren Ehrbegriffen. Joseph und sie sprachen über ernste Dinge. Sie erzählte ihm viel von Deutschland, das sie gut beurteilen gelernt, von Berlin, dessen große, von der Kaiserin gestiftete Armkinderschule sie über ein Jahr mit betreut hatte. Sie war mit großen Männern ihrer Zeit in Berührung gekommen, hatte in Kunst, Musik und Wissenschaft wenig, aber vom Besten genossen, sie faßte das Leben groß und rein, mit dem idealen Humanismus einer deutschen Frauenseele auf. Sie wußte mehr von Schuld und Elend, von den Nachtseiten des Lebens, als andere Mädchen. Für sie gab es keine Komtessenallüren, keine möglichen und unmöglichen Dinge. Aber von den tausend kleinen, gemeinen und häßlichen Details des intimen Gesellschafts- und Verwandtenlebens, von der halben, schmutzigen Erkenntnis, den geflüsterten Skandalen der Mädchenkreise unter sich war ihr Gemüt so frei wie das eines Kindes. Für sie hatte das Laster nur eine, eine tieftraurige Seite. Ihm Witze, bonmots, Unterhaltung abzugewinnen, verstand sie nicht. Wie eine neue Welt erschloß sich dem Prinzen eine reine Menschenseele, an deren Möglichkeit er seit langem nicht mehr geglaubt. Und in diesem Rosenblühen und Sonnenleuchten, im weichen Klang dieser Frauenstimme, wiegte sich sein Herz in eine Traumwelt ein, wie in versunkenen Kinderzeiten. Er gab sich diesen Sommertagen hin, planlos, ohne weiter zu denken. Denn es war ihm, daß seine tote Jugend wieder erstanden sei, herrlicher als sie gewesen. Und daß sie ihre Rechte fordere.

9. Kapitel.

Aus Xanthes Tagebuch.

Motto:

Was wollen Sie? So ist der Krieg!
Was wollen Sie? So ist das Leben!

12. August.

„Der Basar, das große Ereignis der Saison, ist schon zweimal verschoben worden. Am Siebzehnten soll er endlich definitiv stattfinden, denn endlich klappt alles. — Das heißt — — — unser Stück? Hm! Werde ich Pastrell genügen? Dem großen Künstler, der sich herabläßt, mit mir zu spielen. Mein Herz ist so voll, unruhig, aufgeregt, dann wieder jubelnd, kindisch glücklich. Ich weiß selbst nicht warum. Habe ja zum Glück wenig Ursache. Und Sorgen, Sorgen, wie ich sie früher nie gekannt, nie auch nur geahnt! Wo sind die Zeiten, da ich in Banneberg mich abends still in mein kühles, schmales Bett schmiegte und das alte Kindergebet noch immer über die Lippen wollte:

Mein guter Engel, ich schlafe ein,
bewache du den Schlummer mein.
Umschwebe heut' und jede Nacht,
wenn Gott es will, mein Bette sacht.

*

Hier schämt man sich abends zu beten, wenn man den Tag so recht im Stil high life verlebt hat. Und man wird von dem Strudel doch mit fortgerissen.

Ich habe so viel gelernt und gesehen in diesen Wochen, daß ich mir um zehn Jahre älter erscheine. Kleines Buch, Beichtvater, dem ich alles sage, uns beide sieht jetzt niemand.

Ich lege den Kopf auf deine Blätter, zwischen denen eine Reliquie, ein Bildchen von meiner ersten heiligen Kommunion liegt, und weine bitterlich, mich selbst anklagend.

Kleines Buch, was ist über mich gekommen. Ich sehe meine Eltern mit anderen Augen an; für Mama habe ich ganz die große, zärtliche Achtung verloren, die mich in Banneberg an sie glauben und ihr unbedingt vertrauen ließ. Das Herz tut mir weh, wenn ich sie beobachte, oder es bäumt sich gar in ohnmächtigem Zorn auf. Mama ist servil und würdelos geworden. Sie hat keine eigenen Ansichten mehr, mich drängt es nicht mehr sie zu befragen, ich kann ihr nicht glauben. Mama heißt Dinge gut, die sie immer schlecht genannt hat. Sie lächelt zu Vorkommnissen, die sie früher tief empört hätten. Und auch Papa. — Mein armer Papa! Er ist nicht mehr entrüstet, er hält nicht mehr seine großen Reden über die schändliche Zeit. Papa ist ganz klein, sehr vorsichtig und unendlich unsicher. Ich fühle mich arm geworden wie eine Bettlerin. Auf mir lastet ein Druck, daß ich aufschreien möchte. Täglich, stündlich fühle ich es tief beschämt, wir machen den Eindruck käuflich zu sein, etwas zu wollen; wir machen Zugeständnisse, für die wir Bezahlung erwarten. Und von wem noch dazu? Mein Gott! Von wem? In mir bäumt sich ein ohnmächtiger Stolz auf, ich fühle mich zu gut für all das Schlechte um mich her. — — —

Wenn ich mit Mama in Gesellschaft bin, kann ich nicht mehr aufhören, sie nervös gereizt zu beobachten — immer in Angst, daß sie sich etwas vergibt. Sie sitzt so beflissen, so unsicher da, ihre ganze so anmutige, ein bißchen altmodische Würde, die mich immer an ihr entzückte, ist fort. Ängstlich beobachtet sie die harten, hochmütigen Gesichter der großen Damen um sie her, die im Gespräch hundertmal unartig über sie hinweg sprechen, oder sie mit ironischen Blicken messen. Die Unbarmherzigkeit der großen Welt ist etwas Entsetzliches. Über die Mädchen hier will ich gar nichts sagen. Ihre Gespräche untereinander, ihre Herzlosigkeit gegen neue, jüngere und fremde Erscheinungen, ihre Herzenskälte ist etwas Entsetzliches. Ich weiß so viel häßliche Geschichten, die die Gesellschaft untereinander von sich erzählt, so viel Ehrenrühriges und Unsittliches, das spielend mit einem Lächeln abgetan wird, daß mich die Last meiner Gedanken oft zu Boden drückt.

Gordi habe ich ganz verloren. Gordi ist unleidlich geworden. Es gibt da ein paar Modeschauspielerinnen mit großen Toiletten und einem Aplomb sondergleichen. Bei diesen verbringt der unglückliche Bursche seine Zeit, wenn er nicht mit den anderen modernen jungen Herren im Kaffeehaus sitzt. Ich weiß, daß Gordian kostbare Geschenke kauft, Schulden macht. Da ist eine Gräfin Vipallitz. — — Ich will nichts weiter über sie sagen. Gordi hat ihr die kostbare alte Kamee gegeben, die lange in unserer Familie ist, und sie hat sie angenommen. Wie mich das alles anekelt!

Ich male nichts mehr, mein Tag ist überfüllt und doch so leer. — —

Nein! Leer ist er nicht mehr, seit ich für die kleine Gelegenheitstragödie, die wir spielen sollen, Unterricht nehme. Glanz und Farbe ist in mein Leben gekommen. Herr Pastrell kommt täglich und studiert mit mir. Das einzig Hübsche in unserer dumpfigen, überladenen Villa ist ein kleiner Gartensalon, in dem Klematis zu den Fenstern hereinnickt. Da habe ich mein Malgerät, Bücher und Blumen, da arbeite ich mit Pastrell an meiner Rolle und er verleitet mich zu endlosen Gesprächen über hundert Dinge, die mich interessieren. Ich wundere mich manchmal, daß uns niemand belästigt, niemand stört. Pastrell wird nicht gerechnet, scheint es. — — Sonderbar! Er ist der einzige Mensch, mit dem ich bis jetzt hier zu rechnen gelernt habe, ich spreche leicht mit ihm, täglich finden wir mehr gemeinsame Interessen und Anknüpfungspunkte. Pastrell gefällt mir sehr — — ja sehr! Das sage ich trotzig hinaus, kleines Buch. Er hat

(Fortsetzung auf Seite 184)

Die Landshuter Hochzeit

Aufnahmen H. Hoffmann.

Landshut, die alte Dreihelmenstadt an der Isar, begeht in diesen Tagen wie alljährlich das weitberühmte Fest seiner historischen „Hochzeit". Tagelang steht die alte Residenzstadt der bayerischen Herzöge Heinrich, Ludwig und Georg im Zeichen des Gedenkens an jene prunkvolle Vermählungsfeier Herzog Georgs mit der polnischen Prinzessin Hadwiga, von deren Pomp wir uns einen Begriff machen, wenn wir den Chronisten berichten lassen, daß „alles zusammen wiewohlen man damahls umb ain Gulden unvergleichlich mehr als jetzt beyschaffen können, 70 760 Dukaten gekostet". Aber all der Aufwand täuscht nicht darüber hinweg, daß auch damals schon die hohe Politik manchen Seitensprung nach rechts und links machte und die Meinungsverschiedenheiten zwischen hoch und nieder, arm und reich nicht so schön ausgeglichen waren, wie die harmonische Rangordnung eines Festzuges es nach außen bekunden möchte. Und wenn die Zünfte und der hohe Rat als repräsentable Vertreter der alten bürgerlichen Berufsstandspolitik stolz hinter der Stadtkapelle einherziehen, zwischen



Die Brautjungfern



Gruppe aus dem Festzug

Herzog Christoph und den höchsten Herrschaften des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, so beweist dies, daß das deutsche Bürgertum damals im Bewußtsein seiner Kraft und Sendung stolze Worte zu sprechen begann. In der Gammelsdorfer Schlacht hatten sich die Landshuter die Sturmhauben in ihrem Wappen erstritten; wer weiß, wie die Schlacht ohne die Fleischer und Küfer, ohne die Zünfte geendet hätte!

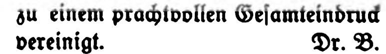
Das Stadtbild ist ganz in den Zauber mittelalterlichen Lebens und Treibens getaucht, kaum daß sich das zwanzigste Jahrhundert mit seiner Hast und Nervosität daneben behaupten kann. Die Altstadt mit ihren schönen stilsicheren Patrizierhäusern, Giebel an Giebel im reichen Schmuck des Barock und der Gotik, scheint wie übersät mit einem vieltausendfachen Gewimmel von Wimpeln, Fähnlein, Flaggen und Bannern in den Farben der Stadt und des Landes. Sie versinkt gleichsam im hellen Grün von hundert und aberhundert Bäumchen, Büschen und Sträuchern, die die Hauseingänge flankieren, Kränzen und Girlanden von Fenster zu Fenster; von den Gesimsen hängen prachtvolle Teppiche und Gobelins.

Die herzogliche Leibwache zieht auf, im hohen Rathaussaal rollt ein bewegter



Der Kaiser

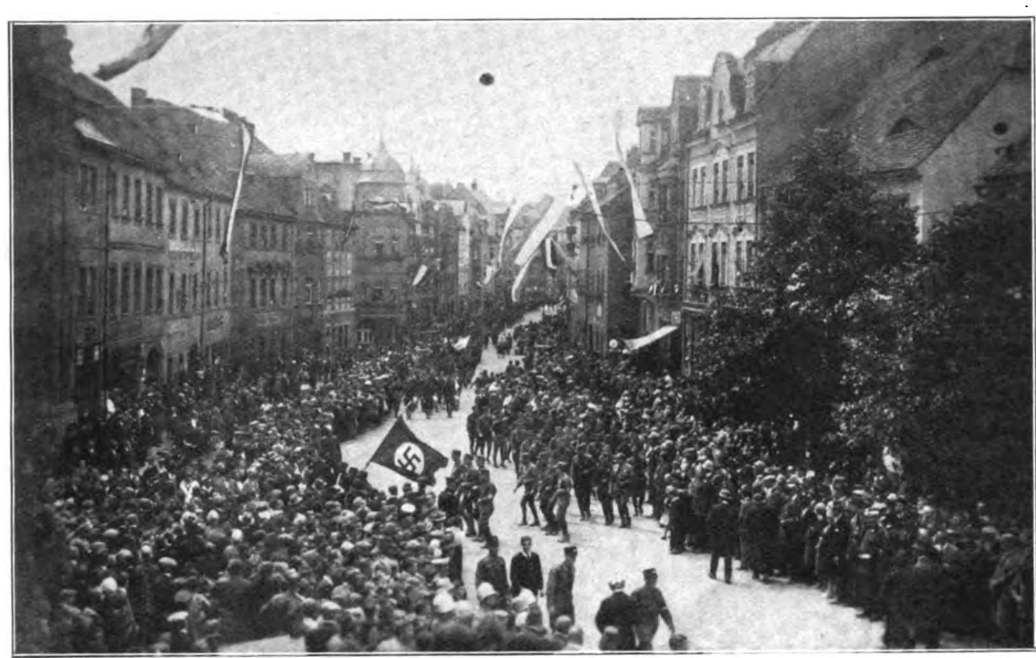
Akt aus jener stürmischen Zeit ab, das Festspiel. Auf der Grieserwiesen beleben die herzogliche Kapelle und die Zunftmusik das Landsknechtlager und die Trinkstuben. Das Trausnitzer Fähndlein treibt sein kunstvolles Adlerschießen, auf dem Turnierplatz drängt sich eine Prunkschau an die andere. Der Obrist der Leibwache vermeldet die Huldigung der Zünfte, ihr folgt die Huldigung der Landsknechte und das spannende Ringelstechen. Der Höhepunkt des Festes aber bleibt der prunkvolle, feierliche Einzug des Herzogs mit seiner Braut und großem Gefolge, der gegen achthundert Mitwirkende, darunter an die hundert Berittene, alle in historisch getreuen Kostümen, zu einem prachtvollen Gesamteindruck vereinigt.



Dr. B.



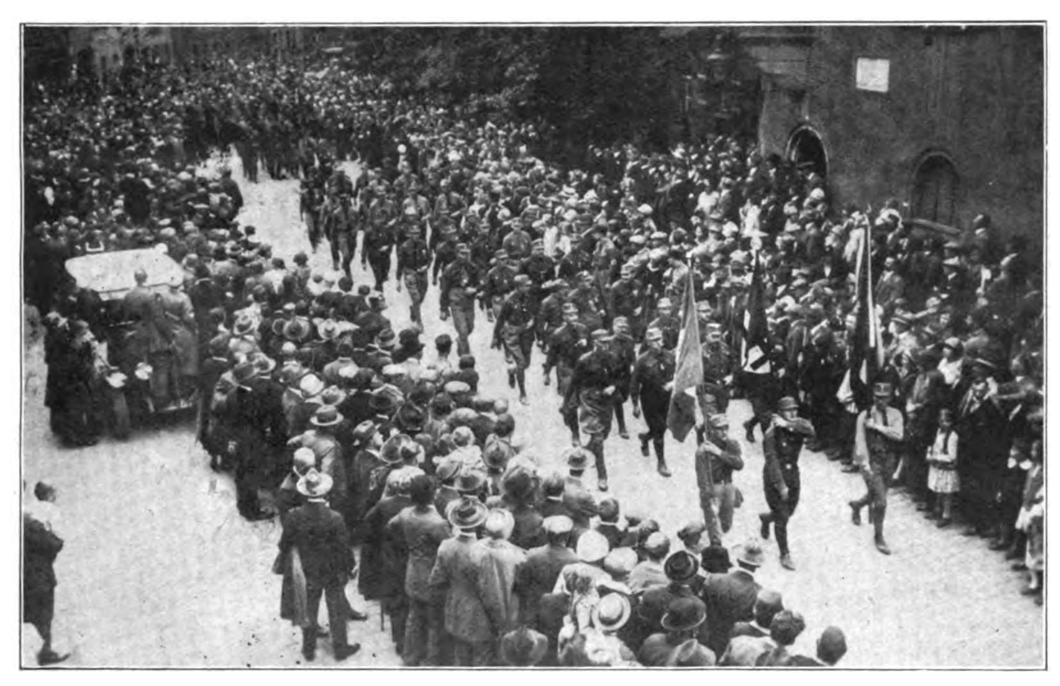
Der Brautwagen mit großem Troß



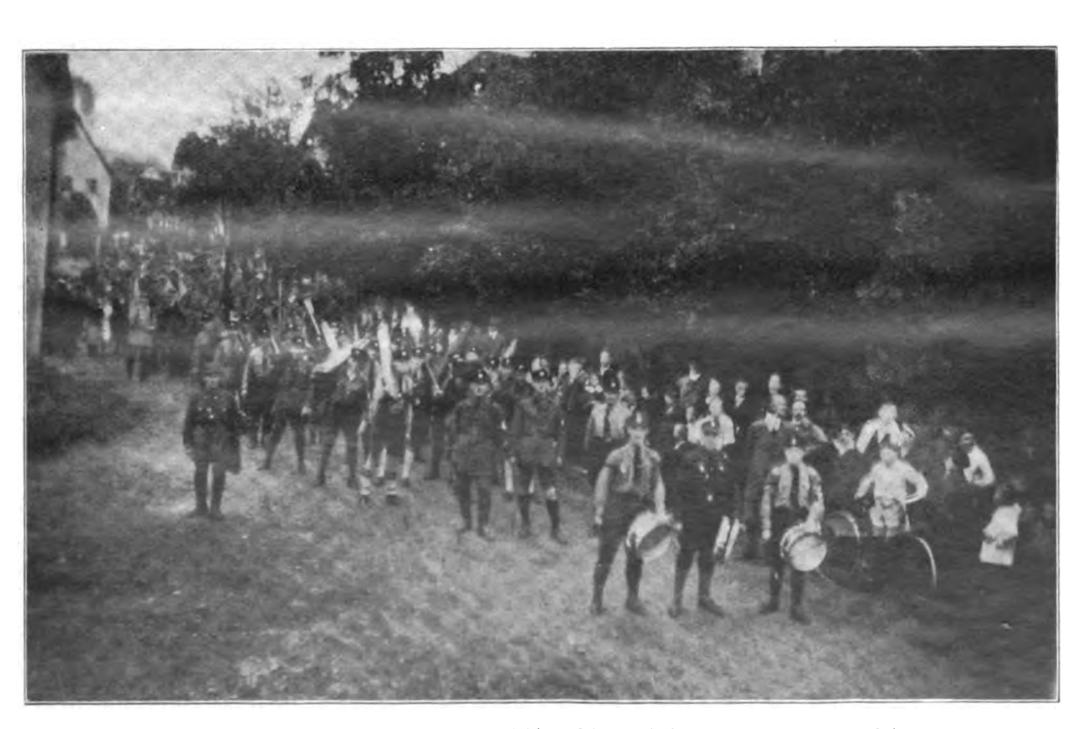
Schitter

In Markt-Redwitz fand am 26. Juni ein nationalsozialistischer Tag statt. Der Ort war festlich geschmückt





Propagandamarsch der oberfränkischen S. A. durch Markt-Redwitz



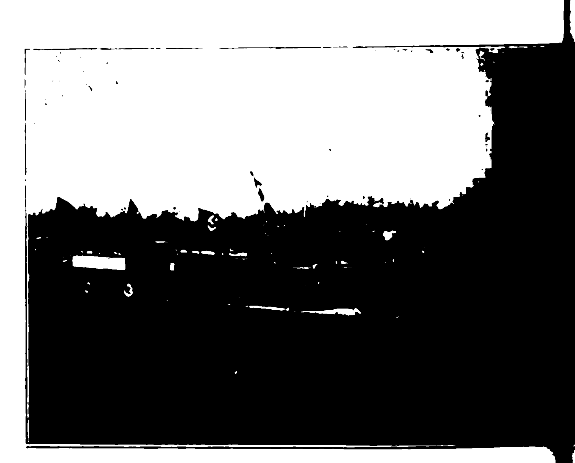
Die Nürnberger Schutzstaffel marschiert schwer beladen zur Sonnwendfeier nach Hersbruck

Der Nationalso

Ein fester Stü Fr



Der Frankenführer Julius S



Nürnberger S. A. auf der Fahrt nach Hersbruck a.



Adolf Hitlers

...smus marschiert

... ist das schöne ...nd



O.-Gr.-Führerbesprechung



Sonnwendfeier in Hersbruck. Streicher spricht!

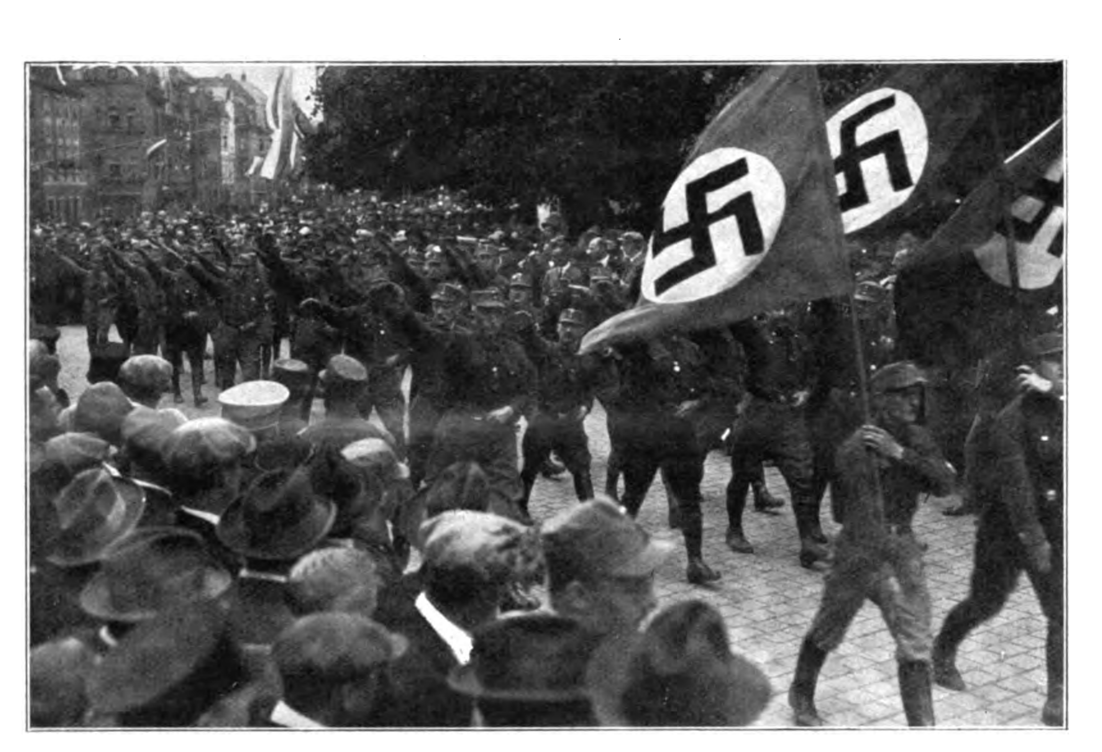


...arkt-Redwitz Wissmann

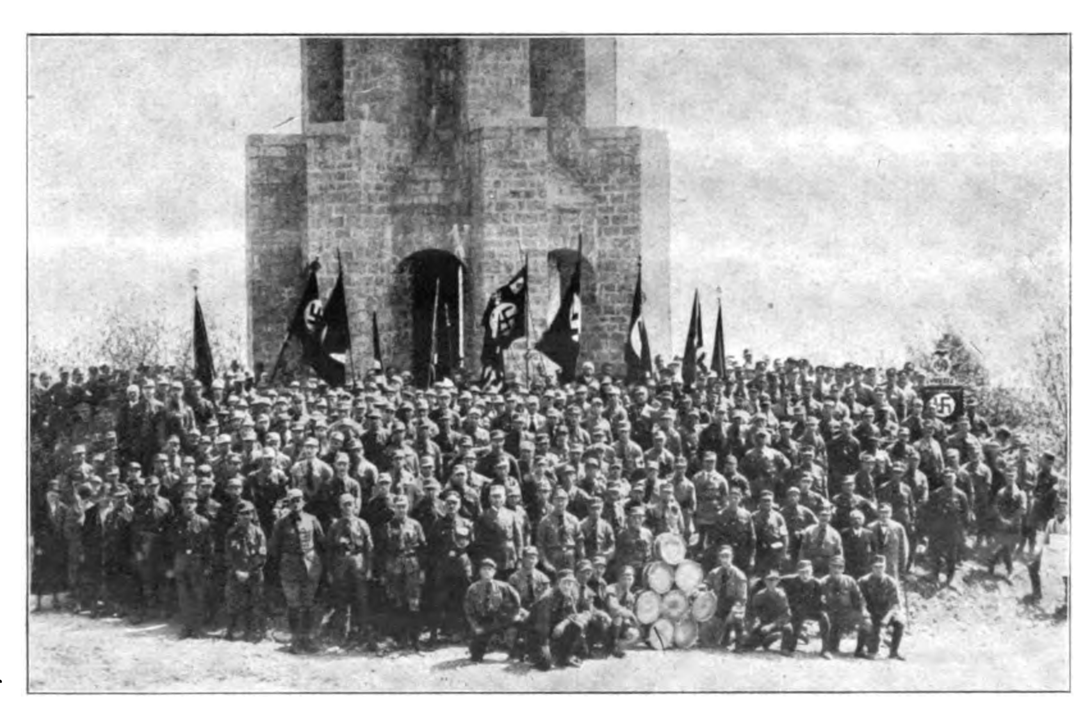


Schitter

Alles ist auf den Beinen, um in Markt-Redwitz den Vorbeimarsch der „Hakenkreuzler" zu sehen



Vorbeimarsch vor Streicher in Markt-Redwitz Wissmann



Mittelfränkische S. A. in Treuchtlingen. Kundgebung am Kriegerdenkmal

Fünfzig Jahre Bayreuth

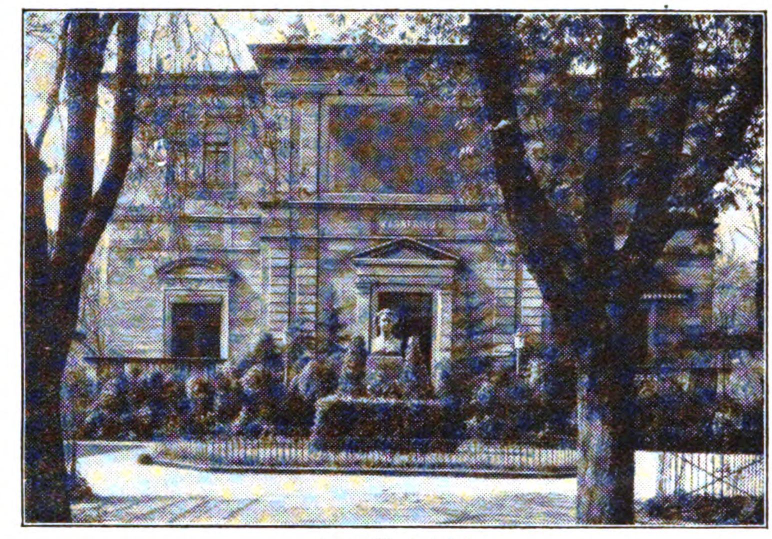
Die ersten Festspiele 1876

Im verflossenen Jahre war gerade ein halbes Säkulum seit jenem denkwürdigen 13. August 1876 vergangen, als vom Festspielhügel zu Bayreuth zum ersten Male die Fanfaren erklangen, die die in stattlicher Zahl erschienenen Festgäste, an der Spitze den greisen Kaiser Wilhelm I., ins Theater riefen zur ersten Aufführung des „Rheingold". Gäbe man im Hause Wahnfried etwas auf den Jubiläumsfimmel, der wenigstens in seinen Übertreibungen ebenfalls eine Zeitkrankheit ist, so hätte man schon im Vorjahre Festspiele abgehalten. So aber ging man stillschweigend darüber hinweg und überließ es der Presse, ihre Betrachtungen über dieses Jubiläum anzustellen. Wir wollen uns bei diesem höchst unerquicklichen Thema nicht weiter aufhalten; die sogenannte Weltpresse zeigte sich 1926 den Bayreuther Bühnenfestspielen ebenso „wohlwollend" gesinnt wie 1876. Es war ihr unverkennbar höchst peinlich, daß das Novemberverbrechen 1918 Bayreuth nicht ebenso abgemurkst hatte wie das alte Deutschland und den ganzen Richard Wagner dazu. Schrieb doch Heinrich Mann im „Berliner Tageblatt" um die Jahreswende 1918/19, daß es für die Wagnerschen Helden jetzt an der Zeit wäre, endlich von der Bühne abzutanzen!

Daß uns die Bayreuther Bühnenfestspiele trotzdem erhalten blieben, daß sie das Hohenzollernsche Kaiserreich überdauern sollten, erscheint uns als ein glückverheißendes Zeichen für die deutsche Zukunft. Insbesondere uns, Nationalsozialisten, die wir in dem Bayreuther Kulturkreis das Fundament erblicken, auf dem sich die Kultur des nationalsozialen Großdeutschlands dereinst aufzubauen haben wird.

Unter unsäglichen Schwierigkeiten, die nur die eiserne Willenskraft eines Richard Wagner, gestützt auf seinen hochherzigen Mäzen, weiland König Ludwig II., überwinden konnte, wurden die Bayreuther Bühnenweihfestspiele ins Leben gerufen und unter größter Opferwilligkeit der Familie Wagner erhalten, vor allem durch Frau Cosimas unerschütterliche Treue zu dem Lebenswerke ihres unsterblichen Gatten und durch ihre geniale Veranlagung, dieses aus seinem Geiste heraus in jedem Festspieljahre neu gestalten zu können.

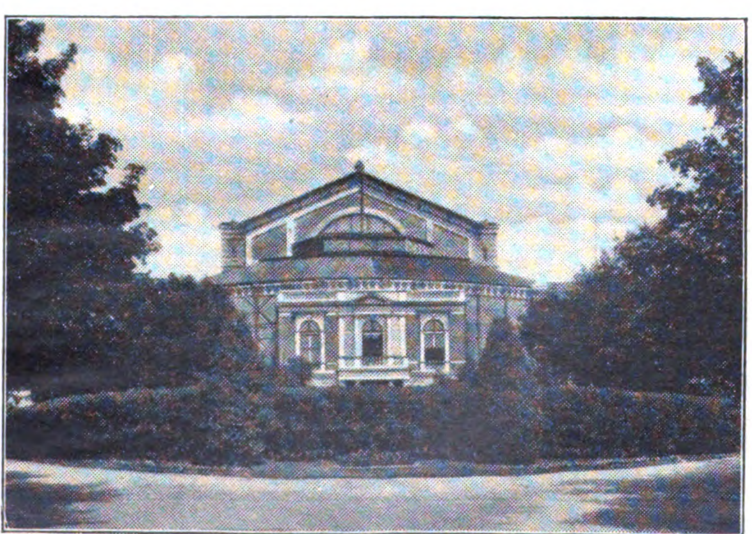
Das deutsche Volk aber hatte dem Bayreuther Festspielgedanken dieselbe Verständnislosigkeit entgegengebracht wie 1913 der sogenannte „deutsche" Reichstag, der sich über die testamentarische Bestimmung des Meisters, daß der „Parsifal" nur in Bayreuth und sonst nirgends aufgeführt werden dürfe, hohnlächelnd hinwegsetzte. Namentlich hielten die vermögenden Kreise trotz des Milliardensegens, den uns der Frankfurter Friedensvertrag 1871 beschert hatte, den Daumen fest auf dem Geldbeutel. Noch vor dem endgültigen Abkommen mit Bayreuth hatte Wagner an einen dortigen Freund geschrieben: „Es wird sogleich in das Auge zu fassen sein, daß es sich hier um keine Theater-Unternehmung für Gelderwerb handelt: die Vorstellungen werden nur von Eingeladenen und den Patronen der Unternehmung besucht; gegen Entree kann niemand zugelassen werden." Es sollten also Patrone, das heißt „mitschöpferische Freunde", geworben werden; man brauchte nur eintausend Menschen zu finden (oder Verbindungen), die sich verpflichtet hätten, die Summe von je 300 Talern, nicht etwa auf einmal, sondern im Laufe einiger Jahre zu zahlen; nach zwei vollen Jahren waren jedoch erst 240 Patronatsscheine ausgegeben, also nicht ein Viertel, und auf Kosten welcher Anstrengungen! Der Khedive von Ägypten, der 10 000 M. schickte, war hierbei der weitaus freigebigste Gönner und Förderer der deutschen Festspiele!" (Houston Stewart Chamberlain, Richard Wagner.) An 4000 deutsche Buch- und Musikalienhändler war der Aufruf zur Subskription ergangen, und der Erfolg? Sechs ganze Taler, von einigen Göttinger Studenten gezeichnet! Und wie die Nation so ließen den Meister auch die deutschen Fürsten im Stiche — bis auf Ludwig II., der, als Wagner selbst seinen Festspielplan an der trostlosen Gleichgültigkeit des deutschen Volkes schon für gescheitert ansah, einen Kredit von 100 000 Talern aus der königlichen Kabinettskasse gewährte.

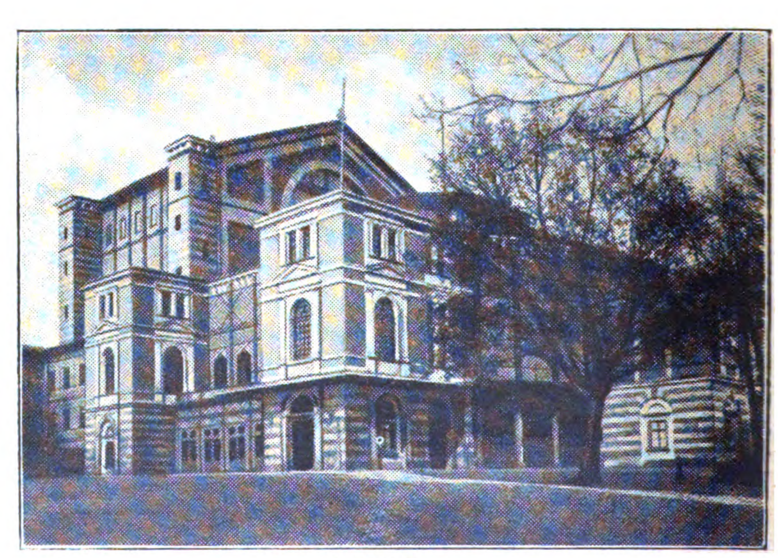

Haus Wahnfried

Es war klar, daß bei diesen ersten Festspielen, wo man bei dem ewigen Geldmangel vieles aus dem Stegreif schaffen mußte, was man sonst hätte sorgfältig vorbereiten können, im szenischen Apparate nicht alles wie am Schnürchen ging. So war beim ersten Zyklus die Beleuchtung noch nicht ganz in Ordnung, so daß es einmal plötzlich ganz finster im Saale wurde. Bei dem Drachen, der in England angefertigt werden mußte, weil es in Deutschland eine Firma zur Herstellung solcher Tiergestalten noch nicht gab, ereignete sich das Mißgeschick, daß der lange Hals unterwegs verlorenging, welches kleine Unglück der Meister selbst in humorvoller Weise in seiner Abhandlung über die ersten Festspiele schilbert.

Um so vollendeter war die dramatisch-musikalische Wiedergabe. Das aus lauter ersten Künstlern zusammengesetzte Orchester spielte unter Hans Richters hinreißend genialer Leitung wundervoll; Betz als Wotan, Niemann als Siegmund, Karl Hill als Alberich und die Materna als Brünnhilde boten herrliche Leistungen. Trotzdem war der Meister höchst unzufrieden. Der Ballettmeister Fricke berichtet uns darüber: „Zum Schlusse wurde Wagner eine halbe Stunde lang gerufen, kam aber nicht. Er saß in seinem Zimmer, schimpfte auf alle Darsteller, außer auf Hill und mich, welche bei ihm waren."

Dreimal wurde 1876 „Der Ring des Nibelungen" gespielt. Bei der dritten Wiederholung war wieder König Ludwig II. anwesend, der nach den Generalproben abgereist war. „Nach dem Schlusse der Götterdämmerung (30. August)", erzählt Glasenapp, „überstiegen die Kundgebungen der Versammelten


Festspielhaus


Festspielhaus



Cosima Wagner



Siegfried Wagner

alles Maß des bisher Gewohnten. Freudige Hochrufe auf König Ludwig mischten sich in das Verlangen nach Wagner, der König selbst erschien an der Brüstung der Loge und applaudierte anhaltend, Richard Wagner trat hinter dem Vorhange hervor. Mit bewegter Stimme sprach er Worte des Abschieds und des Dankes, wobei er u. a. sagte: „Die Bühnenfestspiele seien zu Ende, ob sie wiederkehren würden, wisse er nicht. Er habe das lange vorbereitete Werk ein Festspiel genannt, mit welchem Rechte könne er eigentlich nicht sagen, da in den Annalen der Geschichte in diesen Tagen kein Fest verzeichnet war. Es sei entworfen im Vertrauen auf den deutschen Geist und vollendet zum Ruhme eines erhabenen Wohltäters, Sr. Majestät des Königs von Bayern, der ihm nicht allein ein Gönner und Beschützer, sondern ein Mitschöpfer des Werkes gewesen."

Diese ersten Festspiele schlossen mit einem großen Fehlbetrage, und um diesen halbwegs decken zu können, mußte — welch' blutiges Satyrspiel! — der Meister das Aufführungsrecht seines „Ringes des Nibelungen" samt Dekorationen und Kostümen dem Theaterjuden Angelo Neumann verkaufen. Dieser pilgerte mit dem „Ring" durch halb Europa und machte auf Kosten des Schöpfers, des arischen Genies, die glänzendsten Geschäfte, während ein Schuldenbetrag von 120 000 M. übrig blieb, und die Sorge um dessen Tilgung begleitete den Meister auf der ganzen Erholungsreise, die er darnach antrat und die ihn nach Venedig, Neapel, Rom und Florenz führte.

„Ich bin," schrieb er damals unterm 9. September an die Materna, „von einer lastenden Schwermut erfüllt und ersehne nur den Augenblick, der mich zur Zerstreuung führt. In wenig Tagen gehe ich mit der ganzen Familie nach Italien." Die Einsamkeit des Genies auch bei dem größten Erfolge!

Erst 1882 sollten sich die Pforten des Festspielhauses wieder öffnen zu des Meisters Schwanensang, dem „Parsifal". Wieder galt es große Schwierigkeiten zu überwinden, vor allem finanzieller Natur, und dann bereiteten auch die Sänger dem Meister manchen Ärger. Der junge Hermann Winkelmann sang den Parsifal, die Materna die Kundry, Scaria den Gurnemanz, Reichmann den Amfortas, alles Künstler, die ich später noch oft in der Wiener Hofoper bewundern konnte, und Hill den Klingsor. Wieder war die Begeisterung des Publikums groß, und wie die Bayreuther Bürgerschaft Richard Wagner ehrte, das bewies sie mit der Beleuchtung der die Stadt umgebenden Höhen, von denen an fünfzig Feuer hoch zum Himmel loderten, der Illumination des Festspielhauses selbst sowie der Bürgerreuth bei der 14. Wiederholung des „Parsifal".

Ein Jahr später aber ruhten schon die sterblichen Überreste eines der allergrößten Deutschen unter der Marmorplatte im Garten des Wahnfried.

Der Wiener Universitätsprofessor Leopold von Schröder, der nicht lange vor seinem großen Freunde Houston Stewart Chamberlain, von dem er ein fesselndes Lebensbild entwarf, das Zeitliche segnete, schrieb ein wundervolles Buch unter dem Titel „Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth". Hierin weist er überzeugend nach, wie tief das Musikdrama Richard Wagners in den uralten arischen Mysterienspielen wurzelt. Wie anders wäre auch der rätselhafte Zauber zu erklären, den die Schöpfungen des Bayreuther Meisters auf uns ausüben! Wird uns dabei nicht zu Mute, als ob eine längst entschwundene Welt plötzlich Farbe und Klang bekäme, die uns so unwiderstehlich lockend zu sich hinzieht wie Undine den Geliebten in ihr Wasserreich? Was kann diese Welt anders sein, als die arische Urheimat, nach der wir, die wir nordisches Bluterbe in uns fühlen, uns alle sehnen und die wir im dritten, nationalsozialistischen Deutschen Reich zu neuem Leben erwecken wollen?

Daß auch heute noch erst einem verhältnismäßig kleinen Bruchteil des deutschen Volkes sich die Wunderwelt der Bayreuther Bühnenfestspiele bisher zu erschließen vermochte, daran trägt die Schuld unsere großkapitalistische Wirtschaftsordnung und der Mangel einer künstlerisch-nationalen Erziehung in der Schule. Ist es doch noch nicht allzu lange her, daß nicht einmal in unseren Gymnasien und Realschulen Richard Wagner und sein Werk einer Würdigung unterzogen wurden! Wie dann erst in unseren Volksschulen, wo die ganze Erziehung zur Kunst sich in einem bißchen Gesangsunterricht erschöpft!

Man schwätzt und schreibt so viel von Völkerversöhnung, ewigem Frieden und einem Paneuropa und übersieht dabei, daß wir in Bayreuth eine Kultstätte haben, zu der Angehörige der verschiedenen Nationen pilgern, um dort einträchtig Sammlung, Erhebung und Erbauung zu finden. Verschwindend gering ist die Zahl der Snobs, der Weltenbummler, die überall dabei sein müssen, wo etwas los ist. Die weit überwiegende Mehrheit der Bayreuth-Pilger besteht aus solchen Menschen, die ein seelisches Bedürfnis nach dem uralten Frankenstädtchen treibt, genau so wie den frommen bayerischen Katholiken nach Altötting.

Hat nicht der Bayreuther Meister erlesene Geister aus allen Teilen Europas um sich versammelt? Zog er nicht den Grafen Gobineau schon wenige Jahre nach dem Frankfurter Frieden in seinen Bann? Bildete sich nicht in Frankreich ein Kreis begeisterter Wagnerianer trotz Sedan? Und Engländer, Italiener, Spanier, Skandinavier und Russen — sie alle huldigten seinem Genius! So wurde Bayreuth zum sichtbaren Mittelpunkte einer weltbürgerlichen Gemeinschaft. Dank dem nordischen Blutstrome, der bald stärker, bald schwächer die weiße Menschheit durchpulst. Sollte er einmal versiegen, dann freilich stürzte auch Bayreuth in Trümmer!

Unwillkürlich fallen einem dabei die Verse des cherubinischen Wandersmannes ein:

Gott kann ohne mich nicht leben;
Stürb' ich, müßt' er im Nu den Geist aufgeben.

Nun stehen wir knapp vor der 25. Wiederholung der Festspiele, die seit rund zwei Jahrzehnten Siegfried, des Meisters hochbegabter Sohn, getreu im Geiste seines Vaters leitet. In diesen 51 Jahren sind außer dem „Ring" und dem „Parsifal" „Lohengrin", „Tannhäuser", „Die Meistersinger von Nürnberg", „Tristan und Isolde" und „Der fliegende Holländer" gegeben worden: Alles Aufführungen von mustergiltiger Vollendung. Es ist einfach nicht wahr, wenn man behauptet, daß Bayreuth schon aus dem Grunde überflüssig sei, weil jetzt alle großen deutschen Operntheater des Meisters Werke ebenso gut gäben. Wer Bayreuth erlebt hat, der wird für solche Behauptung nur ein mitleidiges Lächeln haben. Aber selbst wenn dem so wäre, so läßt sich doch nirgends jene wundervoll empfängliche Weihestimmung hervorrufen, die uns schon erfüllt, wenn wir von dem heranrollenden Zuge aus das hoch aufragende Festspielhaus aus der Ferne erblicken. Weiter bedeutet uns Bayreuth auch noch ein Symbol des deutschen Geistes, das wir nie und nimmer missen möchten und wofür der Meister jene tiefsinnig-mystischen Verse erfand, die er in den Grundstein bei der Feier der Grundsteinlegung zum Festspielhause am 22. Mai 1872 hineinlegte:

Hier schließ' ich ein Geheimnis ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr',
Solange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar.

Josef Stolzing



Das Grab Richard Wagners

(Fortsetzung von Seite 178)

Herz und Gemüt. In seinem Gesicht liegt eine große Trauer und ein kindliches Sichfreuen-können; ein Sich-nach-Freude-Sehnen, das innig berührt. Er hat einen weit besseren Ton, viel mehr Lebensart als die jungen Herren, die Gordis Muster sind. Er hat ein mächtiges Talent, und aus seinen Augen lächelt eine gütige Seele. Ich wollte — — — Genug!

Du sagst nicht: „Genug?" kleines Buch, nicht wahr! Laß mich nur noch wiederholen: Die mit Pastrell verbrachten Stunden sind die besten meines Lebens.

*

14. August.

Papa ist wütend aus Banneberg zurückgekommen. Der Krapsotschek, unser böhmischer Verwalter, ist mit der Wirtschaftskasse durchgebrannt. Ein Verlust von 1700 Gulden. Viel! Viel für uns, die wir ohnehin in Ichteles nicht auskommen. Das war eine peinliche Szene heute nach dem Frühstück. Der arme Papa, abgehetzt und heiser vor Zorn, dabei, Gott sei Dank hungrig wie ein Wolf nach der langen Nachtfahrt. Mama, noch im Morgenrock, weinend und händeringend. Dazu Gordi, der gelangweilt im Zimmer auf und ab schritt und die entwendete Summe mit impertinentem Gesicht „eine Bagatelle" nannte. Er reizt mich jetzt manchmal zur Wut, Gordi, mit seinen neuen Weltmannsallüren. Mir ist krank ums Herz, ich kann nicht sagen wie sehr. Die Eltern legen sich all diese Lasten für uns auf und bilden sich ein, es wird uns Vorteil bringen. Ich fürchte das Gegenteil. — Als Papa seinem ersten Zorn Luft gemacht, setzte ich mich zu ihm, wie in alter Zeit. Mama und Gordi hatte er in die Flucht geschlagen; ich legte meine Arme um seinen Hals, Tränen drängten sich mir plötzlich in die Augen.

„Laß uns nach Banneberg zurückkehren, Papa, es ist dort viel, viel besser für uns," sagte ich beklommen. „Ich fühle mich jetzt oft so schuldbewußt, so voll Todesangst . . . . und weiß nicht warum. Die dramatisch leidenschaftlichen Lehrstunden mit Pastrell regen mich entsetzlich auf. Ich beginne sein Kommen zu fürchten und — und wenn er fort ist, sehne ich mich nach ihm. O mein Gott! ich möchte fort! Es ist hohe Zeit. Papa, lieber Papa, laß uns nach Banneberg zurück."

Er drängte mich von sich und sah mich scharf an.

„Was, was? Bist wohl des Teufels, Kleine? jetzt, wo von euch Karriere g'macht werden soll, und alles ordentlich eing'fädelt ist, wollt's ihr streiken? Das auch noch!"

„Es ist aber gar nichts Gutes eingefädelt, Papa. Gar nichts."

„So?" Er sagte es gedehnt und sah mich unangenehm berührt, forschend an.

„Aber die Mama hat mir doch versichert, und ich bemerk' auch selber."

„Was? Was denn Papa,"

Ich schrie es fast heraus in tödlicher Angst. Ich weiß nicht, warum ich jetzt so nervös bin. Aber Papa wurde plötzlich sehr zugeknöpft. Er räusperte sich, zuckte die Achseln und griff nach der Zeitung, dabei brummte er nur noch:

„Nein, mein Kind, jetzt wird ausg'halten, Resultat muß sein." Der eintretende Diener unterbrach ihn. Er kam mit einem Korb prachtvoller Orchideen in zarten Farben auf mich zu und überreichte mir diesen. Dazu eine Karte mit der Aufschrift: „Baron Blaubzer der Blumenfreundin in Verehrung." Seit vierzehn Tagen erhalte ich von dem Juden, der hier solch' eine Rolle spielt, öfter Blumen. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme.

Papa sah plötzlich befriedigt aus, sagte aber nichts und entfaltete seine Zeitung. Der Diener verschwand grinsend. Ich weiß nicht, warum mein Angstgefühl sich in ein sehr zorniges verwandelte. Aber ich stellte den Korb energisch vor Papa hin, ließ meinem Gedachten: „Ich weiß nicht wie ich dazu komme," Worte und wandelte majestätisch ab. Gleich darauf kam Pastrell. Auch er brachte mir Blumen. Aber es waren wilde Gentianen, kleine tiefblaue, wie sie oben in den gelbgrünen Bergwiesen eingebettet liegen. Er war oben beim Bergfeis gewesen. Dort ging es traurig zu. Vater und Tochter sind sich ganz entfremdet. Meine kleine, treue Margreth ist nicht mehr dieselbe, die sie war. Und ich soll sie spielen, ich, so spielen, daß ihr ganzer Charakter und der ihrer Verderber verständlich dasteht. Wie tief ergreifend, wie natürlich Pastrell den Bergfeis gibt! Was für Töne er findet. Es durchzittert mich oft wie Ehrfurchtsschauer. Und dieser Mann, der eine Welt in der Brust trägt, gab sich her, einer Menge hirnloser Vergnügungsjäger gemeine Couplets vorzutragen, wo er Menschen rühren und veredeln kann! Es ist heute über mich gekommen, daß ich es ihm sagte, wie ich ihn bewundere und nicht begreife. Wir waren allein in dem Gartensalon mit seinen Blumen und Klematisblüten. Wir hatten unsere große Szene geprobt und darüber Welt und Umgebung vergessen.

Da nahm Pastrell meine Hände, hielt sie fest und sah mich an. Es war, als ich ihm meine Meinung so offen gesagt. In seinen Augen standen Tränen.

„Sie mißachten den Komödianten nicht. Sie vergessen nicht den Menschen über ihn, Gott segne Sie!" stammelte er. Ich erschrak und machte mich los. Er wandte sich ab, schwieg eine Weile und begann dann wieder von der Margreth zu reden. Genaues konnte oder wollte er mir nicht sagen. Trotzdem wurde ich sehr besorgt.

„Es scheint zu einer Katastrophe gekommen zu sein. Der Seis bewacht die Tochter wie eine Gefangene. Es wäre besser, sie käme fort von ihm, es hilft ja doch alles nichts, die Gegeneinflüsse sind zu stark," sagte Pastrell.

„Wer beeinflußt sie?" fragte ich.

„Ihre Schwester, die Zose dieser Schauspielerin Lori Frapp und die Lori selber. Sie führt ihrem Geschäft frisches Material zu."

„Ich versteh' nicht, was Sie meinen?"

Er fuhr auf wie aus einem momentanen Selbstvergessen, sah erschrocken aus und wurde sehr rot, so daß ich meine Frage nicht zu wiederholen wagte.

Wir kamen auf das Stück zurück. So sehr mich die Aufführung in allen Fibern meines Herzens und Geistes gefangen nimmt, kann ich doch nicht so ganz über das Widerstreben hinüberkommen, das Schicksal von Menschen, die noch leben, in tragischem Abschluß auf der Bühne dargestellt zu sehen. Ich halte überhaupt die Aufführung dieses Stückes mit seinen furchtbaren Richtersprüchen über die moderne Gesellschaft hier für mehr als gewagt. Pastrell scheint einen Zweck zu verfolgen. Manchmal wünsche ich an der Sache unbeteiligt zu sein, dann wieder reißt sie mich gänzlich hin. Ich existiere nur mehr zwischen Stimmungen hin- und hergeworfen.

Pastrell wollte eben gehen, als der Diener erschien und mich in den Salon berief.

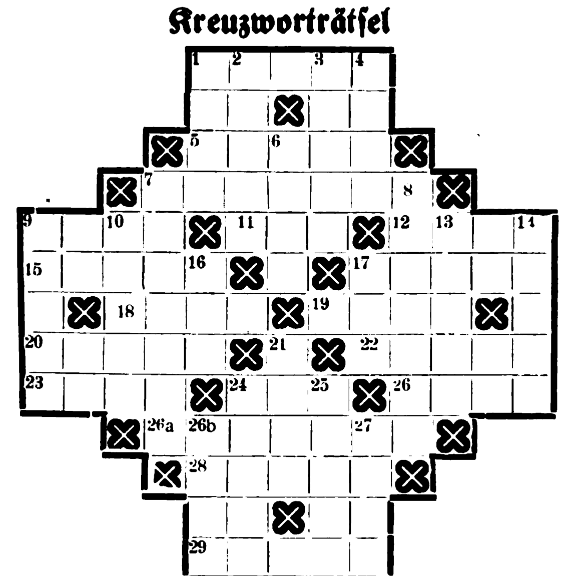
„Baron Blaubzer sei da und die Komtesse möchte auch die Blumen mitbringen, die er heute geschickt, die Frau Gräfin habe sie noch nicht gesehen."

(Fortsetzung folgt.)

ZUM ZEITVERTREIB

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Wagrecht:

1. Glanz, 5. Unterhaltung, 7. erzieherische Härte, 9. offener Eisenbahnwagen, 11. indische Scheidemünze, 12. kurze Rechnung, kaufmännisch, 15. italienische Königin, 17. Geschäftsvertreter, 18. nordische Meerenge, 19. heilige Opferschale, 20. Turnerabteilung, 22. Frauenname, 23. Frauenname, 24. ungebunden, frei, 26. asiatisches Hochland, 26a. Schusterutensil, 28. Waffe, 29. dem Hunde unangenehm.

Senkrecht:

1. Besuch, 2. Aussatz, 3. italienische Stadt, 4. Tierfett, 6. deutsche Universitätsstadt, 7. afrikanischer Strom, 8. Schweizer Tal, 9. Unterweisung, 10. Weinpflanzen, 13. zu jedem Motor gehörig, 14. europäische Hauptstadt, 16. Biersorte, 17. südamerikanischer Vogel, 21. Beinkleid, 24. Teil des Mundes, 25. Baumaterial, 26b. Tragtier, 27. Planet.

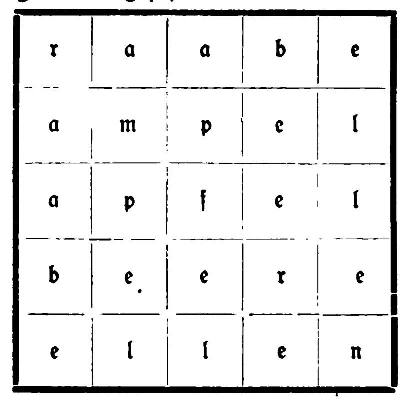
Reim-Rätsel

Stellt rückwärts sich der ält'ste Mann,
Der Flächeneinheit hintenan,
So wirst du eine Flotte sehn
Aus ihren Trümmern neuerstehn.
Den Herrscher aus Japaner Land
Zerlegte ich mit kund'ger Hand,
Baut' mir ein großes Gotteshaus
Und eine Ufermauer draus.
Die schwere Waffe wird Likör,
Sobald sie keine Spitze mehr.

Lösung des Silben-Sternrätsels aus Nr. 12

Halle	Salta	Elbe	Abbau	Arsen	Nauen
Lehar	Tasche	Begas	Bauer	Senta	Enkel
Harke	Schere	Gasse	Erna	Taku	Kelte
Kegel	Regel	Segel	Nagel	Kugel	Tegel

Lösung des magischen Quadrates in Nr. 12



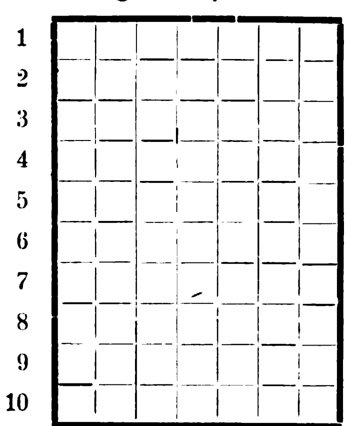
r	a	a	b	e
a	m	p	e	l
a	p	f	e	l
b	e	e	r	e
e	l	l	e	n

Lösung des kleinen Silben-Kreuzes in Nr. 12

bo	ma
be	gen

1—2 Boma, 2—3 Made, 1—3 Bode, 2—4 Magen, 1—4 Bogen, 3—4 Degen

Füllrätsel



Aus nachstehenden Buchstaben sind 10 Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden, deren Mittelbuchstaben von oben nach unten gelesen, ein uns heiliges Symbol ergeben.

a, a, a, a, a, a, a, b, b, b, c, c, d, d, e, e, e, e, e, e, e, e, f, g, g, g, h, h, i, i, i, k, k, k, l, l, l, m, m, n, n, n, n, p, p, r, r, r, r, r, r, r, r, r, s, s, s, s, s, t, t, t, t, t, u, u, u, z.

1. Vollstrecker d. Gesetzes
2. Pflanzengattung
3. Erkenntlich
4. Militärische Charge
5. Aergernis, Lärm,
6. Feiner Zwieback
7. Raubvogel
8. Afrikanischer Strom
9. Teil d. Fußbekleidung
10. Schlächter

Lösung des Rösselsprungs in Nr. 12

**Nicht nach doppelfarb'gen Schranken,
Nicht nach Mark und Meilenstein,
Nicht nach Farben, nicht nach Namen
Teile ich mein Deutschland ein,
Denn mein Deutschland ist zu finden,
Wo noch deutsche Kunst erblüht,
Wo noch deutsche Kraft und Sitte,
Deutscher Sinn und deutsch Gemüt.**

von Vogel.

HUMOR

Kein Wunder.

Lilly trifft ihren Schatz, den Knockout-Emil, auf der Straße. Sie begrüßt ihn stürmisch und sagt: ‚Sieh mal, Schatzi, was ich gefunden hab', ein Hufeisen. Das schenk ich dir und du sollst es heute abend tragen bei deinem Kampf mit dem Kinnhaken-Willy. Es wird dir sicher Glück bringen.

Abends nach dem Matsch stürmt sie in Knockout-Emils Ankleideraum, fällt ihm um den Hals und gratuliert ihm zu seinem leichten Sieg über seinen gefährlichen Widersacher. „Siehst du", ruft sie und strahlt dabei über ihr ganzes Gesichtchen, „siehst du! Das hat mein Hufeisen gemacht, das hat dir bestimmt zum Sieg verholfen."

„Ich glaub's beinahe selbst", brummt Knockout-Emil.

„Aber hör' doch mal," fährt Lilly fort, „wo hast du's denn eigentlich gehabt während des Kampfes, ich hab mir die Augen aus dem Kopf geschaut, konnte es aber nicht entdecken. — Wo hattest du es denn, Schatzi?"

Knockout-Emil: „Na, wo denn ..... im Handschuh natürlich!"

Tragödie.

Sie hatte ihn geplagt, gequält mit allen der weiblichen Natur eigenen Schikanen. Sie war hinter ihm her gewesen wie der leibhaftige Teufel. Hatte ihn auf Schritt und Tritt verfolgt und ihm das Leben verbittert, zur Hölle gemacht. Er hatte sich nicht vor ihr bergen können, sich kaum seiner Arbeit widmen können, die so dringende Erledigung heischte. Wohl hatte er sich dagegen aufgelehnt, sich gewehrt so gut er konnte. War ihr ausgewichen, hatte, in Momenten aufkochenden Zorns, sogar nach ihr geschlagen. Es hatte nichts genützt, sie ließ nicht von ihm. Nun war das Maß voll, zum überlaufen voll. Sein Entschluß stand fest, sie mußte aus der Welt.

Mord im Herzen beschlich er die Ahnungslose. Auf Zehenspitzen näherte er sich ihr hinterrücks. Leise — daß sie ihn nicht höre. Langsam hob er den Arm mit der Mordwaffe — mit einem gotteslästerlichen Fluche schlug er zu. Es gab einen hörbaren „Klatsch" und, bis zur Unkenntlichkeit zerquetscht klebte die Fliege an der Wand.

*

Ein Spitzbube, der Humor hat. (Brief an einen Autor)... Anbei sende ich Ihnen das Manuskript des Romans zurück, das ich bei dem gestrigen Einbruch aus Ihrer Wohnung mitnahm und von dem ich leider keinen Gebrauch machen kann. Die Ablehnung soll keine Kritik sein. Ergebenst Ede Klauer."

*

Eingebildeter junger Millionärssohn zum Freund: „Nun, was sagte denn Fräulein Inge, als du ihr das Bild zeigtest, wo ich auf dem arabischen Hengst sitze?"

„Tja, wenn du's wissen willst, — sie sagte, „einen Araber auf einem Kamel, das hab' ich schon früher gesehen, aber ein Kamel auf einem Araber noch nie!"

*

Der Direktor eines Zoologischen Gartens, der sich auf Reisen befand, erhielt unterwegs ein Telegramm des Inhalts: „Der alte kranke Affe ist eingegangen; sollen wir einen neuen kaufen oder Ihre Rückkehr abwarten?"

*

Der Stoßseufzer. Gar viele Amerikaner tragen heutzutage, sorgfältig auf dem bloßen Körper verborgen, eine Flasche mit sich, die den kostbaren, so streng verbotenen, aber anscheinend nicht zu entbehrenden Alkohol enthält. Kürzlich wurde ein Mann auf der Straße von einem Kraftwagen angefahren, und als er halb betäubt wieder zu sich kam, fühlte er, daß seine Kleider naß waren. Ängstlich tastete er hin, und dann ließ er erleichtert den Stoßseufzer hören: „Gott sei Dank, es ist nur — Blut!"

*

Moderne Ehe. Er: „Guten Abend, Liebling, ist das Abendbrot fertig? Ich hatte heute im Büro einen schweren Tag und bin hungrig wie ein Wolf."

Sie: „Ach, Schatzi, das tut mir leid, aber wir müssen heute im Restaurant essen, ich habe den Büchsenöffner abgebrochen."

Die beste Empfehlung

für Gerlachs Stalldauerlüfter

In einem Prospekt für den bekannten Gerlach-Stall-Lüfter finden wir eine Reihe von Empfehlungs- und Dankschreiben.

Eines davon lautet:

Synagoge Alsfeld schreibt:

Ihre beiden uns gelieferten Dauerlüfter haben sich in unserer Synagoge sehr gut bewährt. Mit der dumpfen Luft, an der wir stets zu leiden hatten, ist es jetzt, nachdem Sie die Dauerlüfter eingebaut haben, endgültig vorüber. **Insbesondere machten sich die Dauerlüfter an den hohen Feiertagen angenehm bemerkbar.** (!! D. Red.) Ich kann solche Dauerlüfter jeder Gemeinde mit bestem Gewissen empfehlen.

gez.: **Kahn.**

Gerlachs Dauerlüfter scheint wirklich ganz hervorragend zu sein, was übrigens im gleichen Prospekt auch die Schweinezüchterei und -mästerei von Gebr. Krömmelbein in Lauterbach in Hessen bestätigt.



Das wahre Gesicht des roten Mannes



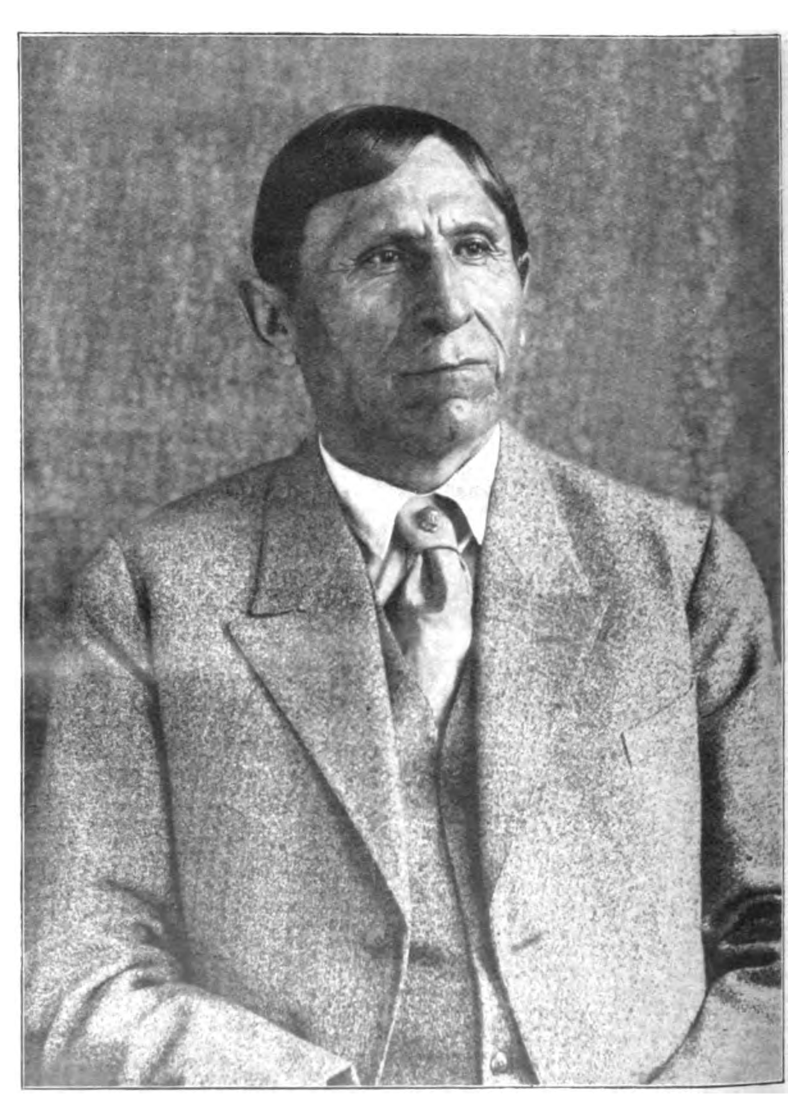
Wie ein Volk durch fortwährende Verleumdung seiner Feinde in den Augen der Welt das Aussehen von Barbaren gewinnen kann, haben wir Deutschen im Weltkriege erfahren. Als ich nach dem Kriege zum erstenmal mit meinen indianischen Freunden zusammentraf, waren sie ganz erstaunt zu hören, daß alles das, was die Amerikaner ihnen über uns erzählt hatten, erlogen war. Aber die intelligenten Rothäute verstanden es gar bald; haben doch die Jankees über sie ebenso gemeine und blödsinnige Verleumdungen verbreitet wie über uns.

Immer wieder haben sie behauptet, die Indianer seien grausam. Gewiß, die Rothäute haben ihre Gefangenen gemartert; aber die indianischen Jünglinge mußten ebenso furchtbare Qualen erdulden, ehe sie in die Reihen der erwachsenen Krieger aufgenommen wurden. Die Indianer folterten die Gefangenen nicht aus Sadismus, sondern weil sie von ihren Feinden dieselbe Verachtung von körperlichen Schmerzen forderten, die auch ihnen eigen war. Das Skalpieren ist von den Indianern nur an toten Gegnern verübt worden; die Weißen aber, die diesen — gewiß nicht schönen — Brauch annahmen, scheuten sich nicht, noch lebenden indianischen Frauen und Kindern die Kopfhaut abzuziehen, als die amerikanische Regierung für jeden Indianerskalp einen Preis aussetzte.

Die Amerikaner haben den erbarmungslosen Vernichtungskampf, den sie gegen ihre roten Wirte führten, mit der Behauptung zu rechtfertigen versucht, die Indianer seien von Natur faul, der Kultur unzugänglich und hartnäckig in ihrem Widerstand.



Der Siouxhäuptling Sweet Graß in der Nationaltracht von einst



Derselbe Häuptling als Farmer von heute



Das letzte Kriegslager der Sioux im Jahre 1891



Indianischer Krieger

Wer heute durch die Reservationen der Vereinigten Staaten reist, sieht, daß das Gegenteil der Fall ist.

Als die Indianer erkannten, daß es ihnen nicht mehr möglich war, mit den Waffen den ihnen durch dauernde Vertragsbrüche geraubten Boden zu behaupten, unterwarfen sie sich willig den Weißen und nahmen — mit Ausnahme der Pueblos — deren Kultur an. Die stolzen Krieger von einst sind heute fleißige, zum Teil wohlhabende Farmer, wenn sie nicht ihren Boden verkauft und sich als Cowboys verdingt haben. Sie haben landwirtschaftliche Maschinen, Autos und Radio.

Neben den anderen Stämmen haben den größten Aufschwung die intelligenten Sioux — einst die kriegerischsten aller Rothäute — genommen. Aus ihrer Reihe gehen die meisten gebildeten Indianer hervor. Es gibt unter ihnen Ärzte, Journalisten, Abgeordnete und Schriftsteller (z. B. der auch in Deutschland bekannte Dr. Eastman).

Die Sioux sind meist christlich und verdanken ihre geistigen und kulturellen Güter zum Teil den Deutschen der christlichen Mission, in denen sie warmherzige und aufrichtige Freunde gefunden haben.

Heinz Hendel.



Der Verfasser (rechts) mit einem befreundeten Häuptling



Allerseelen bei den Rothäuten



DER KANUSPORT

ZUR GROSSEN DEUTSCHEN FALTBOOT-REGATTA

Aufnahmen von C. J. Luther, München



Weibliche Paddelpioniere

Die Isar-Faltboot-Regatta, heuer zum siebenten Male durchgeführt, fällt mit Absicht aus dem Rahmen der üblichen paddelsportlichen Wettkämpfe heraus. Als sie 1921 von der Faltbootabteilung des Deutschen Touring-Clubs zum ersten Male durchgeführt wurde, lag der Gedanke, das vordem nur zu Wanderfahrten benutzte Faltboot auch regattasportlich zu verwenden, sozusagen in der Luft; aber die in der eben genannten Vereinigung, der ältesten ihrer Art, zusammengeschlossenen Münchener Faltbootpaddler sagten sich mit Recht, daß eine Neuerung auf diesem Gebiete ganz angepaßt sein müsse an die allgemeine Verwendung des Faltbootes, und deshalb führte man die erste und alle bisherigen Isarregatten durch nach dem Gedanken, daß auch in der Wettfahrt nach Möglichkeit all das vorkommen müsse, was sich auf der Wanderfahrt ereignet und was dem Wesen des zerlegbaren und auch über Land zu transportierenden Wildflußbootes entspricht. So entstand die Isarregatta von Bad Tölz nach München als eine Wettfahrt über die längste Strecke (50 km), die man im Kanusport kennt, über eine unregulierte Strecke, die vom Rennpaddler wie vom Wanderer auch das selbständige Suchen des besten, fahrtfördernsten Stromstriches verlangt und auch das selbständige Umtragen des Bootes über eine zu Wasser unpassierbare Stelle des Isartales.



Faltboot-Rettungsdienst an der Tölzer Isarbrücke

Nur Geringfügiges ist im Laufe der Jahre an dem ersten Plan geändert worden, aber es kam vieles dazu, was das Ansehen dieser vorbildlich gewordenen Wettfahrt steigerte: die wiederholte Austragung bayerischer und deutscher Meisterschaften im Einer- und Zweier-Faltboot, die Austragung deutscher Hochschulmeisterschaften und ein Kampf von Reichswehrmannschaften um Wanderpreise, die von den Münchener Pionieren gestiftet sind. Und weil die Isar als ein wetterwendisches Kind der Alpen fast alle Jahre auch mit anderen Wasserverhältnissen aufwartet, ist auch durch Minimal- und Hochwasser ein Teil der Bedingungen erfüllt worden, die im Wesen des Flußwanderns liegen: die stete Bereitschaft für jede Veränderlichkeit des Wildflußlaufes und -bettes. Dieser Wettkampf ab Bad Tölz über 50 km und seit drei Jahren für die Jugendlichen, die Damen und die alten Herren ab Wolfratshausen über 27 km und auf eine Dauer von rund drei, bzw. eineinhalb Stunden, ist im Gebiete des Sportes eine der allerschwersten und anstrengendsten Dauerprüfungen. Aus diesem Grunde wurde sie in den letzten Jahren auch sportärztlich eingehend überwacht. Bis jetzt haben die Sportärzte noch keinerlei nachteilige Wirkung auf die Teilnehmer festgestellt. Auch die heurige Ueberwachung durch Dr. Plate, den Sportarzt des Bayernkreises im Deutschen Kanuverband, kam zu günstigen Ergebnissen.

Es siegten bei dieser siebenten Wiederholung in der bayerischen Meisterschaft im Zweier Eppendorfer-Schneider vom D. S. V. (2:58:43); in der bayerischen Meisterschaft im Einer Trimborn vom D. S. V. (3:05:41); in der deutschen Hochschulmeisterschaft im Zweier Gleber-Westphal A. T. V. Germania (3:15:43); in der Hochschul-Einermeisterschaft Christmann K. C. Turngemeinde (3:07:22); im Wettbewerb der Reichswehrmannschaften Rauch-Grubmann (3:04:47), und von den Damen, die allein im Einer starteten, Frau Paula Heidenreich, Kempten (1:39:57).

C. J. Luther.



Die bayerischen Meister: Eppendorfer-Schneider vom D. S. V., München

*

Wenn der Faltbootsport sich in dem Maße weiterentwickelt wie in den letzten Jahren, wird ihm in absehbarer Zeit als Sommersport eine nicht weniger große Bedeutung beigemessen werden können als dem Skilauf, der Krone des Wintersports.



Die Durchfahrt der Floßgasse gehört zu den gefährlichsten Momenten der 50-Kilometer-Strecke

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen Ernst v. Westerhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang / Folge 14
30. Juli 1927



Preis 20 Pf. / Österreich 35 Gr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Phot. Wörsching

Ferienzeit — goldene Zeit!

Revolution in Wien



Was man bei einiger Kenntnis der Verhältnisse unschwer voraussehen konnte, ist eingetroffen: Der Versuch der Wiener Sozialdemokraten, die proletarische Diktatur in Österreich zu errichten. Denn um nichts anderes und geringeres drehte es sich bei dem Aufstand am 15. Juli. Daß die sogenannte führende reichsdeutsche bürgerliche Presse dagegen die Ansicht vertritt, die Wiener Mordbrennerei sei lediglich als spontane Ausschreitung des kommunistischen Straßenmobs zu betrachten, zeigt die politische Instinktlosigkeit und Verlogenheit dieses Teiles der „öffentlichen Meinung" ebenso wie das Getue über die „Zuverlässigkeit und Stärke" der Regierung Seipel, die „eine so schnelle Beendigung" des Aufstandes erreicht und damit dem Bürgertum einen „wertvollen Sieg errungen" habe.

Man muß der Betrachtung der Vorfälle vom 15. Juli einige Tatsachen vorausschicken. Deutschösterreich zählt rund 6 Mill. Einwohner, davon wohnen rund 2 Millionen in Wien. Zu den zwei Millionen Wienern gehören heute nach vorsichtiger Abschätzung rund 750 000 Juden. Bei der jüngsten Nationalratswahl wählten in Wien von den Gesamtstimmberechtigten rund 80 Prozent sozialdemokratisch. Kommunistische

Polizisten wurden ausgezogen, verprügelt, erschlagen und ihre Uniformen auf Laternenpfähle gehängt

Stimmen wurden in ganz Österreich nicht ganz 3000 abgegeben, davon in Wien rund 2000. Damit aber ist klar bewiesen, daß die Revolution vom 15. Juli niemals die Angelegenheit des „kommunistischen Straßenmobs", sondern einzig und allein der Sozialdemokratie gewesen ist, die in ihrer Einstellung, der Art ihres Auftretens und ihrer Führung erheblich gefährlicher und tausendmal mehr bolschewistisch ist, als selbst die fanatischsten Sowjetbrüder in Deutschland. Dieser Sozialdemokratie, die das Volk von Wien und Österreich seit der Revolution auf einen nicht mehr zu überbietenden Grad von moralischer und nationaler Verlumpung gebracht hat, steht ein Bürgertum gegenüber, das an Jämmerlichkeit und Feigheit nicht mehr übertroffen werden kann, von politischer Einfalt strotzt und deshalb seine Vertretung in die Hände des anschlußfeindlichen klerikalen Fanatikers Seipel gelegt hat, der ob seiner geradezu sprichwörtlich gewordenen nationalen Würdelosigkeit das Wohlgefallen der jüdischen Banken- und Börsenkönige des Völkerbundkonzerns gefunden hat und sich als Fronvogt und zuverlässiger Geldeintreiber bewährt hat.



Atlantik

Seitz-Pollakjohn, der Wiener Bürgermeister und Landeshauptmann, einer der übelsten und gefährlichsten Erscheinungen der österreichischen Sozialdemokraten

Deshalb fand er auch am 15. Juli die volle Unterstützung der Henkerbundsdiplomatie und wurde gehalten. Und hier mag man die Gründe des „Sieges" suchen, den die Regierung Seipel zunächst über die Diktaturgelüste der Seitz-Pollakjohn, Austerlitz, Julius Deutsch und Gen. davongetragen hat. Die oberste alljüdische Börsenführung hält eben vorläufig den christlich-sozialen Prälaten für den geeigneteren Gerichtsvollzieher und Wahrer seiner Interessen als die allzu sehr auf ihren Vorteil bedachten Rassegenossen, die auch politisch gleich mit dem Kopf durch die Wand wollen und deshalb derzeit den



Der brennende Justizpalast, in dem Richter und Polizisten von der durch die jüdischen Führer aufgehetzten Menge eingeschlossen wurden und erst nach Stunden befreit werden konnten Phot. Atlantik

gesamtjüdischen Interessen eher schaden als nützen.

Wäre es anders, dann wäre es am 15. Juli und nachher nicht nur bei den rund 100 Toten und dem Sturm auf den Justizpalast geblieben, sondern die Diktatur wäre wohl ungehindert proklamiert worden. Denn ernstlich daran hindern hätte die roten Kanaillen in Österreich wohl niemand können. Was bedeuten die an sich sehr anerkennenswerten Versuche des Tiroler Landeshauptmanns zu einem Widerstand in einem Lande, wo man seit 8 Jahren aus Feigheit und Angst den Sozialdemokraten jede Position und die gesamten staatlichen Machtmittel überließ? Wo das Heer sozialdemokratisch organisiert ist und im Ernstfalle nicht eine Batterie bereit ist, auf die roten Massen zu feuern; wo die Polizei fast ausnahmslos rot ist und ge-



Erst als es Salven gab, bequemte sich die Menge zur Umkehr; ein Beweis, daß man mit einiger Energie den Justizpalast mit seinen unersetzlichen Werten leicht hätte vor der Zerstörung bewahren können Phot. Sennecke

A-B-C

Eingang zum Justizpalast nach der Zerstörung

führt wird von Leuten wie dem Wiener Schober, der in seiner Person die Verkörperung des Kompromißgedankens und bei aller Liebenswürdigkeit und persönlichen Ehrenhaftigkeit doch ein Judendiener ist, wie er im Buche steht und ruhig den Justizpalast anzünden und seine Beamten verbrennen ließ, bevor er sich nach stundenlangen Rückfragen und dann erst auf den Druck der fremden Diplomaten (siehe oben) entschloß, schießen zu lassen.

Man spricht heute von einer Niederlage der Sozialdemokraten in Österreich. Wer aber, fragen wir, kann die „Besiegten" hindern, morgen in Österreich ihre Diktatur aufzurichten? Hat die Lehre vom 15. Juli irgendeine Veränderung der Machtverhältnisse gebracht? Im Gegenteil: der republikanische Schutzbund, die sozialdemokratische Judengarde und Bundesgenossin des reichsdeutschen Reichsbanners ist offiziell bewaffnet und mit Polizeirechten ausgestattet worden, der Bock wurde zum Gärtner gemacht. Dazu ist die Leitung der Sozialdemokratie genau im Bilde über die Größe des Widerstandes, der ihren diesmal noch aufgeschobenen Machtgelüsten eventuell entgegengebracht würde. Was kann das Bürgertum für sich buchen: den Aufruf und die Maßnahmen des Tiroler Landeshauptmannes; sonst nichts. Kärnten hat versagt, Oberösterreich, Salzburg haben versagt, und von den noch vor wenigen Monaten so großmaulig angekündigten Märschen der Heimwehr nach Wien im Falle des geringsten Versuches der Sozialdemokraten zur Machtausübung war nichts zu bemerken.

So kann man die „Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung" in Deutschösterreich nur mit sehr gemischten Gefühlen betrachten, den Optimismus der nationalen Kreise nicht scharf genug zurückweisen und schließlich die Überzeugung aussprechen, daß eine endgültige Ordnung der Verhältnisse in Österreich erst dann gegeben sein wird, wenn nach der einst doch nicht mehr zu verhindernden Vereinigung mit dem neuen Deutschen Reich eine zweckentsprechende Aktion zum Ausputzen veranstaltet wird. Dann wird der Tag kommen, wo das vielgeplagte Brudervolk zur Ruhe kommen kann.



„Räuber und Schande", das große Wiener Gesellschaftsspiel am 16. und 17. Juli

DER JUDENSPIEGEL

VOM SCHNORRER ZUM HOFJUDEN

Bekanntlich bemühen sich gewisse Kreise des Judentums, um ihre „Bodenständigkeit“ in Deutschland zu bekräftigen, die Richtigkeit der alten Behauptung nachzuweisen, als seien ihre Vorfahren zur Zeit der Römer mit den Legionen nach Deutschland gekommen. Sie hätten sich sogar „schon nach der Zerstörung des ersten Tempels lange vor Christus“ auf deutschem Boden niedergelassen, zum mindesten in den ersten Jahrhunderten nach Christus sich in der Nähe der römischen Soldatensiedlungen als Händler und Krämer angesiedelt. Diese Behauptungen verlieren sehr an Gewicht, wenn man die historischen Tatsachen überprüft.

Fest steht, daß schon frühzeitig unter den germanischen Stämmen der Völkerwanderung Juden auftauchten. Das beweist z. B. die lex Wisigothorum (das Rechtsbuch der Westgoten.) Diese Gesetze gehörten zu den schärfsten Schutzbestimmungen, welche damals gegen das Judentum aufgestellt wurden. Das Rechtsbuch der Bayern (lex Baiwariorum), dieses aus dem 7. oder 8. Jahrhundert stammende wichtigste Quelle für die öffentlichen wie privatrechtlichen Verhältnisse in der Agilolfingerzeit, erwähnt die Juden mit keinem Wort; während die aus gleicher Zeit stammenden Rechtsbücher aller anderen deutschen Völkerschaften Zeugnis davon ablegen, daß sich Juden anzusiedeln begannen. Es liegt wohl nahe, anzunehmen, daß die Juden in Bayern damals sich einer Behandlung erfreuten, die ähnlich scharfe Bestimmungen wie die des westgotischen Rechtsbuches von vornherein ausschloß.

Im allgemeinen war die Stellung der Juden in Deutschland und Frankreich durchaus paritätisch zu den „Mitbürgern“ aus dem Wirtsvolk. Besonders bezeichnend ist ihre Rolle als „Kammerknechte“, wie sie in Frankreich und am Hof des Frankenkönigs und späteren deutschen Kaisers genannt wurden. Diese Einrichtung einer Art kaiserlichen Judenschutzes folgert sich aus der Überlieferung, daß das deutsche Kaisertum eine Fortsetzung des römischen sein müsse. Der Schwabenspiegel hat diese verhängnisvolle Überlieferung später genau umschrieben.

Die Juden hatten in ihrer Eigenschaft als „Kammerknechte“ den denkbar stärksten Rückhalt am jeweiligen Kaiser, einen Rückhalt, der es ihnen allein überhaupt ermöglichte, sich an den deutschen Boden immer wieder zu klammern. Im Volke selbst entwickelte sich nämlich zusehends eine starke, gegen das feilschende und lauernde Schmarotzertum des Juden sich auflehnende Bewegung, die sich später in leidenschaftlichen Verteidigungsakten Geltung verschaffte. Hätten nicht, wie auch in der Neuzeit so oft, die Großen des Reiches ihre schützende Hand über das fremde Gastvolk gehalten, würden sich die Juden kaum dauernd ihres Aufenthalts in Deutschland haben erfreuen können.

Die Großen des Landes taten das freilich nicht aus idealen, sondern sehr berechnenden Gründen. Sie ließen sich den gewährten Schutz in Form von klingender Münze bezahlen. Aber allein der Umstand, daß die Juden diese zum Teil sehr hohen Abgaben ohne weiteres zahlen konnten, beweist, daß sie schon damals sehr wohlhabend waren und immer reicher wurden. Anlaß zur Klage hatten nicht die Juden, sondern das bodenständige Volk, aus dem sie diese Schutzgelder letzterdings in Form von Geld- und Handelsgeschäften wieder herauszogen.

Daß es sich hier um eine über die Juden laufende Einnahmequelle, gleichsam eine Art indirekte Steuer von ergiebiger Wirkung gehandelt hat, beweist das Streben der weltlichen und geistlichen Reichsstände um das kaiserliche Zugeständnis gleichfalls „Kammerknechte“ halten zu dürfen. Die goldene Bulle von 1356 bestätigte den Kurfürsten dann ausdrücklich dieses Recht und es dauerte nicht mehr lange, so hatten Bischöfe, Fürsten, Herzöge, Grafen und Städte ihre Juden, die ihnen und sich selbst das Geld aus dem Volke holten, bis dieses sich gewaltsam aufzulehnen begann. Abgesehen von diesen sich wiederholenden stürmischen Zeiten, gelang es den Juden aber doch, den Handel immer mehr an sich zu ziehen, Darleiher und Unterhändler zu machen, bei jedem Geschäft durch Gewandtheit sich zu empfehlen und sich durch Geld und listige Benützung aller möglichen Vorteile überall einzudrängen. So kam es, daß sie bei geistlichen und weltlichen Herren immer mehr Schutz und Aufnahme fanden, und schließlich in wichtigen Ämtern Fürsten und Herzögen unentbehrlich wurden, bis sie endlich als Hofjuden gewissermaßen das Amt des Finanzministers übernahmen. Als arme Flüchtlinge, schreibt J. K. v. Train, hatten sie Europas Boden betreten, wahre Zerrbilder sklavischer Furcht, niedrigster Unterwürfigkeit und kriechender Heuchelei. Jetzt hoben sie das Haupt immer höher, trotzten auf ihr Geld und auf ihren Einfluß bei Hohen und Mächtigen, begegneten den bitteren Klagen hilfloser Familien, denen sie durch Wucher und Betrug das letzte Hab und Gut entrissen hatten, mit frechem Hochmut und scharfer Verhöhnung, spotteten frevelhaft der christlichen Gebräuche und der völkischen Lebensordnung.

Aus diesen schwerwiegenden Gründen ist es erklärlich, daß das Volk zur Selbsthilfe zu greifen begann. Das einstimmige Urteil der Geschichtsschreiber lautet, daß die Juden durch ihren Geldhandel dem Staate sehr schädlich zu werden anfingen, in dem sie durch ihre Pfändungsverträge viele Güterbesitzer, besonders aus dem Bauernstand, von Haus und Hof vertrieben. Dazu gesellte sich noch in wachsendem Maß eine regelrechte jüdische Landplage, die Bettel- oder Schnorrjuden, die großenteils heimatlos von Ort zu Ort zogen und nicht nur der ganzen Bevölkerung zur Last fielen, sondern auch Krankheiten ins Land brachten und die allgemeine Sicherheit bedenklich benachteiligten. Sie hatten eigene Herbergen und Schlupfwinkel, wo sie als Hehler und Vermittler für Diebstähle, Betrug und Raub tätig waren. Die Gaunersprache ist zum großen Teil dem Jüdisch-Deutschen entnommen.

Das arbeitende Volk sah sich gegenüber den zahlenmäßig zunehmenden und wirtschaftlich überlegenen Juden immer machtloser. Dieser sich zusehends verschärfende Gegensatz wurde aber nicht rassemäßig, nationalpolitisch oder wirtschaftlich gewertet, sondern rein vom religiösen Standpunkt. Gefühlsmäßig ging dieser Widerwille sehr wohl auf den Rassenunterschied zurück, aber die zahlreichen Judenverfolgungen hatten während des Mittelalters, ja bis zur Neuzeit ausgesprochen religiösen Einschlag. Erst mit der Aufrollung der Rassenfrage änderte sich dies von Grund aus.

Die französische Revolution, der vorausgegangene Aufkläricht und emporsteigende Liberalismus ebneten den Juden vollends alle Wege. Das Dekret der französischen Nationalversammlung von 1791 hatte für die Juden in Frankreich alle Unterschiede den andern Bürgern gegenüber beseitigt. In Österreich war es der fortschrittlich und liberal gesinnte Kaiser Josef, dem die Juden ihre Emanzipation verdankten. Eine ganze Literatur entstand, welche sich mit der „Befreiung des Judentums“ befaßte.

Was um die Wende zum 18. Jahrhundert noch möglich war, des Volkes Selbsthilfe gegen seine erbarmungslosen Peiniger (die Württemberger zum Beispiel) henkten den hochstaplerischen, chevaleresken Finanzminister (Süß), das gehörte hundert Jahre später fast nur mehr der Geschichte an. In Bayern, wo die Säkularisation schon massenhaft reiche Juden als Aufkäufer der beschlagnahmten Kirchengüter sah, streckten diese Finanziers das Geld für die napoleonischen Feldzüge vor und betätigten sich sehr ergiebig als Armeelieferanten. Der Gründer des Stammhauses Rothschild nahm als finanzpolitischer Beobachter an der Schlacht bei Waterloo im Stab des Marschalls Wellington teil. Um die Börsen von Paris und London drehte sich damals schon der ganze internationale Geldmarkt. Der Pariser Rothschild baute Eisenbahnen in Nordfrankreich, in Bayern wurden jüdische Bankiers geadelt.

Und als die stürmischen vierziger Jahre heraufzogen, da war es das Judentum, welches, zwar verdeckt und aus dem Hinterhalt aber doch unvorsichtig, den ersten Stoß gegen den Nationalstaat machte. Das siegreiche Deutschland, der Staat Bismarcks, dämmte die heranbrausende Flut nochmal zurück. Aber die Schutzmauern des Staates wurden in langsamer und zäher Arbeit unterwühlt.

Der einstige landflüchtige Schnorrer war zum Hofjuden geworden; endlich nach Jahrhunderten setzte er den Fuß auf den Nacken derjenigen, denen er ehemals nicht den Steigbügel halten durfte!



„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

13. Fortsetzung

Ich habe noch nie eine Veränderung gesehen, wie diese Worte in Pastrells Gesicht hervorriefen. Er sah plötzlich totenblaß, dann ganz verstört aus. So kam es, daß ich selbst die Fassung verlor und dem Diener den Rücken kehrte, indem ich zornig rief:

„Tragen Sie das Zeug selbst hinüber, es steht irgendwo im Speisezimmer!"

Pastrell sah mich durchbohrend an, er schien die Augen nicht von meinem Gesicht wenden zu können.

„Wie gefällt Ihnen dieser Jude, Gräfin?" fragte er endlich, mühsam beherrscht.

„Mir, nicht ausstehen kann ich ihn!" stieß ich erleichtert hervor.

„Nicht ausstehen!"

Es ging wie Sonnenschein über Pastrells Züge, aber er sagte nichts weiter. Ich sah nur, daß er rasch und heftig atmete. Wir beredeten noch die nächste Gesamtprobe, dann ging er.

Und ich war so ungezogen als möglich mit Blauntzer. Aber er blieb zum Essen und fuhr mit uns aus. Er schickte uns seine Loge und die Eltern nahmen alles an, alles, alles! Ich fürchte, Gordian geht ihn nächstens um Geld an. Dieser Gedanke bringt mich außer mir. Aber was hilft's? Arme Janthe.

15. August.

Was man alles vor Abscheulichkeiten hier zu hören bekommt. Da ist diese kleine Generalstochter Hanna Werder, die in unserem Stücke mitspielt. Sie ist sehr hübsch, überaus kokett und ihr Ton mit den Herren gefällt mir nicht, aber sie ist grenzenlos arm und möchte sich versorgen. Dazu ist nur zu begründete Aussicht; der junge deutsche Gutsbesitzer, ihr Verehrer, dürfte sich jeden Tag erklären. Armes Ding! Sie fiebert vor Aufregung. Vielleicht liebt sie ihn. — Ich wünsche ihr alles Glück.

Aber nun hörte ich heute auf dem Lawntennis-Platze ein Gespräch zweier Herren, das nicht für meine Ohren bestimmt war. Sie sprachen von Hannas Erwähltem.

„Voriges Jahr hat ihn die Lori fest am Band'l g'habt und ordentlich in seine Börse gegriffen," sagte der eine.

„Heuer ist davon keine Spur mehr. Er ist ganz solid, bereut jenen Jugendstreich, ekelt sich vor der Lori! Nicht einmal eine Visit' hat er ihr mehr g'macht, der ist ihr auskommen!"

„Viel zu gut für sie. Ich gönn' ihr die Blamage. Sie steht zwar auf so ein Bürscherl nicht an."

„Nein. Aber wie ich sie kenne, ärgert sie sich doch wütend. Denn auslassen will die keinen, und wenn ihr ein Geschenk entgeht, wenn ihr ein anständiges Mädel den Rang abläuft, dann: Vorsicht! Sie hat nichts von der Gutmütigkeit der echten Kokotte, die Lori, in der steckt Canaille."

„Anständiges Mädel, sagst du? Brodierst ein biss'l, Alter; du red'st doch von der kleinen Werder, was?"

„Na ja, relativ anständig mit der Fin-de-siècle-Anständigkeit unserer Zeit. Ganze Kirchenmaus, übrigens armer Teufel. Mildernde Umstände. Bei solchen Verhältnissen passiert's einem schon, daß man einmal durch Judenhänd' geht, wie das Alfmädel."

„Na, ich wünsche ihr alles Glück. Hoffentlich hat sie keine Handhaben gegeben, daß die Lori nix machen kann, wenn die Verlobung publik wird. Der Erzvater Alf wird froh sein, wenn er die Familie los wird."

So lautete das Gespräch, dessen Zuhörerin ich zufällig geworden bin. Mein Herz zieht sich schaudernd zusammen, wenn ich an all die Niedertracht denke, die diese große Welt erfüllt. Unglückliches Mädchen, das seinen Ruf und damit sein Schicksal der Willkür unwürdiger Personen preisgibt!

Auf dem Heimwege sah ich diese Lori Frapp, die hier der Mittelpunkt aller Interessen zu sein scheint. Sie kutschierte über die Promenade eine vierspännige Pony-Equipage und trug weiße, echte Spitzen und Federn über rotem Seidengrund, eine Theatertoilette für die Festvorstellung zu Ehren eines durchreisenden fremden Fürsten. Ihre Loge ist von den vornehmsten Herren belagert. Prinzen küssen ihr die Hand, Prinzessinnen blinzeln verstohlen lächelnd zu ihr hinüber. Sie ist nicht hübscher als irgendein keckes Wäschermädchen von Wien und hat einen frechen Zug im Gesicht. Auch soll sie weder gebildet noch geistreich sein. Trotzdem regiert sie unser aller Schicksal. Vielleicht werden auch noch meine Eltern Gordi von ihr erbetteln oder auslösen müssen.

Abend.

Ich habe Ger geschrieben und ihn so lange gebeten, er möge doch zu dem Basar kommen, daß er endlich zugesagt hat. Wie mich das freut! Er wird das meiste Verständnis für unser Stück haben. Freilich! Sein Wiedererscheinen in der Gesellschaft, die ihn nur zu gut kennt, wird ein gewisses Aufsehen machen. Aber ich brauche nicht unruhig zu sein. Er kommt ja nur für kurze Zeit, kommt mich spielen zu sehen.

Ich beherrsche meine Rolle ganz. Pastrell ist aufgeregt und blaß, er beobachtet mich fortwährend. Ich weiche ihm aus und sehne mich zugleich nach ihm.

Wie soll das alles enden?

16. August.

Ich stehe fassungslos in meinem Zimmer, nach einem heftigen Auftritt mit meinen Eltern, dem ersten meines Lebens.

Blauntzer hat um mich angehalten. Ein paar Wochen sind es, daß ich ihn noch nicht einmal kannte, daß er mich nie geseh'n. Er hat kein gutes Wort von mir bekommen, nicht die geringste Ermunterung. Ich weiß genug von ihm, um ihn zu verachten, und lasse ihn das täglich fühlen. Und er wagt es! wagt es!

Papa und Mama haben mir kurz erklärt, ich müsse ihn nehmen. Wir sind darauf angewiesen, sagen sie. Gordian hat 2000 Gulden Schulden gemacht, er behauptet beim Spiel. Mir wurde angedeutet, daß er Lori Frapp ein Brillantarmband geschenkt und ein Souper gegeben habe. Gordian war geradezu impertinent mit mir, als ich erklärte, den Juden nie, niemals heiraten zu wollen. Er schrie mich höhnisch an, was ich eigentlich wolle. Ich! mein Gott, was will ich denn? Leben, jung und gut sein, lieben, geliebt werden. Ich stelle keine Luxusansprüche an

das Leben, ich fürchte den Luxus und hasse ihn. Ich möchte auf dem Lande leben, still und frei, mit — ja mit wem? Mit einem ernsten, weichen Menschen, der gelebt und gelitten hat und auf Irrwegen zur schönen Genügsamkeit eines innerlich reichen, nach außen abgeschlossenen Lebens zurückkehrte.

Ich steige müde, wie traumwandelnd hinab in den Gartensalon. Sie sind alle fort und haben mich aus Strafe daheim gelassen. Sie haben mein „Nein" ignoriert und mir acht Tage Bedenkzeit aufgedrungen. „Bis nach dem Basar" hat Blauntzer großmütig gesagt. Blauntzers Geist geht schon durch unser Haus, seine speziellen Zigaretten stehen im Salon, seine Blumen und Bonbons schmücken die Tische, das Reitpferd, das er Gordi geliehen, hat seinen Platz im Stall, Mama trägt ein paar Boutons, die er ihr unter der Hand verschaffte, weil sie sich neben den anderen Damen so sehr schmucklos fand. Papa spielt nach Bauntzers Kombinationen auf der Börse. Wir sind in seiner Hand. Die Vergangenheit, altmodisch schlicht, aber rein und vornehm, ist ausgelöscht. All' die alte einfache Liebe tot, begraben! Wie schnell so etwas geht, solch ein Degradiertwerden, — Herabsinken. Solch ein „Karriere machen" nennen sie es hier.

Wie hart sie heute mit mir waren, die Meinen, hart, erbarmungslos! Und einst liebten sie mich alle sehr! Brennende Tränen versengen mir die Augenlider. Ich weine, wie ich nie geweint. Einsam bin ich geworden wie eine Waise.

Hier ist es still. Ein kleiner Strauß blauer Gentianen blüht noch in der Vase zwischen Pastrells Büchern, seinen Rollen, die er mir vortrug. Ich stütze den Kopf in die Hände und schließe die Augen, die Blumen ziehe ich ganz, ganz nahe an mich heran, sie liebkosen meine Wange.

Ich werde Blauntzer nicht heiraten. Ich verkaufe mich nicht an den Zeitgeist. Mein Blut soll von dem Gifthauch seiner Rasse nicht vergiftet werden, mein Name nicht jenen veredeln helfen, den die Flüche Tausender besudelt haben. Ich werde nicht den Weg meiner Standesgenossen gehen. Eher will ich diesen Adel abstreifen, als ihn unwürdig verwerten. So helfe mir Gott, der meinen Schwur gehört hat.

10. Kapitel.

Motto:

Wohl ist das Wort der Tat nicht ebenbürtig,
Doch es ist viel, denn als ihr Herold steht
Es kampfverkündend auf der Zeiten Wahlplatz,
Und auch gefürchtet ist's: das freie Wort.

Basar.

Draußen ging ein Wetter nieder, die Blitze zuckten gelbschweflig über den dunklen See.

Im Kurhaus von Ischteles schwamm der hübsche Festsaal in einem Lichtmeer. In den anstoßenden Salons reihte sich Bude an Bude. Gleich beim Eingang verkaufte Prinzessin Beatrix Rosen, Wiener Couplets und Champagner in grotesker Zusammenstellung. Die drei Fluggaserln setzten Hampelmänner ab, die Baron Glatz etwas ähnlich sahen. Sie waren als Kolombinen kostümiert und ließen künstliche wie lebende Harlekins lustig tanzen.

Wie eine Königin thronte Lori Frapp in einer Laube aus Stephanotis und Gardenien. Sie trug als Marquise Pompadour Silberbrokat, große Perlen und Brillanten, benahm sich mit großer Würde, vornehm und liebenswürdig und verkaufte Autographien von Künstlern und Schriftstellern in Körbchen voll Parmaveilchen. Blauntzer hatte das Erste erstanden und dafür eine Tausendguldennote achtlos in die goldene Schale fallen lassen, die nur große Summen aufnahm.

Die Vipallitz als Teufelchen in Schwarz und Rot hielt Eis und Waffeln feil. Kecke bonmots sprühten wie Höllenfeuer von ihren Lippen. Andere sehr große Damen und sehr kleine Künstlerinnen boten allerlei nutz- und sinnloses Zeug zudringlich aus und hefteten sich wie Kletten an die Käufer.

Wie immer waren weit mehr Damen als Herren erschienen, ein fabelhafter Toilettenluxus wurde von dem dominierenden weiblichen Israel zur Schau getragen. Wie immer salvierten sich die Herren, um nicht geradezu geplündert zu werden, bald nervös ins Rauchzimmer, bis sie von einer sehr unternehmenden Komtesse oder Komiteedame geholt wurden. Prinz Josef war nicht erschienen. Er hatte sich für einige Tage ins Hochgebirge begeben. Pastrell hatte nicht gewagt, ihn zurückzuhalten. Sonst war die Koterie vollzählig. Exzellenz Kautz wich mit Nervosität der Exministerin Laffen aus, die ihn einst heiß geliebt und seine Größe creiert hatte. Ihre Liebe blühte noch frischer als seine Dankbarkeit. Er hatte ein kurzes Gedächtnis. Dazu kam, daß er ein reiches Bierbrauers-Töchterlein, Fräulein Schnarcher, seit einigen Tagen auffallend auszeichnete. Es schien, daß er sich wirklich mit Heiratsabsichten zu tragen wünschte, aber noch nicht die Courage dazu fand. Mit dem Schatten der gewesenen Liebe hinter sich und der neuesten Herzensspekulation vor sich, dazu daheim im uneingestandenen Schreibtischfach ein vielgefürchtetes Zeitungsblatt, das wieder einiges Neue und sehr Starkes an Anschlüssen über die Regierung gebracht hatte, kein Wunder, wenn Kautz etwas verstimmt war. Aber neue, große Börsenoperationen standen bevor, wie Blauntzer ihm eben tröstend zugeflüstert. Er brauchte nur wieder etwas im Sinne Israels zu regieren, und es ließ sich ein Geschäftchen machen. Das tröstete in schweren Stunden.

Die Nandl-Durchlaucht, korrekt und elegant, wie auch sie es manchmal sein konnte, ließ sich Weihrauch streuen und gab den Ton an. Gekauft hatte sie nichts für den wohltätigen Zweck, gegeben auch nichts. Sie war anwesend, das genügte. Graf und Gräfin Wibrecht wurden heute aufmerksamer als sonst beobachtet, unfreundlicher als jemals behandelt. Es folgten ihnen aus den Augen der jungen Herren von Politik und Regierung, der Begutachtungsgrafen, geradezu gehässige Blicke. Diese galten weder ihnen, noch dem eleganten Gordian, der, das Monokel im Auge, einen von Blauntzer, dem künftigen Schwager, entlehnten Tausender in der Tasche, bei den Buden der Schauspielerinnen groß tat. Im Gegenteil, das Gerücht von Janthes Verlobung mit dem Börsengott erweckte bereits Neid und Achtung. Man wäre den Wibrechts heute von maßgebender Seite bedeutend scharmanter entgegengekommen. Aber da begingen sie eben wieder eine kolossale Taktlosigkeit. Sie waren nämlich nicht allein gekommen. Neben ihnen schritt ein großer, ernst aussehender, junger Mann mit schönem, aber trotzigem Charaktergesicht und schroffen Manieren, ein junger Mann, der vielen in der



Regierungs- und Beamtenclique noch unvergessen war und dessen Erscheinen unliebsam vermerkt wurde: Gerold Graf Helbitz.

Selbst hochgestellte Personen entsannen sich stirnrunzelnd dieses Namens. Exzellenz Kautz, der gerade zur Zeit der unerhörten Renitenz dieses „entarteten Helbitz, aus sonst guter Familie“, wieder einmal am Ruder gewesen, erinnerte sich auch, als er die vornehme Erscheinung des jungen Mannes wiedersah, der ihm einst offen Trotz geboten, ja ihn gerügt hatte. Man fixierte Gerold, lauernde Blicke folgten ihm. Eine unangenehme Stimmung machte sich, wenn auch unterdrückt, bemerkbar.

Ob er klug getan, sich eben jetzt wieder inmitten dieser Menschen zu begeben, die er mißachtete. Es war eine Broschüre von ihm unter dem Titel „Protektion“ erschienen und mit erneuter Entrüstung gelesen worden. Er zeigte offen, daß er sich dieses Gesellschaftstreiben als Komödie ansehe. Hohn und Verachtung lag in seinem Blick.

Blauptzer näherte sich zum bangen Erstaunen der Gräfin den Wibrecht's heute Abend nicht. Er sah sehr farblos aus, um seine Lippen lag ein böser, tückischer Zug wachsamer Rachsucht. Wieder ganz ein Herz und eine Seele mit der Gesellschaft, lorgnettierte er Gerold auffallend, benahm sich suffisant und ließ sich von der Vipallitz den Hof machen. Er hatte Janthe hinter den Kulissen des kleinen, eleganten Theaterraumes gesucht und sie zudringlich zu einer Antwort auf seinen Antrag gezwungen. Diese Antwort — war ihm geworden. — — — Sie war klar, deutlich, unwiderruflich. Die Schroffheit eines unerfahrenen, jungen Wesens, das Feinde nicht fürchtete, diktierte sie.

Und dieses erste Fiasko seines Lebens traf den Allsieger wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er wollte, er konnte nicht daran glauben, bis Janthe ihm hochmütig den Rücken wandte und Pastrell ansprach.

Dann ging er, trank ein Glas Champagner und kehrte zur Gesellschaft zurück.

Gordian redete ihn beflissen an, wie er, in einer Gruppe der elegantesten Herren stehend, zynische Bemerkungen über einige anwesende Damen machte und die Gesellschaft gemischt fand.

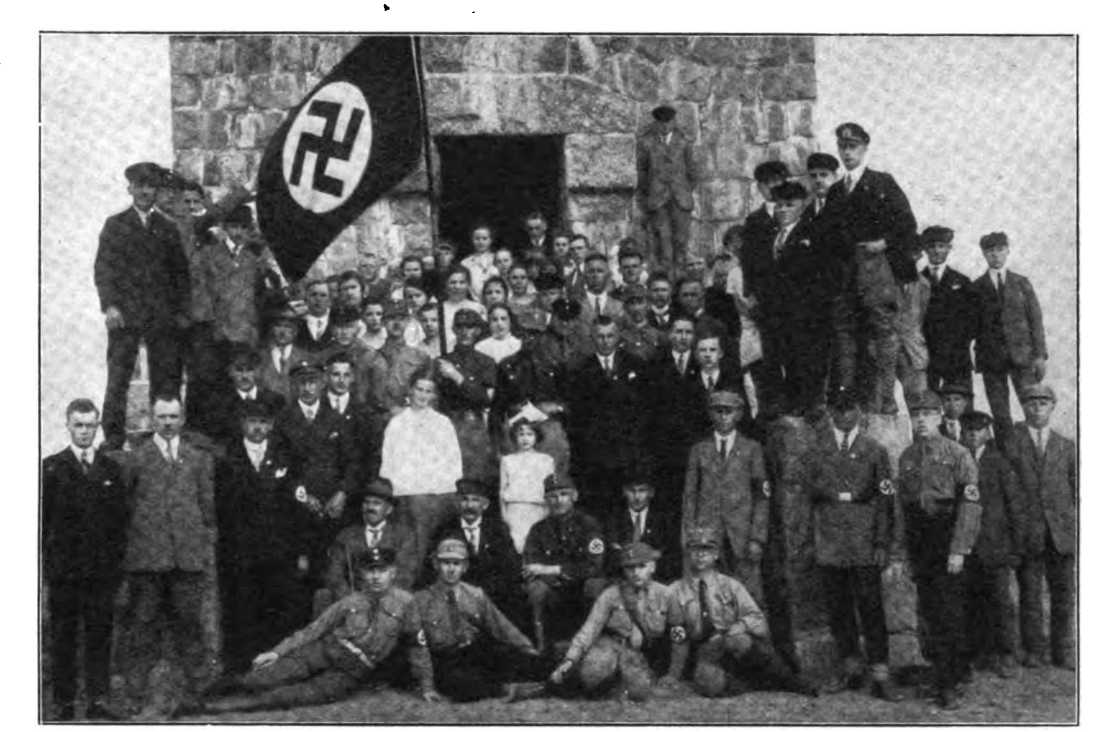
Blauptzer blinzelte den jungen Mann, der schon sehr tief in seiner Schuld stand, impertinent an und übersah seine Hand. Erst als Gordi betreten zweimal gefragt hatte:

„Hast du Janthe gesprochen?“ schien er zu verstehen, gähnte gelangweilt und sah über den Frager hinweg in den Saal.

Fortsetzung folgt.

Der Nationalsozialismus marschiert

Sein Feld ist das ganze deutsche Sprachgebiet



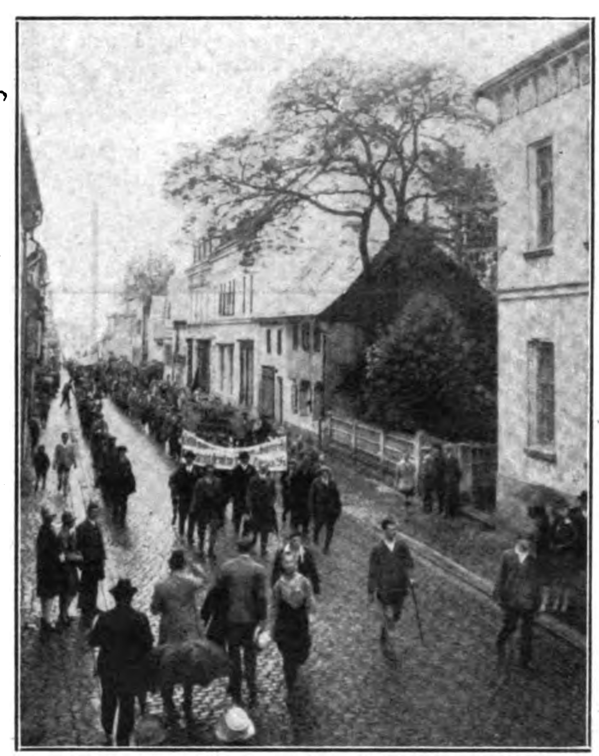


Hoch oben, in Tilsit, sind treue und eifrige Kämpfer wie auch in Deutschlands Westmark, in Aachen



Aufmarsch der Ortsgruppen in Dessendorf

Dr. Goebbels spricht



Aufmarsch der Jugendbewegung in Dessendorf



Dr.-Goebbels-Versammlung in Dessendorf in Deutschböhmen

In den deutschen Gebieten der Tschechoslowakei, in Deutschböhmen, hat sich der Nationalsozialismus seit Jahren eine führende politische Stellung erkämpft, ja, ist der Träger des Deutschtums schlechthin geworden und die auch zahlenmäßig größte Organisation des deutschen Arbeiters in diesen unter der Fremdherrschaft schwer leidenden Gebieten. Besonders rührig ist der Kreis Gablonz, der erst kürzlich einen großen Deutschen Tag in Dessendorf veranstaltete, der unter Leitung des Kreisführers Pg. Rößler einen eindrucksvollen Verlauf nahm. Besonderen Jubel löste die Rede des Pg. Dr. Goebbels aus, der als Gast an der Kundgebung teilnahm.

* * *

ZUM ZEITVERTREIB

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Wagrecht:

1. Ungarische Weinstadt, 3. Kalifenname, 5. ägyptischer Sonnengott, 7. französische Vorsilbe, 8. Kindertrompete, 11. aufgeblasener Mensch, 13. Rauschgift, 15. Brillenschlange, 16. sibirischer Strom, 18. Verhältniswort, 19. italienische Note, 21. Mädchenname, 22. Erdsenkung, 24. Bindewort, 25. Wasserfahrzeug der Indianer, 28. kunstvoll gewebter Teppich, 30. Gewürzpflanze, 32. männliches Schwein, 33. Bergpaß in Tirol, 34. Nebenfluß der Donau, 36. Antilopenart, 38. Abkürzung für „Seiner“, 39. griechische Vorsilbe, 41. Nebenfluß der Wolga, 43. spanische Bejahung, 45. Raubvogel, 47. Nutzholzbaum, 50. ausgestorbener Straußenvogel, 51. Vorsilbe, 52. Abkürzung für „Sainte“, 53. alkoholisches Getränk, 55. Vorsilbe, 56. wie 29. senkrecht. 57. Ort bei Berchtesgaden. 58. französisch „meine“, 59. türkischer Name für Konstantinopel, 63. fleischige unterirdische Pflanzenteile, 67. männlicher Eigenname, 68. Raubvogel, 69. einer der Vereinigten Staaten von Amerika, 70. Kurzform für Theresia.

Senkrecht:

1. Pöbel, 2. Gewebe, 3. Gott der Liebe, 4. Nebenfluß des Mains, 6. Fürstentum Westarabiens, 7. Hinterlassenschaft eines Verstorbenen, 9. Größter Fluß Frankreichs, 10. griechische Vorsilbe, 11. Fluß in Italien, 12. Zinsleiste an Wertpapieren, 14. Jahresabschnitt, 15. Kind männlichen Geschlechts, 17. Tierhöhle, 18. japanischer Staatsmann, 20. Gelöbnis, 21. nordischer Dichter, 23. soviel wie Dasein, 24. englische Anrede, 26. englische Verneinung, 27. Gesteinsart, 28. Papstname, 29. französischer Artikel, 31. Bindewort, 34. englischer Untertan, 35. Stadt in Palästina, 36. Zusammenfassung mehrerer untergeordneter Begriffe zu einer Einheit, 37. kaufmännischer Ausdruck für Gebrauch, 38. histor. Stadt in Belgien, 40. Bauernwohnstube, 42. russischer Raubritter, 44. geisteskrank, 45. Stadt in der Lüneburger Heide, 46. wie 5) wagrecht, 48. Note, 49. das 4. Buch Moses, 50. soviel wie Brei, 54. englische Insel in der Irischen See, 60. soviel wie Gattung, 61. Rufname einer Filmdiva, 62. Ausruf des Unbehagens, 64. Dänische Geldeinheit, 65. norwegischer Schriftsteller, 66. französischer Artikel.

Ein Goethewort im Kryptogramm

Ein Wort aus dem Munde Goethes verbirgt sich in den Wörtern.

Knurrhahn — Wanderer — Unvernunft — Radieschen
Entdeckung — Ziegelei — Braunschweig — Fechtdegen
Karfreitag — Schauermann — Flandern — Schwerkraft
Häftling — Königssee — Wriezen — Pauschale
Strohhüte — Katzenfell — Rottweiler — Schlüsselbund

Entnimmt man einem jeden dieser Wörter drei, dem letzten Worte hingegen nur zwei aufeinanderfolgende Buchstaben und reiht sie aneinander, dann findet man den gesuchten Ausspruch des großen Meisters.

Lösung des Kreuzworträtsels in Nr. 13

Wagrecht:

1. Glast, 5. Spiel, 7. Strenge, 9. Lore, 11. Anna, 12. Nota, 15. Elena, 17. Agent, 18. Bett, 19. Grab, 20. Riege, 22. Adele, 23. Erna, 24. Los, 26. Ivan, 26a Leisten, 28. Speer, 29. Leine.

Senkrecht:

1. Gast, 2. Legra, 3. Siena, 4. Talg, 6. Jena, 7. Senegal, 8. Engadin, 9. Lehre, 10. Reben, 13. Öler, 14. Athen, 16. Ale, 17. Ara, 21. Hose, 24. Lippe, 25. Stein, 26b Esel, 27. Erde.

Lösung des Füllrätsels in Nr. 13

1. Richter, 2. Strauch, 3. dankbar, 4. General, 5. Skandal, 6. Biskuit, 7. Sperber, 8. Senegal, 9. Strumpf, 10. Metzger.

„Hakenkreuz“

Lösung des Reimrätsels in Nr. 13

1. **Ar-Adam = Armada.**
2. **Mikado = Dom-Kai.**
3. **Pallasch-Allasch.**

HUMOR

Alter Geck (zu einem jungen Mädchen): „Mein Fräulein, ich wünschte, Sie wären die Sonne meines Lebens.“

„Ich wünschte das auch, denn dann könnte ich 20 Millionen Meilen von Ihnen entfernt sein.“

*

Praktisch.

„Und gravieren Sie mir bitte in den Ring: ‚Karl seiner geliebten Luise‘, Herr Juwelier!“ — „Ich würde Ihnen das nicht empfehlen, mein Herr. Ich schlage vor: Karl seiner einzigen und innigsten Liebe. Dann können Sie den Ring immer wieder verwenden ...!

*

Bei einem berühmten Prozeß wegen Verstoßes gegen die guten Sitten war der Gerichtssaal gedrängt voll. Unter dem Publikum war eine Menge eleganter Frauen. Da der Vorsitzende die anstößigen Einzelheiten fürchtete, hatte er vorher die Zuhörer davon verständigt. Aber keine der Damen verließ den Saal. Der Vorsitzende nahm noch einmal das Wort: „Da ich annehme, daß die Einzelheiten des Verfahrens sich für empfindsame Frauenseelen nicht eignen, bitte ich die Damen, die etwas auf sich halten, den Saal zu verlassen.“ Wieder rührte sich niemand. Der Vorsitzende: „Nachdem jetzt die besseren Damen den Saal verlassen haben, haben die Gerichtsdiener die übrigen zum Räumen des Saales zu zwingen.“

*



DIE KATASTROPHE in SACHSEN

Ganz Deutschland ist erschüttert über die ungeheure und furchtbare Katastrophe, die eine der schönsten Gegenden des Vaterlandes, das Müglitztal in Sachsen, die Heimstätte arbeitsfreudiger und lebenslustiger Menschen, heimgesucht hat. Über 150 Menschen haben dabei einen schnellen und grausamen Tod gefunden. Bezeichnend ist, daß das Ausland es nicht der Mühe wert fand, dem deutschen Volk seine Teilnahme zu bekunden, während die deutsche Regierung selbst bei den geringfügigsten Anlässen diesen Akt internationaler Höflichkeit vornimmt. — Bei den Aufräumungsarbeiten haben sich einige Abteilungen nationalsozialistischer S. A. aus Dresden besonders ausgezeichnet.



Die Hauptstraße von Berggießhübel nach dem Unglück Keystone



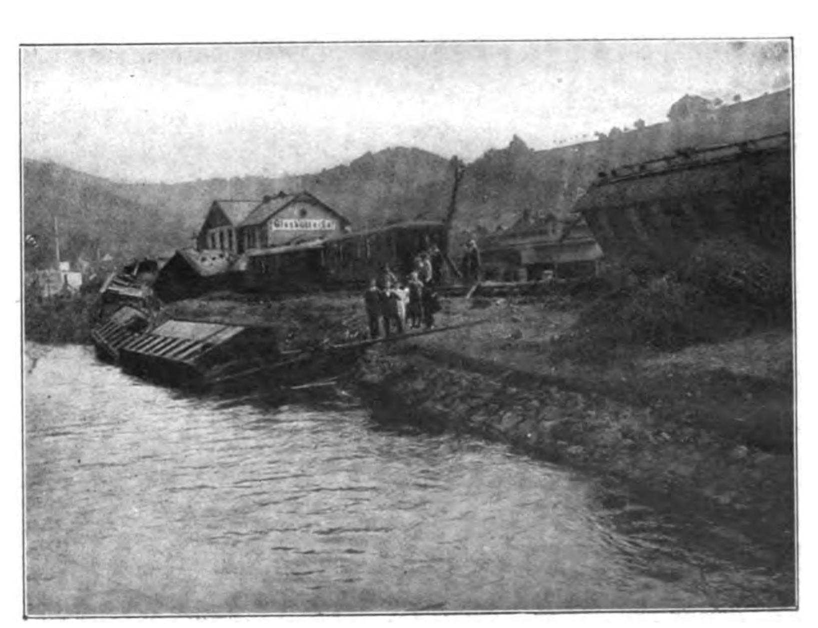
Haus auf dem Marktplatz Berggießhübel



Das Müglitztal



20 Tote in einem Haus!



Der Bahnhof Glashütte

Vom deutschen Sport und Turnen

Presse-Photo
Festzug des Bundes Deutscher Radfahrer anläßlich der Radweltmeisterschaftskämpfe in Köln

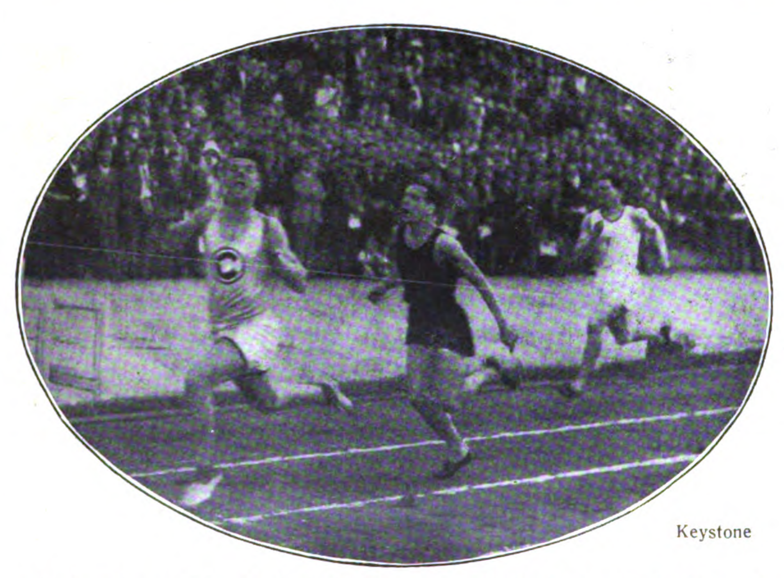


Blumenkorso in Baden-Baden Baldur

Die deutsche Turnerschaft in Aussig



Eine gewaltige Demonstration des Deutschtums in der Tschechei
Das große Verbandsturnfest in Aussig am 11. Juli. Links: Die Mädchenriegen der sudetendeutschen Turnerschaft im Festzug. Rechts: 7000 deutschböhmische Turner am Aussiger Festplatz



Keystone

Die deutschen Leichtathletik-Meisterschaften: Körnig siegt vor Schüller mit 21,4 Sek. im 200-Meter-Lauf und stellt damit einen neuen Rekord auf



Schütze
Die feierliche Einholung des aus Kopenhagen überführten abgestürzten Fliegerhelden Bäumer in Hamburg, seiner Vaterstadt



Transeuropa-Preß
Die Bestattung des bei den Olympia-Ausscheidungskämpfen in Luzern tödlich gestürzten deutschen Herrenreiters, Prinz Sigismund von Preußen. (Im Vordergrund die Witwe und der ehem. Kronprinz.)

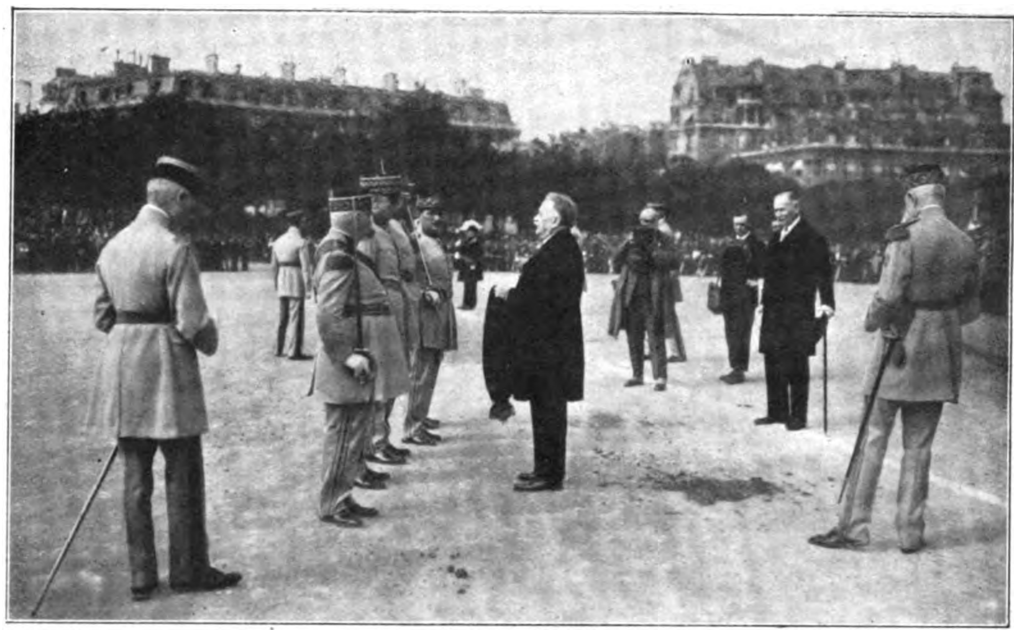
VON UNSEREN FEINDEN

So sehen sie aus . . .



Keystone

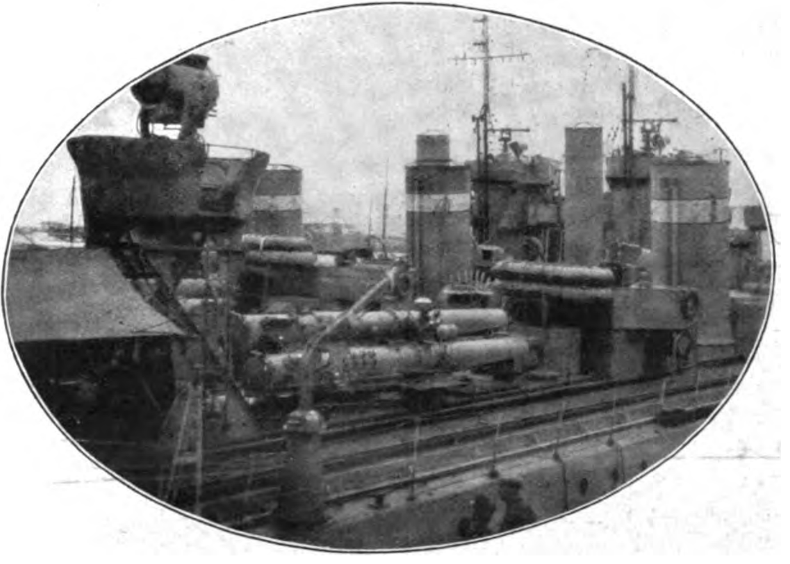
Königin Maria von Rumänien, deutschfeindlich bis zum Exzeß, beherrscht das Land nach dem Grundsatz: „Mein Geliebter sei euer Herr!"



So feiern sie . . .

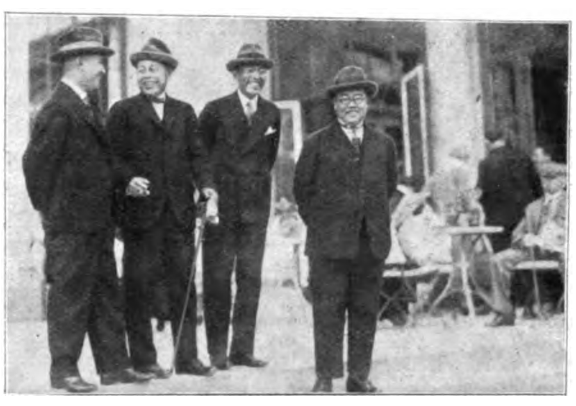
Atlantik

Die Feier des französischen Nationalfeiertages am 14. Juli brachte große Ehrungen von Generalen des Weltkrieges



So rüsten sie . . .

Als bemerkenswerter Anfang der berühmten Abrüstung zur See werden die neuesten englischen Torpedoboote mit sogenannten gebündelten Lancierrohren ausgerüstet, die eine gewaltige Steigerung des Kampfwertes zur Folge haben



So leben sie . . .

Baldur

Mitglieder der japanischen Militärkommission „erholen" sich in Baden-Baden



Atlantik

Atlantik

So ehren sie ihre Toten . . .

Auf dem Grabe des jüdischen Dichters Zuckermann in Eger hat die dortige jüdische Gemeinde ein Ehrenmal errichtet

In Krakau fand unter militärischen Ehren die feierliche Beisetzung des polnischen Nationaldichters Slowacki statt



18. Deutsches Bundesschiessen.

14 Tage lang stand München, die Stadt der Fremden und der Feste, im Zeichen des 18. Deutschen Bundesschießens. 14 Tage knallten auf einer musterhaften Schießanlage die Büchsen der deutschen Schützen aus allen Gauen des Vaterlandes. Ein gewaltiger Festzug vereinigte deutsches Volkstum aller Art und gab erneute Beweise hohen deutschen künstlerischen Gestaltungsvermögens. Prinzen wurden gefeiert und zahllose nationale Reden gehalten, kein Tag verging, an dem nicht das Deutschlandlied machtvoll aus Tausenden von Kehlen zum Himmel stieg. Und dennoch hat das große Fest enttäuscht. Denn das große gewaltige Bekenntnis zur deutschen Macht und Freiheit, zum nationalen und völkischen Willen zum Leben, dieses Bekenntnis, das abzulegen die deutschen Schützen an erster Stelle berufen wären, fehlte. Damit aber hat die Veranstaltung des 18. Deutschen Bundesschießens ihren Sinn und Zweck verloren.


Atlantik

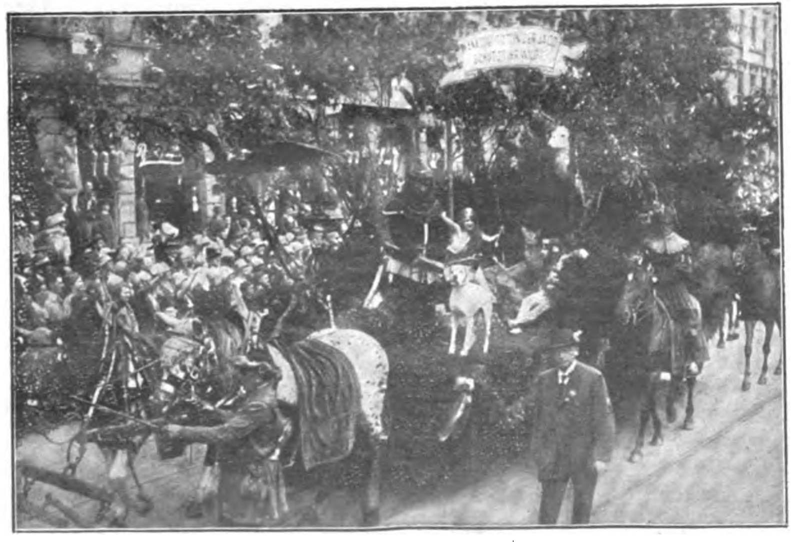
Die Festzugsgruppe „Jagd im Winter" mit dem Wagen des riesigen Ebers bei der Ankunft auf dem Festplatz



„Glückhafft Schiff", ein Festzugsgeschenk der Stadt München



Die oberbayerischen Gebirgsschützen im Festzug



Die „Göttin der Jagd"



Gruppe „Die Jagd im Frühling" mit dem Wagen des Auerhahns

Aufnahmen: H. Hoffmann, München

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen Ernst v. Westerhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang / Folge 15
15. August 1927

„Freiheit und Brot!“

Preis 20 Pf.
Österreich 35 Gr.

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Nach
Nürnberg

Spezialaufnahme für den „I. B.“ von Hoffmann, München

Auf nach Nürnberg

zum Reichsparteitag der Nationalsozialisten am 19., 20. u. 21. August 1927

Willkommen in der Albrecht Dürer-Stadt!

Aufnahmen: Kester

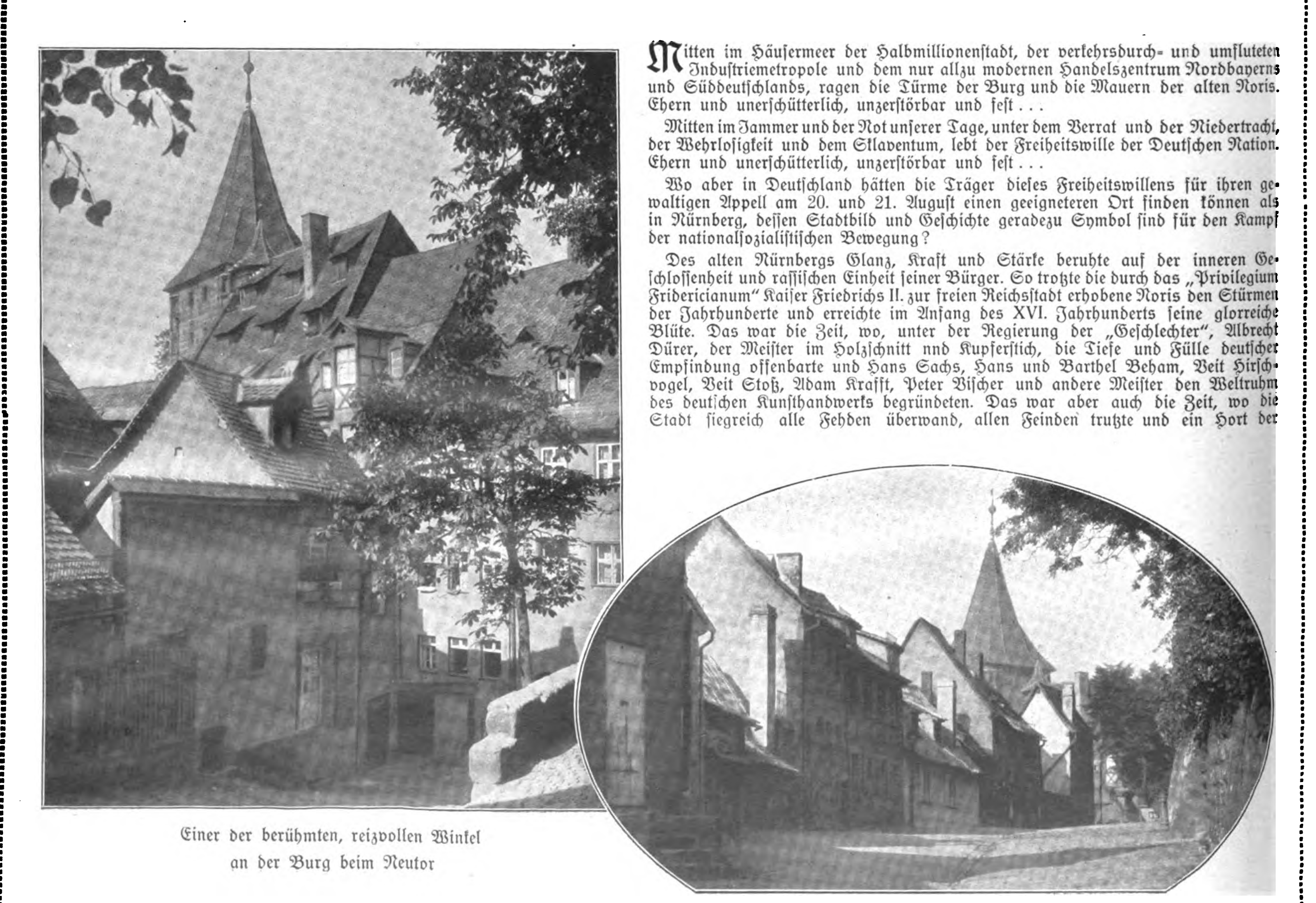
Nürnbergs Wahrzeichen: Die Burg

Mitten im Häusermeer der Halbmillionenstadt, der verkehrsdurch- und umfluteten Industriemetropole und dem nur allzu modernen Handelszentrum Nordbayerns und Süddeutschlands, ragen die Türme der Burg und die Mauern der alten Noris. Ehern und unerschütterlich, unzerstörbar und fest . . .

Mitten im Jammer und der Not unserer Tage, unter dem Verrat und der Niedertracht, der Wehrlosigkeit und dem Sklaventum, lebt der Freiheitswille der Deutschen Nation. Ehern und unerschütterlich, unzerstörbar und fest . . .

Wo aber in Deutschland hätten die Träger dieses Freiheitswillens für ihren gewaltigen Appell am 20. und 21. August einen geeigneteren Ort finden können als in Nürnberg, dessen Stadtbild und Geschichte geradezu Symbol sind für den Kampf der nationalsozialistischen Bewegung?

Des alten Nürnbergs Glanz, Kraft und Stärke beruhte auf der inneren Geschlossenheit und rassischen Einheit seiner Bürger. So trotzte die durch das „Privilegium Fridericianum" Kaiser Friedrichs II. zur freien Reichsstadt erhobene Noris den Stürmen der Jahrhunderte und erreichte im Anfang des XVI. Jahrhunderts seine glorreiche Blüte. Das war die Zeit, wo, unter der Regierung der „Geschlechter", Albrecht Dürer, der Meister im Holzschnitt nnd Kupferstich, die Tiefe und Fülle deutscher Empfindung offenbarte und Hans Sachs, Hans und Barthel Beham, Veit Hirschvogel, Veit Stoß, Adam Krafft, Peter Vischer und andere Meister den Weltruhm des deutschen Kunsthandwerks begründeten. Das war aber auch die Zeit, wo die Stadt siegreich alle Fehden überwand, allen Feinden trutzte und ein Hort der



Einer der berühmten, reizvollen Winkel an der Burg beim Neutor

Stille Straße am Fuße der Burg

Sicherheit, aber auch der Freiheit war.

Dann kam der Jude nach Nürnberg. Innerer Streit setzte ein und unaufhaltsam kam der Niedergang. Die Stadt wurde zum Spielball ihrer Neider und Feinde, die äußere und innere Freiheit ging verloren. Fremde rissen den Handel der Stadt und die Herrschaft an sich und konnten sie dank des inneren Zwiespalts der Bürger behalten bis auf den heutigen Tag, wo Nürnbergs Bürgermeister ein Fremdling ist, dessen Name ein Programm bedeutet: Doktor Luppe.

Handwerker und andere „kleine Leute" haben Nürnbergs Größe und Ruhm geschaffen! Handwerker und „kleine Leute" kämpfen auch heute wieder um Nürnbergs und Deutschlands Freiheit. Und wahrlich: die Menschen, die sich am 19., 20. und 21. August um das Banner des Hakenkreuzes im weißen Feld auf feuerrotem Grunde scharen, in Nürnberg zusammenfinden zu einem gewaltigen Appell für den Kampf um neue Größe des Vaterlandes, brauchen sich nicht zu schämen vor den trotzigen Zeugen der Vergangenheit. Sie vergleichen mit Recht Nürnbergs Schicksal mit dem des ganzen deutschen Volkes und wissen: Hier wie dort, im kleinen wie im großen, ging die Freiheit und die Größe verloren an innerem Hader und Streit, an Bruderkampf und Bruderneid, den furchtbaren Folgen der rassischen Verseuchung und Zersetzung. Deshalb haben sie den Kampf um die Erhaltung der Rasse und die Abwehr der fremdrassigen Verseuchung an die Spitze ihres politischen Bekenntnisses gesetzt, dessen Durchführung dem deutschen Volk nicht nur wieder Freiheit nach außen, sondern auch Frieden, Glück und Wohlstand im Innern bringen wird.

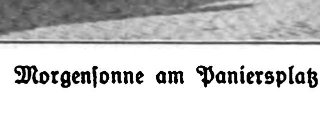
Ein Symbol: Die große Synagoge mitten im Idyll an der Insel Schütt.
So wenig wie dieser orientalische Mumpitz in das alte Stadtbild gehört der Jude nach Deutschland

Die Nationalsozialisten aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet, die sich zum glänzend vorbereiteten 3. Parteitag der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei in Nürnberg einfinden werden, haben die Gewähr dafür, daß ihre Kundgebung sowohl bei den inneren als auch äußeren Feinden des deutschen Volkes genügend Beachtung findet. Sie werden sich aber nicht nur auf eine durch die Zahl ihrer Teilnehmer und ihre bewundernswerte Disziplin Eindruck machende Demonstration ihrer Kraft beschränken, sondern in vielseitigen, ernsten Beratungen und nicht zuletzt auf dem großen Delegierten-Kongreß der Bewegung für das kommende schwere Kampfjahr innerhalb der gegebenen, unverrückbaren, großen Richtlinien des Programms Inhalt, Ziel und Richtung geben.

In den wenigen Stunden der Muße aber werden sie durch die Straßen und Gassen der alten Stadt ziehen, die Stätten des Wirkens der großen Meister besuchen, einen Blick in die lauschigen Winkel an der Pegnitz werfen und dabei das unauslöschbare Gefühl im Herzen haben: Wunderschöne, deutsche Heimat! Wenn überhaupt ein Kampf Sinn und Zweck hat, dann ist es der um deine Freiheit und Erhaltung.

H. E.





Morgensonne am Paniersplatz



Schuldturm und alte Wohnhäuser auf der Insel Schütt

DER JUDENSPIEGEL

Nürnberg, ein Symbol

Die mächtig anwachsende Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hält ihren diesjährigen Parteitag in Nürnberg ab. Dies lenkt aller Augen wieder auf jene Stadt, die heute eines der festesten Bollwerke des Nationalsozialismus, der deutschen Freiheitsbewegung ist, so wie sie zu allen Zeiten eine echt deutsche, große und stolze Stadt war; trotz aller Stürme, die über sie hinwegbrausten, trotz der Stürme, denen sie heute mehr wie jemals ausgesetzt ist; trotz der dunklen Gewalten, die so oft schon ihr Verderben beschlossen hatten, wie sie auch heute wieder darauf sinnen, das sich in ihren Mauern sammelnde und ermannende Deutschtum zu unterdrücken.

Heute tobt gerade in Nürnberg ein von entschlossenen, tatkräftigen Führern und treu ergebenen zielbewußten Gesinnungsfreunden, aufrechten Deutschen und überzeugten Nationalsozialisten mit allen Mitteln, unter Einsatz aller Kräfte geführter Kampf um ein kommendes besseres Reich. Gerade in Nürnberg, der alten deutschen Reichsstadt, wo einst Handwerk und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft blühte, wo heute der jüdische Händler, Warenhaus und Börse das Erbe des deutschen Mittelalters an sich gerissen, wütet dieser Kampf besonders scharf, Mann gegen Mann. Gerade hier ist einer der heißesten Brennpunkte dieses Ringens zweier Kräfte: des skrupellosen, zersetzenden, auflösenden und so seine Herrschaft erschleichenden jüdischen Erobererwillens und des deutschen Idealismus, der in bitterster Sorge um seines Volkes Schicksal, die Verfallszeichen der Zeit erkennt und sie beseitigen will. Gerade hier, in der Stadt, der Richard Wagner das Hohelied seiner Meistersinger widmete und schon vor Jahren mit dem Warnungsruf „Habt acht, euch dräuet bös Gefahr" auf kommendes Unheil hinwies, zeigten sich die Wirkungen des Zerfalles mit furchtbarer Deutlichkeit. Der Abstieg des deutschen Volkes von dem hohen, reichen, selbstbewußten Stolz einer mächtigen Zeit in die Niederungen rassefremder Verirrungen des ganzen öffentlichen Lebens offenbarte sich gerade hier in geradezu infernalischer Düsterheit.

Einst dauernd von Königen und Kaisern umworben, blühend, sich rasch entwickelnd, eine Zentrale des Handels und Verkehrs, stolz auf ihre Reichsfreiheit, Wahrerin der Reichskleinodien, hat Nürnberg zwar auch früher schon schwere Tage um der Juden willen erlebt. Gerade zur Zeit seiner ersten großen Blüte, der Wende zum 16. Jahrhundert, der Zeit, wo der Bildhauer Adam Kraft, der Erzgießer Peter Vischer, der große Maler Albrecht Dürer in ihren Mauern wirkten, wo Humanisten und Vertreter der Wissenschaften wie Regiomontanus, Behaim und Pirckheimer ihren Studien oblagen, wo Meistergesang und Dichtkunst von Männern wie Hans Sachs gepflegt wurde, muß die Gefahr schon riesengroß gewesen sein.

Im Jahre 1499 wurden die Juden aus Nürnberg vertrieben. Sie waren schon längere Zeit zuvor aus Gilden und Innungen ausgeschlossen worden und hatten sich ganz dem Geldhandel, dem Pfand- und Leihgeschäft gewidmet. Ihr Selbstbewußtsein wuchs durch den Schutz, der ihnen von geistlichen und weltlichen Fürsten zuteil wurde, ihre Macht dehnte sich immer weiter aus. Bis zur Zeit der Kreuzzüge hatten sie den gesamten Weltverkehr vermittelt.

Aber allmählich fing das Volk an, die Gefahr zu erkennen, die ihm hier drohte und entschloß sich zu entschiedenen Abwehrmaßnahmen, zur Selbsthilfe. Die Städte begannen die Juden auf gewisse Straßen zu beschränken und scharf zu überwachen. Als auch diese vorsorglichen Maßnahmen sich als unwirksam gegen den überhandnehmenden Einfluß und die rücksichtslose Willkür des Judentums herausstellten, begann das Strafgericht der Ausweisungen und Austreibungen. Das Kapitel Judentum ist in der Geschichte einer jeden Stadt, über die das Schicksal die Last jüdischer Bevölkerung verhängt hat, mit düsteren Lettern verzeichnet.

Es ist erschütternd zu beobachten, wie immer mehr Geschichtsschreiber zu der Feststellung kommen, daß die Juden durch ihren Geldhandel dem Staate sehr schädlich zu werden anfingen, daß sie durch Pfändungsverträge, Darlehensklauseln und Schuldtitel viele Güterbesitzer, gerade aus dem Handwerker- und Bauernstand, von Haus und Hof vertrieben. Immer höher hoben sie ihr Haupt, trotzend auf die Macht ihres Geldes und ihren Einfluß bei Fürsten, Königen und Kaisern und begegneten den bitteren Klagen zahlloser Familien, die durch sie in Not und Elend geraten waren, mit Spott, Hochmut und Verhöhnung. So sind die Abwehr- und Selbstverteidigungsversuche zu verstehen, zu denen das Volk gegen diese Plage in Stadt und Land schließlich im Drang der Not zu greifen begann. Man unterwarf die Juden gewissen religiösen und gesellschaftlichen Beschränkungen; man versuchte, sie zu bekehren; man klärte in Wort und Schrift über ihre gefährlichen Eigenschaften auf; schließlich schloß man sie von der Gemeinschaft mit Christen aus, untersagte ihnen das Halten christlicher Dienerschaft sowie den jüdischen Ärzten die Behandlung christlicher Patienten und befahl ihnen, bestimmte Abzeichen, über deren Form und Farbe besondere Verordnungen erschienen, zu tragen.

Zwischen dem 11. und 16. Jahrhundert entwickelte sich der Hauptwiderstand des deutschen Volkes gegen die rassefremden Peiniger. Die Verschuldung und Abhängigkeit von ihnen war bis ins Unerträgliche gewachsen. Besonders das aufstrebende Handwerk hielt sie mit seiner strengen Zunftordnung in Schach, scharfe Gesetze und Verfügungen traten in Rechtskraft, Sondersteuern wurden erhoben. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts finden sich strenge Judenordnungen, und noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde der durch die französische Revolution beförderten Emanzipation des Judentums erbitterter Widerstand entgegengesetzt. Aber es wurden nur Teilerfolge erzielt.

Namentlich für Handwerk und Gewerbe, deren Arbeitsamkeit und Fleiß den deutschen Städten ihren Aufstieg bereitet, Wohlhabenheit begründet, Kunst und Kultur gepflegt hatten, begann eine Zeit des bittersten Daseinskampfes. Das Zeitalter des Kapitalismus sah die Juden immer mehr als Geldleiher in einer geschlossenen Front gegen die Nationalwirtschaft, der sie eine Stellung nach der andern abzuringen verstanden.

Der aufstrebende deutsche Nationalstaat hat in den Zeiten seiner Kräfteperioden von sich aus auch die Judenfrage gelöst. Aber heute, wo, ähnlich wie im Mittelalter, die Juden des Schutzes der Obrigkeit sicher sind, lastet auf dem Volk ein ähnlich schwerer Druck als in jenen Zeiten. Heute hat das jüdische, international verfilzte Finanzkapital sich auch in den Besitz des Inlandsmarktes zu setzen verstanden. In Nürnberg, wo die Überlieferung des mittelalterlichen Kunst- und Innungswesens bis in unsere Tage sich fortsetzt, entsteht ein jüdisches Warenhaus am anderen; ein mit fabelhaftem Kostenaufwand arbeitender Reklameapparat zieht die Kundschaft besonders weniger bemittelter Volkskreise in die Warenhauspaläste der großen von der Hochfinanz gespeisten Trusts. Hand in Hand damit geht die Entwurzelung des verbliebenen bodenständigen Handwerks und Gewerbes, eine Proletarisierung ehemals wohlhabender, solider Volksschichten, die dem Anprall des Finanzkapitals zum Opfer fallen. Dazu kommt das im glorreichen Neudeutschland novemberrepublikanischer Prägung geadelte demokratische Verwaltungssystem, das als Vortrupp der allgemeinen Kapitalisierung gerade in Nürnberg betrachtet werden muß.

Aber nicht nur wirtschaftspolitisch und finanzpolitisch geht hier der Kampf um die Reste der deutschen Volkswirtschaft, auch der kulturpolitische Verfall der geschichtlichen, im Volkstum verwurzelten Überlieferung läuft damit unmittelbar parallel. Wenn man den trüben Niederschlag moralischer Verwirrung und Verworfenheit sieht, der sich überall am Rand des Lebens unserer Tage ansetzt, die Schlacken dunkelster Perversitäten und Vergehen, die gerade in Nürnberg ans Tageslicht gekommen sind, dazu die Laxheit und Leisetreterei in der Beurteilung dieser Vorfälle selbst durch Behörden, so sieht man allein schon daraus die bittere Notwendigkeit der Aufklärungsarbeit, die von unermüdlichen Männern im Geiste des kämpfenden Volkstums geleistet wird. So wird man aber auch die Verdienste des Nationalsozialismus in seinem Kampf um die alte deutsche Reichsstadt hoch genug anschlagen, dem es zu danken ist, daß deutscher Sinn und deutsche Art, wenn sie zeitweise verschüttet lagen, wieder auferstehen aus dem Trümmerfeld jahrelanger systematischer Verwüstung. So wird man die Arbeit des Nationalsozialismus in kommenden Zeiten erst voll und ganz zu würdigen wissen, wie er in zäher unermüdlicher Arbeit Tausenden und aber Tausenden von eingeschläferten Volksgenossen die Augen öffnete und sie aufmerksam machte auf jene Gefahren, welche die Nürnberger in früheren Zeiten so entschlossen abgewehrt hatten.

Dann wird über der alten deutschen Stadt nicht mehr wie ein furchtbares Fanal der Höllenschein des Kreuzigungsjuden flammen, sondern das helleuchtende Feuer des erwachten deutschen, brennend reinen Volkstums, das im Geiste der alten Überlieferung eine neue Zeit völkischer Blüte heraufführt, wie sie in der Zeit der Meistersinger in Nürnberg das Symbol des edelsten Deutschtums war. Und als Verdienst des Nationalsozialismus wird es in späteren Zeiten verzeichnet werden, daß dieser Kampf um die edelsten Güter unseres Volkes aufgenommen und bis zum siegreichen Ende durchgeführt wurde.





Roman von Richard Albrecht

Wir beginnen mit der vorliegenden Nummer mit dem Abdruck unseres neuen Romans, besser Sittenbild aus unseren Tagen, „Reigen um Satyr", aus der Feder des durch seinen Roman „Der Stern des Zarathustra" rühmlichst bekannten Schriftstellers Dr. Richard Albrecht.

Seit einigen Tagen fällt das Auge der Straßengänger allerorts auf das neue Magazin, den „Satyr". In den Fenstern der Papiergeschäfte, der Tabakläden, unter den Schirmen der Zeitungsfrauen ist es verlockend ausgehängt. In den Friseurläden liegt es auf, Kolporteure tragen es in alle Gast- und Vergnügungsstätten. Überall fordert der feiste, zottelhaarige grüne Satyr des Titelblattes den Beschauer mit einer schamlosen Gebärde auf, das scheußlich verzeichnete nackte Frauenzimmer zu besehen, das in einen vor den Leib gehaltenen Spiegel blickt. „Einen Spiegel hält der Satyr dem gesamten Triebleben der heutigen Zeit vor", steht auf dem roten Streifband. Ein zweiter, weißer Streifen verkündet: „Vom Staatsanwalt beschlagnahmt gewesen".

Das zog, und der „Satyr" wurde in Massen abgesetzt. Besonders die Jugend kaufte ihn, da er an Billigkeit alle Konkurrenzblätter übertraf. Neben der für eine solche pornographische Zeitschrift notwendigen, nicht zu überbietenden Gewagtheit und Eindeutigkeit der Bilder und Schilderungen war ein weiterer Umstand der Grund für die unglaublich rasche Ausbreitung des „sexual-ethischen" Magazins. Das war nämlich die Aufforderung der Schriftleitung an die Leserwelt, eigene Beiträge aus ihrer erotischen Erfahrung einzusenden und außerdem noch die verheißungsvolle Beilage, genannt „verkehrstechnischer Ratgeber", der die vom Publikum einlaufenden Fragen zu beantworten versprach, Verhältnisse anbahnen wollte und vorläufig schon einige praktische Winke enthielt, wie man Männer fesselt, wie man zudringliche, unbequeme Liebesbande löst und dergleichen. Ein Rechtsanwalt und ein Arzt würden die schwierigsten Fragen des Briefkasteneinlaufes kostenlos bearbeiten. Es versteht sich, daß der Anzeigenteil von hygienischen Artikeln bestritten wurde.

Die zweite Nummer des „Satyr" erfüllte die gemachten Versprechungen vollauf. Die ersten Schilderungen aus dem Leserkreise erschienen und reizten zahllose ruhmbegierige Casanovas zur Nachahmung. Die Schriftleitung war nicht mehr imstande, den Masseneinlauf zu bewältigen. Sie mußte Hilfskräfte einstellen. Das war wirklich notwendig, denn sie bestand anfangs nur aus zwei Personen, nämlich aus den beiden Werthner, Vater und Sohn.

Der Vater Isidor Werthner hatte schon manches Skandal- und Erpresserblatt geleitet, war aber von dieser Art journalistischer Betätigung abgekommen, da ihn ein paar Stammesbrüder, an die er seinen aussaugenden Erpresserschlauch anzulegen gewagt hatte, aus dem Sattel gehoben und zur Strecke gebracht hatten.

Sein nicht viel über 20 Jahre alter Sohn war der Zeichner und Photograph all der schwülen Weiblichkeiten. Zwecks Ausübung dieses aufreibenden Berufes war er ständiger Gast in übelberüchtigten Dirnen- und Zuhälterkneipen, Nachtcafés, Neppdielen und geschlossenen Klubs. Sein alter Herr gab ihm nicht viel, da dieser sein Geld zusammensparte, um sich eine große Druckerei und eigene Kunstverlagsanstalt einrichten zu können. Nun warf aber der junge Harald Werthner mit Geld wie wahnsinnig um sich. Da man ihn jedoch nie arbeiten oder Handel treiben sah, mochten diejenigen recht haben, die behaupteten, er lasse „traben", das heißt, er schicke Mädchen auf die Straße.

Sein Vater wußte das und entschuldigte ihn: „Sein Organisationstalent braucht Betätigung". Harald Werthner hatte schon vieles versucht; jetzt war er daran, eine Revueschule aufzumachen. Für dieses Kulturunternehmen schlug er natürlich im „Satyr" orgiastisch Tamtam.

Die Redaktion des „Satyr" bekam Personal. Von den Damen, die sich zu Hunderten meldeten, wurden einige angestellt. Sie verschwanden aber schon nach kurzer Zeit, da sie sich nicht für den Betrieb eigneten. Allmählich fand Werthner senior Passende, die sich auch zu Büroarbeiten verwenden ließen. Im Redaktionsstabe wurden noch ein paar Vettern aufgenommen. Die Auflageziffer des „Satyr" stieg von Nummer zu Nummer.

Vater und Sohn sahen einander selten und sprachen dann nur wenig. Zufällig trafen sie sich einmal auf der Straße beim Nachhausegehen kurz vor Mitternacht.

Der Vater fragte: „Warum gehst du heute so bald heim?"

Mit heiserer Stimme erklärte der Sohn: „Eine dumme Geschichte ist mir gerade passiert. Sitze ich da im Café Keck, da fällt mir am Tische nebenan ein stattliches blondes Weib auf, das bei zwei Herren sitzt. Ich sehe immerzu auf sie und glaube nach einiger Zeit zu bemerken, daß sie meine Aufmerksamkeit erwidert. Schließlich bietet sich mir Gelegenheit, sie bei der Garderobe anzusprechen. Kaum habe ich ein paar Worte gesagt, als mich jemand von hinten zu Boden reißt und wie besessen auf mich einhaut. Ich konnte mich nicht wehren, so schnell ging das. Aus Nase und Mund lief mir das Blut. Da sah ich endlich, wie der verrückte Kerl von einem anderen Herrn von mir weggerissen wurde. Mein Befreier, ein ganz prächtiger, blonder Riese, half mir auf die Beine und führte mich zur Waschgelegenheit. Er wollte sich dann ohne weiteres entfernen. Ich ließ ihn aber nicht allein fort, sondern ging mit ihm. Auf der Straße lud ich ihn ein, in ein Weinrestaurant mitzukommen. Er schlug aber die Einladung ab, da er gewohnt sei, bald nach Hause zu gehen. Ich ließ mir noch seinen Namen und seine Adresse geben und versprach ihm, mich für seine Hilfe erkenntlich zeigen zu wollen. Als er mir seine Karte gegeben hatte, verabschiedete er sich, jeden Dank bescheiden abwehrend. Rottmann heißt er. Ich hätte noch gerne mehr von ihm erfahren. Ich werde ihn einmal einladen. — Warum bist aber du heute so spät daran, lieber Papa?"

Der Vater ging jedoch nicht gleich auf die neugierige Anzapfung des Sohnes ein, sondern fragte besorgt:

„Du bist doch nicht ernstlich verwundet worden. Geh' lieber jetzt noch zum Arzt!"

Oh, so schlimm ist es nicht. — Warst du bis jetzt im Büro?"

„Nein! Ich war bei einer Sitzung des Abwehrvereins. Es war der große Isaak Kahane aus Chicago da. Der hielt uns einen kleinen Vortrag über „Die Wege zum Ziele". Der Mann hat einen Weltblick und denkt in Jahrhunderten. Kritisch, scharfsinnig macht er einen unheimlichen Eindruck. So mancher von uns — und es waren keine irbeliebigen Zionsnachtwächter da — hat einen beißenden Tadel abgekriegt. Da und dort hat er an den deutschen Juden etwas auszusetzen gehabt. Vor allem sei die Beteiligung der Juden an der deutschen Politik zu schwerfällig und zu offenkundig, sei zu früh enthüllt worden. Auf anderen Gebieten müßten wir arbeiten, und da hat er mich gelobt, meine Pionierarbeit besonders hervorgehoben. Nur durch Demoralisation könne man Völker zugrunde richten. Eine erotische Raserei müsse in das ganze Volk getragen werden. Der glühende Wahnsinnshauch aller Perversitäten müsse wie ein Samum seine blühende Gesundheit verzehren und in dürrer Unfruchtbarkeit begraben, überhitzte Geschlechtsgier müsse ihm das letzte Mark aus den Knochen saugen. In entnervendem Begattungstaumel sei es zu verblöden. In einem heißen Sumpf der Unzucht untergehend, wird es den Blick nach Weite und Höhe verlieren und so völlig unsere Beute werden. Um das deutsche Volk so weit zu bringen, müssen wir alle Hebel in Bewegung setzen. Neben der Beseitigung übler Folgen haben dazu besonders Wort und Bild beizutragen. Unseren „Satyr" stellte Isaak Kahane als bestes Mittel zur Erreichung dieses herrlichen Zieles hin. Wenn ich Hilfe benötige, solle ich mich nur an ihn wenden. Er bat auch die anderen, für die Verbreitung des „Satyrs" zu sorgen und mir reichlich Annoncen zukommen zu lassen.

Daraufhin hat mir der Staatsanwalt Baden versprochen, den „Satyr" jedesmal zu beschlagnahmen, wenn ich es wünschte — um ihn natürlich am nächsten Tage wieder freizugeben.

Du siehst also, ich habe heute abend unser Satyrchen ein gutes Stück vorwärtsgeschaukelt."

Kurz darauf waren die beiden Werthner an ihrem Hause angelangt. Mit froher Genugtuung über den Erfolg, innerlich hochgestimmt, stieg der alte Werthner die Treppe hinan, wobei sein melancholisches, verbogenes Gangwerk sich in jämmerlicher Disharmonie mit seiner in der Weltgeschichte lustig schwimmenden Laune befand.

Der weniger sich an Horizonten als an Horizontalen berauschende Harald setzte sich noch an den Schreibtisch und mußte den heißen Drang befriedigen, sein wehleidiges Kaffeehauserlebnis literarisch auszuwerten, indem er eine Skizze schrieb, in der natürlich der andere der Verprügelte war. Dazu zeichnete er einen weiblichen Akt und bemühte sich, das Gesicht der Dame möglichst ähnlich werden zu lassen, wegen der er seine noch jetzt deutlich fühlbare Haue bezogen hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Reichsparteitag der Nationalsozialisten

in NÜRNBERG

am 19., 20. und 21. August 1927

PROGRAMM:

Freitag, 19. August 1927:

4 Uhr nachmittags: Beginn der 13 Sondertagungen.

Samstag, 20. August 1927:

11 Uhr vormittags: **Eröffnung des Delegiertenkongresses im großen Saale des Kulturvereinshauses.**

Von Samstag früh ab Eintreffen von 25 Sonderzügen.

3—4 Uhr nachmittags: Standmusiken an 17 Plätzen der Stadt.

6 Uhr abends: Schluß des 1. Tages des Kongresses.

6—7 Uhr abends: **Begrüßungsfeiern** im Herkulessaalbau, Kolosseum usw.

8—8 Uhr 45 Min. abends: Standmusik am Hauptmarkt. **Altpreußischer Zapfenstreich** der Berliner S.A. (150 Tamboure und Musikkapelle).

8 Uhr 30 Min. abends: Abmarsch der S.A. am Wodanplatz.

Ab 9 Uhr abends: Beginnend am Bahnhofsplatz **großer Fackelzug durch die Stadt.**

Sonntag, 21. August 1927:

8—9 Uhr vormittags: **Standartenweihe im Luitpoldhain.**

9 Uhr 30 Min. vormittags: Festmarsch der S.A. vom Wodanplatz ab unter Beteiligung von **40 SA-Musikkapellen.**

Ab 10 Uhr 50 Min. vormittags: **Vorbeimarsch der gesamten S.A. vor den Führern der Bewegung** am Hauptmarkt, wo eine Tribüne errichtet ist.

3 Uhr nachmittags: Fortsetzung des Kongresses, der um

6 Uhr abends mit der **Rede Adolf Hitlers** abschließt.

6—10 Uhr abends: **Massenversammlungen.**

„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

14. Fortsetzung

„Gesprochen? Deine Schwester, meinst Du? Absolut undenkbar, Lieber. Wäre taktlos. Läßt sich grad' von — eh — von Komödianten die Cour machen. Sehr okkupiert, wie begreiflich."

Blauptzer war ganz Aristokrat in diesem Augenblick. Er wendete sich mit blasiertem Gesicht und einer boshaften Bemerkung zu dem Kosmetiker Max. Gordian stand niedergedonnert. Ein dumpfes Unbehagen kroch fröstelnd dem leichtsinnigen Burschen über das Herz, der in ein paar Wochen Schulden in die Tausende gemacht hatte. Er wollte in zorniger Aufregung zu Xanthe stürzen und sie zur Rede stellen, aber schon ertönte das Signal zum Beginn der „Lebenden Bilder", die den ersten Teil des Programmes bildeten. Alles strömte in den Theatersaal. Gerold Helbitz kam neben Glatz und Blauptzer zu sitzen. Glatz, der ihn gut gekannt, da sie zusammen auf der Schulbank gesessen, grüßte nicht, sah einen Augenblick erschrocken aus und wandte ihm dann den Rücken. Ger musterte ihn ironisch und hörte seinen Gesprächen mit Blauptzer zu, der gelangweilt mit dem Aplomb eines Fürsten in seinem Fauteuil lag, laut redete, herablassende Grüße spendete und die mitwirkenden Damen frech lorgnettierte, wobei er familiär von ihnen sprach.

Während die leichte Ballettmusik, vorzüglich dirigiert, durch den Saal klang und Bild an Bild sich mehr oder minder geschmackvoll, aber immer üppig und luxuriös entrollte, sah sich Helbitz im Saale um. Vor zehn Jahren, am Beginne seiner Laufbahn, war er auch bei einem ähnlichen Feste hier gewesen. Seit dieser Zeit hatte sich das anwesende Semitentum vervierfacht, das aristokratische Element gänzlich mit ihm vermischt, der vornehme Bürgerstand war überhaupt verschwunden. Die Hofluft war durchsetzt vom jüdischen Geist, die Künstlerfreiheit von ihm in bestimmte Schranken gefesselt. Und die Repräsentanten des Staates, der Diplomatie, zahlten ihm ihren Zoll und wurden bezahlt. Noch zehn Jahre und — — — eine Rasse, ein Geist dominierte alles, — — — einig würden sie werden, die streitenden, zerfahrenen Nationen, im gemeinsamen Fall. Eine Rasse besiegte sie, die einst mit dem Kainszeichen gebrandmarkt gewesen.

Nach den Bildern folgte eine Pause beim Büfett im Bazarsalon. Ger setzte sich an einen der kleinen Seitentische und blieb allein, obschon sonst in dem überfüllten Raum ein Ringen und Hasten um Plätze stattfand. Man sah ihn an, erschrak oder tat entrüstet, rauschte vorbei und beobachtete ihn aus der Ferne. Neben sich konnte er Lori Frapp an ihrer Bude beobachten. Er sah sie, von Herren umringt, ihre Ware feilbieten, dabei aber zerstreut mit zornigen Augen die Vorübergehenden mustern. Sie suchte jemanden.

„Da geht das neueste Brautpaar vorbei," sagte ein Herr zu ihr, der familiär am Büfett lehnte. „Die Kleine spielt ja heut. Es ist höchste Zeit, daß sie sich umzieht. Aber ihr Glück hat sie ganz rappelig gemacht. Na ja! sie haben das Heiraten notwendig, diese Werders! Donnerwetter! Und er, naive Seele! Man muß vom Rhein kommen und nichts wissen, um sich so zu verloben." Die Umstehenden lachten. Nur Lori Flapp blieb ernst. Mit einem Blick, der tückisch und zugleich in seiner Leidenschaft beredt wie der eines Raubtieres war, dem eine Beute entschlüpfen will, sah sie den korrekten, jungen Mann an, der, mit Hanna Werder am Arm, dem Theatersaal zuschritt. Er fühlte ihren Blick, sah ihn an und erschrack. Sie machte ihm ein Zeichen mit den Augen, er ging hastig weiter.

Nach etwa zehn Minuten kam er allein zurück. Lori war aufgestanden. Sie verließ die Bude, schritt durch die Menge auf ihn zu und vertrat ihm den Weg.

„Es schickt Ihnen ein guter Bekannter von Ihrer Kleinen a Hochzeitsgeschenk und laßt Ihnen schön grüßen," sagte sie laut, wienerisch harmlos, und drückte ihm ein kleines Päckchen in weißem Papier in die Hand und fuhr schnippisch naiv, mit einem Grisettenknix, fort: „Gott g'segn's Ihna und erhalt Ihna trotzdem recht g'sund." Sie drängte sich hastig vorbei in den anderen Saal. Die Umstehenden lachten und wollten den Deutschen, neugierig, nicht vorbeilassen. Sie mochten an einen gelungenen „Aufsitzer" Loris glauben. Der Bräutigam steckte das Paket zu sich und wandte ihnen den Rücken. Gerold sah ihn hastig durch einen Seitengang den Salon verlassen. Die Klingel rief zum Beginn des Stückes

„Der Bauer".

Alles hastete in den Saal. Die Ouvertüre begann. Ernst und getragen rauschten die unsterblichen Tannhäusermotive durch den Raum. Die Gespräche verstummten. Sie hatten sich seit einer Stunde um den anonymen Autor des Stückes gedreht, den Pastrell nicht verraten wollte. Und er mußte im Saale sein! Hatte er Grund, sich so tragisch zu verbergen? Langsam hob sich der Vorhang über die prachtvolle Gebirgsgegend, die allen bekannt war. — Also ein vertrautes Milieu! Und Pastrell in einer ernsten Rolle à la Martinelli. Ein Rührstück aus dem Volke? O Gott! o Gott! Exzellenz Kautz, im Kreise der Begutachtungsgrafen, legte sich zum Schlummer zurecht.

Es war acht Uhr gewesen, als das Stück seinen Anfang nahm. Nun schlug es draußen neun auf dem stillen Marktplatz von Ischeles. Und drinnen im Festsaal, der eine auserlesene Gesellschaft moderner Momentgrößen zu gemeinnützigem Amüsement vereinte, stand Pastrell auf der zierlichen Bühne, über die vor kurzem graziöse, frivole Komtessen als Puppen gegaukelt, und sprach.

War das wirklich Pastrell, der da glühenden Blickes auf die vornehme Menge hinuntersah und mit eisernem Griff den Arm des blassen Mädchens umklammert hielt, das mit hinreißender Lebenswahrheit seine Rolle spielte?

Und dies ganze Spiel, war es Wahnsinn? eine grelle, verkappte Posse ohne Zweck, oder ein Griff in furchtbare Wirklichkeit? Der alte Mann da oben, mit dem gefurchten Leidensgesicht, das langsam zur Verbrecherphysiognomie versteinerte, war er wirklich nur eine Theatermaske. Dies Schicksal eines Arbeitsmannes aus dem besten Teil des Volkes, eines Vaters, dem man seine Kinder zu Schurken machte und vom Herzen riß, war es ein Stoff, geeignet für eine Wohltätigkeitsaufführung, welche „Volksfreunde" veranstalteten? Brütete denn nicht plötzlich Wahnsinn über allen, die da saßen? War einer, den man sich gekauft, den man Karriere machen ließ, der sicher und verläßlich wie eine prämiierte Maschine geschienen, zum Verräter geworden?

Wie ein fiebernder Atemzug glühte es in dem totenstillen Raum. Das Volk, das längst nicht mehr zur Rede kam, das echte, ursprüngliche Volk, dessen Stimme im wüsten Geschrei eines nimmersatten Arbeiterproletariats verhallt, heute hatte es das Wort und sprach zu allen, die es betrogen, vergiftet und verkauft hatten. Der alte Mann dort oben, der sein letztes Kind mit ohnmächtiger Raserei vom Abgrund zurückreißen wollte, er redete die Sprache, die in solchem Kreis noch nie gehört worden war, noch nie laut werden gedurft hatte bei solcher Gelegenheit.

„Wir haben Euch nicht gesucht, Ihr seid zu uns gekommen. Wir waren eines Staates und Reiches bester Teil, sein fester Halt, sein sicherer Erwerb; wir waren seine verläßlichsten Untertanen. Ein Tag wird kommen, wo man von den Thronen herab Euch nach uns fragen wird, denn man weiß dort oben, daß wir eine Stütze sein können.

Wölfe in Schafskleidern seid Ihr zu uns gekommen und habt uns an den Stamm verkauft, der einst den Heiland ans Kreuz geschlagen. Die Ernte trägt er uns vom Feld, den Wohlstand aus Stall und Haus, seine Laster und seine Schmach bringt er uns dafür. Ausstirbt in Hunger und Schande der Nährstand; die alten Bauerngeschlechter räumen ihre Heimat Wucherern und Krämern ein.

Mag's sein! aber noch mehr nehmt Ihr uns, Ihr nehmt uns're Kinder. Mit schlechtem Beispiel kommt Ihr heran und erniedrigt unsere Söhne zu Bedientenseelen, uns're Töchter zu Dirnen. Wir sind Euch Ware für den Sündenmarkt.

Die Zeit der Leibeigenschaft unter einem alten ‚echten Adel' ist besser gewesen, als das Söldnertum im Dienste der Juden. Ihr, die Ihr am Ruder steht, Ihr Berufenen, Reichen, Ihr Herren der Zeit, seid verflucht und fürchtet Euch! Tage der Rache kommen."

Einfacher, schwerwiegender im schlichten Dialekt des Landes mit packender Gewalt gesprochen, wirkten diese Worte niederschmetternd. Die Szene, in der der Bergseis und Lois unter anderen Namen, sonst unverändert der Wahrheit entnommen, sich gegenüberstanden, machte einen verblüffenden Eindruck. Denn Lori Frapps Angelegenheiten und ihre Umgebung waren bekannt. Hanna Werder spielte mit einer Verve ohne Gleichen, als hätte sie Champagner getrunken. In das bacchantische Siegesgefühl, ihren trostlosen Verhältnissen entronnen zu sein, mischte sich erwachend echtes Theaterblut. Sie genoß in vollen Zügen die letzte Freudenstunde, die ihr bestimmt war und sah nicht den verstörten Mann, der totenblaß beim Eingang des Saales lehnte, ihren Verlobten. Er starrte sie an, wie traumwandelnd. Als das Stück sich zum Ende zuspitzte, ging er fort, nachdem er einem Diener ein Päckchen für seine Braut übergeben.

Und weiter rollte die kleine, finstere Komödie „Der Bauer", mit ätzendem Hohn Gelegenheitskomödie genannt. Der alte Mann, der das Elend eines ganzen preisgegebenen Standes darstellen sollte, wuchs zur furchtbaren Richtergestalt über jene empor, die gekommen waren, sich durch ihn zu unterhalten. Pastrell spielte nicht mehr. Er war dieser Mann mit seinem Elend und seinen geschändeten Rechten. Er gestaltete das Stück zur krassen Tragödie aus, die alle unter ihren Bann zwang, momentan alle diese käuflichen Söldner des Genußlebens.

Und er riß die „Margret" mit sich fort. Diese Tochter, wie sie hilflos irrend zwischen Vater und Geschwistern, zwischen Pflicht und Zeitgeist stand, war ein Geschöpf voll Glaubwürdigkeit, in dem heißes Leben pulsierte, von der Versuchung zur Glut angefacht. Über Schicksale, die im Leben noch nicht abgeschlossen waren, zog der Autor kühn die letzten Konsequenzen.

Das Mädchen widerstand den Versuchern nicht. Es riß sich los vom Vaterhaus, draußen lockten, warteten Genuß und Liebe. Schon stand es an der Schwelle, war im Begriff, dem alten Manne sein Letztes zu nehmen, schon wollte es gehen. Da kam es zur Katastrophe, die die ganze Zeit schwül, ahnungsvoll über der Situation gelagert. Der Bauer trat ihr entgegen, er stellte sich zwischen sie und das neue Leben. Wachsam, wie er geschworen, unerbittlich stand er da. „Du bleibst ehrlich, oder . . . ." Noch ein kurzer Kampf, ein Ringen stammelnder Worte, fieberglühender Atemzüge, ein wildes Trotzen des Mädchens, das um den Wahn der Lebensfreuden rang — — dann ein Hintasten des alten Mannes an der Wand, ein sich Aufbäumen rasender Naturgewalten und — ein Schuß. —

Rauch und Feuer blitzt auf. Der Vater hat sein Kind erschossen, — — wie es über die Schwelle schreiten wollte, dem neuen Leben entgegen. — — — —

Und wie sie da lag, ins Herz getroffen, zusammengebrochen ohne Laut, die Bergblume, auf der noch unentweiht der Morgentau lag, wie er sie in seinen Armen emporhob und ihr Haupt in seinem Schoß bettete, ein gerettetes Gut, da machte der Ausdruck schauerlicher Freude, stammelnden Siegesentzückens im Gesicht des Mannes viele Herzen erzittern. Das Ahnen von der Wollust des Mordes, den eine Verzweiflung gezeitigt, ging durch den Saal.

Sein Blick wuchs sich gleichsam ein in das Gesicht der Toten, seine Worte, nur ein Hauch und doch deutlich wie ein Richterspruch, stiegen auf von fieberglühenden Lippen:

„Und — jetzt g'hörst auf d'Letzt doch mein, und i hab' Dich mir gerettet. Du wirst nicht dabei sein, — Du! — wann uns're Ehr' verkauft wird. Du wirst nix auf Dir trag'n von seid'nem Sündenkram, von Dir wird's nöd heiß'n: Wieder is a Bauernkind a Schandfleck word'n für sein' Stand.

Du wirst tief d'rin liegen unter Erd'n und Gras, so rein, so weiß, wie'st mir als a klein's Kind frisch von die Engel in d'Arm bist g'legt word'n. Und auf Dein' Hügel da soll'n nur Lilien steh'n, lauter weiße — große — Mutter-Gottes-Lilien — die werd'n red'n und sag'n: Unten liegt noch eine — — der haben's nöd ankönnen, die Verfluchten.

I', i' freu' mi' auf n' jüngsten Tag, Margret. Jetzt magst mi' nöd anlachen. Aber dann kommst mir entgegen, ich seh' Dich schon. — Auf Dein' Kleid hängt a roter Tropfen. Da! — da hängt er — blutrot. Der is bis dahin zum Karfunkel versteint. Und Du zeigst auf ihn und gibst mir die Händ': I' dank Dir! dank Dir! Du hast mir den roten Tropfen geb'n, der is mei' Heil word'n. I' dank Dir. Unter wilde Bestien bist Du a Mensch und a Vater gewes'n.

(Fortsetzung folgt.)

Neues B

Die neue Reichs

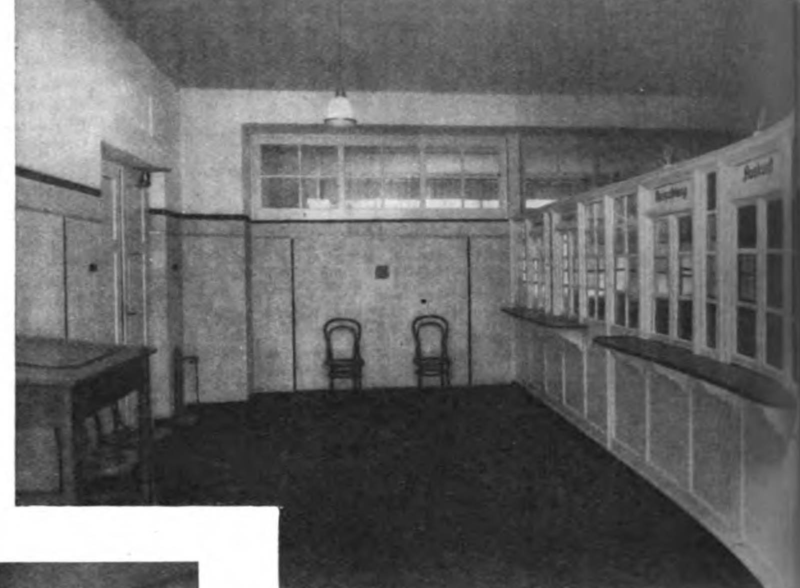
N.



Das S.-A.-Geschäftszimmer

Ein Symbol für das Vorwärtsschreiten unserer Bewegung aus kleinsten Zellen zu der machtvollen Organisation von heute hat sich auch die Hauptgeschäftsstelle der N.S.D.A.P. in München, aus bescheidendsten Anfängen zu einem Bau entwickelt, der nicht leicht von einer Geschäftsstelle einer anderen politischen Partei übertroffen wird.

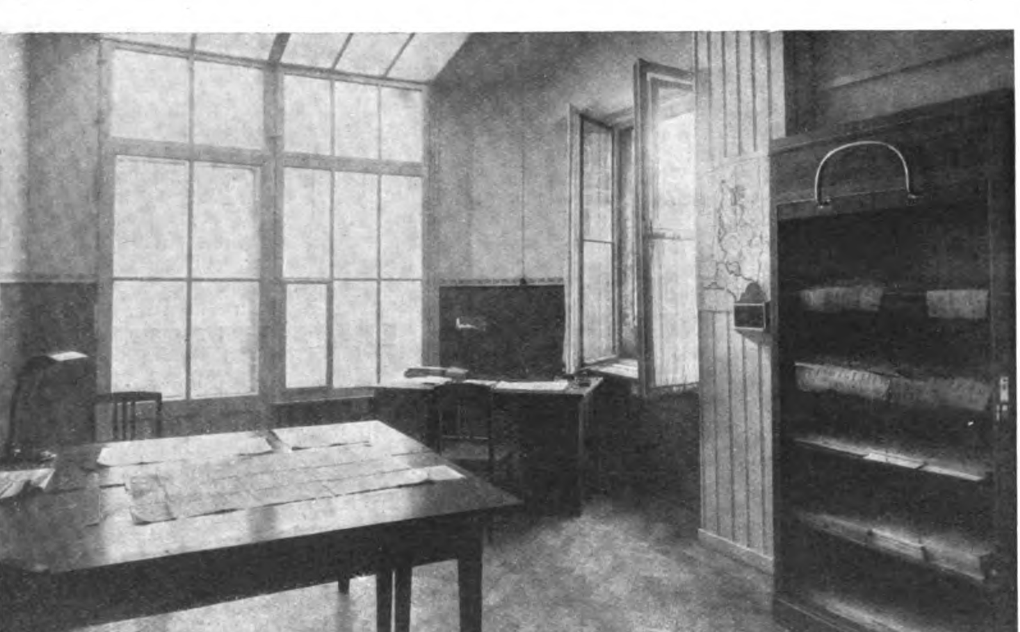
Es war keine leichte Aufgabe, aus dem Nichts heraus der jungen Bewegung wieder ein Heim zu schaffen. Sie mußte



Der Schalterraum

deshalb ab Februar 1925 nach ihrer Neugründung zunäch einem kleinen Zimmer vorlieb nehmen, das ihr der des „Völkischen Beobachters“ überlassen hatte. Ein unmög Zustand. Damit aber war der Stand der Bewegung auf Zeit zurückgeschraubt worden, da sie noch im Sterneckerb in der Münchener Altstadt im ehemaligen Reichsratszimmer historischen Sterneckerbräus ihre erste Unterkunft gefunden. Schon die im Herbst 1921 bezogene Geschäftsstelle in der neliusstraße war wesentlich größer. Sie besaß einen kl Schalterraum, ein bescheidenes Zimmer für den Geschäfts ein Zimmerchen für die S.A. und einen größeren, aller dunklen Raum für die Arbeiten an der Kartothek. Im Jahre 1925 (die Geschäftsstelle in der Corneliusstraße war November 1923 der Beschlagnahme zum Opfer gefallen) m man sich also wieder auf einen Raum beschränken.

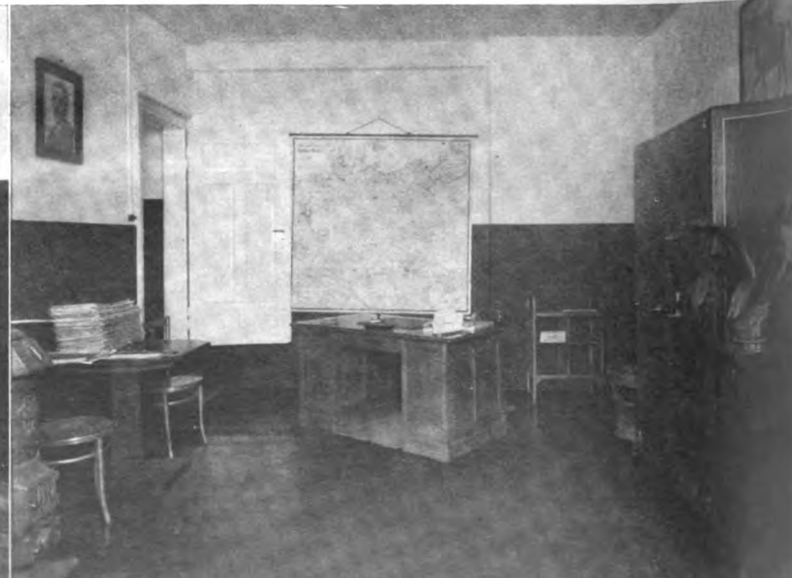
Erst im Juni 1925 gelang es im Hinterhause 50 an Schellingstraße, einem sehr heruntergekommenen Bau, im Stock ein paar Räume in Untermiete zu erhalten, die zu



Geschäftszimmer der Propagandaabteilung



Das Zimmer des Führers



Geschäftszimmer der Organisationsabteilung

...EN BLÜHT...
...HÄFTSSTELLE DER ...P.



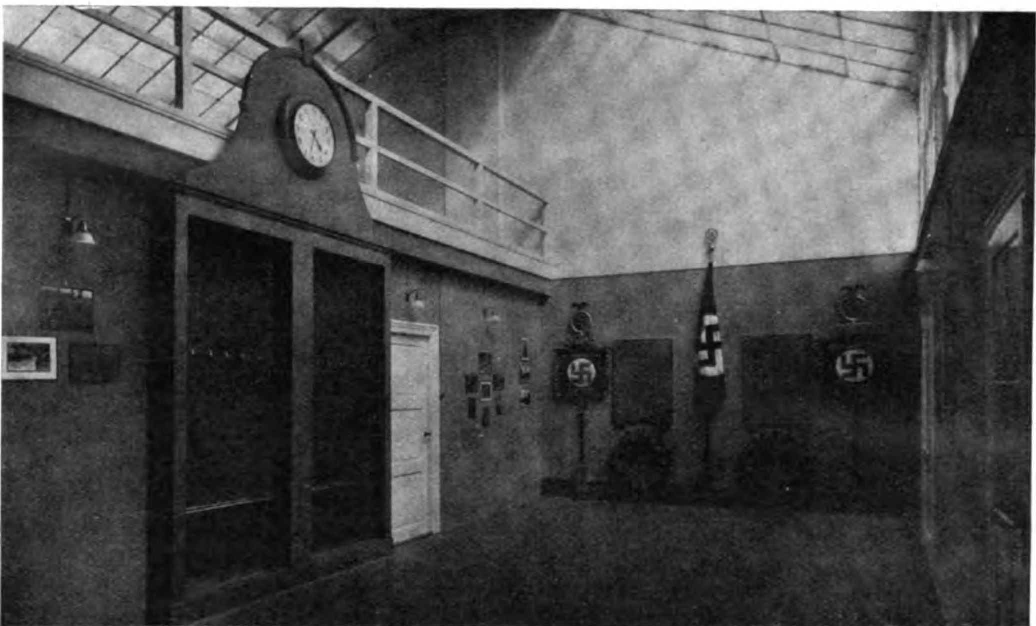
Geschäftszimmer der S.A.-Bayern



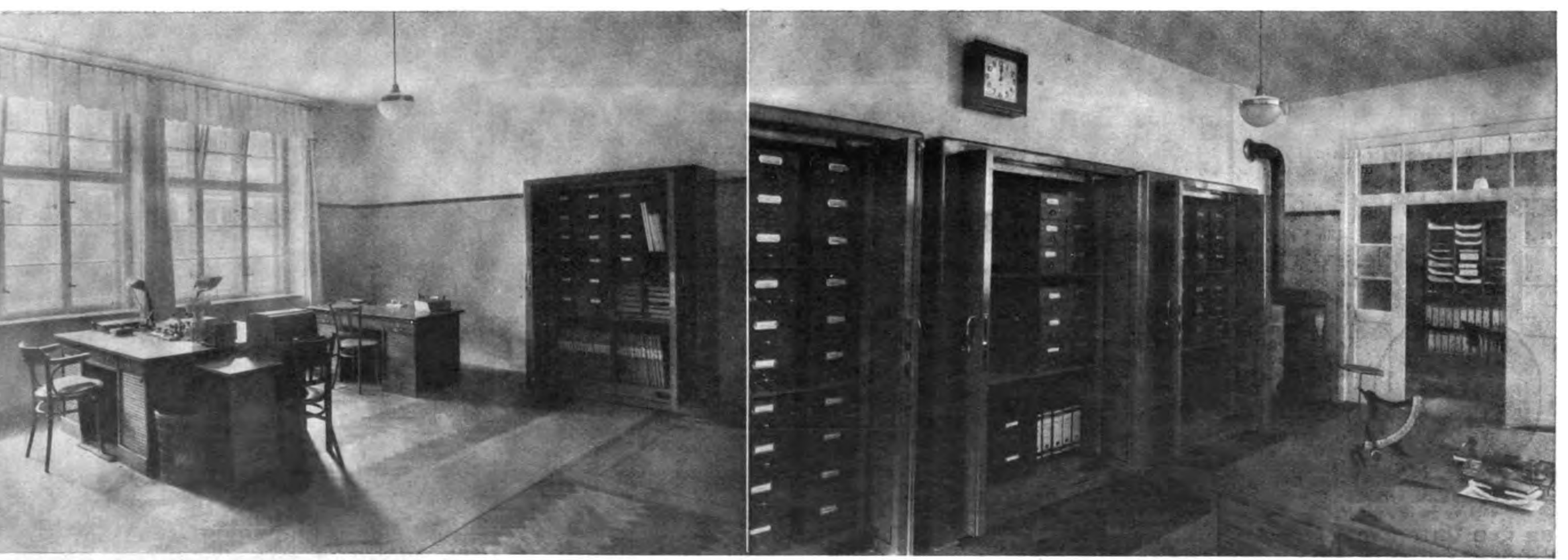
Das Zimmer des Geschäftsführers der Partei

...nen etwas menschenwürdigeren Zustand versetzt werden ...n. Die neuen Räume umfaßten neben einem winzigen ...ter, ein Zimmer für den Geschäftsführer, eines für den ...r der Partei, ein weiteres für dessen Sekretär, ein ...es Zimmer für die Kartothek, ein kleines Zimmer, besser ...ämmerchen, für den Propaganda-Leiter, ein noch kleineres ...elephon und Registratur und eine dunkle Kammer für die ...staffel.

... traf es sich, daß wir im März 1926 im Erdgeschoß des... ... Hauses umfangreiche Werkstättenräume infolge ... des Besitzers ablösen und erwerben konnten. Wenn ... der Zustand dieses sehr großen Raumes zunächst jeder ...reibung spottete, so war es nun dennoch möglich, der Be...ng, die schon längst notwendigen Kassen- und Schalter...e zu geben. Nach einem unter beträchtlichen Opfern durch...rten mehrmonatigen Umbau entstanden die neuen Räume, ...nen die gesamte Kassenverwaltung und Buchhaltung der ...i untergebracht werden konnte: ein Schaltervorraum, an den Wänden gekachelt, mit Parkettboden und schönen Schaltern, in Weiß gestrichen; der Schalterraum selbst hat als „Hauptschmuck" drei mächtige doppeltürige Panzerschränke der Firma Leicher; weiter ein sehr großer Raum der Buchhaltung und Kartothek-Abteilung, ebenfalls mit großem Panzerschrank, endlich das Büro des Reichschatzmeisters der Bewegung. Alle diese Räume sind taghell, auf das modernste eingerichtet, ebenso zweckmäßig wie schön. Wenige Monate später gelang es die



Der Ehrensaal der S.-A.



Die Buchhaltung

Die Kartothek

Aufnahmen: Hoffmann

übrigen 5 Räume im Erdgeschoß des Hauses sowie das ganze zweite Stockwerk zu mieten. Leider war es notwendig, einige dieser Räume, die seit Jahrzehnten nicht mehr als Wohnungen gedient hatten und sich im übrigen in einem unbeschreiblichen Zustand befanden, vom Wohnungsamt durch einen hohen Betrag freizulösen. Nun ist aber der Umbau dieser Räume zu Büros vollzogen. Im Erdgeschoß befindet sich jetzt die Telephonzentrale, weiter ein Schreibmaschinenzimmer, das Zimmer des Geschäftsführers und das große Büro der Organisationsabteilung und des Untersuchungs- und Schlichtungsausschusses. Diese Räume sind zum Teil an den Wänden bespannt, im übrigen ebenfalls weiß gehalten und durchgehend modern eingerichtet. Die Bewegung hat hier ihren Stolz dareingesetzt, ihre Hauptgeschäftsstelle in einen vorbildlichen Zustand zu bringen.

Der Ausbau des zweiten Stockes, nunmehr ebenfalls vollendet, dient in erster Linie den Zwecken der S.A. Die Räume sind mit die schönsten im Hause. Ein großes Zimmer steht für die Schutzstaffel und S.A. München, ein noch größeres für die Landesleitung der S.A. zur Verfügung, ein sehr schönes Zimmer endlich ist für den obersten S.A.-Führer bestimmt.

Der Vorraum zu den S.A.-Zimmern, ein Teil eines früheren riesigen Ateliers, wurde zu einem kleinen Museum der Bewegung umgestaltet. In ihm befinden sich an der einen Wand die beiden schweren Marmortafeln, in die die Namen der Toten unserer Bewegung gemeißelt werden. Die drei Standarten der S.A. München sowie die gesamten Fahnen der Ortsgr. München und ihrer S.A. sind zum weiteren Schmuck für die Halle bestimmt. Endlich befindet sich im zweiten Stock noch das Büro des Warenvertriebs der Partei, das zur Zeit noch nicht bezogen ist, sowie ein sehr großes Reservezimmer, das für Wahlen usw. etwa 20 Arbeitskräften Raum bietet.

Das Zimer des Führers der Bewegung im ersten Stock hat ebenfalls die letzte Ausgestaltung erfahren, so daß heute die Geschäftsstelle der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei nicht nur den Anforderungen des Augenblicks, sondern auch der nächsten Jahre vollkommen genügen wird.

Es ist aber notwendig, daß man sich dabei immer wieder vor Augen hält, daß die Bewegung für diese zum Teil mit sehr hohen Kosten verbundenen Bauarbeiten ihre Gelder fast restlos aus den Groschen ihrer kleinsten und ärmsten Parteigenossen aufgebracht hat. Und das ist unser Stolz. Die neue Hauptgeschäftsstelle der Partei ist kein Geschenk eines Mäzens, sondern das Werk opferbereiter Parteigenossen. Mancher aber, der einst mit leisem Zweifel angesichts des Verfalls der Räume sein Scherflein beigetragen hat, empfindet heute glückliche Zufriedenheit und ist nun erfreut, mitgeholfen zu haben zum Gelingen dieses Werkes.

Bayreuther Festspieltage

So beschämend es auch für die guten Deutschen sein mag, man muß ihnen immer wieder unter die Nase reiben, daß neben dem unerschütterlichen, opferreichen Idealismus der Frau Cosima nur das Ausland durch seine rege Teilnahme die Bayreuther Bühnenfestspiele solange über Wasser hielt, bis endlich dem deutschen Volke die Erkenntnis von ihrer Bedeutung für unser Kulturleben aufzudämmern begann. Dann erst, also etwa um die Jahrhundertwende, wurde der Zustrom aus den deutschen Landen so stark, daß die fremdländischen Festspielbesucher gegen die deutschen nahezu verschwanden. Inzwischen sind wir infolge des traurigen Ausganges des Weltkrieges und der Dawesfron derart verarmt, daß sich von den Mittelschichten des deutschen Volkes, die vordem die Hauptmasse der Bayreuth-Pilger stellten, nur noch ein sehr kleiner Teil die Wallfahrt nach der alten fränkischen Barockstadt leisten kann. Betrachtet man aber die deutschen Festspielbesucher genauer, so sieht man wirklich eine rassische und geistige Auslese des deutschen Volkes um sich. Das E. K. I. auf diesem oder jenem schwarzen Rocke verrät den tapferen Soldaten des ruhmgekrönten deutschen Heeres; dann taucht wieder der feingeschnittene Kopf eines bekannten deutschen Künstlers oder Gelehrten auf. Unter den alten treuen Bayreuthern bemerkt man den gewesenen König Ferdinand von Bulgarien, dann die trotz hohen Alters ungebeugte Reckengestalt des ungarischen Grafen Albert Apponyi, dessen blaue Augen über der scharf geschnittenen Hakennase in beinahe noch jugendfrischem Glanze leuchten . . .



Siegfried und Winifred Wagner

Viel beachtet wird der Meisterdirigent Bayreuths, auch heuer wieder der Leiter aller Parsifal-Aufführungen, Dr. Carl Muck, der treue Hüter der Bayreuther Tradition. Wer dieses fein profilierte Gesicht mit dem energisch gewölbten Kinn und den geistvoll tiefen Augen nur einmal gesehen, der wird es nie vergessen. Und was mußte dieser echt deutsche Künstler erdulden, als er während des Krieges in Nordamerika — er war Dirigent der Symphonie-Konzerte in Boston — über ein Jahr hinter dem Stacheldrahtzaun saß! Dabei steigt uns die häßliche Erinnerung daran auf, wie einst lange vor dem Weltkriege das königliche Opernhaus in Berlin den großen deutschen Künstler Muck ziehen ließ, um den jüdischen Taktschaumschläger Leo Blech als Generalmusikdirektor zu behalten!

Weiter sehen wir den hochverdienstvollen Vorkämpfer des Bayreuther Gedankens und Lebenswerkes Richard Wagners, den greisen Freiherrn Hans von Wolzogen, Herausgeber der „Bayreuther Blätter", dessen Feder soviel Bedeutendes dem deutschen Volke schenkte. Houston Stewart Chamberlain weilt leider nicht mehr unter uns; bei den Festspielen 1925 konnte er noch einige Aufzüge wahrnehmen. Damals erschien er noch so frisch, daß man ungeachtet seines grausam schweren Leidens nicht an ein baldiges Ende denken mochte. Seine Witwe, Wagners Tochter Eva, eilt in tiefschwarzer Trauerkleidung rasch durch die Menge, um in der Privatloge des Hauses Wahnfried der Vorstellung beizuwohnen.

Sowohl im Festspielhause wie auch im Hause Wahnfried macht Frau Winifred, Siegfried Wagners ebenso schöne als geistvolle Gattin, in ihrer vornehm-liebenswürdigen Weise die Honneurs, denn Siegfried selbst, der seit zwei Jahrzehnten die künstlerische Oberleitung der Festspiele innehat, weilt den ganzen Tag auf der Bühne. Vor allem seinem Genie ist es zu verdanken, daß die Festspiele auf unerreichbarer Höhe verharren.

Außer unserem geliebten Deutsch hört man vorwiegend Englisch; dann kommen die skandinavischen Sprachen, Italienisch und Spanisch. Frankreich ist so gut wie gar nicht vertreten. Gott sei Dank! Und Juden sieht man herzlich wenig, was auch höchst erfreulich ist. Daß die Juden die Bayreuther Festspiele boykottieren, beweist klar, wie unheimisch sie sich in der Stadt Richard Wagners fühlen. Dabei könnten sie sich wahrlich nicht über antisemitische „Provokationen" beklagen. Oder stößt sie die schwarz-weiß-rote Fahne, die stolz vom Gipfel des Festspielhauses flattert! Sollte Wahnfried etwa die Farben der Republik hissen, welch letztere um die Forterhaltung der Festspiele nicht einen Finger rührte? Ist es nicht bezeichnend für die geistige Einstellung der gegenwärtig regierenden Kreise, daß nicht ein einziger republikanischer Minister bisher nach Bayreuth kam? Nicht einmal einer bayerischer Kouleur, obschon bekanntlich Bayreuth noch immer zu Bayern gehört?

Nun zu den Aufführungen selbst noch einige Worte. Eröffnet wurden sie mit dem vollständig neu einstudierten und inszenierten „Tristan und Isolde" unter der Leitung Karl Elmendorffs, des ausgezeichneten Kapellmeisters der Münchener Staatsoper. Obschon für den plötzlich erkrankten Gunnar Graarud, einen Schweden, Gotthelf Pistor als Tristan und für Theodor Scheidl Eduard Habich als Kurwenal einspringen mußte, war die ganze Aufführung unvergleichlich schön, auch die Dekorationen entsprachen durchaus dem Geiste des Werkes. So das trotzige Wikingerschiff mit dem rückwärtigen Aufbau, auf dem die Ritter, Knappen und das Schiffsvolk in malerischer Gruppierung lagern. Davor das Zelt für Isolde und ihre Frauen, die Vorhänge und der Teppich trugen als Gewebemuster sehr sinnig das Zeichen des Sonnenrades, woraus sich bekanntlich das Hakenkreuz bildete. Einen wundervoll stimmungssatten Eindruck machte der von tiefblauer Sommernacht beschattete Burggarten des zweiten Aufzuges — dazu als Gegensatz die Öde der Burg Kareol mit dem Ausblick auf die Meeresstimmung. Die Dekorationsskizze hierzu wurde von Siegfried Wagner selbst entworfen, der, wie man weiß, auch eine schöne Begabung als Zeichner und Maler besitzt. Die meisten dekorativen Einfälle, die das Bühnenbild in Bayreuth so außerordentlich beleben, gehen auf des Meisters Sohn zurück, der in Kurt Söhnlein eine höchst wertvolle Kraft für die Gestaltung des Bühnenbildes zu finden wußte. Obermaschinendirektor in Bayreuth ist wieder Friedrich Kranich.

An Stelle des 1925 gleich nach den Festspielen verstorbenen Michael Balling dirigiert jetzt den „Ring" Franz von Hoeßlin, ein noch junger Stabwalter, dem zwar noch die Größe des Bayreuther Formats fehlt, der aber doch Bedeutendes zu leisten wußte. Eine Brünnhilde allerersten Ranges hat Bayreuth in diesem Jahre an der Schwedin Nanny Larsén-Todsen gewonnen, die eine ungewöhnlich herrliche Stimme mit einem hochdramatischen Spiele vereinigt . . .

Die „Eule", die bekannte Künstlerkneipe Bayreuths

Nun ist der erste Zyklus der Festspiele wieder vorbei und es heißt scheiden von Bayreuth. Noch einen Weg zu der Marmorplatte, unter der die sterblichen Ueberreste des Meisters ruhen und dann zu den Gräbern Franz Liszts und Houston Stewart Chamberlains.

Wie groß ist doch das deutsche Volk in seinen großen Männern und durch sie, und wie klein ohne diese!

Jose Stolzing.

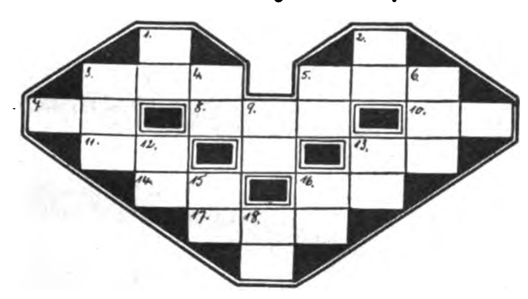
Der neueröffnete Wagnersaal in Bayreuth



ZUM ZEITVERTREIB

RÄTSEL

Silbenkreuzworträtsel



Senkrecht:

1. Transportmittel, 2. männl. Vorname, 3. Lagerraum, 4. Menschenrasse, 5. oberster Teil eines Gebäudes, 6. wilder Krieger, 9. Obstschädling, 12. Erntegerät, 13. Sportgerät, 15. ungiftige Schlange, 16. Wasservogel, 18. biblischer Prophet.

Wagrecht:

3. Truppengattung, 5. Farbenton, 7. östliche Hafenstadt, 8. alter Deutscher, 10. Seidengewebe, 11. Kapitalsertrag, 13. Schiffsteil, 14. Rat der Hansastädte, 16. höheres Wesen, 17. tropische Ameise.

Silbenrätsel

Aus nachstehenden 87 Silben sind 29 Wörter zu bilden, von denen die Anfangsbuchstaben, zunächst der geraden und dann der ungeraden Zahlen von oben nach unten, und hierauf die Endbuchstaben, zunächst der ungeraden und dann der geraden Zahlen, von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Goethes „Torquato Tasso“ ergeben (ch soll ein Buchstabe sein).

a—a—ar—as—bein—bend—che—chi—co—de—del—di—du—e—e—ef—el—en—er—fen—fen—frau—freg—ga—ge—ge—gen—gen—ger—göt—gra—griff—hin—i—i—i—ka—ka—ke—ken—kü—la—lam—land—li—lob—lun—nal—ne—neh—ni—nord—on—ot—phi—pi—ran—re—ri—rot—rü—rung—sac—see—sol—ste—stei—stick—stoff—ta—tau—te—tek—tel—ter—tha—tin—trum—tur—u—un—vi—we—wol—wol—zen—zun

Die Wörter haben folgende Bedeutung:

1. .... Schollenfisch
2. .... schwebender Luftwasserdampf
3. .... altdeutscher Meistersinger u. Spruchdichter
4. .... griechische Insel
5. .... Baukunst
6. .... Papierlaterne
7. .... eingeborene Bevölkerung Vorderindiens
8. .... früher viel gebräuchliches Zündmittel
9. .... größte deutsche Insel
10. .... Stadt in der Lüneburger Heide
11. .... wertvolle Mineralien
12. .... sehr lebhafter italienischer Tanz
13. .... Landstreifen zwischen Meer und Haff
14. .... Tiroler Genremaler
15. .... Hauptstrom Rußlands
16. .... technischer Ausdruck beim Ringkampf
17. .... Mitglied des Bundes der Landwirte
18. .... deutsche Universitätsstadt
19. .... Bestandteil der Luft
20. .... lagunenreicher Küstenstrich Guineas
21. .... kurzer Herrenrock
22. .... Großschiffahrtsweg von Amsterdam zur Nordsee
23. .... Epos von Homer
24. .... Okzident
25. .... Kammgarnstoff
26. .... Insel im Viktoriasee
27. .... Mittelpunkt
28. .... türkischer Staatsbeamtentitel
29. .... Goethesche Dramengestalt

Lösung des Kreuzworträtsels in Nr. 14

Wagrecht:

1. Mad, 3. Ali, 5. Ra, 7. em, 8. Blase, 11. Protz, 13. Opium, 15. Kobra, 16. Ob, 18. in, 19. re, 21. Ina, 22. Tal, 24. so, 25. Einbaum, 28. Gobelin, 30. Dost, 32. Eber, 33. Brenner, 34. Inn, 36. Gnu, 38. Sr., 39. apo, 41. Oka, 43. si, 45. Sperber, 47. Rotdorn, 50. Moa, 51. aus, 52. Ste., 53. Rum, 55. ul, 56. le, 57. Au, 58. ma, 59. Stambul, 63. Knollen, 67. Arius, 68. Geier, 69. Utah, 70. Resi.

Senkrecht:

1. Mob, 2. Drap 3. Amor, 4. Itz, 6. Asir, 7. Erbe, 9. Loire, 10. eu, 11. Po, 12. Talon, 14. Monat, 15. Knabe, 17. Bau, 18. Ito, 20. Eid, 21. Erbsen, 23. Leben, 24. Sir, 26. no, 27. Marmor, 28. Gregor, 29. le, 31. und, 34. Ire, 35. Nabulus, 36. Gattung, 37. Uso, 38. Spa, 40. Pesel, 42. Kosak, 44. irr, 45. Soltau, 46. Ra, 48. de, 49. Numeri, 50. Mus, 54. Man, 60. Art, 61. Mia, 62. huh, 64. Oer, 65. Lie, 66. les.

Lösung des Kryptogramms in Nr. 14

Knurrhahn, Wanderer, Unvernunft, Radieschen, Entdeckung, Ziegelei, Braunschweig, Fechtdegen, Karfreitag, Schauermann, Flandern, Schwerkraft, Häftling, Königssee, Wriezen, Pauschale, Strohhüte, Katzenfell, Rottweiler, Schlüsselbund.

Nur der verdient die Gunst der Frauen, der kräftig sie zu schützen weiß.

HUMOR

Parlamentsferien

Wer kann, der drückt sich in diesen Tagen
Weit fort von der Stadt ins grüne Behagen,
Ins ländlich-frische Sommeridyll,
Mit Moos im Beutel und Ruhegefühl.

Die Herr'n Minister und Hauptschriftleiter
Sind nie im Jahre so innerlich heiter
Wie jetzt, wo ihnen ein Urlaub winkt,
Und von ihnen die Politik absinkt.

Auch Bürgermeister und Stadtratsglieder
Tun itzo gern ihre Bürden nieder
Und suchen draußen bei Ochs und Kuh
Die wohlverdiente Ferienruh!

Die Herrn Regierer-Diätengenießer,
Besorgt fürs Wohl von Prolet und Spießer,
Sie halten jetzt gleichfalls Pause und
Den hohen Gesetzmachermund.

Und folglich sind unsere Parlamente
Jetzt zu, ohne daß man behaupten könnte,
Daß jemand ihr Funktionieren vermißt
Und dessentwegen bekümmert ist.

Auch sonst wird nicht so viel Blech gesprochen.
Es sind die heißen und stillen Wochen.
Nur schade, daß der Arbeitsmann
Sich keinen Urlaub leisten kann.

Nie wird man seines alltäglichen Zwirnes
So satt wie im Zeichen des Hundsgestirnes,
Wo Firn und Ferne so lockend winkt
Und die Stadt daheim so asphaltheiß stinkt.

Muth-Klingenbrun.

Russische Satire.

„Das Stück ist schlecht“, entscheidet der Mann, der für die Geschäftsführung des Staatsverlages verantwortlich ist. „Eigentlich sollten wir es nicht drucken, aber in Anbetracht der proletarischen Abkunft des Verfassers ...“

„Das Stück ist ein Dreck“, entscheidet der Regisseur des Staatstheaters. „Es ist geradezu irrsinnig, so etwas auf die Bühne zu bringen, aber in Anbetracht der proletarischen Abkunft des Verfassers ...“

„Das Stück ist durchgefallen“, stellte der Kritiker fest. „Eigentlich dürfte ich kein gutes Haar daran lassen, aber in Anbetracht ...“

Und die Arbeiter brummen beim Verlassen des Theaters: „Aller Plunder wird uns vorgesetzt. Wo bleibt in Teufels Namen die Achtung vor dem Proletariat.“

*

Gut Sächsisch.

„Können Sie mir sagen, wo in dieser Straße die Hedwigskirche liegt,“

„Die liecht schon hier, aber es is geene Girche.“

„Erlauben Sie mal, die Hedwigskirche wurde 1438 erbaut und dient seitdem kirchlichen Zwecken.“

„Is schon meechlich.“

„Wie können Sie also sagen, die Hedwigskirche sei keine Kirche?“

„Hab'ch ja gar nich gesaacht.“

„Aber freilich, Sie sagten: es ist keine Kirche.“

„Stimmt auch, es is geene Girche.“

Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Weil an Wochendagen abend geene Girche is!“

„Ach Sie meinen, es ist heute kein Gottesdienst?“

„Das saach'ch doch alleweile. Es is ebend beide geene Girche in der Girche.“

„Nun, das macht nichts, ich will sie mir bloß ansehen.“

„Das hädd'n Se doch gleich saachn genn'n!“

*

Herr A. stürzt aufgeregt in das Zimmer seines Freundes B. mit der Bitte, ihm rasch für zehn Minuten zwei Pfund Sterling zu leihen.

„Ich brauche das Geld nur für zehn Minuten,“ versicherte er.

„Wenn du es nur für zehn Minuten brauchst,“ antwortete der Freund gelassen, „dann warte doch einfach die zehn Minuten ab, dann brauchst du es überhaupt nicht mehr.“

*

Arzt (zum kranken Bauer, der sich bei ihm untersuchen läßt): „Haben Sie Appetit zum Essen?“ — Bauer (schmunzelnd): „Na, was hätten S' denn Gutes?“

*

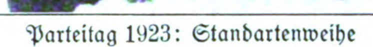
Sein Wunsch. Staatsanwalt: „Haben Sie noch einen letzten Wunsch?“ — Verbrecher: „Ja, ich wünsche, Sie wären an meiner Stelle, Herr Staatsanwalt!“

*

„Mein Bruder“, erzählte ein Herr, „ist wirklich Hans im Glück. Als Kind ist er von einem galoppierenden Pferd abgeworfen worden, aber er blieb heil. Später brach er beim Schlittschuhlaufen durch das Eis, kam aber mit einem Schnupfen davon. Als Student geriet er in der Schweiz in eine Lawine, stürzte ein paar hundert Meter ab und wurde unverletzt ausgegraben. Und jetzt ist er zwanzig Jahre verheiratet und immer noch vergnügt.“

Parteitage von einst . . .

Bild nebenstehend:
Auf dem Marsfeld
zu München
Parteitag 1923



Parteitag 1923: Standartenweihe

Der erste Parteitag der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei am 26. Januar 1923 in München hatte angesichts der bedrohlichen Lage unmittelbar vor der Ruhrbesetzung eine erhebliche außenpolitische Bedeutung. Wurde doch zum erstenmal nach dem Novemberverrat der Welt gezeigt, daß das deutsche Volk sich nicht insgesamt und restlos als Sklave fühlt und weiterhin als Sklave sich behandeln zu lassen gesonnen ist. Trotz großer polizeilicher Schikane war der Aufmarsch der S.A.-Abteilungen zur ersten Standartenweihe auf dem Marsfeld mit anschließendem Demonstrationszug durch die Stadt eine Kundgebung von größtem Eindruck, vor allem auf die massenhaft erschienenen ausländischen Journalisten.

Gegen den Parteitag von Weimar im Jahre 1926 aber war die Veranstaltung des Januars 1923 doch nur eine bescheidene Kundgebung. Der Weimarer Parteitag 1926 war seit dem Jahre 1923 die erste Kundgebung der N.S.D.A.P., die sie allein unter ungeheurem Zulauf, mit Massenkundgebungen unter freiem Himmel in Verbindung mit Kongressen und Beratungen, abgehalten hat. Wenn man außerdem noch berücksichtigt, daß zur Zeit des Weimarer Parteitags die Partei erst ein Jahr wieder bestand und aus den Trümmern des Jahres 1924 und 1925 neu geschaffen werden mußte, kann man die Bedeutung der Weimarer Tage erst richtig ermessen.

Der Parteitag von Nürnberg am 20. Aug. aber wird alle bisherigen und ähnlichen Veranstaltungen weit, sowohl an rein politischer Bedeutung und Wirkung, als auch an Zahl der Teilnehmer übertreffen.



Schon ein anderes Bild!
Massenkundgebung unter freiem Himmel
in Weimar 1926



Auf dem Parteitag zu Weimar 1926



Wir sind wir! . . .



„Kultur" in Baden-Baden

Aufnahmen: Incognito



O wie lieblich, o wie schön . . .

* * *

Baden-Baden ist ein Paradies. Ein Paradies für die Erholungsbedürftigen. Aber es ist schon ein rechter Zufall, wenn man in dem schönen Kurort einen wirklich Erholungsbedürftigen findet. Die große Mehrzahl der Besucher von Baden-Baden aber sind jene Leute, die sich in den schönen Tagen des Sommers von dem Nichtstun in den Tagen des Winters „erholen" und „Kräfte sammeln" zum Faulenzen während der Tage des Herbstes und des Winters. Und auch noch andere Besucher gibt es dort. Das sind die, die sich in Deutschlands schönstem Bad ausruhen vom Raube und Ausplündern deutscher Arbeitskraft und deutscher Werte: Jene verdammten Schmarotzer und Dividenden-Könige, jene Rekord-Aufsichtsratsposten-Inhaber und Ausbeuter, die der Herrgott schon in ihrem Aussehen uniformiert hat als Angehörige derselben Klasse und Rasse. Diese Menschen haben aber auch kulturelle Bedürfnisse, die zu vermitteln und darzubieten man in Baden-Baden erfolgreich bemüht ist. So wurde Mitte Juli erst eine neue Oper (besser sogenannte Oper) aufgeführt, die von dem Juden Bert Brecht stammt und zu der der Jude Kurt Weill eine (sogenannte) Musik geschrieben hat. Diese „Oper" trägt den Titel „Mahagony". Wer wissen will, was der Inhalt des Stückes ist, betrachte das Schlußbild. Und für solche Dinge gibt es in Baden-Baden öffentliche Gelder und Unterstützungen!!



Motto: Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben . . .

Unten: Bert Brecht (links) und Weill, die „Mahagony"-macher



Schlußbild aus „Mahagony" Wo bleibt da der Staatsanwalt?

Wir aber sind dankbar, daß ein gütiges Geschick den Juden jegliche Vorsicht und Zurückhaltung als entbehrlich scheinen läßt, auf daß sie aus sich herausgehen und keinen Zwang mehr auferlegen. Auf diese Weise tragen sie wenigstens dazu bei, daß bald der Tag kommt, wo den Millionen deutscher Arbeitsmenschen die Augen aufgehen. Dann wird hoffentlich jene Maßnahme durchgeführt, die zur Erhaltung deutschen Lebens und zum Schutz deutscher Sitte und Kultur einfach notwendig ist:

Raus mit der jüdischen Pest aus Deutschland!

Aus aller Welt



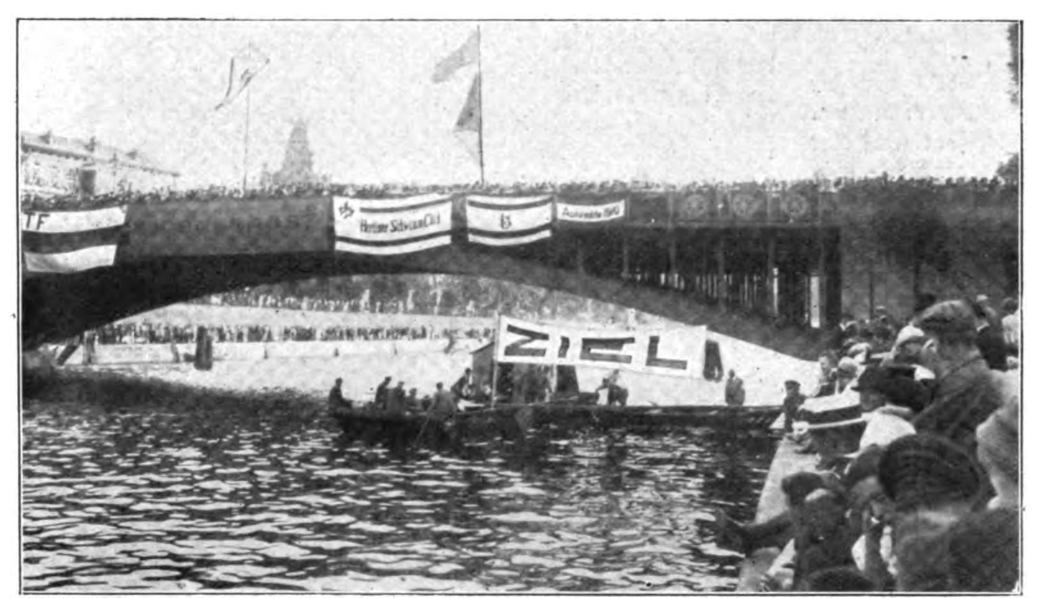
Reif fürs Irrenhaus!

Eine sogenannte vornehme „Dame", der ein Affe mehr Spaß wie ein Kind macht, am Ostseestrand von Heringsdorf

Atlantic



Amerikas Kampf gegen die Hitze! Neuyorker Schüler tummeln sich in einer der fahrbaren Bade„wannen", die die Stadtverwaltung für die Jugend bereithält. Keystone



Quer durch Berlin! Eine riesige Menschenmenge am Ziel der alljährlichen großen Schwimmkonkurrenz Atlantic

Droben, im Oberland, da weht ein frischer Wind



Wich

Der Reichskanzler Marx, der seinen Urlaub in den bayer. Bergen verbringt, hat das, scheint es, auch gemerkt und schleunigst seinen Austritt aus der Hörsinggarde erklärt



Freiheit, die sie meinen . .

Das Gebäude der Zeitung „Reichspost" in Wien, das die Genossen zur höheren Ehre des Proletariats am 15. Juli vollständig demolierten Posther



Ein Haifisch im Regen

Im Regen, einem Nebenflüßchen d. Donau, fing Postsekr. Müller, Cham, einen sogen. Regenhai, der die stattl. Länge von 1,78 m hatte



Den Gefallenen zur Ehre . . .

den Lebenden zur Mahnung. Das in Würzburg enthüllte Gefallenendenkmal der deutschen Studentenschaft

Die Fremden sind da!

Der Münchner Fremdenverkehr ist ~~zwar~~ zunächst eine Münchener Sache. Die Fremden aber, von denen nachstehend unser Mitarbeiter lustig plaudert, sind Deutsche aus allen Gauen. Deshalb hielten wir es für unsere Pflicht, dem Münchener Fremdenverkehr, der eigentlich eine großdeutsche Angelegenheit ist, die Spalten unserer für ganz Deutschland geschriebenen Zeitung zu öffnen. (D. Red.)

Klettert die Sonne am Firmament höher und höher, beginnt für München, dem Sammelbecken des Fremdenstromes, der sich nach Süden wälzt, die „Saison". Der Münchner hat das Wort verdeutscht und sagt „Seisoon". So um die Hundstage herum, da wimmelt's nur so. Von der Nordsee und der Ostsee, von der Elbe und der Spree, vom Vater Rhein sind sie gekommen, die Münchens Schönheiten schauen und Münchens Gemütlichkeit miterleben wollen. Ein Dienstmann, bewaffnet mit den Koffern, Schachteln und Decken, steuert gewissenhaft seine Auftragsgeber in das gewünschte mittlere Hotel. Wem's pressiert und wer nur so im Flug ganz München genießen will, der setzt sich in das Rundfahrtauto. Sendlingertor, Mordweihnacht 1705, Asamkirche, Weißwürscht bei Spöckmeier, Glockenspiel



Der Bahnhof-Lotse oder Dienstmann, eine wichtige Persönlichkeit des Fremdenverkehrs



„Links!!! meine Herrschaften; Rechts!!! meine Herrschaften".

am Rathausturm. Soller, das Apachenwirtshaus . . . Wer am Abend nach der Rundfahrt noch etwas vom Maximilianeum weiß oder vom Obelisk, für den war Zeit und Geld nicht hinausgeworfen. Das Glockenspiel am Rathausturm. Der Kutscher zeigt's seinen Wageninsassen, indem er mit der Hand oder der Peitsche danach hackelt. Man sähe es auch so, aber die Bewegung macht die Sache eindringlicher. Es schlägt elf, das Spiel ertönt, die Schäffler tanzen, die Unschuld erschlägt die Sünde, das heißt, der weiße Ritter den schwarzen – im Leben ist es leider umgekehrt – der Hahn kräht, aus ist der Spuk. Das Geschiebe und Gedränge löst sich, erhält



Alle Augen warten . . . auf den Beginn des Glockenspiels

Ziel und Richtung — zum Hofbräuhaus, die Münchener Sehenswürdigkeit schlechthin; da muß man gewesen sein. Besonders im Garten an den Fässern.

Neckisch wippt der Gamsbart auf dem Steirer-Hütchen der Spree-, Elbe-, Rhein-Tiroler; schneeweiß leuchten die Knie zwischen Lederhose und grüngestickten Strümpfen, elegante Shimmyschuhe vervollständigen den „Gebirgler", der von Frau und Fremden als wie echt aussehend erkannt und anerkannt ist. Den Bergstecken freilich, den er stolz durchs Karlstor trug, hat er auf dem Marienplatz einem Dienstmann zum Heimtransport ins Hotel in die Hand gedrückt.

In grünes Loden ist alles gehüllt: Grün der festgeschlossene Kragen, die Krawatte, das Hemd, die Hose, die Strümpfe; alles waschecht grün und alles aus Loden; sogar der Hut, der mit einer Kette an das Knopfloch geschmiedet ist. Feldstecher, Photographen-Apparat, Generalstabskarten verschönern das Leben und kennzeichnen den Mann, der gewillt ist, Wendelstein und Herzogstand zu erklimmen. Sachsen überwiegen; in Dresden auf der Prager Straße hört man kein so reines Sächsisch und dort gibt es weniger Sachsen als beispielsweise in der Neuhauserstraße in München. Da ist ja auch der Kutscher wieder, der seinen Fahrgästen außer den Sehenswürdigkeiten der Stadt auch urmünchner Treiben zeigen will. Wer den Münchener Bummel studiert, kommt bestimmt auf seine Rechnung. Lodenjünglinge und Bergsteigerinnen aus Sachsen, schön sind sie gerade nicht, aber dafür sind sie mit Almblumen behangen (selbstgepflückt am Bahnhof Prien). — Wandervögel ziehen die Straße entlang, nicht etwa auf dem Gehsteig, sondern auf dem Fahrweg. Hemd und Hose schlottern um braune Arme und Beine, Sandalen klappern, die Haare gleichen rotgebranntem Moorboden. Natürlich hat jeder Rucksack „umgehängt".

Das sind die Fremden in München, die der Münchener zwar manchmal belacht, aber doch gern sieht. Daneben gibt es leider auch noch andere, die weniger gern gesehen werden. Aber davon wollen wir diesmal nichts reden. Dr. S.



„Wir gommen nemlich aus Dräsden"



Der Kutscher-Cicerone als „Erzieher".

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen Ernst v. Westerhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang · Folge 16
30. August 1927



Preis 20 Pf. · Österreich 35 Gr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Deutschland erwacht!

Der Höhepunkt des nationalsozialistischen Parteitages in Nürnberg war der Vorbeimarsch der S. A. vor Adolf Hitler

Der Reichsparteitag der N.S.D.A.P. in Nürnberg 1927

Erwartungsvolle Menge am Bahnhofsplatz



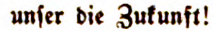
Ankunft der Sonderzüge: Eintreffen des Münchener und Regensburger Extrazuges

Der Nürnberger Parteitag der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei ist vorüber. Vorbei ist damit die größte deutsche Freiheitskundgebung, die seit Jahren im ganzen deutschen Sprachgebiet stattgefunden hat. Es ist nicht notwendig, über den dritten Parteitag der N.S.D.A.P. Berichte zu veröffentlichen, die mehr mit Begeisterung für eine gute Sache als mit Wahrheitsliebe verfaßt sind. Um die gewaltigen Ausmaße der Kundgebungen in Nürnberg wahrheitsgemäß und auch für den anständigen Gegner glaubhaft zu schildern, kann es uns vollständig genügen, jene Feststellung bekanntzugeben, die die Nürnberger Reichsbahndirektion gemacht hat und wonach in **Nürnberg** am **20. und 21. August insgesamt an- und abgefahren sind rund 223600 Personen**, um



rund 160 000 Menschen **mehr wie an gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen.** Damit ist vor allem aber auch bewiesen, daß die nationalsozialistische Demonstration in Nürnberg die Angelegenheit **von breiten Massen des deutschen Volkes** war. Ganz abgesehen davon, daß sich dieses ja auch gezeigt hat in der unvergeßlichen Begeisterung und – selbst die berechtigsten Erwartungen übertreffenden – Anteilnahme der Einwohnerschaft Nürnbergs, einer Stadt mit bald 500 000 Menschen.

Auf welch hoher Stufe die **politischen Beratungen** und richtungsgebenden Ausführungen der Führer auf dem großen Delegiertenkongreß standen, mußte selbst ein Teil der sogenannten großen Presse zugeben. Ueber die Ausmaße der Beteiligung aber an den einzelnen Veranstaltungen und vor allem der Teilnahme der Bevölkerung an den Demonstrationen, vor allem dem imposanten Fackelzug und dem eindrucksvollen Festmarsch, werden bereits die unverschämtesten Lügen in Deutschland verbreitet. Hier einzusetzen ist die Aufgabe der vorliegenden Nummer des „**Illustrierten Beobachters**". Die Bilder, die wir in dieser Ausgabe zu veröffentlichen in der Lage sind, sind nicht erfunden wie die Berichte sogenannter neutraler und „objektiver" Berichterstatter. Sie sind die wahrheitsgemäße und unwiderlegliche, wirklich objektive Wiedergabe von Ereignissen, die dem Stadtbild Nürnbergs einen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt haben. Diese Bilder haben nicht nur festgehalten die Schande einer Stadtverwaltung, die im Gegensatz zu ihrer ganzen Bevölkerung stand und es deshalb nicht übers Herz brachte, die Empfangsmasten am Bahnhofsplatz zu beflaggen; sie haben vor allem festgehalten die herrliche und spontane Begeisterung von Hunderttausenden, die der Kundgebung der organisierten und musterhaft diszipliniert Braunhemden einen unvergeßlichen und stimmungsvollen Rahmen gab. Und nicht zuletzt haben diese Bilder festgehalten die überwältigenden Aeußerungen herzlicher Sympathie und unerschütterlichen Glaubens, die die Tausende und aber Tausende dem Führer der Bewegung entgegengebracht haben. So sind die Aufnahmen vom Nürnberger Parteitag, die wir in der Folge dem Auge des Lesers bieten, ein bleibendes Dokument für die Wahrheit und die Richtigkeit der Ueberzeugung der Anhänger der nationalsozialistischen Bewegung: Wir sind die Bewegung des besseren Deutschlands; unser die Zukunft!





Adolf Hitler begrüßt die Berliner S. A.



Ankunft der Lastkraftwagenzüge



Der erste Gruß dem Führer!



Angekommene S. A. vor dem Abmarsch in die Stadt



Lastkraftwagen der S. A. aus nah und fern



Der Abtransport der Massen vom Bahnhof in die Quartiere



Der Empfangsausschuß begrüßt die aus dem Bahnhof kommenden Kolonnen



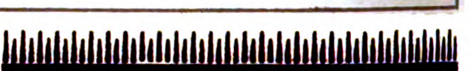
20 Stunden im Lastkraftwagen! Die Ankunft der Saarleute

Der Nürnberger Hauptbahnhof im Zeichen des Hakenkreuzes. Leben und Treiben am Samstag früh bei Ankunft der Sonderzüge

Der große Zapfenstreich der Berliner S.A.-Kapelle. Alter Hauptmarkt

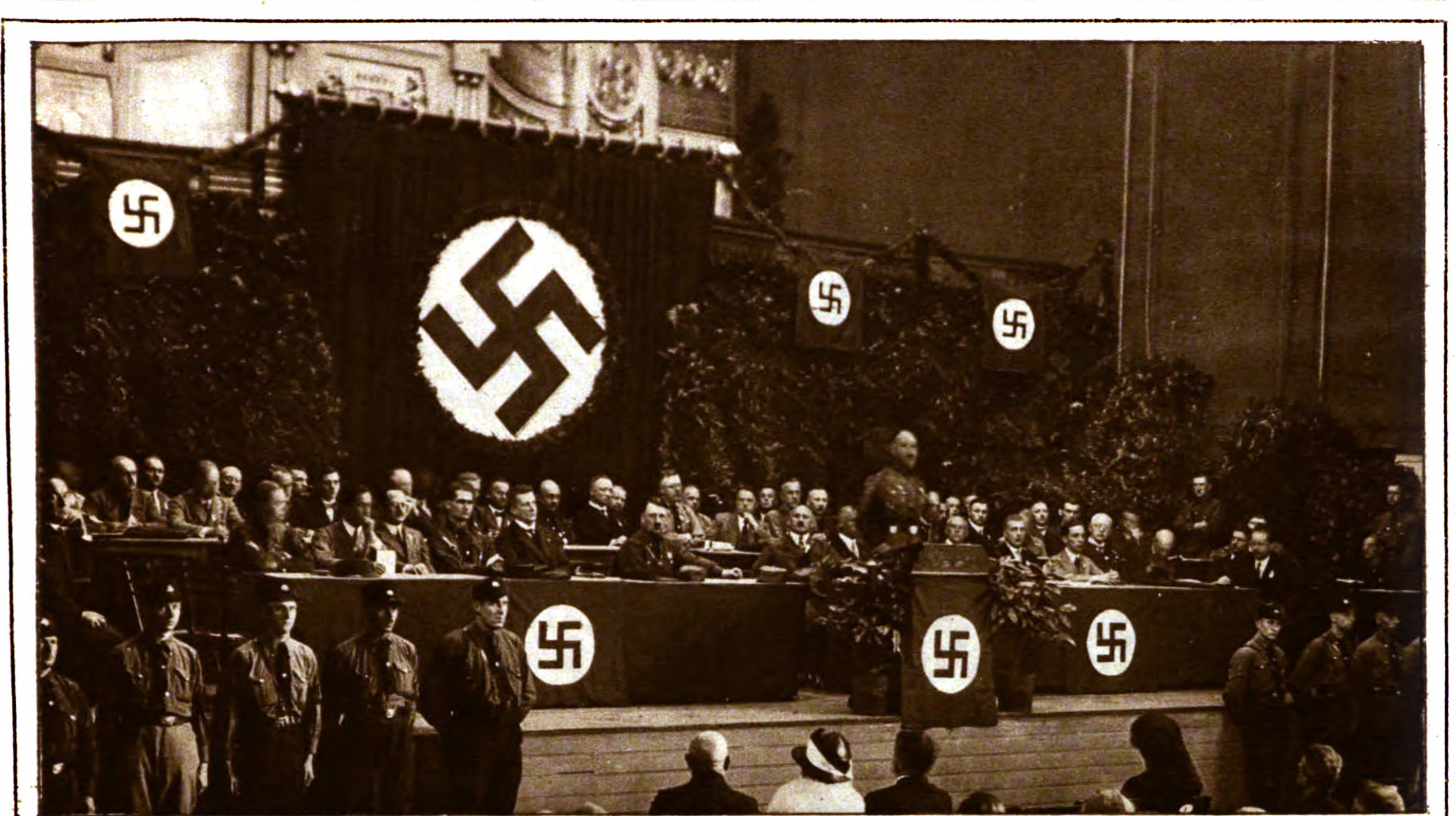
An allen Plätzen der Stadt fanden Standmusiken statt

8000 Mann im Massenquartier in der großen Ausstellungs-Maschinenhalle im Luitpoldhain









Das Präsidium des Delegiertenkongresses

Der große Delegiertenkongreß im Saale des Kulturvereins

Der Riesenaufmarsch

Hitler übergibt die Standarten



Die zur Übergabe bestimmten Standarten



Die Standarten mit ihren Trägern nach der Übergabe



Der Wald der Fahnen und



…nweihe im Luitpoldhain

Hitlers Ansprache vor der Standartenübergabe

Der Gruß der Braunhemden an die Fahnen des 9. November 1923

…n und Standarten

Fanfaren verkünden den Beginn des Festaktes



Der Vorbeimarsch der S.A. vor den Führern der Partei





Oben links: Fahnenabordnungen
Oben rechts: Deutschösterreichische S.A.
Im Kreis: Blick auf die große Tribüne
Im Oval: Der Saargau kommt!
Unten links: Hitler-Jugend aus Österreich
Unten rechts: Die kampferprobte Wiener S.A.



Der Vorbeimarsch der Braunhemden vor ihrem Führer










In ununterbrochener Folge zogen die Kolonnen der Braunhemden aus ganz Deutschland an ihrem Führer vorüber

Der Blumengruß an Adolf Hitler

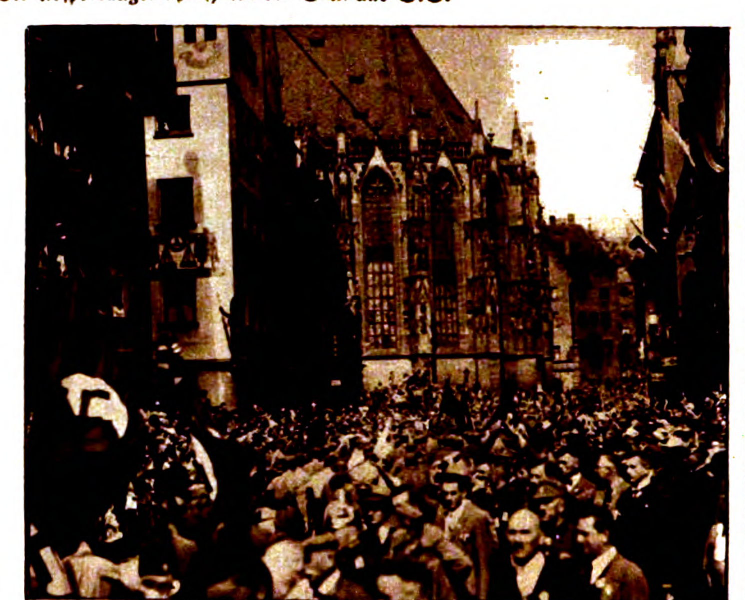


Blick auf einen Teil der großen Tribüne am Hauptmarkt

Die Absperrungsmaßnahmen der S.A. und S.S.



Der Frankenführer J. Streicher bringt ein Hoch auf die Bewegung aus



247 Ein festliches Bild

248 So sah die von der Judenpresse gemeldete „absolute Teilnahmslosigkeit“ der Nürnberger Bevölkerung aus



Windjacken

imprägniert, 9.— bis 15.— Mk., Hemden, indanthrengefärbt, garantiert farb-, luft- und waschecht, mit Schlips, lange Form 7.— Mk., Knabengröße 6.— Mk., Hitler-Mützen 2.50 Mk., mit Sturmriemen und Schweißleder 1.— Mk. mehr, Breeches- und kniefreie Hosen, Koppel, Brotbeutel, Tornister, Zeltbahnen, Feldflaschen, Fahnen, Wimpel, Tischbanner, Stangen, Spitzen, Armbinden usw. direkt ab Fabrik liefert besonders preiswert

F. Damaschke, Berlin SW 11

Königgrätzer Straße 74

Gegründet 1842 — Preisliste kostenlos

Blasenschwäche, Bettnässen

Ich bin befreit vom ersten Tage an, wo ich von Ihrer Methode Gebrauch machte, bin ich das Übel los. So schreibt Landwirt Otto Brambacher in Hof. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft kostenlos.

Institut Winkler, München 501, Heideckstraße 4

Drucksachen

für jeden Bedarf liefert zu konkurrenzlosen Preisen

Johannes **Knoll, Pausa** i. Vgtl.

Sonderangebot: Den Einsendern dieser Anzeige liefere ich: 100 Briefbogen, 100 Postkarten, 100 Kuverts zum Preise von RM. 5.— franko Nachnahme.

Bei Bestellung von 2 Sortiments einen Firmenstempel gratis!



Alle, die beim

NÜRNBERGER PARTEITAG

meine

echten Lederhosen

besichtigten, sahen meine reiche Auswahl und die guten Qualitäten in altsämisch gegerbtem Wildleder. Verlangen auch Sie meine Preisliste, bevor Sie sich eine Hose zulegen

M. HILLER • NÜRNBERG 31

Spitalplatz 17

12 — 3 — 6 — 9

Maurice elektr. Uhren Liebigstr. 12 München

Lieferung porto- und verpackungsfrei!

Unsere Leser erhalten 1 M. Nachlaß und eine Kapsel gratis bei Einsendung dieses Inserats und Bestellung einer Uhr zu M. 6.50 oder mehr.

Reklamepreis nur 4.–M.

kostet echt deutsche Herren-Anker-Uhr Nr. 52, stark vernickelt, ca. 30stünd. Werk, genau reguliert, nur . . . M. 4.—

Nr. 53, dieselbe mit Scharnier, nur . . . M. 4.50
Nr. 51, dieselbe, echt versilbert, mit Goldrand und Scharnier, nur . . . M. 5.—
Nr. 55, dieselbe, mit besserem Werk, nur . . . M. 6.50
Nr. 58, ganz vergoldet, mit Sprungdeckel . . . M. 12.80
Nr. 39, **Damenuhr**, versilbert, mit Goldrand, nur . . . M. 7.50
Nr. 79, dieselbe, kleines Format, nur . . . M. 10.—
Nr 81, dieselbe, echt Silber, 10 Steine, nur . . . M. 16.—
Nr. 47, **Armbanduhr**, mit Riemen, nur . . . M. 8.—
Nr. 44, dieselbe, kleine Form, mit besserem Werk, nur . . . M. 12.—
Wecker, prima Messingwerk, nur . . . M. 3.—
Metall-Uhrkapsel, nur . . . M. —.25

Panzerkette, vernickelt, M. —.50, echt versilb. nur M. 1.50
echt vergoldet nur M. 2.—, Golddouble-Kette nur M. 5.—

Nachts leuchtend, nur M. 0,10 mehr
Garantie für jede Uhr

Von den Uhren verkaufe jährlich zirka 10000 Stück!

Uhren-Klose, Berlin 203, Zossener Straße 8

Nationalsozialist

du unterstütze deine Bewegung durch den Bezug deiner Bücher von der

Buchhandlung Frz. Eher Nachf. G.m.b.H.

München 2, NO
Thierschstraße 15
Postsch.-Kto. München 11346

Was jeder Nationalsozialist vom Ariogermanentum wissen muß! Die kleine Rassenkunde!

Grundriß der ariosophischen Geheimlehre / Die Rassenkunde als Fundament der Ariosophie
von
Dr. J. Lanz v. Liebenfels
M. —.90

Inhalt: Was ist Ariosophie / Ariosophie ist Religion u. Wissenschaft / Sie ist vor allem Rassenkunde, Genealogie, Wappen- und Namenkunde / Rassenbegriff / Gobineau / Chamberlain / Anthropometrische, physiologische, elektrische, morphologische, ontogenetische, biochemische Rassendiagnose / Die 4 Blutrassen / Der Stammbaum der Menschenrassen / Die 5 Hauptrassen / Rassenvermischung und Rassenentmischung / usw.

Die Tragik der Germanen Gottgeschöpf Weib und sein Fall
von
Frodi Ing. Wehrmann
M. —.90

Inhalt: Geistige und politische Entwicklung d. germanisch-deutschen Volkes / Bedeutung der Rasse / Folgen der Rassenvermischung / Der Untergang der Staaten und Völker nimmt im Ehebett seinen Anfang / Der hl. Gral und die ariochristliche Rassenkultreligion / Heiliger Frühling der Germanen / Das Hakenkreuz auf roter Fahne 1625 / Bismarck, Moltke, Ludendorff, Hitler / Planmäßig organisierte Morde arischer Mädchen usw.

Ariosophische Rassenphrenologie
von
Dr. J. Lanz von Liebenfels
M. —.90

Inhalt: Wesen und Geschichte der Phrenologie / Liste der Sinne / Der Schädel, ein ausschlaggebendes Rassenmerkmal / Allgemeine Begründung der ariosophischen Rassenphrenologie / Die versch. Rassenseelen / Rassenphrenologie und Gehirnforschung / Die spezielle Begründung durch die Morphologie der verschiedenen Rassen / Sensible Sphären und Sinnes-Sphären / Poincaré, Clemenceau / usw. Illustriert

Die Sendung der Germanen Gottgeschöpf Weib und seine Auferstehung
von
Frodi Ing. Wehrmann
M. —.90

Inhalt: Sakrale, nicht materialistische Rassenzucht / Verbastardisierung unseres Volkes / Sexualreligion / Niederrassige Phallokratie / Kultur und Rasse / Sittlichkeit und Rasse / Was ist Ehe / Sexualfreiheit / Die moderne Kaufehe / Rassenversudelung / Verein Berliner Satanisten, Abt. für schwarze Magie / Bordellwesen / Deutsches Recht / Gottes Recht / Christus / Freya-Maria / Heldentum / usw.

In vielen völkischen Blättern glänzend beurteilt! Von Pgn. begeistert aufgenommen!

Zu beziehen durch: Pg. **Herbert Reichstein, Verlag, Pforzheim, Scharnhorststr. 9** / Bei Voreinsendung portofrei

150 Aufnahmen

vom Parteitag in Nürnberg in je Zehn-Stück-Serien als Postkarten erhältlich

Photobericht Heinrich Hoffmann

München - Schellingstraße Nummer 50





Bayerische Bergarbeiter in der schmucken Knappschaftstracht



Stramm im Tritt trotz der Nachtfahrt



Schutzstaffel München mit ihrer Musik



Jeder Mann blumengeschmückt



Begeisterung und



Jede größere Abteilung ihre Kapelle



Freude auf allen Gesichtern



Trotz Verbot nicht tot



Der Photoberichter bei der Arbeit

Was unser Kamera-Mann sonst noch sah!



Die Blumengrüße im Wagen des Führers



Bergarbeiter von der Ruhr im Braunhemd



Essenfassen im Massenquartier



S.A.-Sanität bei der Arbeit



Hitler im Gespräch mit dem Vater des erschossenen Pg. Wilhelmi



Hitlers Abschied von den Braunhemden

Aus dem Inhalt der nächsten Nummer:

Aktueller Bilderdienst
Ueber 40 Aufnahmen

Der Tod der Anarchisten

Wunder und Geschäft
Der Fall Konnersreuth

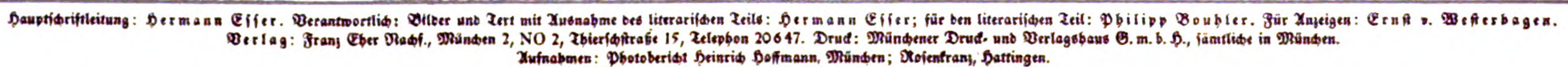
Reigen um Satyr
Das Sittenbild unserer Tage

Nachlese vom Nürnberger Parteitag

Bestellt den „Illustrierten Beobachter" bei der nächsten Postanstalt. Vierteljährlich 1.-M., zuzüglich 12 Pf. Bestellgeld



Ein Bild des imposanten Fackelzuges, an dem rund 15000 Fackelträger teilnahmen


Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westerhagen.
Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstraße 15, Telephon 20647. Druck: Münchener Druck- und Verlagshaus G. m. b. H., sämtliche in München.
Aufnahmen: Photobericht Heinrich Hoffmann, München; Rosenkranz, Hattingen.

2. Jahrgang / Folge 17
15. September 1927

„Freiheit und Brot!"

Preis 20 Pf. / Österreich 35 Gr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

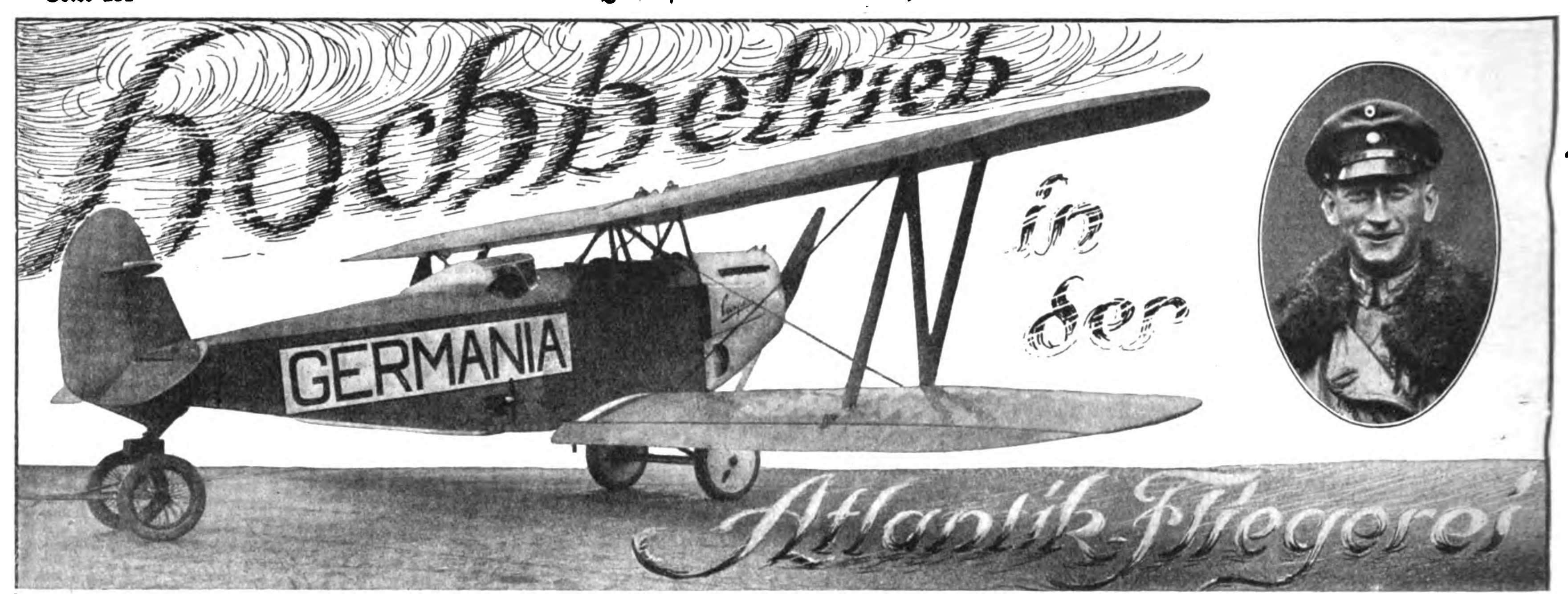
Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2



W-a-s!?

Du kennst den „Illustrierten Beobachter" noch nicht? Dann lies aber schleunigst dieses Blatt!



Das Flugzeug Könneckes „Germania" kann allen Berechnungen nach nicht genügend Brennstoff mitnehmen, um 50 Stunden und mehr in der Luft zu bleiben. Der Start Könneckes ist also mehr als gewagt. Im Oval: Der ehemalige deutsche Kampfflieger Könnecke, Inhaber des Pour le mérite, wartet in Köln auf gutes Wetter zum Flug nach Neuyork.



Welt-Photo-Dienst



Wissmann

Der Pilot des engl. Flugzeuges St. Raphael, der als Begleiterin Prinzessin Löwenstein mitnahm, darf als verloren betrachtet werden. Die 64jährige Prinzessin nahm als Gepäck 2 Hutschachteln mit, deren Unentbehrlichkeit bei Ozeanflügen durchaus nicht bewiesen ist.

Zwei Glückspilze sind die Amerikaner Schlee u. Brock, die mit dem Flugzeug „Stolz von Detroit" von Detroit nach München flogen und nach Einnahme von Benzin und einigen Maß Bier ihre Weltreise fortsetzten. Unser Bild zeigt die sympathischen Flieger nach ihrer Ankunft in München.

Um, über und um den Atlantischen Ozean herrscht Hochbetrieb. Als handle es sich um einen Ausflug von Berlin nach Plötzensee, wird losgeflogen, um — meistens nicht wieder heimzukehren. Was hilft aller Mut und Sportsgeist, alle Opferbereitschaft und Heldensinn, wenn die technische Ausrüstung nicht hinreicht, um den entfesselten Naturgewalten erfolgreich Widerstand zu leisten. Eines muß heute schon — unbeschadet der Erfolge eines Lindbergh, Chamberlin, Schlee u. a. — festgestellt werden: einen praktischen Wert haben die Ozeanüberquerungen im Flugzeug nicht. Und man muß bedauern, daß sich heldenhafte deutsche Männer nicht abhalten lassen, ihr für die Nation wertvolles Leben für eine aussichtslose Sache auf das Spiel zu setzen. Wir Deutsche haben dazu um so weniger Anlaß, als es Deutsche waren, die durch den Ozeanflug des ZR III bewiesen haben, daß die Ozeanüberquerung in der Luft möglich und mit dem Luftschiff sogar ziemlich sicher ist. Wozu also die waghalsigen Experimente mit gänzlich ungenügenden Mitteln, wenn ein anderer Weg sich schon längst als gangbar und sicher erwiesen hat. Man gebe uns in Deutschland den Bau von Luftschiffen frei, dann wird die Frage der sicheren Ozeanüberquerung in der Luft bald zur Zufriedenheit der Welt gelöst sein.



Keystone

In Dessau läßt man sich durch alle Unfälle und das unmögliche Wetter nicht abhalten, die Bremen neuerdings zum Ozeanflug auszurüsten. Unser Bild zeigt den Einbau der Benzintanks in den Rumpf der Maschine.

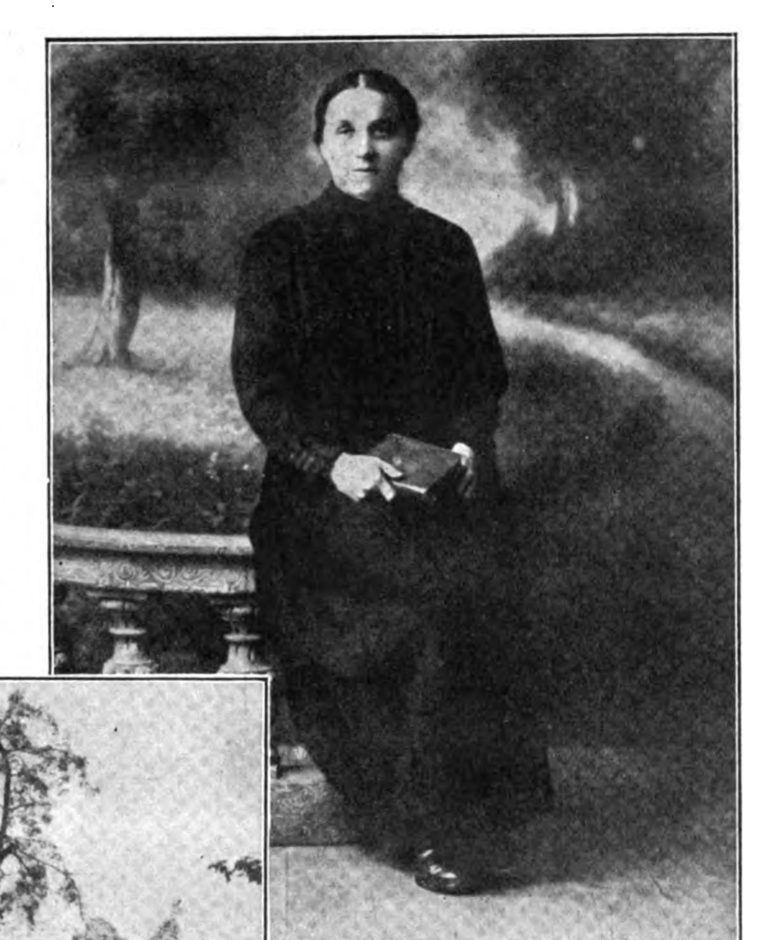
Wunder und Geschäft



Therese Neumann mit den Blutmalen an den Augen

Während sich die oberen Instanzen der katholischen Kirche einer weisen und hier sehr zweckmäßigen Zurückhaltung befleißigen, lassen es sich weite Kreise des rührigen unteren Klerus nicht nehmen, aus dem Fall des stigmatisierten Bauernmädchens Therese Neumann in Konnersreuth, langsam aber sicher jenes Wunder zu machen, das einer p. t. bisher armen Einwohnerschaft des nunmehr als Wallfahrtsort ungeheuer aufblühenden Walddorfes und **einer geschäftstüchtigen Unternehmerschaft der engeren und weiteren Umgebung** nicht ganz ungelegen kommt. Ja, die Dinge sind bereits so weit gediehen, daß vor wenigen Tagen das bischöfliche Ordinariat Würzburg, ähnlich wie das Regensburger, seinen Klerus anweisen mußte, die merkwürdigen Vorgänge in Konnersreuth nicht allzu sehr zur systematischen Verstärkung des Wunderglaubens auszunützen, sondern sich zunächst mehr zurückzuhalten. Zu diesem Ukas kann man der Kirchenbehörde nur Glück wünschen; denn die Tatsache scheint immer deutlicher hervorzutreten, die wir schon in der Überschrift zu unserem Artikel angedeutet haben und die jedem, der unbefangen und unvoreingenommen die Angelegenheit Konnersreuth am Orte prüft, sofort in die Augen fällt; das „Wunder" wird immer kleiner und das Geschäft immer größer.

Das arme Mädchen eines braven Schneidermeisters, dessen Stigmata niemand, der sie einmal gesehen hat, bezweifeln kann, muß einem leid tun ob der schmachvollen und in jeder Weise unwürdigen Zurschaustellung seiner Krankheit, deren wahre Ursachen und Gründe der medizinischen Wissenschaft zumindest nicht ganz neu und unbekannt sind. Aber mit tiefem Bedauern muß man feststellen, daß die „Resl" und ihre nächsten Berater, vor allem der Ortspfarrer, unter dessen Regie das Privatleben der Neumann derzeit steht, — während des Aufbaues des elterlichen Hauses ist die Therese in den Pfarrhof übersiedelt — eine nach Lage der Verhältnisse unumgänglich notwendige Überführung in ein Krankenhaus oder besser eine Klinik unter keinen Umständen wünschen und alle derartigen Anregungen merkwürdig schroff zurückgewiesen werden. Diese Überführung der Therese Neumann aber wäre unseres Erachtens jene Maßnahme, die Gläubige und Zweifler in gleichem Maße befriedigen müßte. So aber, wie es heute ist, wird die Lösung des Rätsels oder besser die Klärung des Falles systematisch verhindert und unmöglich gemacht und jeglichem Unfug Tür und Tor geöffnet. Nun soll ja die oberhirtliche Untersuchungskommission bereits soweit mit ihrer Arbeit sein, daß in Bälde eine Verlautbarung der kirchlichen Autorität zu erwarten ist. Unterdessen aber blüht in Konnersreuth das Geschäft und Tausende von Pilgern scheuen wöchentlich weder Mühe noch Geld, um nach Konnersreuth zu kommen und etwas zu sehen, **solange noch „was los ist". Inwieweit** man nun bei einem Besuch in Konnersreuth auf „seine Rechnung" kommt, darüber werden wir an Hand zahlreicher Aufnahmen unseres Sonder-Berichterstatters in der nächsten Ausgabe des „Illustrierten Beobachters" berichten.



Die Resl vor ihrer Erkrankung Atlantic

Zum nebenstehendem Bilde:
Das Haus der „Wunder" wird nunmehr aufgebaut, um dem Massenbetrieb eher gewachsen zu sein.
Atlantic

DER JUDENSPIEGEL

Die jüdisch-völkische Weltverschwörung

Vor wenigen Tagen begann in Basel der Kongreß der zionistischen Weltorganisation, in der gleichen Stadt also, wo vor dreißig Jahren die Gründer des Zionismus zusammengekommen waren, um das Programm ihrer Weltverschwörung zusammenzustellen. In Basel wollte Theodor Herzl vor dreißig Jahren den Judenstaat begründet haben, in Basel können heute seine Nachfolger feststellen, daß das Palästinaprogramm der Weisen von Zion zusammengebrochen ist, daß aber die jüdisch-völkische Weltverschwörung sich auf dem Marsch befindet. Die Absicht der völkischen Juden, einen eigenen Staat im Lande ihrer Väter zu gründen, ist kläglich mißlungen. Die Absicht in allen Völkern jüdische Enklaven, Staaten in den Staaten zu errichten, steht nahe vor ihrer Vollendung. Die jüdische Unfähigkeit, wirklich werteschaffende, aufbauende Arbeit zu leisten, geht (wieder einmal) aus einer allzu offenherzigen Äußerung des Zionisten Jabotinsky hervor, der in der „Wiener Morgenzeitung" vom 4. September 1927 klagt:

„Ich weiß, daß eine Ansiedelung in Palästina teurer ist als in Griechenland, wohl 3-, 4- oder 5mal teurer, aber doch nicht 20mal teurer, wie die Zahlen lehren. Und doch haben all die großen Opfer nicht genützt, und wir stehen vor einer ungeheuren Krise. 10 Millionen jüdischen Geldes sind, wie Professor Weizmann selbst sagt, in 7 Jahren nach Palästina gekommen. Ist das wirklich eine so karge Mitgift für 72 000 Immigranten?"

Im Mailänder „Corriere della Sera" schildert ein Italiener den Zusammenbruch der zionistischen Kolonisationsversuche in Palästina und kommt zu dem Ergebnis, daß von dem Plan, Palästina zahlenmäßig und politisch zu beherrschen, heute auch nicht die Spur übrig ist. „Der Traum eines israelitischen Reiches besteht nur noch in den Köpfen einiger Zionistenführer, während er sonst gegenüber der harten Lehre der Wirklichkeit als zerronnen gelten muß. Die jüdische Einwanderung hat nahezu gänzlich aufgehört, während die nichtjüdische Bevölkerung eine ungeminderte Lebenskraft beweist. Die Araber werden weiter die Mehrheit der Bevölkerung des Landes bleiben und Palästina wird niemals ein jüdisches Land sein können, weder seiner Bevölkerung nach, noch in sprachlicher, noch in religiöser Beziehung.

Die Wirtschaftskrise wird darauf zurückgeführt, daß fast jeder Jude Handel treiben, ein Kino bauen, eine Zeitung gründen will usw. Aber die Tausend und aber Tausend Geschäfte haben keine Käufer, täglich werden einige von ihnen geschlossen, die Gemeinde hat kein Kapital mehr, die Regierung muß helfen, kurzum, es fehlt die Lebenskraft."

Obendrein beginnen jetzt die jüdischen Geldgeber des zionistischen Experimentes unruhig zu werden. Die amerikanischen Juden haben sogar eine Kommission nach Palästina geschickt, um festzustellen, auf welche Weise ihr Geld eigentlich „verpulvert" wird, wie der Italiener sich ausdrückt.

Die Bilanz der 10jährigen „Arbeit" des Zionismus ist ein großer Mißerfolg, die Juden sind, das zeigt sich hier wieder mit krasser Deutlichkeit, gar nicht fähig, einen eigenen Staat aufzubauen, Siedlungen anzulegen, produktive Arbeit zu leisten, Werte zu schaffen und ohne ein Wirtsvolk zu leben, das sie durch Schliche und Kniffe ausbeuten.

Dieses Ergebnis eines jahrzehntelangen fruchtlosen Versuches kann zwar dem Baseler Zionistenkongreß trübe Stunden bereiten, es kann aber das Fortschreiten der jüdisch-völkischen Weltverschwörung, die alle Nationen gleichmäßig bedroht, nicht in ihrem raschen Lauf hemmen. Das eigentliche Wesen derselben hat mit einem öden, wasserarmen, glutheißen Land, wie Palästina (das erst in harter Arbeit erobert werden müßte), wenig zu tun. Das Wesen des jüdischen Staats besteht, wie Rosenberg schreibt, seit die Juden in die Weltgeschichte traten, im Fehlen eines Territoriums, dafür aber in einem äußerst zähen Festhalten an nationalen, religiösen Gesetzen und am Rassecharakter. Der Judenstaat war nie vertikal und organisch, sondern immer horizontal und händlerisch. Er bestand und besteht aus den Oberrabbinern von Spanien, Frankreich, Polen; aus den Steuerpächtern, Finanzministern und Hofjuden der Kaiser und Könige des Mittelalters; aus den Börsenjobbern und Zeitungsverlegern der parlamentarischen Monarchien und Republiken von heute.

Theodor Herzl, der Vertreter des Territorialzionismus mußte somit in einen gewissen Gegensatz zu den Finanzkönigen der jüdischen Internationale kommen, die von einem jüdischen Nationalstaate in Palästina nicht nur nichts erwarten konnten, sondern sogar ihre zwischenstaatliche Organisation bedroht sahen. Aber es handelte sich auch bei Herzl und seiner Richtung im Grund nur, um den Versuch, ein rein jüdisches weltpolitisches Zentrum ohne jede Kontrolle durch irgend einen anderen Staat oder eine andere Macht zu schaffen. Der Versuch mit Palästina muß sohin letzterdings als ein primitiver Ausdruck gedeutet werden, die tausendjährige Verstreuung des Judentums zu einem einheitlichen Kraftzentrum, einem völkischen Sammelbecken unter eigener politischer Leitung zu vereinigen. Herzl weiß genau, daß seine Rassegenossen die Wirtschafts- und Finanzherrschaft über die Welt vermittels der Wirtsvölker aufzurichten im Begriff sind, will sie aber, um eine noch größere jüdisch-völkische Durchschlagskraft zu erziehen, vor dem Einmischungs- und Angleichungsprozeß bewahren und dem radikalen Zionismus angliedern. Er schildert in einer „Rede an die Rothschilds" die Macht der jüdischen Hochfinanz in den einzelnen Staaten.

„Ihr Kredit ist enorm, monströs. Ihr Kredit beträgt viele Milliarden. Ich sage nicht zehn, zwanzig oder fünfzig Milliarden. Es handelt sich da schon um Unübersehbares, was man in Ziffern nicht ausdrückt. Und darin ist die Gefahr! Gefahr für Sie, wie für die Länder, in denen sie etabliert sind, ja für die ganze Welt. Ihr Vermögen gleicht einem Turm. Dieser Turm wächst weiter; Sie bauen weiter, Sie müssen weiter bauen — und das ist das Unheimliche daran; und weil Sie die Naturgesetze nicht ändern können, weil Sie den Naturgesetzen unterworfen bleiben, muß der Turm eines Tages zusammenbrechen, entweder in sich selbst, wobei alles Umgebende zerstört wird, oder er wird gewaltsam demoliert. Jedenfalls eine ungeheure Erschütterung, eine Weltkrise." Man kann ohne Sie keine Kriege führen, und wenn man Frieden schließen will, ist man erst recht auf Sie angewiesen. Und wer sind Sie? Ein kleines Häuflein Bankiers, Schutzjuden mehr denn je, die man wohl gelegentlich zu Hofe kommen läßt; Sie können sich denken, wenn man es Ihnen auch nicht zeigt, mit welchem Widerwillen. Denn Sie werden nirgends als voll angesehen. Und Sie, die beinahe drei Millionen Soldaten den Riemen enger schnüren können, Sie und Ihre Klasse muß man überall mit Angst vor dem Volke bewachen, das freilich noch nicht alles weiß. Und Ihr unglückseliges Vermögen wächst, es wächst noch."

Die Gefahr, welche dem jüdisch-internationalen Finanzkapital seitens der erwachenden Völker droht, hat Herzl erkannt. Es ist ihm drum viel weniger an den Zedern des Libanon gelegen, als es fürs erste scheint.

„Territorium ist nur die konkrete Unterlage, der Staat ist selbst, wo er Territorium hat, immer etwas Abstraktes. Der Kirchenstaat besteht auch ohne Territorium, sonst wäre der Papst nicht souverän."

Daraus geht deutlich genug hervor, daß auch der Zionist die jüdische „Weltverschwörung" nicht in einem örtlich und räumlich begrenzten Gebiet mit eigener Staatsform zu verwirklichen strebt, sondern sie in dem raumlosen international arbeitenden Versklavungssystem des jüdischen Finanzkapitals sieht. Daraus geht aber ferner hervor, daß mit dem Scheitern der Kolonisationsarbeit in Palästina die zionistische, die jüdisch-völkische Weltverschwörung nicht das geringste von ihren ursprünglichen Zielen aufgegeben hat.



Roman von Richard Albrecht

1. Fortsetzung

Rupert und Othmare.

Der Sonntagsfrühzug brachte Scharen von Ausflüglern zu der im Waldland gelegenen Haltestelle. Nach kurzer Zeit schon hatte sich der Rudel lufthungriger Großstadtmenschen so zerstreut, daß sie einander in dem riesigen Forste nicht wieder zu Gesicht bekamen. In Gesellschaften, Familien, paarweise und einzeln konnten sie sich dem Wunder eines leuchtenden Frühlingsmorgens hingeben, ungestört von dem Schrecken der Landstraße, den Naturmördern, den Autos. Es waren fast nur stille, der Herrlichkeit der Natur würdige Menschen, die diesen entlegenen Waldbezirk aufsuchten. Die Versenkung in seine geheimen Schauer war ihnen frömmster Gottesdienst.

Othmare und Rupert befanden sich bald allein zwischen den maigrünen, lichtfrohen Baumwänden eines von dichtem Grase und lockenden Blumen umsäumten Pfades. Sie sprachen wenig und ließen ihre Augen unersättlich an dem Zauber der Waldespracht trinken. Stumm wiesen sie sich bald eine Blume, bald einen vom Sonnenschein durchglühten Buchenzweig, bald hielten sie inne, um dem Singen einer Amsel zu lauschen. Blieben stehen und sahen sich tief aufatmend in die Augen.

Othmare sprach leise: „Wir kennen uns schon ewig und unser Kennen ist Liebe . . .“

Rupert nickte. Ein seliger Glanz strahlte aus ihren Augensternen.

Sie gingen weiter und kamen durch eine junge Fichtenschonung. Wenige Tage zuvor waren Nachtfröste gewesen und hier sah man die bösen Verheerungen an den frischen Fichtentrieben.

Othmare brach einen solchen traurig herabhängenden, braun gewordenen Trieb ab. Sie zerrieb ihn zwischen den Fingern und er zerstäubte wie Pulver.

„Ist das erfroren?“ fragte sie.

„Ja.“

„Können sich die Zweige wieder erholen?“

„Nein.“

Überall sahen sie jetzt die abgestorbenen Zweigspitzen. Merkwürdig tot lag der junge Baumbestand da und es war, wie wenn ein kranker Hauch von ihm ausginge. Man hörte hier kein Schwirren und Summen von Insekten, auch kein Vogelsingen.

Othmare ging vor Rupert. Erst nach einer Weile merkte Rupert, daß Othmare Tränen in den Augen hatte. Er wollte ihr forschend ins Gesicht blicken, sie wandte sich aber ab. Rupert wollte ihr ein aufheiterndes Scherzwort sagen, ließ es jedoch sein, denn er verstand die Trauer Othmares, wissend, welch grauenhaftes Erkennen in ihr aufgegangen war, als sie die Nadelspitzen zerrieb, — daß sie an das erinnert worden war, was sie im Walde vergessen wollte. Der kalte Gespensterhauch ihres Leidens hatte sie berührt, ein Stich in ihrer kranken Brust.

Rupert bückte sich und pflückte den blauen Stern eines Frühlingsenzians. „Sieh' dieses herrliche Blau!“ sagte er, indem er ihr die Blume reichte. „Die Liebestreue besiegt alles.“

Ein bitterer Zug brach aus ihren Mundwinkeln hervor, der sich mit einem etwas erzwungenen Lächeln mischte: „Gibt es treue Liebe? Rupertl, glaub' mir! Treu ist nur der Tod. Darum sollte blau die Farbe des Todes sein. Schau, der Himmel ist ja auch blau, und der ist doch das große Tor, das uns alle aufnimmt.“

Nun traten sie auf eine freiere Lichtung hinaus, wo auf leuchtendem Grasgrunde die duftigen Schleiergehänge einzelner Birken standen.

Über einen kleinen Graben springend fragte Othmare schelmisch:

„Glaubst du, daß ich dir treu sein werde?“

Rupert hielt sich die Ohren zu. Er kannte ihren grausamen Scherz.

„Ja“, schrie er.

„Nein“, lachte sie. „Der blaue Kavalier mit dem rinnenden Stundengläslein kommt als Freiersmann gestiegen. Er hebt mich in sein blaues Auto und dann fahren wir in die blaueste Ferne hinein.“

Auf dieser sonnigen Wiese legten sie sich nieder und schwiegen und überließen sich ihren Gedanken. Sie lasen sich ihre Gedanken, bestimmte immer wiederkehrende Gedanken vom Gesichte ab, setzten aber diese und ihre Entgegnungen nicht mehr in Worte um, da sie sich gegenseitig nicht überzeugen konnten. Wie Schmetterlinge gaukelten Wünsche um eine Blume: Rupert begehrte Othmare zu heiraten, und diese wollte davon nichts wissen.

Othmare war schon einmal verlobt gewesen und hatte Schreckliches von einem viehisch rohen Menschen erfahren. Sie litt jetzt noch darunter. Dazu kam eine große Angst vor der Ehe. Sie besaß zwar ein grenzenloses Vertrauen zu Rupert Rottmann, aber trotz ihren großen Liebe zu ihm wollte sie die Mühen einer Ehe während der kurzen Frist, die ihr noch das Leben bot, nicht auf sich nehmen. Sie sah da klarer als Rupert. Sie war glücklich in ihrer schwärmerischen Liebe zu ihm.

Aber neben dieser wunschlosen Zufriedenheit war noch etwas in ihrem Innern, das ihre Klugheit wohl erkannte. Aus dem langsam zehrenden Leiden heraus entstanden, überkam sie manchmal ein wahnsinniger Lebenshunger. Dann schlug düstere Sinnlichkeit mit vernichtenden Flammen aus ihr. Nur ihre geschulte Selbstbeherrschung hielt sie scharf im Zaum. Sie hatte Vorliebe für schmachtende Musik, sentimentale Operettenlieder und unwahr empfundene Liebesromane. Ihr erstaunliches Gedächtnis behielt alles, was ihr zugeflogen kam an modernen Schlagern, Volksliedern und Gedichten. Wahllos sammelte sie alles in sich auf und bei jeder Gelegenheit wußte sie eine Stelle aus ihrem unbegrenzten Repertoire anzubringen. Wie aus einem Meer schöpfte sie Perlen neben minderwertigen Lächerlichkeiten ans Tageslicht. Mitunter verblüffte sie durch das Treffende ihrer dichterisch-gesanglichen Belege und Zitate. Sie konnte aber auch ermüden durch zu oftes Hersagen eines Liedtextes, in den sie augenblicklich verschossen war. Rupert überhörte ihre gelegentlichen Geschmacklosigkeiten, sonst bewunderte er sie wegen ihres regen scharfen Verstandes.

So ließ sie auch jetzt wieder, als sie in Sorglosigkeit aufgelöst auf der sonnigen Maienwiese lagen, ihrem Rezitationseifer die Zügel schießen. Sie sprach und sang sehr leise, fast ohne Betonung. Ihr Gesicht nahm einen weltfremden Ausdruck an. Ihre großen braunen Augen, in denen sich das lichte Grün spiegelte, glänzten wie Gold.

Die Mittagszeit war längst vorüber, da fragte Rupert: „Hast du nicht Hunger, wollen wir nicht weitergehen?“

„Nein, bleiben wir! Hier ist es wie im Märchen. Fühlst du nicht, daß uns eben die schönste Stunde unseres Lebens in ihrem Schoße umfangen hält?“

Rupert beschwichtigte seinen Hunger und blickte hingerissen in die lichttrunkenen Augen der verzauberten Othmare. So vergingen ihnen die Stunden . . . Die auf die nahen Waldwipfel niedersteigende Sonne mahnte sie endlich zum Aufbruch. Lustig und von Sonnenkraft durchflutet schritten sie auf dem kleinen Waldsträßchen einem Dorfe an der Bahn zu. Dort hielten sie noch in einem Gasthause Einkehr. Nach der Mahlzeit rückte Othmare mit ihrem Geheimnis heraus, das sie den ganzen Tag über in ihrem Handtäschchen mit herumgetragen hatte:

„Morgen werde ich mir wieder eine Stelle suchen. In dem häuslichen Nichtstun heilen mir meine inneren Wunden nicht zu. Ich denke zu viel an die Liebe, vor allem an dich. Das ist nicht gesund für mich. Sieh', hier habe ich mir einige Adressen aus der Zeitung aufgeschrieben, zu denen ich morgen hingehe, um mich vorzustellen. Das Herumlaufen, das Anstellen und das entnervende Abgewiesenwerden ist ja zwar etwas Fürchterliches. Na, diesen sauern Apfel werde ich auch noch hinunterwürgen können.

Rupert hatte das Blatt genommen und las. Nach einer Weile runzelte er die Stirne und sagte:

„Da befindet sich der Name Werthner darunter. Vielleicht ist es der, den ich gestern aus seiner gefühlvollen Lage im Café Keck befreite. Ich rate dir, geh' zuerst zu ihm und frage ihn, ob er dieser Werthner ist, der meine Bekanntschaft gemacht hat. Ist er es und du sagst ihm dann, daß du meine Braut bist, so wird er dich sicherlich anstellen. Nun steck aber den Wisch da weg, diese grausame Mahnung an die menschenfressende Arbeit in der Steinwüste der Stadt!“

Dann tischte Othmare wieder ihren Lieblingsgesprächsstoff auf, die Liebe, und über die unterhielten sie sich bis zu ihrem Aufbruch. Als sie der überfüllte Abendzug aufgenommen hatte, hüllten sie sich in Menschen abweisendes Schweigen, den heutigen Glückstag wie einen Schatz darin versenkend. Auch auf ihrem Gange durch die nächtlichen Straßen der Stadt sprachen sie kaum. Erst vor Othmares Haus sagte das gänzlich veränderte Mädchen mit traurigen Augen und seltsam harten, eigenwilligen Zügen um den Mund:

„Es ist das beste, wir haben uns heute das letztemal gesehen. Du bist ein gesunder Mensch und brauchst ein gesundes Weib. Du hast selbst einmal geäußert, daß du Kinder haben willst. Die sind dir bei mir versagt. Auch sonst bin ich dir eine hemmende Kette. Also, lebe wohl!“

Rupert lachte unbekümmert auf: „Ich habe so viel Gesundheit in mir, daß du an mir gesund werden wirst. Morgen abend hole ich dich wieder ab: Gute Nacht, mein Lieb! Schlafe gut!“

Er schob das hochgewachsene Mädchen in übermütiger Laune in den Hausgang hinein. Ein Händedruck, ein Kuß, und dann eilte er fort. —

Am nächsten Morgen war Othmare unter einer Schar von Bewerberinnen im Redaktionsvorzimmer des „Satyr“. Der alte Werthner nahm die Auslese vor. Als Othmare den Namen Rupert Rottmann nannte, wurde sie sofort angestellt. Sie mußte sogar augenblicklich ihre Arbeit aufnehmen.

Wie erstaunte sie, als sie hörte, was der alte Herr ihr in die Maschine diktierte. Das war kein trockener Geschäftsbrief, sondern eine recht pikante Liebesgeschichte, die der gemütliche Herr ohne weiteres aus dem Ärmel schüttelte. Die Geschichte gefiel ihr, die war ihr Fall. Sie war nie prüde gewesen und hatte sich in Gegenwart des in dieser Beziehung etwas strengen Rupert oft im Zaum halten müssen, um ihm nicht zu mißfallen.

Sie mußte während des Diktierens ein wenig lächeln, als sie daran dachte, daß sie Arbeit gesucht hatte, um nicht immer an Liebe denken zu müssen. Sie war vom Regen in die Traufe gekommen, und diese Traufe plätscherte eine Flut von Paprikasauce über sie. Der alte Herr sprach sehr rasch und machte, so viel sie erkennen konnte, veranschaulichende Bewegungen zu seinen Worten. Um das Maschinenfräulein kümmerte er sich nicht. Othmare bemerkte auch das. Sie empfand Respekt vor dem Mann, der so schnell druckfertige Arbeiten diktieren konnte. Ihr Rupert hatte ja auch kürzere Geschichten oder Gedichte geschrieben, aber daran strich und feilte er lange herum. Und schließlich wurden trotz aller Mühe seine Sachen nirgends angenommen.

Späterhin beobachtete Werthner Senior sein neues Schreibfräulein genau, ohne daß diese es merkte. Er schien keinen schlechten Eindruck von ihr zu gewinnen. Im Laufe des Tages wurde sie auch Harald Werthner vorgestellt, der sie mit Kennermiene abschätzte und sehr zufrieden schmunzelte.



Dem alten Werthner hatte sie gesagt, daß sie eine Verwandte von Herrn Rottmann sei, und das mußte sie auch dem jungen Werthner sagen. Sie meinte nämlich, daß im Geschäftsleben Bräute nicht gern verwendet würden. Harald fragte sie einiges über Rottmann, dann ging er wieder.

Am Abend holte Rupert sie ab. Bei der recht ausführlichen Erzählung über ihre Anstellung und Beschäftigung während des Tages verschwieg sie, daß sie sich als seine Verwandte, nicht als Braut ausgegeben hatte. Auch von dem Inhalt des Diktates erwähnte sie nichts. Dann fragte sie plötzlich:

„Glaubst du, daß Herr Werthner ein Jude ist?"

Rottmann, der die Juden haßte, aber keinen guten Blick für sie besaß, zuckte die Schultern: „Wohl kaum."

Harald Werthner war der Sohn einer deutschen Schauspielerin, die schon gestorben war, und wies in der Tat fast keine jüdischen Merkmale auf. Um so mehr zeichnete sich der alte Isaak Werthner als ein typischer Vertreter seiner Rasse aus. Das hatte Othmare selbstverständlich sofort gesehen und auch das verschwieg sie Rupert, weil dieser sonst sicher gewünscht hätte, sie solle die Stelle wieder aufgeben. Sie wollte doch so gerne bleiben.

Das Kranke ihrer Seele griff nach ihrer Liebe, die bis jetzt ohne Falsch gewesen war. Das war der Anfang. —

(Fortsetzung folgt.)

„Das auserwählte Volk ist des ewigen Lebens würdig, die übrigen Völker sind den Eseln gleich!" (Abarbanel zu Hos. 4, Fol. 230 d).

Die jüdische Weltpest

Kann ein Jude Staatsbürger sein?

Von Hermann Esser

Aus dem Inhalt: Der Talmud - Blüten aus dem Talmud - Der Jude als Staatsbürger - Kann der Jude deutscher Staatsbürger bleiben? - Der Antisemitismus als Notwehr geschichtlich begründet - Der Jude als Gauner - Die jüdischen Diebes-, Mörder- u. Räuber-Banden vor zweihundert Jahren - Der Jude als Vater der Gaunersprache - Anhang: Gaunersprache

Dem antisemitischen Kämpfer hat hier der Verfasser, der durch seine jahrelange bisherige Tätigkeit als Redner und Schriftsteller bestens bekannt ist, ein Handbuch zur Verfügung gestellt, das ihn in die Lage versetzt, dem Juden und seinem Anhang wirksam entgegenzutreten. Auf Grund einwandfreier Unterlagen wurde das wesentlichste Material zusammengezogen und in dem vorliegenden Buche teilweise erstmals veröffentlicht - Wer will, daß die jüdische Pestbeule aus unserem Volkstum verschwindet, der helfe mit an der Verbreitung dieses Buches!

Umfang 140 Seiten — Kartoniert M. 1.50

Zu beziehen durch jede deutsche Buchhandlung oder direkt durch den

Verlag Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO

Postscheckkonto München 11346 Thierschstraße 15

Nachlese vom Reichsparteitag



Der bayerische Landtagsabgeordnete und Nürnberger Stadtrat Julius Streicher, der Führer der fränkischen Nationalsozialisten, an der Spitze der fränkischen S.-A.-Abteilungen im Festzug

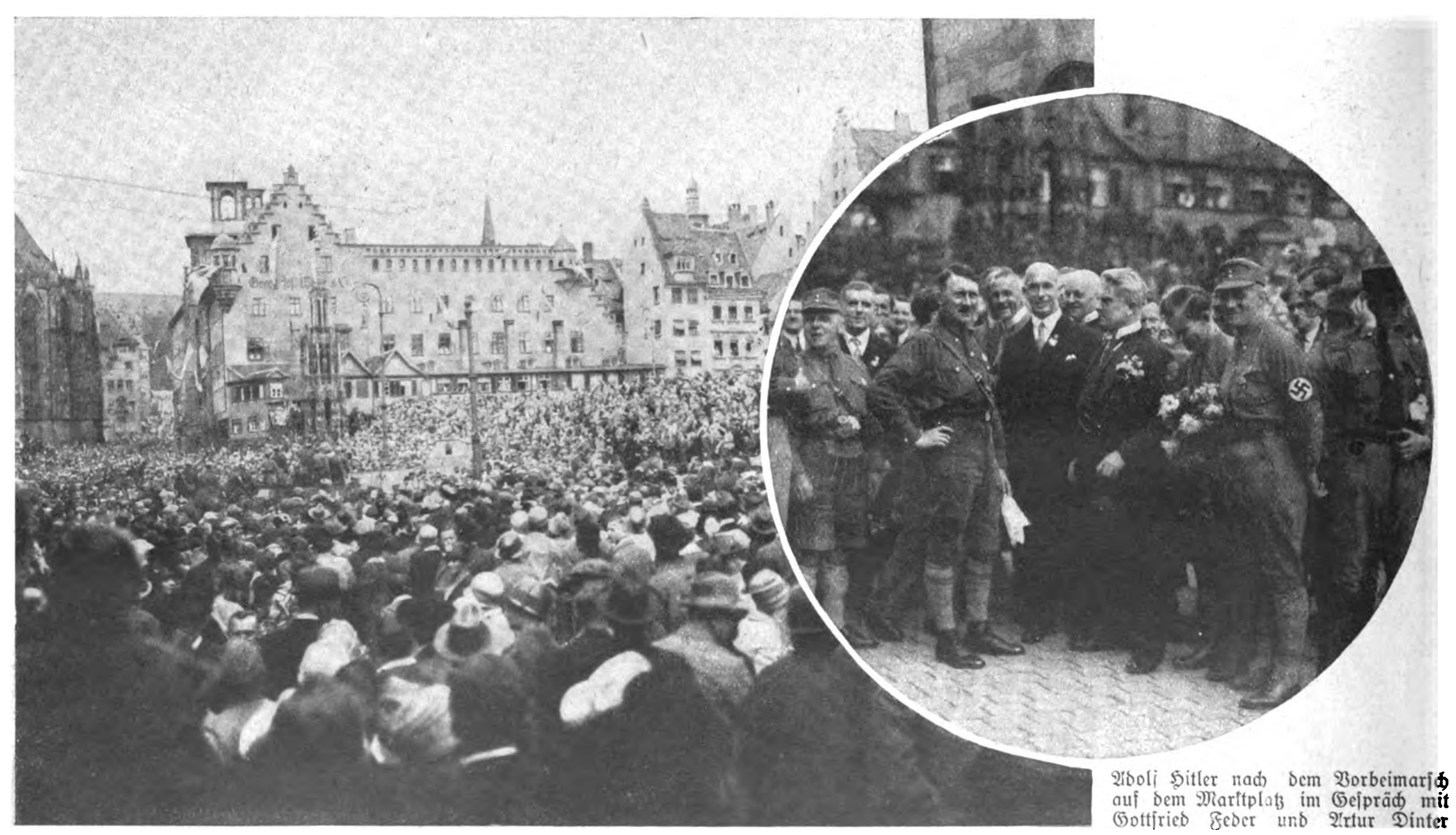
Wenn es noch Beweise für die durchschlagende Wirkung der gewaltigen Braunhemdendemonstration anläßlich des Nürnberger Parteitages der N.S.D.A.P. bedurft hätte, dann wäre es die Tatsache, daß sich heute noch, fast drei Wochen nach dem Ereignis, die jüdischen und judenfreundlichen Zeitungen in Deutschland angestrengt bemühen, die lächerlichsten Schwindelnachrichten über die Beteiligung an den Massenumzügen zu verbreiten. Wir Nationalsozialisten können dieser Presse dafür nur dankbar sein; hat ihre Haltung doch erheblich dazu beigetragen, die Diskussion über unsere Bewegung neu zu beleben und vor allem den Absatz unseres „Illustrierten Beobachters" mit den Parteitagsbildern ganz gewaltig zu fördern. So war es uns nicht möglich, selbst mit der Riesenauflage, alle Interessenten mit der letzten Ausgabe zu beliefern. Wir bringen deshalb auch in dieser Nummer Bilder von der Nürnberger Veranstaltung, (selbstverständlich lauter bisher nicht veröffentlichte Aufnahmen), aus welchen am besten und unwiderleglich der Charakter der Nürnberger Kundgebungen als Riesendemonstrationen zu ersehen ist. Aber auch die Anteilnahme und Begeisterung der breiten Massen der Bevölkerung und die alle berechtigten Erwartungen übertreffende freundliche, herzliche Aufnahme der aus ganz Deutschland zusammengeströmten Braunhemden durch die Nürnberger Einwohnerschaft wird durch diese Bilder aufs Neue schlagend bewiesen.

Tausende von Händen erheben sich zum Gruß der anmarschierenden Kolonnen

DER EHRENTAG DER BRAUNHEMDEN

Zur Fahnenweihe und Standartenübergabe im Luitpoldhain waren über dreißigtausend Braunhemden (Abordnungen sämtlicher S.A.-Gruppen des deutschen Sprachgebietes) angetreten. Bild in der Mitte: Adolf Hitler spricht!

So sieht die „Teilnahmslosigkeit" der Nürnberger aus



Adolf Hitler nach dem Vorbeimarsch auf dem Marktplatz im Gespräch mit Gottfried Feder und Artur Dinter

Dieses Bild ist unsere Antwort auf die verlogene Behauptung der Judenpresse, die Nürnberger Bevölkerung habe sich vollständig ablehnend und zurückhaltend verhalten

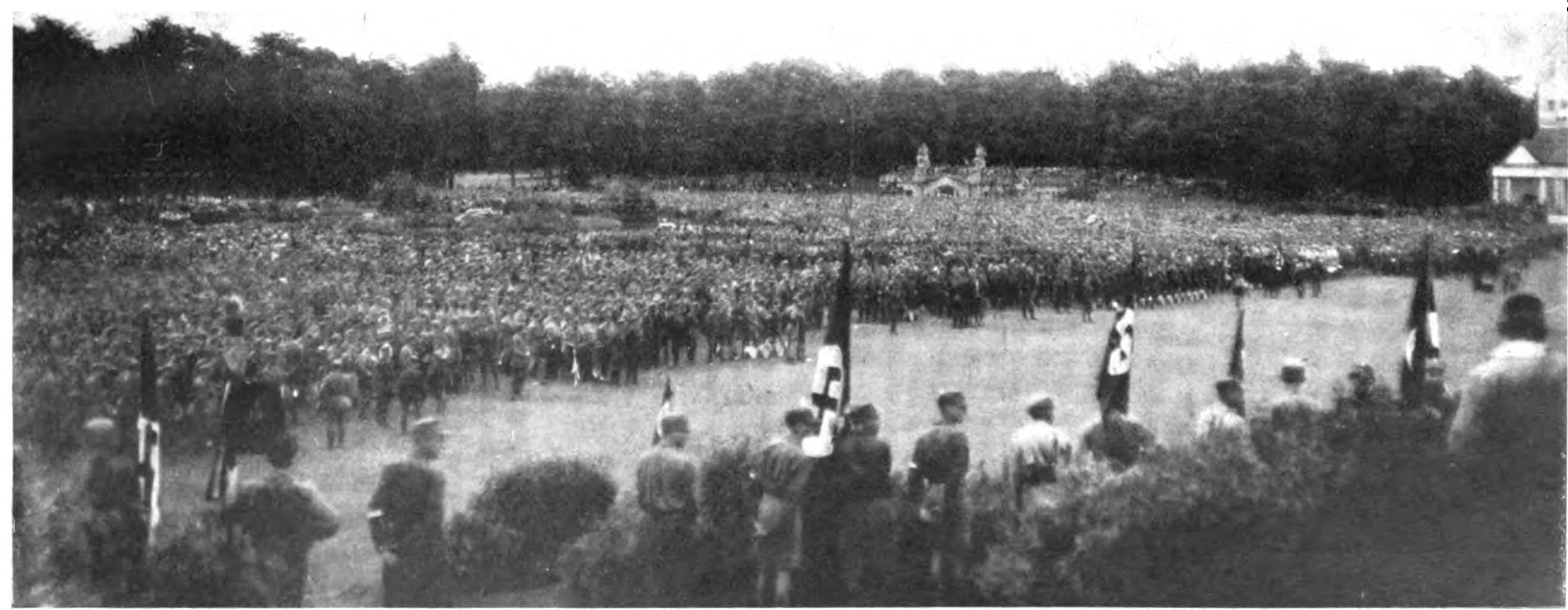


Im Kreis: Ein reizendes Bild; ein Nürnberger Junge überreicht Adolf Hitler ein „paar Guteln“.
Rechts: Aufmarsch der Braunhemden auf dem Hauptmarkt zum Vorbeimarsch vor den Führern



Abmarsch der Fahnenabordnungen zu ihren Abteilungen nach der Fahnenweihe im Luitpoldhain.
Rechts: Die blutgetränkte Fahne des 9. November 1923 und die damals im Zug mitgeführten Standarten erhielten besondere Erinnerungszeichen. Unten: Das Heer der Braunhemden im Luitpoldhain





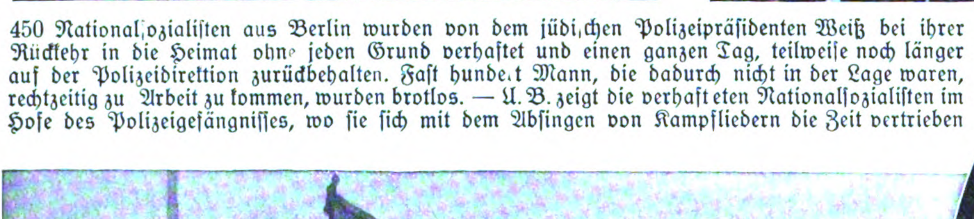




Die Lastkraftwagen der S.-A.-Kapelle (Berlin-)Brandenburg verunglückten bei Hof, wobei vier Mann teilweise schwer verletzt wurden. Nachdem die Verletzten versorgt waren, wurde die beschwerliche Reise auf anderen Wagen fortgesetzt. Unsere Bilder zeigen die verunglückten Wagen (im Vordergrund Verletzte), daneben eine Gruppenaufnahme der braven Braunhemden kurz vor der Weiterfahrt







450 Nationalsozialisten aus Berlin wurden von dem jüdischen Polizeipräsidenten Weiß bei ihrer Rückkehr in die Heimat ohne jeden Grund verhaftet und einen ganzen Tag, teilweise noch länger auf der Polizeidirektion zurückbehalten. Fast hundert Mann, die dadurch nicht in der Lage waren, rechtzeitig zu Arbeit zu kommen, wurden brotlos. — U. B. zeigt die verhafteten Nationalsozialisten im Hofe des Polizeigefängnisses, wo sie sich mit dem Absingen von Kampfliedern die Zeit vertrieben



Hattinger S.-A. bei der Ankunft in der Heimat

Oben: Ausklang in Nürnberg; Leben und Treiben am Bahnhofplatz vor Abfahrt der Sonderzüge. Im Oval: Braunhemden von der Ruhr bei der Heimfahrt.

* * *

„KARRIERE"

ROMAN VON EDITH GRÄFIN SALBURG

15. Fortsetzung und Schluß

In heiserem Flüstern verhallte das letzte Wort. Ein Frost schüttelte plötzlich wild den Sprecher, von seinen Knien glitt der blonde Mädchenkopf, der Leib fiel starr zur Erde nieder. Da sprang der Bauer auf und starrte sie an.

„Tot! tot! Du bist tot!" schrie er gellend auf. Mit einem Röcheln des Wahnsinns brach er an ihr zusammen. Der Vorhang fiel. — — —

Das elektrische Licht flammte empor. Es leuchtete kalt auf sonderbare starre, farblose Gesichter. Keine Hand regte sich zum Beifall, minutenlang lag noch ein brütendes Schweigen über dem Saal.

Dann erhob sich Exzellenz Kautz. Er hatte nicht geschlafen. Er sah hohläugig aus. Die Begutachtungsgrafen stierten betrübt und ängstlich in sein Gesicht. Ihnen war nicht wohl. Man hatte an maßgebender Stelle das Stück, das Pastrell zur Zensur brachte, ungelesen, unbeachtet, mit einem Scherzwort durchgelassen. — Man war wieder einmal österreichisch oberflächlich, gemütlich gewesen. Die Brillantorden auf hoher Brust funkelten böse, unruhig. Exzellenz erhob sich und bot majestätisch der nächstsitzenden Dame dann den Arm. Er führte sie aus dem Saal und sprach über das Wetter in Ichteles. Er bemerkte sehr richtig, daß es schwül sei, trotz des Wetters, das niedergegangen. Auch Gewitter erfrischen nicht immer die Luft.

Die Fluggserln hatten mit nie versagendem Aplomb mitten im Stück den Saal verlassen. Denn das Stück war „ein Skandal"!, nix für Komtesseln. Sie saßen beim Büfett, schnatterten Champagner trinkend und konstatierten vergnügt: „Der Pastrell samt die Mitwirkenden hat sich unmöglich g'macht bei uns ein- für allemal. So was spielt man nicht, wie's da aufg'führt hab'n. So was g'schiacht höchstens, aber an anständiger Mensch ignoriert das." Pastrell erschien nicht mehr in der Gesellschaft. Sehr besorgt übergab er Janthe, die halb ohnmächtig vor Aufregung war, ihrer Mutter. Die Gräfin, die sich plötzlich mit Entsetzen als Paria fühlte, überhäufte ihn und ihre Tochter mit grotesken Vorwürfen. Zu spät war sie innerlich außer sich, das Stück weder gelesen, noch sich sonst wochenlang um Janthe und Pastrell bekümmert zu haben. Das warf ihr auch der Graf wutentbrannt vor. „In so was" hatte sie ihr Kind mittun lassen. Die Blamage war grenzenlos. Schon morgen wollten sie nach Banneberg zurück.

Kompromittiert! verwickelt in die Intrigue eines Komödianten gegen die Gesellschaft. „Unmöglich" geworden. Und die Aussichten auf Versorgung, Carriere? — Blauptzer ließ sich in der Nähe der Banneberger nicht mehr blicken.

Und doch ging Pastrell mit einem Frieden in der Brust durch die warme und blütenduftende Nacht seinem Heime zu, wie er ihn seit Jahren nicht empfunden. Heute war er nicht Schauspieler, er war Mensch gewesen. Er hatte sich losgekauft und fühlte sich gereinigt von Jahren der Käuflichkeit. Zum ersten Mal hatte kein Beifallssturm ihn gelohnt, als er spielte, hatten die Hände, die ihn lange bezahlt und entwürdigt, gelähmt im Schoß gelegen. Er war geächtet, er war frei.

In seinem Garten blieb er stehen. Das junge Nadelholz duftete süß und stark, von den Bergen strich der Alpenwind nieder. Und wie der Mond, die großen Wolkenschleier plötzlich zerreißend, sich mit reinem Glanz, aus feuchtem Blau emporhob, schwoll die Brust des Mannes, der zu ihm emporsah, in befreitem Atemzug. Er empfand es stark, vor ihm lag noch das Leben.

Er hatte das Adelige seiner Kunst gefunden und ihre Schlacken abgestreift. Er würde ein König werden auf seiner neuen Bahn. Ein Sprecher der Menschheit.

Vor ihm blühte zwischen jungen Fichten ein Heckenrosenstrauch. Dornig und süßatmend streifte ihn das lange, schlanke Geäst, bedeckt mit tauigen Knospen. Sie waren zart wie Kinderlippen, er küßte sie.

„Dornröschen", sagte er leise vor sich hin. „Meine Königin, ich werde Dich erringen." Glückschauernd dachte er der Verheißung, die er heute in Janthes Augen gelesen. Er wollte kämpfen um sein Glück. — — — —

Gordian Wibrecht hatte sich geweigert, das Fest zu verlassen, obschon er plötzlich gänzlich isoliert stand und mit hämischen Anspielungen auf Janthe und Pastrell mit spöttischen Blicken verfolgt wurde. Er trank zu viel Champagner und heftete sich an die Fersen der Vipallitz, die ihn plötzlich ignorierte, wie ein gereizter Löwe. Gerold fühlte sich beunruhigt, er blieb und ließ seinen Vetter nicht aus den Augen. Ganz allein an einem Tischchen sitzend, suchte er den taktlosen Burschen nicht aus den Augen zu verlieren. Die Gesellschaft schien animiert, heiter wie immer. Nur einer, der sie gut kannte, hätte bemerkt, daß sich etwas vorbereitete, was ungewöhnlich war. Es stand in den spöttisch gereizten Mienen, in den tückischen Blicken geschrieben, die sich immer herausfordernder auf Gerold konzentrierten. Er ahnte nicht, daß er, als der Autor des Stückes „Der Bauer", als der Urheber des heutigen Skandales galt.

Sein plötzliches, unbedachtes Wiedererscheinen, in einer Welt, die ihn ad acta gelegt, hatte sofort Mißtrauen erregt. Was wollte er? Einen Skandal provozieren?

Blauptzer, plötzlich grand seigneur vom Scheitel bis zur Zehe, war der am meisten Entrüstete. Er führte in der Herrengruppe, die sich im Rauchsalon flüsternd versammelt hatte, das große Wort. Er vertrat den Adel, die beleidigte Regierung und Politik, er, die angegriffenen Kasten und Cliquen. Er sprach von dem Affront, der „uns" geschehen, von den „Verpflichtungen unserer Welt", und man applaudierte, man schüttelte ihm die Hand, dem Kavalier von heute, dem Repräsentanten von Mannes- und Standesehre.

Neben Gerolds Tisch ließ sich eine Gesellschaft von einigen jungen Herren nieder, plauderte laut, lachte auffällig, zwinkerte einander zu und warf mit halben Worten hin und her. Baron Blauptzer gesellte sich zu ihr. Er war ernst gestimmt. Er hielt eine Rede über die Mängel des Zeitgeistes, über die schlecht entwickelten Ehrbegriffe einzelner Träger alter Namen usw. Es war aus seinem Mund, daß plötzlich über Janthe Wibrecht eine scharf abfällige Bemerkung fiel, und vor ihm stand im nächsten Moment Gerold Helbitz, der ihn mit seinem Handschuh ins Gesicht schlug.

„Hund von einem Juden," schrie er ihn an. Alles erhob sich, die Gläser klirrten zu Boden, zwei Herren hielten Blauptzer zurück, der sich wie ein Raubtier auf Gerold stürzen wollte.

Dieser stand ruhig, maßlose, eisige Verachtung in den Augen.

„Sie werden mir Rechenschaft geben, auf Tod und Leben," keuchte Blauptzer. Helbitz lachte laut auf.

„Ich? Dir Jude! Fußtritte wenn Du willst." Er streckte seine große Gestalt und sah den Börsengott trotzig an.

„Allen Anwesenden hier, nur Ihnen nicht," sagte er sehr laut.

„Mit Ihnen schlage ich mich nicht! Sie sind in meinen Augen nicht satisfaktionsfähig. Im übrigen steh' ich christlichen Vertretern, die für Sie einstehen wollen, morgen zu Diensten."

Er warf seine Karte auf den Tisch und ging. Zu gleicher Zeit hatte Gordian halbtrunken mit Villapitz Streit bekommen und ihn gefordert.

So endete der Bazar der Volksfreunde in Ichteles.

Blauptzer lag „schwer krank" in seiner Prachtvilla. Er hatte den Arm „gebrochen". Bei der Heimfahrt vom Bazar scheuten seine Pferde, er sprang aus dem Wagen und stürzte. Die Teilnahme der Gesellschaft war groß. Neues gab es in Fülle. Hanna Werder war verschwunden, wie man sagte, durchgebrannt zum Theater. Ihr Verlobter hatte Ichteles verlassen, nachdem er ihr das Päckchen geschickt, das ihm Lori Frapp gegeben.

Es enthielt Momentaufnahmen Hannas mit Baron Alf auf einer Wiener Redoute. Ein halbes Dutzend verschiedene Bildchen. — — —

Gordians Duell verlief unblutig. Nach langen Parlamentierungen hin und her, bei denen Blauptzer sich wie ein Rasender geberdete und Wiederherstellung seiner „Kavaliersehre" forderte, indem er Helbitz zwingen wollte, sich später mit ihm zu schlagen, kam es zu einem scharfen Auftritt seines treuesten Kartellträgers, Baron Glatz, mit Gerold und infolgedessen zu einem direkten Duell zwischen beiden.

Gerold Helbitz blieb. Die erhaltene Schußwunde war tödlich. Sterbend erfuhr er, daß man ihn für den Verfasser des verhängnisvollen Stückes gehalten und als solchen indirekt getroffen hatte. Ein letztes Lächeln zuckte seltsam flüchtig über sein Gesicht.

Ich sterb' mal apropos, wie ich gelebt. Das ganze Leben in meinen Kreisen ist Parodie heutzutag' und die Tragik Posse!" sagte er...

Sie haben ihn still in der alten Kapelle von Halbheim begraben. Er war der Letzte seines Stammes. . . .

Prinz Joseph verließ Ichteles und kam nicht mehr. Er ging auf weite Reisen, ziel- und freudlos. In seiner Brust nagte das verzweifelte Gefühl, indirekt an Gerolds Tod schuld zu sein, zu dem sein Schauspiel Anlaß gegeben. Als seine Autorschaft bekannt wurde, fiel er gänzlich in Ungnade, obschon man die ganze Sache nie offiziell besprach. Er zog fort, ein Heimat- und Hoffnungsloser, mit großen Gedanken, die verdammt blieben, nie zur Tat zu reifen, mit schönen Empfindungen, die sich nicht werktätig ausleben durften.

Hortense Kiel aber geht ihren sonnig ernsten Weg unaufhaltsam empor. Geht ihn allein. Sie lebt der Pflicht, nicht der Liebe. Niemand wird es ja erfahren, daß am Tage, eh' Prinz Joseph verschwand, ein Mann in dem dämmerigen Garten vor ihr stand, in dem sie lange friedlich glücklich gewesen.

Ein bleicher Mann, der mit flammender Leidenschaft zu ihr sprach.

„Komm mit mir, als mein Weib, die Welt ist groß. Ich habe abgestreift, was uns trennt, ich bin nunmehr Mensch. Laß' uns glücklich sein, komm! Uns blüht die Liebe."

Damals hatten die Rosen des Schmerzes blutrot in ihrer Brust geblüht. Und es war in ihr erwacht ihre Jugend, ihre Liebe. Aber die Antwort, die sie ihm gab, war eine gewesen, wie sie sich für ihres Vaters Tochter ziemte.

„Ich bin ein Soldatenkind. Mein Vater hat deinem Haus den Fahneneid geschworen, der gilt für uns alle. Ehrlich, treu, geraden Weges im Licht müssen wir gehen. Ich kann nicht die betrügen, die schädigen, die uns Brot geben, uns ganz vertrauen.

Zwischen uns beiden steht eine Pflicht. Die Soldatenehre meines Vaters. Sein Kind sucht nicht bei Nacht und Nebel das Glück. Nicht in der Nähe der Throne."

Und so waren sie geschieden, für immer.

*

Auch die kleine Janthe von Banneberg, sie hat nicht Karriere gemacht; armes Kind. Sie ist nur glücklich geworden. Nach langen Kämpfen gegen Vorurteil und Engherzigkeit teilt sie die Dornen und Rosen einer echten Künstlerschaft. Bei ihr ist die Seis-Margret. Ihres Vaters Schicksal erfüllte sich unheilvoll. Er schoß nicht die Tochter nieder, aber den Sohn, der ihm bei Nacht das Haus anzünden wollte, als er ihn nicht mehr hereinließ. Im Irrenhaus ist der alte Bauer gestorben. Er sah immer Flammen um sich, bis er vom Tode erlöst wurde.

*

Die aber ihres Weges weiter gehen, lustig und siegreich, das sind die vom Stamme Blauptzer und Lori Frapp. Ihnen ist die Lebenstafel voll gedeckt, von der für uns nur Brosamen fallen, ihnen lächelt die Zukunft, ihnen steht die Rennbahn offen. Sie schlagen die Zeit ans Kreuz und teilen sich in ihre Habseligkeiten.

Und sie stürmen vorwärts. Sie machen lustig, mühelos Karriere, Karriere über den Trümmern unseres Daseins.

Ende.



ZUM ZEITVERTREIB

Silbenrätsel

Aus den Silben

a, a, a, ah, eh, be, ber, ber, bo, da, den, der, do, e, e, e, ei, en, en, gard, go, gu, hi, iff, irm, ka, land, le, le, le, lei, li, li, lin, list, lo, mach, mut, na, nach, ne, ni, ni, ni, no, o, pag, ra, re, ve, ri, ro, san, sche, se, ser, si, si, sver, tät, tau, te, ter, tor, u, un, ver, wal, we, wis, zan, zi sind nachstehend umschriebene 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben — von oben nach unten gelesen — ein Sprichwort ergeben.

1. deutscher Fluß
2. deutscher Schauspieler u. Theaterschriftsteller
3. Kuchenzutat
4. mazedonischer König
5. europäischer Staat
6. rheinische Sagengestalt
7. Stadt in Mitteldeutschland (ch = 1 Buchstabe)
8. Metall
9. weibl. Vorname
10. Fußbekleidung
11. Raubvogel
12. Gestalt aus „Don Carlos“
13. biblische Person
14. kunstvolles Gewebe
15. Schweizer Kanton
16. Wirbelsturm
17. Laubbaum
18. Umstürzler
19. Oper v. Richard Wagner
20. Gerichtshof im alten Athen
21. Sohn des Odysseus
22. amerik. nische Republik
23. Bildungsstätte.

Lösung des Kreuzwortsilbenrätsels in Nr. 15

Senkrecht:

1. Lori, 2. Arno, 3. Margarine, 4. Neger, 5. Zinne, 6. Berserker, 9. Made, 12. Sense, 13 Angel, 15. Natter, 16. Ente, 18. Micha.

Wagrecht:

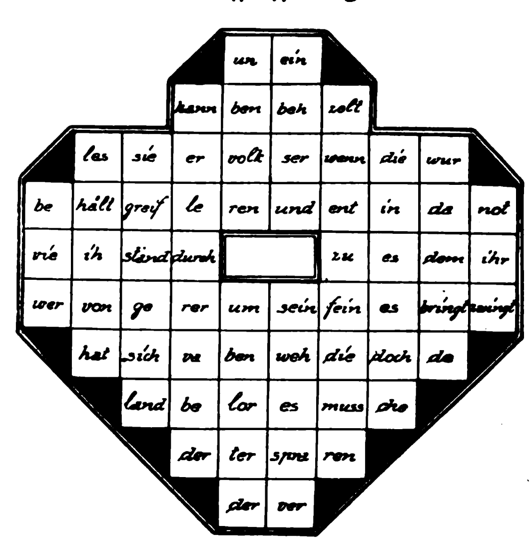
3. Marine, 5. Zinnober, 7. Riga, 8. Germane, 10. Serge, 11. Zinsen, 13. Anker, 14. Senat, 16. Engel, 17. Termite.

Lösung des Silbenrätsels in Nr. 15

1. Rotzunge, 2. Wolken, 3. Frauenlob, 4. Ithaka, 5. Architektur, 6. Lampion, 7. Hindu, 8. Lunte, 9. Rügen, 10. Soltau, 11. Edelsteine, 12. Tarantella, 13. Nehrung, 14. Defregger, 15. Wolga, 16. Untergriff, 17. Agrarier, 18. Göttingen, 19. Stickstoff, 20. Elfenbeinküste, 21. Socco, 22. Nordseekanal, 23. Ilias, 24. Abendland, 25. Cheviot, 26. Ukerewe, 27. Zentrum, 28. Effendi, 29. Iphigenie.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.

Rösselsprung



Humor

Zweideutig. Die kleine Lucie (zu einer Bekannten ihrer Mutter): „Schmeckt Ihnen unser Kuchen?“ — „Ja, sehr gut.“ — „So?“ Das wundert mich, weil Mama gestern sagte, Sie hätten gar keinen Geschmack.“

*

Frau (bei einer Meinungsverschiedenheit sehr energisch zu ihrem Gatten): „Eine innere Stimme sagt mir —“

Mann (einfallend): „Was, um Gottes Willen, eine innere Stimme hast du auch noch?“

An alle Bezieher, Leser und Freunde des „Illustrierten Beobachters"

In diesen Tagen vollendet der **„Illustrierte Beobachter" das erste Jahr seines Bestehens.** Mancherlei Schwierigkeiten aller Art waren zu überwinden, ehe es zur Gründung, dann zum monatlichen Erscheinen, endlich zur vierzehntägigen Herausgabe der einzigen, ausgesprochen antisemitischen Bilderzeitung des deutschen Sprachgebietes kam. Um so stolzer und zufriedener kann uns deshalb die Feststellung machen, daß das **erste Kampfjahr des „Illustrierten Beobachters" allen Widerwärtigkeiten zum Trotz einen vollen Erfolg gebracht** hat. Das beweist am besten die Tatsache, daß die letzte Ausgabe des „Illustrierten Beobachters" (Nr. 16) in einer

Riesenauflage von über 100000 Stück

restlos ausverkauft wurde. Dieser gewaltige Erfolg ist aber auch ein Erfolg der unermüdlichen Werbearbeit unserer Leser und Freunde, die kein Opfer gescheut haben und vor keiner Arbeit zurückschreckten, um den „Illustrierten Beobachter", das erste und einzige illustrierte Kampforgan der nationalsozialistischen Bewegung, unter die Massen zu bringen. Ihnen gilt unser ganz besonderer Dank.

Nun aber heißt es den Erfolg ausbauen und festigen. Aus den hunderttausend gelegentlichen Beziehern am Ende des ersten Jahres des Erscheinens des „Illustrierten Beobachters" müssen im Laufe des zweiten Kampfjahres

100000 feste Bezieher

werden. Dieses Ziel kann und muß erreicht werden. Dann erst wird der „Illustrierte Beobachter" das sein und werden, was Verlag und Schriftleitung im Auftrage unseres Führers Adolf **Hitler** aus dieser Zeitung zu machen haben: Das

von den inneren und äußeren Feinden Deutschlands gefürchtetste Werkzeug

der Deutschen Freiheitsbewegung. **Vervollständigung** und ständige **Verbesserung** der **inhaltlichen** und **technischen Ausstattung** des „Illustrierten Beobachters" wird die besondere Aufgabe des Verlags und der Schriftleitung sein. Selber Abonnent zu werden und unermüdlich feste Bezieher zu werben, soll die Hauptaufgabe unserer Freunde und Leser sein. Schon der Beginn des 4. Quartals am 1. Oktober muß einen sichtbaren Erfolg der gemeinsamen Anstrengungen bringen!

Die Bestellungen für das 4. Quartal müssen in der Zeit vom 15. bis 24. September betätigt werden. Die Bezugsgebühr für das letzte (4.) Vierteljahr, also 6 Ausgaben des „Illustrierten Beobachters" beträgt nur M. 1.– zuzüglich 12 Pf. Bestellgeld.

Verlag und Schriftleitung
„Illustrierter Beobachter"

In den Briefkasten werfen oder dem Briefträger mitgeben

Der Unterzeichnete bestellt hiermit

.... Stück „Illustrierter Beobachter"

für das 4. Vierteljahr 1927

Der Bezugspreis wolle von mir eingehoben werden.
Ich wünsche die Zeitung zugestellt zu erhalten.
Ich werde die Zeitung abholen.
(Nichtzutreffendes ist zu streichen.)

Name ....

Stand ....

Wohnort ....

Straße u. Hausnummer ....

An das Postamt ....

Deutlich schreiben!

In den Briefkasten werfen oder dem Briefträger mitgeben

Der Unterzeichnete bestellt hiermit

.... Stück „Illustrierter Beobachter"

für das 4. Vierteljahr 1927

Der Bezugspreis wolle von mir eingehoben werden.
Ich wünsche die Zeitung zugestellt zu erhalten.
Ich werde die Zeitung abholen.
(Nichtzutreffendes ist zu streichen.)

Name ....

Stand ....

Wohnort ....

Straße u. Hausnummer ....

An das Postamt ....

Deutlich schreiben!

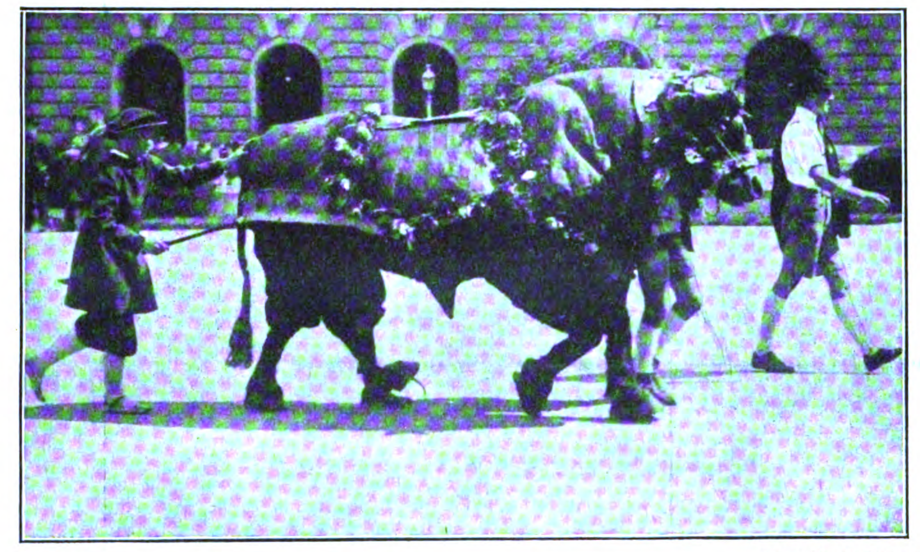
Politik der Anderen



Die Internationale tagt in Paris Atlantic

Die deutschen Teilnehmer am parlamentarischen Schwatzkongreß in Paris Atlantic

Während nicht nur Deutschland, sondern eine ganze Welt unter den Folgen der sogenannten Friedensschlüsse und Börsenabkommen seufzt und stöhnt und die Wahrheit des Satzes „Macht ist Recht" Triumphe feiert, versammeln sich die Nutznießer der Demokratien, die Organisatoren des Völkerbetruges da und dort, um jene berühmten Theatervorstellungen für die Dummen aller Länder zu geben, die bei allen Hochstapelereien größeren Formates notwendig und unentbehrlich sind, um die Opfer willig und zahm zu machen. So erleben wir in diesen Tagen eine Tagung der Gewerkschaftsinternationale, auf der die Oberbonzen aller Sprachgebiete vom Recht des Arbeiters reden, während führende Mitglieder dieser Internationale, wie zum Beispiel Vandervelde, als Regierungsmänner die übelsten Reaktionäre und Hetzbrüder gegen Deutschland und damit gegen das Recht des deutschen Arbeiters sind. In Paris tagte außerdem die internationale parlamentarische Union, eine Vereinigung der übelsten Freimaurer und dümmsten Gschaftlhuber aller Länder, um den Idioten, die auch in Deutschland nicht alle werden, etwas von Paneuropa zu erzählen. Auch die von Genf her gewohnten, verlogenen Phrasen von der Abrüstung ertönten — aber nur von den deutschen Vertretern. — Aufrichtig und offen dagegen treiben ihre Politik die Christlich-Sozialen in Österreich, die jüngst in Wien einen großen Festzug veranstalteten, auf dem auch ein bekränzter Stier mitgeführt wurde. Es sollte aber damit nichts symbolisiert werden.



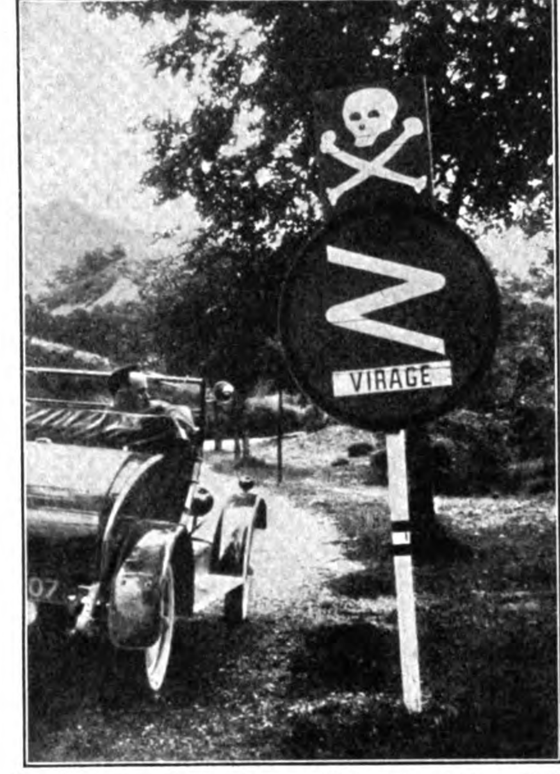
Welt-Photo-Dienst

Drei scharfe Konkurrenten im Kampf um Seele und Stimmzettel



Links: Bundeskanzler Prälat Seipel auf dem Dortmunder Katholikentag Oval: Der oberste „Ernste Bibelforscher" Richter Rutherford aus Amerika, will eigene Kandidaten für den nächsten Reichstag aufstellen Rechts: gustav nagl sagt „ere sei got" und denkt daran, als Spitzenkandidat einer national-christlich-kommunistischen Liste in den Reichstag zu kommen Atlantic

Aus aller Welt



Drastische Warnungstafeln für Autofahrer, hier: rasende Kilometerfresser, wurden auf einem Teil der südfranzösischen Straßen mit Erfolg eingeführt. In Deutschland hat der Staat jetzt erfolgreiche Maßnahmen gegen das Schnellfahren dadurch ergriffen, daß er die Straßen verlottern läßt

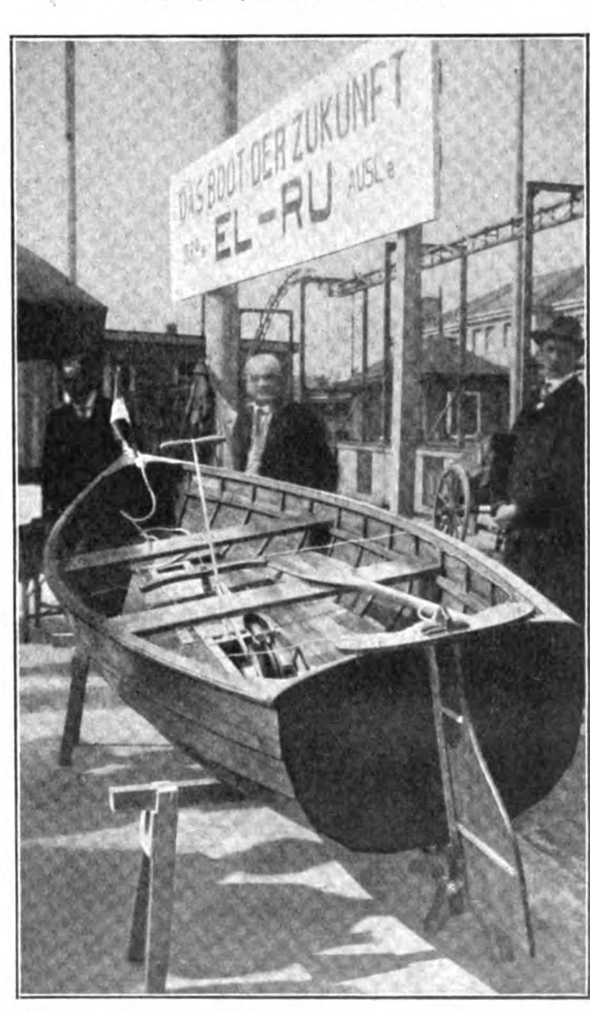


In dem badischen Dorfe Liedolfsheim, einer Hochburg des Nationalsozialismus, verursachte ein furchtbares Gewitter ein Riesenfeuer, durch das über 30 Häuser niederbrannten. Eine Reihe von Nationalsozialisten — Kleinbauern — haben ihr ganzes Hab und Gut verloren

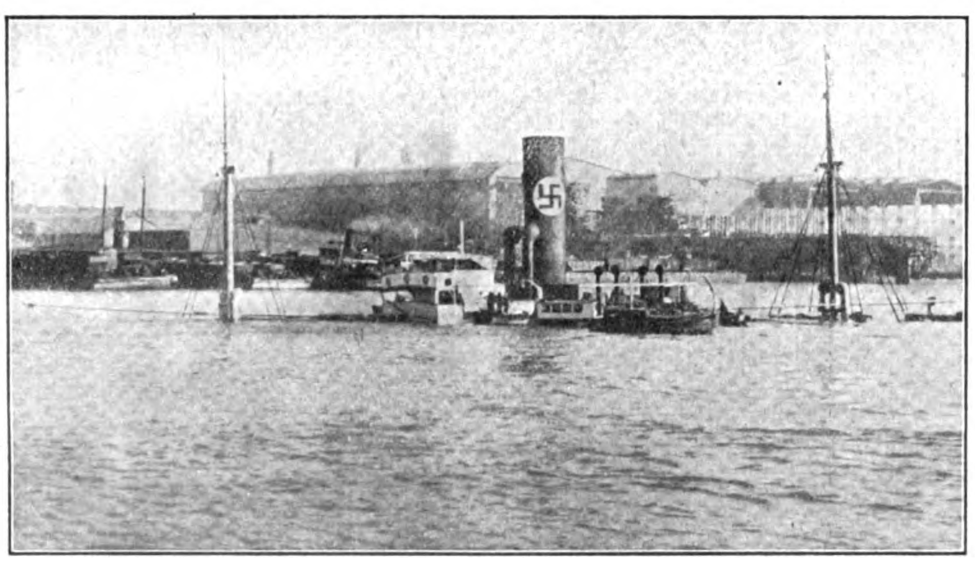


Die aussterbende Pferdepost. Postillions-Abschied]

Die letzte Pferdepostpaketzustellung in der Stadt München am 1. Sept. 1927



Auf der Leipziger Messe wurde als neuester Schlager ein Ruderboot gezeigt, das durch eine Schraube vorwärtsbewegt werden kann. Der Schraubenantrieb erfolgt durch Hebelbewegung nach Art der „Holländer"



Im Hafen von Philadelphia sank aus bisher noch „unaufgeklärter" Ursache ein Dampfer einer schwedischen Reederei, die das Hakenkreuz als Erkennungszeichen führt





Wirkliche Arbeiter kann die Hinrichtung von Verbrechern niemals treffen! Presse-Photo

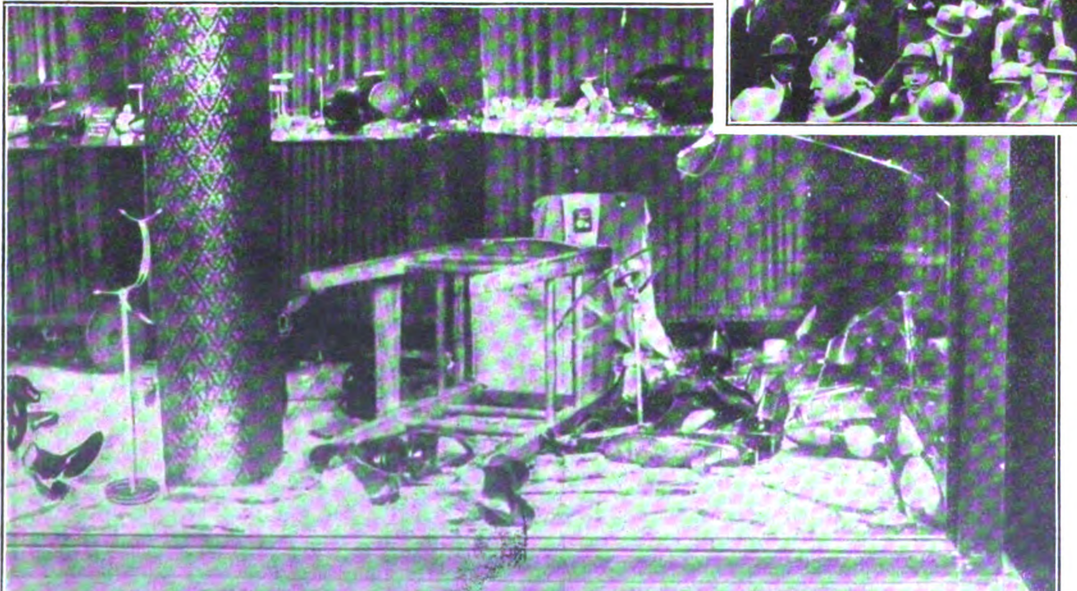


Sacco und Vanzetti, die beiden Raubmörder und Brüder in Lenin

Unten: Daß das Verbrechergesindel von Paris demonstriert, ist begreiflich

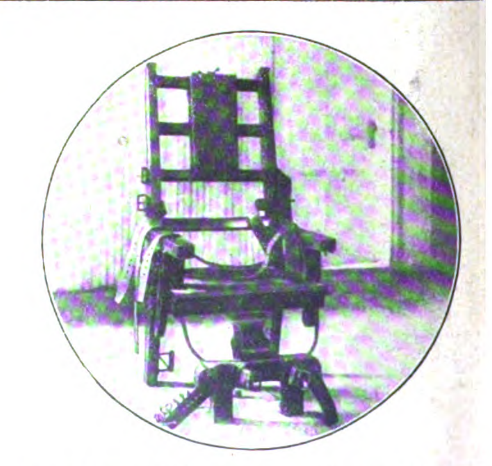
Als die Börsenkönige und internationalen Finanzbanditen es für zweckmäßig hielten, eine ganze Welt in ein viereinhalbjähriges Blutbad zu hetzen, als nach dem sogenannten Friedensschluß in Oberschlesien Hunderte von deutschen Arbeitern von den Polen viehisch ermordet wurden, da schwieg die sogenannte Internationale, die, wie es so schön in dem Liede heißt, „das Menschenrecht erkämpft". Damals standen, scheint es, nicht die „Rechte von Menschen", sondern „nur" von deutschen Arbeitern auf dem Spiel. Wenn aber in dem — demokratischen, notabene — Amerika zwei Halunken — überführte Raubmörder — endlich auf den elektrischen Stuhl steigen sollen, dann sind plötzlich die „Menschenrechte" in Gefahr, und eine ganze Welt wird in Alarmzustand versetzt. Weil zwei Raubmörder, die schlauerweise, um ihren Kopf zu retten, Anarchisten sind, abgestraft werden sollen, fliegen die Bomben auf der ganzen Welt; müssen über 150 unschuldige Menschen, die niemand etwas zuleide taten, ihr Leben lassen. Und die Internationale, anstatt die Ehre ihrer Arbeiter gegen die freche Zumutung zu verteidigen, sich auf eine Stufe mit Verbrechern zu stellen, organisiert den Rummel, kämpft für Gaunerrecht und tritt die wahren Menschheitsrechte mit Füßen!







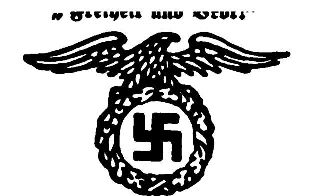
Schon die zerstörten und teilweise ausgeraubten Läden zeigen die Gesinnungsverwandtschaft



Der elektrische Stuhl, der dem verlogenen Rummel ein verdientes Ende machte

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen Ernst v. Westerhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang / Folge 18
30. September 1927



Preis 20 Pf. / Österreich 35 Gr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2





Ludendorff der Sieger von Tannenberg — **Mackensen** der unpolitische Militär — **Marx** der unmilitärische Politiker — **Keudell** der Reichsinnenminister

in Tannenberg

Der Schwindel von der Abrüstung

Während die Welt in Waffen starrt, die technische Ausrüstung der Armeen vervollständigt wird und die Aufrüstung im vollsten Gange ist, tagen in Genf die würdigen Brüder des Völkerbundes nun schon im zweiten Jahr und reden von einer Abrüstung, an die niemand außer dem dümmeren Teil des deutschen Volkes glaubt. Und während man in Amerika die Frauen im Waffengebrauch übt, in Japan 14jährige Knaben im Schießen ausbildet, in England jeder zu erübrigende Penny in die Vervollständigung der Luftflotte gesteckt wird, — von Frankreich ganz zu schweigen, — während in der Tschechei gerüstet wird und selbst der albanische Operettendiktator sein ganzes Volk bewaffnet, —



finden in Deutschland pazifistische Versammlungen unter freiem Himmel statt, in denen, wie erst kürzlich in Würzburg, sogar noch Redner aus den ehemalig feindlichen Staaten als Hauptattraktionen gezeigt werden. Kein Wunder, daß das deutsche Schicksal nicht zu ändern ist!

Der Fall Konnersreuth

Oben: Schon früh um 7 Uhr stehen die Besucher an

Mitte: Gegen 11 Uhr vormittags sind's Hunderte, ja Tausende geworden

Unten: An der Türe des Pfarrhofes halten die Polizisten mit Mühe die Ordnung aufrecht

Schon in unserem ersten Aufsatz über den Fall des stigmatisierten Bauernmädchens Therese Neumann von Konnersreuth (vergl. „Illustrierter Beobachter" Nr. 17, vom 15. September), haben wir darauf hingewiesen, daß wir die öffentliche Zurschaustellung einer bedauernswerten, kranken Person, wie es in Konnersreuth geschieht, für groben Unfug halten, wie er größer gar nicht gedacht werden kann. Die Aufnahmen unseres Sonderberichterstatters, die wir in der vorliegenden Nummer veröffentlichen, müssen diese unsere Anschauung nur bestärken und erhärten.

Man stelle sich vor: Tag für Tag, bei Regen und bei Sonnenschein, stehen Hunderte und aber Hunderte von Menschen stundenlang in Schlangenlinien an, ganz wie in den Zeiten der unseligen Kriegswirtschaft des Herrn Walther Rathenau, raufen und drängen sich wie an den billigen Tagen der Volksfeste, um ein armes, krankes Mädel leiden zu sehen. Drängen sich um ein „Wunder" zu betrachten, das gar kein Wunder ist, sondern eine, wenn auch recht seltene Krankheit, die weder der Wissenschaft im allgemeinen, noch der medizinischen Forschung im besonderen neu oder gar unerklärlich ist. Die Mehrzahl dieser Menschen hat stundenlange Bahnfahrten hinter sich und oft recht beschwerliche Fußmärsche nicht gescheut. Aber auch andere sind da: die mondänen Insassinnen luxuriöser Sechszylinder in Begleitung abgebrühter Lebemänner, die z. B. von den internationalen Rennen in Baden-Baden kommen und nach Karlsbad reisen. Sie wollen sich das „kleine pikante Sensatiönchen" nicht entgehen lassen. So wird der Platz um das Pfarrhaus in Konnersreuth, in dem die Therese während des Umbaues des elterlichen Anwesens untergebracht und gezeigt wird, zum Jahrmarkt. Klar, daß dieser Jahrmarkt zum Tummelplatz jenes widerlichen Geschäftsgeistes wird, dem die Sensationslust eines oberflächlichen, gern- und leichtgläubigen Publikums ein willkommenes Feld für seine konjunkturlüsterne und konjunkturfrohe Beutegier abgibt. Andenkenverkäufer und „Buchhändler" treiben sich in Massen herum. Sie sind Sendboten und Stimmungsmacher jener rührigen Zeitgenossen, die auf dem Standpunkt stehen, daß man das Geld von den Lebenden zu nehmen hat. Zu dieser Kategorie darf man auch die eifrigen Verleger von Büchern, wie das von dem Pfarrer Witt rechnen, der gar nicht daran denkt, den von der Kirchenbehörde verbotenen, an Abgeschmacktheiten reichen Roman über das Wunder von Konnersreuth zurückzuziehen. Aber auch die Inhaber von Fahrgeschäften und Beförderungsmöglichkeiten, nicht zuletzt die verehrliche Reichspost, die an den Haupttagen Sonderwagen von Waldsassen verkehren läßt, verdienen bombenmäßig und hoffen, im Vereine mit anderen Nutznießern der Krankheit Therese Neumanns auf recht lange Dauer der wunderbaren Konjunktur. Unterdessen liegt das arme Geschöpf, umgeben von einem Stab mehr oder weniger Fürsorge-Berechtigter, in einer einfachen





Kammer und macht den jammervollsten Eindruck. Kein Wunder, wenn das „Wunder", d. h. die auf Hysterie und Autosuggestion beruhende Krankheit der Therese Neumann nicht geheilt werden kann. Wenn man einem kranken Menschen dauernd vorsagt, daß er nicht gesund werden kann, ja, daß er sogar leiden muß, um dadurch seine Bestimmung zu erfüllen; wenn man ein solches Menschenkind monatelang zur Zielscheibe der Wünsche und der Einbildung, der massensuggestiven Kräfte von Tausenden und aber Tausenden von Neugierigen macht, dann freilich kann man nicht erwarten, daß eine solche Schwerkranke den Willen zur Gesundheit aufbringt, der eine wesentliche, wenn nicht die erste Voraussetzung zu einer Heilung ist. So dauert das Schauspiel in Konnersreuth fort und weiter und keine Behörde, kirchlich, noch weltlich, findet sich, die dem Unfug ein Ende macht und das arme Bauernmädchen dorthin kommt, wo es hingehört: in die Obhut gewissenhafter Aerzte einer Klinik.

DER JUDENSPIEGEL

EROTIK UND RASSE

„Ein besonderes Gepräge gibt", so schreibt Herwig Hartner in seinem Buche „Erotik und Rasse" über die jüdische Wesenheit und ihre Auswirkungen „dem Juden und der Jüdin ihre ganz andere sinnliche Art, die viel lebhafter ist, sich viel freier gibt und die auch, verbunden mit der schauspielerischen Fähigkeit und Redegewandtheit der Juden, im gesellschaftlichen Verkehr auf den nicht artbewußten Menschen ihre Wirkung nicht verfehlt.

Wichtig ist die Tatsache, daß die jüdische Geselligkeit in einem viel stärkeren Grade von sinnlichen Schwingungen durchglüht ist als die deutsche. Man sehe nur, mit wieviel freierem Blicke sich der Jude dem sinnlichen Wohlgefallen hingibt, die Jüdin den Mann umfängt, und um wieviel leichter selbst Frauen und Mädchen von geschlechtlichen Dingen sprechen. Dabei spielt allerdings auch die bei den Juden, und zwar ebenso beim Manne wie beim Weibe so häufige Verwischung der primären und sekundären Geschlechtsmerkmale eine Rolle, die das Geistige und Seelische weitgehend bestimmen.

Wenn wir ein solches Benehmen mit Entrüstung als schamlos bezeichnen, so übertragen wir nur unsere Wesensnotwendigkeiten auf fremde. Wenn sich bei uns eine Frau oder ein Mädchen so gibt, so ist sie schamlos im Sinne einer Entsittlichung, eines Verfalles, und ihr Benehmen ist ein Anbieten. Aus dem gleichen Verhalten der Jüdin darf man aber keineswegs auf Entartung schließen. Es ist dies nur der Ausdruck ihrer sinnlich lebhafteren, freieren Art, die sich dem sinnlichen Reize in den äußerlichen gesellschaftlichen Formen in unbedenklicherer Weise hingibt."

*

Diese Darlegungen Hartners bedeuten eine gute Einführung und Erklärung für untenstehendes Bild.

Im Kurhaus Arendsee spielt die exotische Jazzkapelle zum 5-Uhr-Tanztee. Eine illustre Gesellschaft von ausgesuchten Vertretern des auserwählten Volkes ist versammelt, um sich von den Strapazen des Nichtstuns zu erholen. In tadellosem Tennisdreß und Nachmittagskleid treten ein halbes Dutzend Paare zum Black Bottom an.

Die Sonne meint es gut mit dem vergnügten Völkchen. Die wohlgenährten braungebrannten Gesichter glänzen wie geschmierte Osterschinken. Auf dem schweren Perser zeichnen sich die Schlagschatten hochgeschürzter Damen und krummbeiniger Herren ab. Hingebungsvoll schmiegen sich die Paare aneinander.

Es sind prachtvolle Rasseköpfe dabei, alle Spielarten vom hundertprozentigen Levantejuden bis zum viertels eingemischten westischen, von der hochwertigen Blume des Libanon bis zur ostisch dinarischen Halbjüdin; hoch aufgeschossener reiner Rebekkatypus mit Negerwuschelkopf, Mandelaugen und Hängeschultern neben orientalischer Rundlichkeit und Fülle; stumpfige Ostjüdin mit Hängenase und kurzen Beinen. Dazu eine Auswahl von Kavalieren, wie sie nicht besser zusammengetragen werden konnten. Der Typ des vorderasiatischen Tabakhändlers, Hängetolle und Douglas-Fairbanks-Bärtchen neben dem Gummikavalier auf Crepsohlen mit Charlestonhose, die Schimmyfrisur glatt zurückgestrichen.

Und damit die pikante Note nicht fehlt, zwei Blondinen, anscheinend deutsche Mädchen (wenn man sie so nennen darf), gut gewachsen und gut angezogen, die sich im Arm ihres jüdischen Kavaliers recht wohl fühlen, wie Figura zeigt. Die beiden Kavaliere scheinen aber auch nichts dagegen einzuwenden zu haben, daß sie mit blonden Mädchen Jazzkultus treiben können.

*

„Das Verhältnis," schreibt Hartner in seinem Buche, „das so ziemlich jeder Jude, der es sich leisten kann, oft auch neben seiner Frau hat, ist stets eine Nichtjüdin. Hier spielt schon das starke Bewußtsein, die stets bewußte Art der Juden eine Rolle, die sich auch im Geschlechtlichen ausdrückt.

So ist durch die artbewußte jüdische Wesenheit das Judentum, vor allem die Jüdin, in viel stärkerem Maße geschützt, als es bei uns der Fall ist."

Das Geschlechtliche in seinen mannigfachen Spielarten zwischen Erotik und Sexualismus, zwischen gelegentlichen Bindungen gesellschaftlicher Art und einsamen Ausschweifungen spielt beim jüdischen Menschen eine ausschlaggebendere Rolle als sonst irgendwo. Es wirkt sich in einem ganz anderen Verhältnis zum Gesamtgeistigen aus, das umstürzend, auflösend und zersetzend auf Moral und Sitte, auf jedes andere Volk u. Volkstum wirken muß.



Faulenzende Judenweiber und Judenbuben im Kurhaus Arendsee. — Dieses Bild spricht für sich selbst.



Roman von Richard Albrecht

2. Fortsetzung.

Othmare und Harald.

Othmare ging Rupert aus dem Wege. Sie schämte sich vor ihm. Harald Werthner hatte es bald so weit gebracht, daß sie sich von ihm zeichnen und photographieren ließ. Anfangs war das ganz geschäftsmäßig wie bei einem Modell vor sich gegangen. Ihre Eitelkeit war gereizt, als sie sich im „Satyr“ abgebildet sah. Sie fand nichts Verfängliches dahinter, nur Rupert durfte davon nichts wissen, durfte ja keine solche Nummer des „Satyr“ in die Hand bekommen.

Der „Satyr“-Verlag gab jetzt auch eine Reihe von erotischen Memoiren heraus. Diese nicht zu überbietenden Pornographien erschienen nicht auf dem Büchermarkt, sondern wurden, als Manuskript gedruckt, nur gegen Unterschrift an Liebhaber um teures Geld verkauft.

Der alte Werthner diktierte sie Othmare. Schon nach kurzer Zeit war das gewandte Mädchen vermöge seines fast unheimlichen Gedächtnisses und seiner Anpassungskunst so weit, daß es selbst dergleichen Geschichten im Werthnerschen Stile verfassen konnte. Isaak Werthner nahm eine andere Maschinenschreiberin und stellte sogar Othmare eine Schreibkraft zur Verfügung. Der alte Isaak war sehr freundlich und liebenswürdig gegen das nur zu blasse, hochgewachsene Mädchen, das sich so unerwartet als flüssig schreibende Schriftstellerin und brauchbares Redaktionsmitglied entpuppte.

Othmare war schon ganz in der Geistes- und Gefühlswelt des „Satyrs“ aufgegangen. Eines Abends fragte Harald die ihm gegenüber schon höchst zutraulich gewordene Mitarbeiterin:

„Sind Sie nicht ordentlich stolz darauf, daß Sie durch unsere Zeitschrift berühmt werden? Wir sind aber auch stolz auf Sie. Sie tragen mit Ihren augenblicklich erscheinenden „Aretinischen Historien“ wacker dazu bei, daß ganz Deutschland eine wahre „Satyriasis“ erfaßt. Doch Sie sind ja nur Theoretikerin in unserem edlen Fache. Sie sollten mal so aus dem Praktischen schöpfen wie ich. Wie lebendig und glänzend wüßten Sie dann erst zu schreiben! Wollen Sie nicht praktizieren mit mir — oder bei mir?“

Othmare sah ihn verächtlich an: „Was ich erlebe, könnte ich nie schreiben. Das könnte bloß die Musik darstellen. Was ich für den „Satyr“ zusammenschmiere, ist ja nur ein Abklatsch dessen, was Ihr Vater und Sie schreiben. Oh, ich fühle mich so leicht ein! Zu lernen brauche ich nichts mehr. Mir scheint eher, daß Sie noch nicht alle Tonarten der Liebe beherrschen und das Instrument Gemüt überhaupt nicht kennen.“ — —

Othmare blieb kalt, geschäftsmäßig im Beruf, als Harald von ihr Aufnahmen in geringster Bekleidung machte. Sie blieb kühl, als er sie jeden Abend ausführte, als er seine Verführungskünste spielen ließ. Sie blieb eisig gleichgültig, als sie das Äußerste über sich ergehen ließ. Dem Krankhaften in ihrem Innern schien das eine Erfüllung, ein letzter Schritt zu sein zur Endstation ihrer Passion.

Sie war nicht eifersüchtig, als Harald von ihr weg zu andern Weibern eilte. Sie atmete im Gegenteil wie von einem Alpdruck auf. Nur wurde ihr allmählich bewußt, daß sie in der Schriftleitung des „Satyr“ nicht mehr länger bleiben konnte. Das war das einzige, was für sie schmerzlich war, denn der Betrieb im „Satyr“ behagte ihr.

Harald wurde unleidlich. Der alte Werthner suchte sie zwar zu halten, machte sogar Miene, als ob er seinen Sohn hätte ablösen wollen, aber Harald baute ihr eine goldene Brücke zum Abzug, indem er sie an seinen Freund, den Revuedirektor Leon Faller verwies.

Dieser allmächtige Beherrscher von 200 Damenbeinen machte aus Othmare gleich einen Revuestern erster Ordnung und hieß sie mit simpler Umstellung des Namens Tho Mara. Sechs Wochen lang stand sie im Mittelpunkt der vergnügungssüchtigen Lebewelt der Millionenstadt. Sie wurde Tagesgespräch. Bis sie eines Abends nach der Vorstellung von einem Blutsturz befallen wurde. Sie erholte sich zwar nach einigen Tagen, aber etwas Schrecklicheres als das alte Leiden wuchs jetzt in ihr groß.

Sie fühlte die Anzeichen der Mutterschaft. Angstvoll schrieb sie dies Harald. Dieser teilte ihr sofort eine Adresse mit, wo sie sich von der unangenehmen Folgeerscheinung befreien lassen sollte. In ihrem Rückbriefe schlug sie dieses Ansinnen aus:

„Schicke mir lieber gleich Gift! Das ist dasselbe. Ihr habt mir ohnehin schon meine Seele vergiftet.“

Harald rannte sofort zu ihr und verlangte mit herzlosen Worten die Abtreibung. Sie weigerte sich. Da schlug er sie zu Boden und stieß mit den Füßen nach ihr. Ihre großen gütigen Augen flehten ihn an, von ihr zu lassen. Aber gerade das reizte seine Brutalität noch mehr. Er ließ erst von ihr ab, als sie bewußtlos, wie tot vor ihm lag. Dann ergriff er feig die Flucht. Als Othmare wieder zu sich kam, war sie fest entschlossen, nun erst recht nicht Harald den Willen zu erfüllen.

Um vor der Roheit Haralds sicher zu sein, zog sie in einen andern abgelegenen, volksreichen Stadtteil. Sie verstand es, sich so unauffindbar zu machen, daß selbst Rupert Rottmann, der bisher immer ungesehen ihre Wege verfolgt hatte, ihre Spur verlor.

Rottmann hatte mittlerweile erfahren, daß die Werthner Juden seien. Grenzenloser Haß, ungebändigte Rachgier ließ in ihm einen furchtbaren Entschluß keimen, der nun das alleinige und letzte Ziel seines Lebens wurde. Von Othmare dachte er keinen Augenblick schlecht. Sein Mitleid ängstete sich um sie, als sie von ihrer Mutter weggezogen war, ohne zu sagen wohin.

Dann brach ein weiterer Schlag über die unglückliche Othmare herein. Es meldeten sich bei ihr die ersten Anzeichen einer fürchterlichen Infektionskrankheit, die sie sofort richtig erkannte. Auch diese Gemeinheit hatte Harald ihr aufgehalst. Sie ging zu keinem Arzt; alles war nun in ihr abgestorben. Sie ließ sich in dem Meer ihres Jammers vollkommen treiben. Das einzige Bestreben in ihrem verpfuschten Dasein war, niemals mehr Rupert Rottmann unter die Augen zu kommen.

Das Kind, das sie gebar, blieb am Leben. Es war durch und durch krank. Othmare liebte das krauselhaarige Geschöpf nicht, doch sie pflegte es mit rührender Aufopferung. Als Vater gab sie niemand an, da sie nicht mit einer längeren Lebensdauer des Kindes rechnete und da sie mit Harald Werthner nichts mehr zu schaffen haben mochte. Sie war immer sehr sparsam gewesen und hatte während ihrer Zeit beim „Satyr“ und bei der Revue einiges zurücklegen können. Das kam ihr jetzt zustatten; denn arbeiten hätte sie bei ihrem Gesundheitszustand nicht mehr können.

Sie war von entsetzlicher Elendsschwäche niedergedrückt und von trostloser Gleichgültigkeit umfangen. Alles war in ihrem Innern ausgebrannt, jede Lebensregung war abgestorben.

Das war lange Zeit so, dann wuchs allmählich ein immer riesenhafter sich aufbäumender Haß in ihr empor, ein Haß, der ihr wieder einige Lebenskraft gab: der Haß gegen den „Satyr“. Es war nicht bloß Harald Werthner allein, dem sie fluchte, auch nicht der alte Isaak Werthner, der das fürchterliche Gift zuerst in sie gelegt hatte. Es war auch kaum der Jude in beiden, dem sie in knirschender Wut feind war. Es war das alles zusammen, was sich in dem Worte „Satyr“ zusammenballte, als die Sinnbild gewordene Gemeinheit. Und damit richtete sich ihr Haß auch gegen sich selbst, gegen ihre Schwäche, gegen ihr Leiden und die aus ihm naturgesetzlich wild empor wuchernde Sinnlichkeit, gegen ihr unverschuldetes Schicksal.

Sie zweifelte: war sie doch daran schuld oder trug etwas anderes an ihrem Leiden, ihrem Schicksal die Verantwortung? Sie brauchte nicht zu suchen. Es war der Krieg.

Während der Kriegszeit, in die ihre Entwicklungsjahre fielen, hatte sie immer hungern müssen, und so war dem Siechtum in ihrem unterernährten, schmalbrüstigen Körper ein trauriges Heim bereitet worden. Ja, der Krieg war schuld, beruhigte sie sich, die nicht gerne Menschen hassen wollte. Wer aber war schuld am Kriege? Rupert, der Frontsoldat war, hatte ihr immer gesagt, daß es die Juden seien. Er mochte recht haben, da er ein gescheiter Mensch war. Allerdings verblendete ihn oft eine zügellose Leidenschaftlichkeit, dachte sie. Hatte er nicht auch gesagt, so fiel ihr ein, der Grand Orient habe den Krieg verursacht? Ja, ja, der Grand Orient war es! An den hielt sie sich, glücklich, wieder einen unpersönlichen Begriff als Feind gefunden zu haben.

Das Leben ihres Sohnes erwies sich stärker als seine eitrigen Schwären. Er wurde kräftig und Othmare zwang sich zur Mutterliebe. Ihre Seele war gespalten. Wenn sie ihren Sohn mit dem schwarz sich ringelnden Haarflaum betrachtete, fand sie immer mehr, daß er Ähnlichkeit mit einem kleinen Faun habe, oh, jetzt hatte sie die rechte Bezeichnung: er war der junge Satyr. Es schüttelte sie; den jungen Satyr sollte sie lieben, sollte ihn mit Mutterliebe umhegen, sie, die den großen Satyr haßte! Sie wurde ohnmächtig in Liebe und Haß. Die Widerstreitenden töteten sich in langem Ringen und übrig blieb eine gähnende Leere, das graue Nichts eines trostlosen unnennbaren Elends.

Einmal suchte sie wieder ihr altes abgegriffenes Gedichtbändchen vor. Sie blätterte darin und fand einen gepreßten Frühlingsenzian, neben dem auf einem Blatt ein von ihr geschriebener Vierzeiler lag. Ein fernes Glück sah sie mit traurigen Augen an. Sie las:

Enzian, sag' dem blauen Kavalier
Einen schönen Gruß von mir,
Daß er dahin bringe bald die Braut,
Wo die ew'ge Ruhe blaut. — —

Harald und Frau Joe.

Am Strande eines kleinen Seebades stand abseits von der gesellschaftssüchtigen Schar der Strandkörbe einer, dem man die Absicht der Absonderung ansah. Er umschloß ein weibliches Wesen, das träumerisch auf die See hinaussah. Weit draußen auf dem leicht bewegten Meer war der Kopf eines schwimmenden Menschen sichtbar. Der Schwimmer — es mußte wohl ein Mann sein — arbeitete sich immer weiter in das offene Meer hinaus, wo die Wogenkämme in langen Reihen dahinzogen.

Die Dame im Badeanzug blickte unverwandt auf den immer kleiner werdenden Punkt in der blaugrünen Ferne. Sie hatte ein feingeschnittenes Gesicht, das, ermüdet, sich einer wohligen Ausspannung hinzugeben schien. Ihr Körper trank die flimmernde Sommersonne, hatte schon so viel davon getrunken, daß die Haut an den Beinen und Armen leicht gebräunt war. Mitunter hob sie einen kleinen Feldstecher, um die Bewegungen des Schwimmers zu verfolgen.

Da stand plötzlich neben ihrem Korbe ein Herr in weißem Strandanzug mit einer kleinen Kameratasche in der Hand. Er lüftete den Hut und trat auf sie zu.

Schlagartig fuhr aus ihren Augen ein stechender Unwille, mit einem Male erwachte ein böser Zug um den Mund. In verächtlichem Tone redete sie den ihr die Hand reichenden Herrn an:

„Was hast du hier zu suchen, Harald?“

Harald Werthner lächelte höhnisch: „Natürlich dich, liebste Joe.“

Die Dame hatte sich wieder gefaßt, auch sie legte die Maske höhnischer Überlegenheit über ihr Gesicht:

„Und was verschafft mir die Ehre deines mir gleichgültigen Besuches?“

„Mein Wille, deine Gleichgültigkeit zu besiegen.“

Die Dame lachte: „Ich habe augenblicklich kein Geld bei mir, süßer Vampir. Geh' mir mal aus der Sonne. Du siehst, ich genieße Natur!



Harald gehorchte und legte sich vor die Füße Joes: „Du markierst wohl einen weiblichen Diogenes, einen Ur-, Nur- und Naturmenschen?"

„Hm, und was begehrt Alexander von dem armen Diogenes in der Tonne?"

In ihren Scherz mischte sich zunehmender nervöser Ernst, da sie den Schwimmer auf dem Meere wieder auf das Land zuschwimmen sah. Harald nahm ihr das Glas aus der Hand und richtete es auf den größer werdenden Punkt auf dem Wasser. Ihr das Glas zurückreichend sagte er:

„Ich verstehe, daß du für mich gerade nichts übr'g hast wegen dieses Seelöwen da draußen. Ich bin nicht eifersüchtig; ich habe dir das Idyll hier vierzehn Tage gegönnt. Aber jetzt wirst du Schluß damit machen müssen. Du wirst heute abend mit mir zur Stadt zurückfahren. Ich brauche dich für eine neue großartige Sache."

Joe unterdrückte ein Gähnen: „Ich bleibe und du wirst allein fahren. Bitte, hebe dich fort aus meiner Gegenwart, du ödest mich an, du verdirbst mir die Freude an meiner wunderbaren Meeresschau. Beim Fünfuhrtee im Hotel kannst du mich einen Augenblick sprechen, wenn es unbedingt sein muß. Geh'! Es gibt sonst eine Szene."

Nun richtete Harald seinen Oberkörper auf und setzte sich in angreifende Positur: „Hier gibt es keine Szene. Aber um deine häuslichen Penaten wird es bald sengerig riechen. Ich schreibe deinem Manne, was du hier treibst; oder besser, ich gehe morgen gleich selber zu ihm. Du wirst also hübsch folgsam sein."

Diese Drohung verfing aber noch nicht bei Joe: „Oh, mein Mann ist großzügig genug, der lacht den edlen Denunzianten aus und sagt: Pah, Badeflirt! Na, da mußt du dir schon einen andern suchen. So, und jetzt höre, mein Liebling, wenn ich nach Hause komme, wird der Spieß umgedreht. Da sag' ich meinem Manne, deinem Freunde und freigebigen Mäzen, daß du mir nachgestellt hast und daß du wegen mangelnden Entgegenkommens meiner Seite mich verpetzt hast. Madame Potiphar fand noch zu allen Zeiten Glauben. Die ist leicht zu mimen."

„Das würdest du nicht tun, mein Täubchen; denn auf diese Liebenswürdigkeit würde ich mit nackten Tatsachen, unwiderleglichen Wahrheiten herausrücken und dann säßest du erst recht in der dicken Tinte. Sieh' mal her!" — Harald hielt ihr seine Kamera hin. — „Da drinnen schlummert eine noch unentwickelte Platte. Darauf ist ein niedliches Stilleben festgehalten, ein unbeobachtet sich wähnendes Paradies von da drüben zwischen den Dünen im goldenen Ginster... Also, um mich kurz zu fassen, dieses Bild genügt, daß dich dein Gemahl auf die Straße setzt. Das willst du nicht, aber ich auch nicht. Daher wirst du dich mir schon fügen müssen."

Da schoß aus Joe die Schlange: „Schweinehund!" zischte sie. Mit dem Absatz ihres Fußes stieß sie nach der Kamera, um sie zu zertrümmern. Aber Harald war gewandter. Triumphierend zurücktretend schwang er die schwarze Ledertasche. Er höhnte weiter:

„Es wäre zu schade, wenn deine Absicht gelungen wäre. Ich werde dir zwei Abzüge geben. Du kannst auch deinem Flitterwochenpartner einen davon zur Erinnerung verehren. Du siehst wohl ein, daß dies Abenteuer abgebrochen werden muß. Die Pflicht ruft. Du wirst mit mir abreisen."

Joe hatte wieder ihre müde, undurchdringliche Maske aufgesetzt, die nicht verriet, ob das, was sie sagte, wirklich ihr Ernst war:

„Gut, ich gehorche dir, du schamloser Schurke. Aber heute nacht darf ich noch hier bleiben. Du wirst verstehen..."

Harald schüttelte den Kopf: „Ich muß leider unerbittlich bleiben; die große Sache, die ich plane, muß morgen früh schon in Angriff genommen werden. Mein alter Kamerad weiß doch, daß wir beide uns immer an Pünktlichkeit halten und dabei unsere Siege erfochten."

Aus der fast gleichgültig scheinenden Fügung ins Unvermeidliche blitzte in Joes Augen etwas Fremdes, Verschlagenes, raubtierhaft Lauerndes gierig auf — einen Herzschlag lang. Harald hatte das gesehen und wußte, daß Joe wieder in seiner Gewalt war. Befriedigt stand er vom Boden auf, zog aus seiner Rocktasche die neueste Nummer des „Satyr" und reichte sie Joe mit den Worten:

„Lies die angestrichene Skizze, sie ist der Auftakt zu unserer morgigen Sache. Auf Wiedersehen nachher im Hotel beim Tee!" —

Der Schwimmer kam näher, er teilte die schneeweißen Wogenkämme noch immer kräftig, trotzdem er wohl schon über eine Stunde sich auf der bewegten See herumgetummelt hatte. Fast traurig sah Joe ihm entgegen. Etwas zerstreut begann sie im „Satyr" die „Badeskeťch" betitelte Geschichte zu lesen...

Joe Goldmann war die Gattin eines der reichsten Bankiers. Sie war Schauspielerin, hatte aber früher nirgends Anstellung finden können, da sie überall unterschätzt wurde, obgleich sie in der Mimik Großes leistete. Sie war ein Rätselwesen. Sie konnte mit einem jener Männer auf eine Stufe gestellt werden, die ein geachtetes, in einem bürgerlichen Beruf sich bewegendes Leben führen und dabei anderswo als geheimnisvolle Verbrecher sich betätigen. Früh war sie in die Abhängigkeit Harald Werthners gekommen. Dieser hatte sie in Verbrecherkreise eingeführt. Ihre schauspielerische Veranlagung, ihre angeborene Lügenhaftigkeit fand Freude an diesem Doppelleben. Bisher hatte sie stets mit ihren Gesetzwidrigkeiten Glück gehabt. Jetzt, als die angesehene Bankiersgattin, brauchte sie schon gar nichts mehr zu fürchten. Diebstähle in Kaufhäusern, Betrügereien bei Einkäufen und das Schröpfen von Liebhabern war ihre Spezialität. Sie verstand das „Machen" von Ausländern ganz besonders. Schließlich hatte sie es mit einigem Schwindel und Harald fertig gebracht, die Frau des entsetzlich reichen Goldmann zu werden. Auch als Frau Generaldirektor führte sie ihren Mädchennamen Erkner weiter und wurde mit einem Schlage eine berühmte Schauspielerin. Das Geld ihres Mannes hatte von einem Tage zum andern herbeigezaubert, was ihr Talent in langen Jahren ernsthafter Arbeit nicht zuwege gebracht hatte. Dafür, daß Harald Werthner sie so gut untergebracht hatte, mußte sie natürlich schwer bezahlen und immer war es dem Verschwender noch nicht genug...

(Fortsetzung folgt.)

Tschechoslowakei!

Ab 1. Oktober bzw. ab der Folge 19 haben wir die Gesamtauslieferung für die Gebiete der C.S.R. der Firma

N.S.P. Verlag Aussig, Teplitzerstr. 20

übergeben. Von diesem Zeitpunkt an bitten wir unsere Abnehmer sämtliche Bezugsgebühren usw. nur an die oben angegebene Adresse zu richten. Heil!

Verlag Franz Eher Nachf., G. m. b. H.
Illustrierter Beobachter.

Schwarz-Weiss-Rot in Chicago

Die nationalsozialistische Vereinigung „Teutonia" im Ring Völkischer Verbände, Chicago

In Chicago hat vor wenigen Wochen unter Führung des Ringes „Völkischer Verbände in Chicago" ein Deutscher Tag stattgefunden, der sich zu einer machtvollen Demonstration des Deutschtums in den Staaten gestaltete. In dem Festzug durch die Wolkenkratzer-Straßen wurden Hunderte von schwarz-weiß-roten Flaggen mitgeführt. Das größte Aufsehen aber erregte eine fridericianische Traditions-Kompanie in historischer Uniform. Man stelle sich vor: In Chicago, der amerikanischen 4-Millionen-Stadt, ein Ring deutsch-völkischer Verbände, Hunderte von schwarz-weiß-roten Flaggen und altpreußische Uniformen! Und dies alles in einer Stadt eines vor wenigen Jahren noch feindlichen Staates. Die ganze Schande unserer neudeutschen demokratischen Polizei-Knüppel-Wirtschaft und der ganze Jammer des im November-Deutschland wütenden verdammten Gesinnungsterrors wird einem erst so recht klar, wenn man die Bilder vom „Deutschen Tag in Chicago" ansieht. Während das Deutschtum in ehemaligen Feindstaaten sich ungehindert versammeln darf und keinerlei Einschränkungen in der Betätigung seiner nationalen Gesinnung unterworfen ist, wird die Freiheitsbewegung im Reiche unterdrückt und schikaniert. Und während in den Metropolen der Welt die schwarz-weiß-roten Flaggen wehen und die Menschen aller Nationen mit Achtung und Ehrfurcht die Zeichen vergangener deutscher Größe und Kraft betrachten, fliegen im Reiche die Träger nationaler Gesinnung in Gefängnisse und verkörpert sich die Achtung vor der Flagge Schwarz-Weiß-Rot und der Tradition der deutschen Armee in dem Schlachtruf der Polizisten des Herrn Bernhard Weiß in Berlin: „Weitergehn, oder ich schlage Ihnen den Schädel ein!"



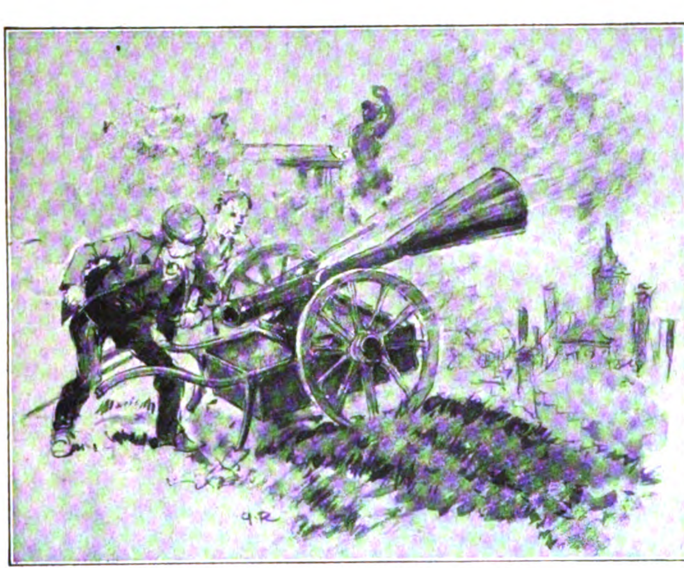




Der Stamm der Bayern liebt die Feste!
Alljährlich um die Kirchweihzeit
Versammeln sich viel tausend Gäste
Zu der Oktoberfestlichkeit.

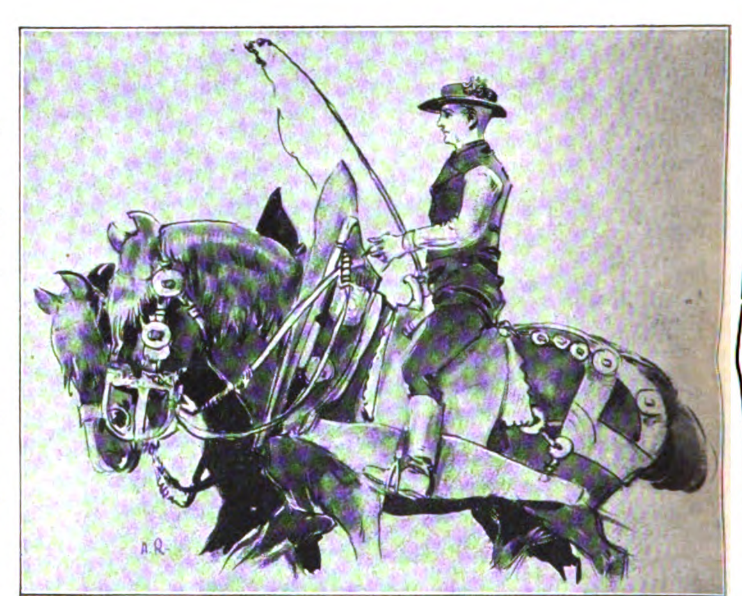
Wo die Bavaria-Riesin wuchtet,
Dehnt eine Budenstadt sich hin,
Von Gassen kreuz und quer durchbuchtet,
Und Freuderummel pulst darin.

Im Menschenstrom, im uferlosen,
Umprasselt rings den Wiesengast
Ein ohrbetäubend grelles Tosen,
Und macht ihn taub und tappig fast.


Die Böllerschützen verkünden den Anfang

Hier hockt man in
gewalt'gen Zelten
Bei schäumend-frischer
Wiesen-Maß;
Laßt gern dafür den
Mark-Preis gelten,
Singt „G'suffa" ohne
Unterlaß.

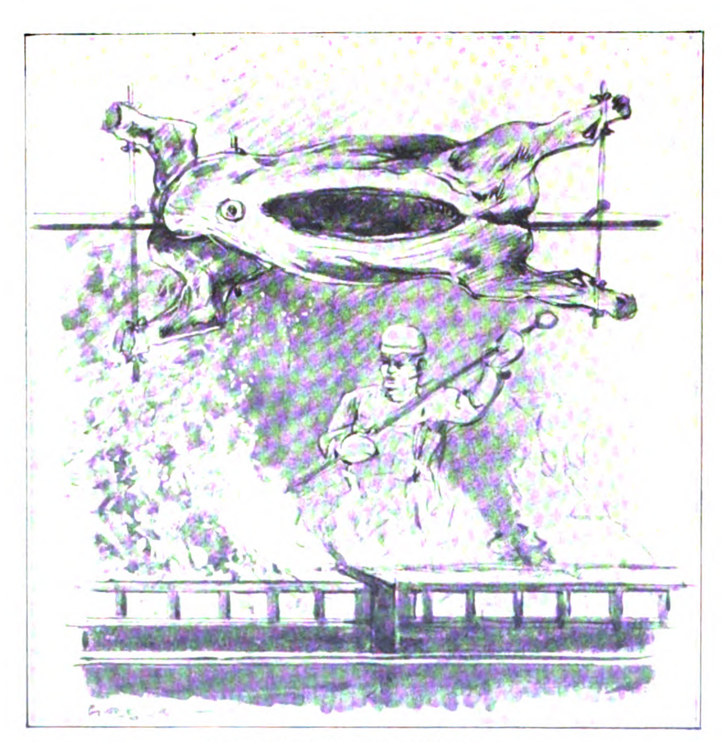
Brathühner duften
frisch vom Spieße,
Gleichsam dir dicht
ans Nasenloch;
Und auch den Steckerl-
fisch der Wiese
Beut bratfrisch dir
vom Rost der Koch.


Stolz zu Roß ziehen Fuhrleute der Brauereien ein

Bräufuhren klingeln hin und wieder
Mit großer Fracht in großer Pracht.
So wogt der Festbraus auf und nieder
Und dauert fast bis Mitternacht.

Ausrufer brüllen, wimmern, quasseln,
Trompeten schmettern, Orgeln schrein,
Orchestrions heulen, Trommeln rasseln
Und Banzenhiebe dröhnen drein.

Abnormitäten sind zu schauen,
Oft um ein Messing-Zehnerl nur:
Hornpferde, Riesen, Affenfrauen
Und sonst'ge Wunder der Natur.


Die weltberühmten Ochsenbrater

Luftbahnen, Schaukeln, Karusselle
Drehn rundum sich zur kühnen
Fahrt;
Und überall fleußt die Gersten-
quelle,
Wo man des Trunkes Wonnen
wahrt.

Wer zählt die Banzen, die da
rannen
Von Vormittags bis Wiesenschluß.
Nur ungern schiebt der Gast von
dannen,
Dieweil er polizeilich m u ß.

Trambahnen surren, Autos sausen;
Und manchem wird im Magen flau.
Verwundert hört das tolle Brausen
Das Preisvieh in der Zuchttier-
schau.



Im Parallellauf zu der „Wiesen"
Erklimmen — auch leicht bier-
.durchdunkt —
Der Bayernpolitik Heimriesen
Und Helden auch den Höhepunkt.

Das spielt sich ab zu Tuntenhausen,
Dem Delphi-Ort vom Oberland;
Bei ländlich-schlichten Wallfahrts-
schmausen
Sind dort die Bauern beieinand.

Dort stieß man ein Kassandraklagen
Für heuer aus, beweglich laut,
Daß der Berliner Einheits-
Magen
Den Bayernstaat fast ganz verdaut!!

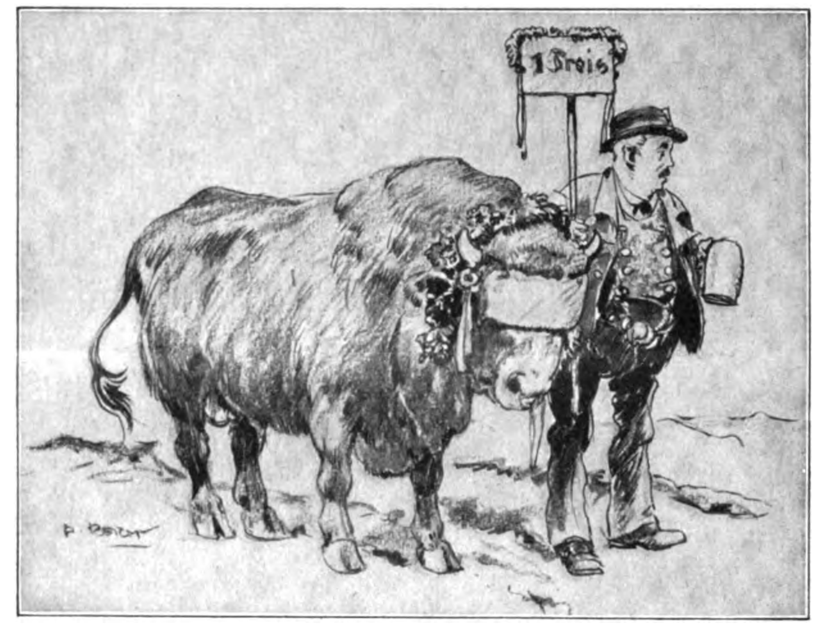
Links:
Die Winzerer-Fähndl-Manner.
Motto: „Salra, an Durscht gibt's in an solchen G'wandl."

Rechts:
Die große Attraktion für die Feinschmecker: der Steckerlfisch





Motto: O du himmlischer Vater, geh, schick' uns a Geld



Ein von der Regierung prämiierter Preisochse

In d' Wiesenmaß aus Malz und Hopfen
Sprühn daher bitter herb und schwer
Dies Jahr „heim"wüchs'ge Wermuts-
tropfen
Vom „heil'gen" Tuntenhausen her.



Die „Cenzi" (Schwergewichtsklasse)



Der Ausklang



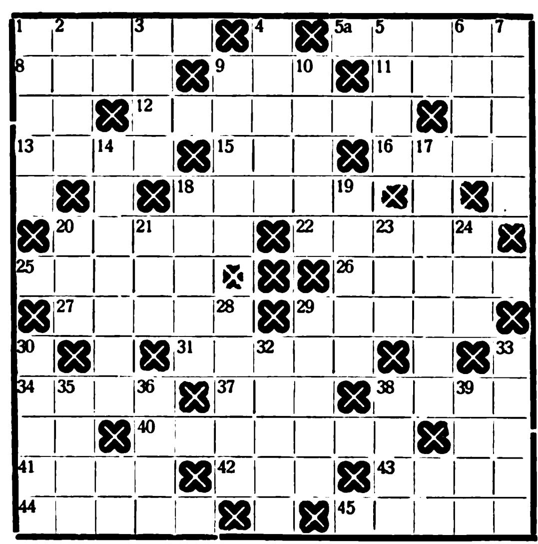
Schöne Bretz'n! Wer nimmt no oane mit?

Bilder: A. Reich; Text: Muth-Klingenbrunn



ZUM ZEITVERTREIB

Kreuzworträtsel



Wejot.

Wagrecht:

1. Rot, 5a Bienenzüchter, 8. Schutzgöttin, 9. deutsche Heldenmutter, 11. unbestimmtes Zahlwort, 12. Sprengmittel, 13. musikalisches Drama, 15. Gattung, 16. Kampfwagen, 18. Straßentreffpunkte, 20. gefällig und hübsch, 22. öffentlicher Beamter, 25. Fluß in Serbien, 26. Schneiderwerkzeug, 27. chemischer Grundstoff, 29. Niederschlag, 31. Erzählung, 34. Zahlungsmittel, 37. jetzt, 38. Haustier, 40. afrikanischer Strom, 41. nordische Meerenge, 42. Bündnis, 43. Klebemittel, 44. himmlisches Wesen, 45. Unterweisung.

Senkrecht:

1. aufwärts, 2. liederlicher Mensch, 3. Wasserwirbel, 4. kräftig, 5. müd, 6. nordisches Wild, 7. Riese, 9. Stadt in Württemberg, 10. Bewohner der Ostseeprovinzen, 14. Grundstoff, 17. einer der Vornamen Mozarts, 18. Eichel, Buchel, 19. altrömische Kalendertage, 20. Tonstufe, 21. Sonnengott, 23. Zeiteinheit, 24. nordisches Haustier, 28. Klosterfrau, 29. schlimmes Lied, 30. sehr junger Mann, 32. Plage, 33. Pflanze, 35. poetische Gesänge, 36. italienisches Fürstenhaus, 38. Längenmaß, 39. indischer Fürst.

Rösselsprung

		ti	den	stil	das		
		le	le	näch	ken		
hoch	der	sen	ge	kein	wüh	schwei	er
jen	◆	ein	ber	steh	und	◆	ge
welt	ü	helm	bist	und	stern	mißt	gend
wil	mäch	tig	ger	wie	le	füh	das
		von	lenkt	du	hält		
		ti	nich	wil	le		

Lösung des Silbenrätsels in Nr. 17

1. Weser, 2. Iffland, 3. Rosine, 4. Alexander, 5. Litauen, 6. Lorelei, 7. Eisenach, 8. Wismut, 9. Irmgard, 10. Sandale, 11. Sperber, 12. Eboli, 13. Noah, 14. Gobelin, 15. Unterwalden, 16. Tornado, 17. Eberesche, 18. Nihilist, 19. Rienzi, 20. Areopag, 21. Telemach, 22. Nikaragua, 23. Universität.

Wir alle wissen guten Rat,
Nur der nicht, der ihn nötig hat.

Lösung des Rösselsprungs in Nr. 17

Vieles kann ein Volk entbehren,
Wenn dazu die Not es zwingt,
Doch dem Feinde muß es wehren,
Der es um die Sprache bringt.
In ihr wurzelt unser Leben
Und erhält durch sie Bestand:
Wer sich ihrer hat begeben,
Der verlor sein Vaterland.

von Greif.

Humor

„Als ich mein Geschäft anfing, hatte ich absolut nichts außer meiner Intelligenz."

„Da haben Sie aber wirklich klein angefangen."

*

Verteidiger: „Nun, Sie sind wohl mit der Verteidigung zufrieden? Einen Freispruch haben Sie doch sicherlich nicht erwartet?" — Mandant: „Heißt 'ne Kunst, Herr Anwalt, hätte ich vor der Verhandlung gewußt, daß ich bin so'n Ehrenmann und so unschuldig, wie Sie mich haben hingestellt, hätte ich bestimmt keinen Verteidiger genommen."

*

Treffende Frage. Ein Sonderling besaß einen Orang-Utan, an dem er sehr hing. Eines Tages wurde der Affe krank, und in der Sorge um seinen Liebling ließ er statt eines Tierarztes den berühmtesten Professor der Stadt kommen. Er führte diesen an das luxuriöse Bett des Patienten. „Hier", sagte er, „liegt der Ärmste. Bieten Sie Ihre ganze Geschicklichkeit auf, ihn wieder gesund zu machen."

„Hm", erwiderte der berühmte Arzt, „wie lange ist Ihr Herr Vater schon krank?"

*



Der Tag von Tannenberg





Oben: Die Fahnen der an der Schlacht bei Tannenberg beteiligten Regimenter der alten tuhmreichen Armee werden in den Ehrenhof des neuen Tannenbergdenkmals gebracht.

Rechts: Die Sieger von Tannenberg, Hindenburg und Ludendorff, im Kreise von an den Kriegsereignissen mehr oder weniger beteiligten alter Offiziere und neuer Staatssekretäre, Minister, Parlamentarier und noch höherer Personen.

Unten links: Hindenburg mit den Loyalen, aber an der Tannenbergschlacht Unbeteiligten, und der Nachfolger Bismarcks, Marx, nimmt von der Ehrentribüne aus den Vorbeimarsch der Vereine entgegen. Der Tannenbergsieger Ludendorff darf zur Strafe für seine unsterblichen Verdienste um den größten Sieg der Weltgeschichte von unten aus ebenfalls zusehen.

Unten rechts: Hindenburg und Ludendorff im Kreise früherer Generäle und Gefreiter, darunter der unvermeidliche Nie-wieder-Kriegsminister der Demokratie, schreiten die Front der Ehrenkompagnie ab.







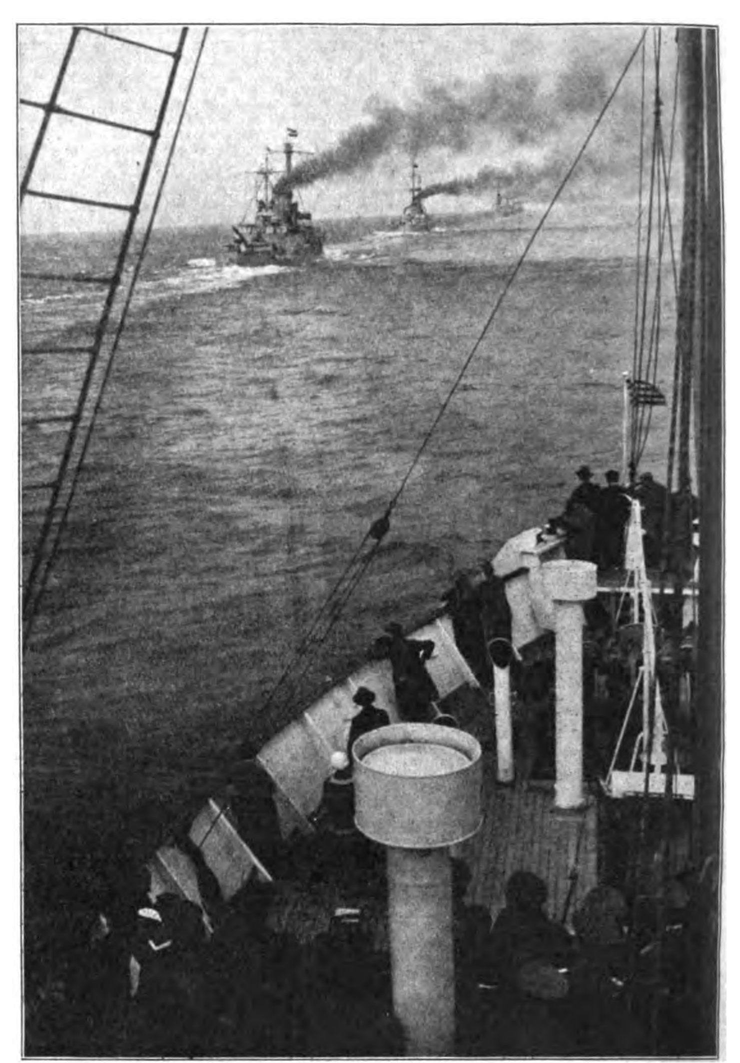
Der Zylinder auf dem Flottenmanöver

Die deutsche Flotte wurde an Englands Küste versenkt. Was übrigblieb, ist wenig, aber gut, ist die deutsche Reichsmarine. Vor wenigen Tagen gingen die Flottenmanöver, an denen auch der Reichspräsident teilnahm, zu Ende. Am Schlusse kam die Presse — auf einem eigenen Schiff mit Speisesaal — und der Zylinder, getragen von Herrn Geßler, ohne den es nicht geht. Der Zylinder kam, sah zu und tat, als verstehe er auch etwas. Die Fische aber sollen gelacht haben.

*

Neuerdings häufen sich die Unglücke auf der Dawesbahn — bei der es natürlich weniger auf die Betriebssicherheit als auf Erhöhung der Reparationslasten ankommt — in erschreckender Weise. Unser Bild zeigt das jüngste Unglück in Dachstetten bei Ansbach.

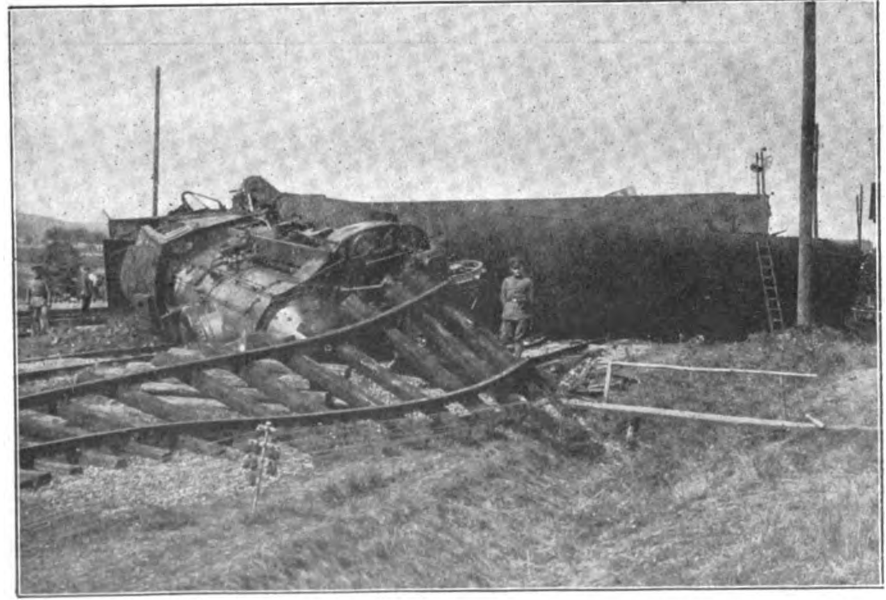
*



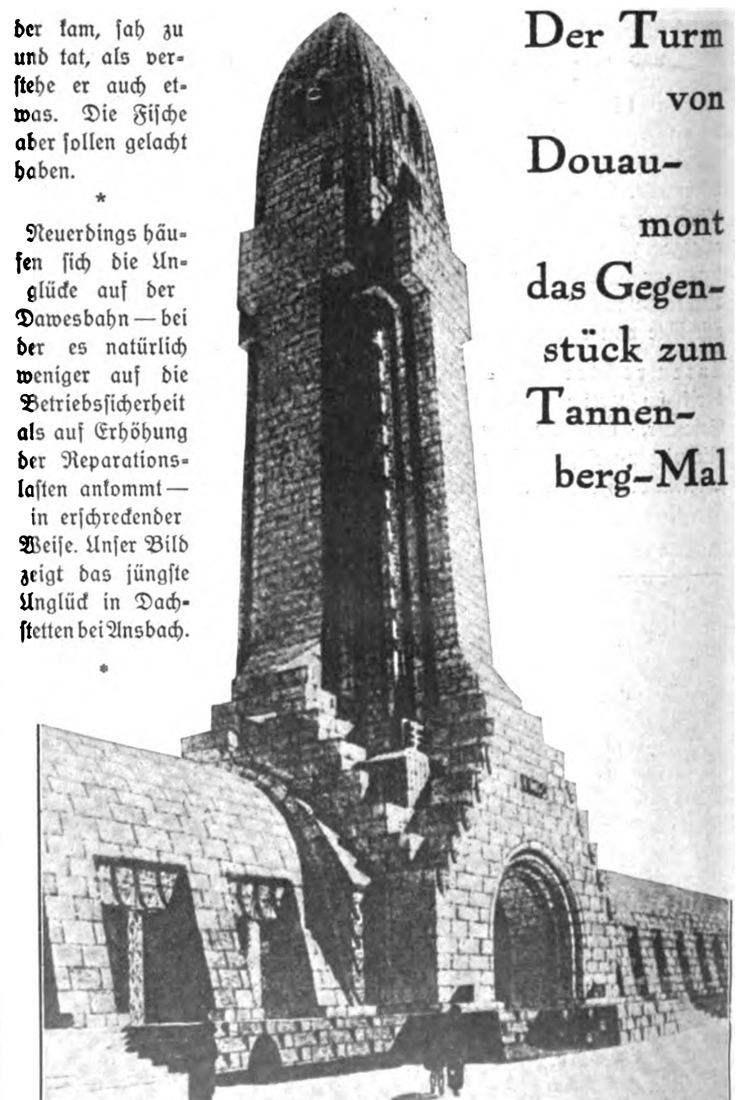
Die Ullstein- und Mossejünglinge nahmen auf einem eigenen Presseschiff am Manöver teil



Unglück auf der Dawesbahn



Der Turm von Douaumont das Gegenstück zum Tannenberg-Mal



Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen Ernst v. Westerhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang / Folge 19
15. Oktober 1927



Preis 20 Pf. / Österreich 40 Gr.
Erscheint am 15. und 30. jeden Monats

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

München im Kriegszustand

der Propaganda und Reklame. Der Werbetank (die Presse ist eine Waffe!) des Verlags „Völkischer Beobachter“ und „Illustrierter Beobachter“ vor der Münchener Feldherrnhalle an der Stelle des Blutbades vom 9. November 1923

Der Hindenburg-Tag



Oben: Spalierbildung des A.D.A.C. vorm Brandenburger Tor.

Oval: Gruppe friderizianischer Krieger im Festzug durch das Stadion.

Der 80. Geburtstag des Generalfeldmarschalls und derzeitigen Reichspräsidenten Hindenburg hätte eigentlich der große Tag des schwarz-weiß-roten Deutschlands werden müssen und werden können, wenn dieses schwarz-weiß-rote Deutschland (wir Nationalsozialisten kennen nur das kommende neue Deutschland) noch Führer hätte, die sich nicht im Streben nach Diäten und Ministersesseln den Schwarz-Rot-Gelben mit Haut und Haar verschrieben haben. So natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß die traditionelle Impertinenz der offiziellen und inoffiziellen Novemberlinge bei dem Versuch, unter Hinzuziehung großer Massen politisch einfältiger und kindlicher schwarz-weiß-roter Hindenburgwähler eine geschickt inszenierte Propaganda für die Weimarer Fahne zu entfalten, nicht ohne Erfolg blieb.

Transeuropa-Preß

Keystone

„Nieder mit dem militaristischen Mumpitz!" schrie der Herr Löbe früher und freut sich jetzt sichtlich über den ihm geltenden Präsentiergriff der Hindenburg-Hauswache

Keystone

Der Einmarsch der Fahnen der Hindenburgregimenter ins Stadion



Auch Wien, soweit es noch deutsch ist, feierte Hindenburgs Geburtstag. An der imposanten Kundgebung auf dem Heldenplatz in der Neuen Hofburg beteiligte sich auch die S. A. der Nationalsozialist. Bewegung. Im Kreis: Eine Erinnerung an einst: Hindenburg, Ludendorff und der ehem. Kaiser im Großen Hauptquartier.
Semeck

Die große Hindenburgehrung der Kriegerbünde im Stadion war naturgemäß ohne jeden nachhaltigen Eindruck, weil man aus lauter unangebrachter Rücksicht auf die dreist miterschienenen November-Offiziellen auf jede traditionell-soldatische Note verzichtete.
Transeuropa Press

DER JUDENSPIEGEL

RATTEN / DIE CHOLERA IN HAMBURG

Im kaiserlichen Deutschland gab es ein republikanisches Gemeinwesen, das so recht die Vorzüge einer plutokratischen Regierungsform aufwies. Das war Hamburg. Unfähige Behörden standen teilnahmslos den Gefahren gegenüber, die aus dem Durchstrom ungeheurer Auswanderermassen erwuchsen. Es durfte an die offen zu Tage tretenden Mißstände nicht erinnert werden, da sie das Geschäft und die Rassenfrage berührten.

Es war am 5. August 1891. Da faßte eine von den Antisemiten abgehaltene, großartig verlaufene Versammlung den Beschluß, den Hamburger Senat aufzufordern, den Durchzug und die Niederlassung russischer Juden zu verhindern. Der Erfolg war wie heutzutage. Es wurde nichts gegen die unhaltbaren, gesundheitswidrigen Zustände unternommen, bloß die antisemitischen „Hetzer" wurden gemaßregelt. Von nun an wurden die „staatsgefährlichen" Versammlungen verboten. In der gleichen Zeit wurde in der „Neuen Deutschen Zeitung" wiederholt auf die große Gefahr der Ein- und Durchwanderung der Ostjuden hingewiesen. Immer wieder wurde der judenfreundliche preußische Minister Herrfurth aufgefordert, die Grenzsperre zu verhängen und dafür zu sorgen, daß sie sich nicht heimlich im Deutschen Reiche einnisten und es gesundheitlich und moralisch verpesten könnten. Aber diese Mahnungen wurden tauben Ohren gepredigt.

Ein Grenzpolizeibeamter von Oberberg, der ein Judenweib mit drei erwachsenen Töchtern zurückwies, weil sie nicht auf dem im Passe bezeichneten Grenzübertrittsort in Deutschland einreisten, wurde vom „Berliner Tageblatt" in der von ihm heute noch geübten Unverschämtheit heruntergemacht und seine Absetzung verlangt.

Da setzte nun im Jahre 1892 ein erhöhter Betrieb in der jüdischen Auswanderung ein. Der zweite „Moses", Baron Hirsch, hatte in Argentinien ausgedehnte Ländereien erworben, und auf diesen wollte er ein zionistisches Reich gründen. Dieser erste Versuch wurde bekanntlich ebenso wie der jüngst verkrachte palästinensische eine Pleite. Infolge des vermehrten Judendurchzuges wurden auch die Rufe lauter, die Grenze vor dieser Gesellschaft zu verschließen.

Aber die Behörden achteten nicht auf diese Stimmen, die Juden verhöhnten sie und der deutsche Michel glaubte, daß nur wilde Intoleranz ihr Spiel treibe. Die Grenze blieb offen, der Staat stürzte sich in Unkosten durch den Bau von Baracken und durch die Schaffung von allerdings notdürftigen sanitären Einrichtungen. Der „humane" Spießbürger weinte Tränen der Rührung über die jammervollen, in Lumpen und Schmutz gehüllten Gestalten und griff mit beiden Händen in die Tasche, um den Unglückseligen zu einem „menschenwürdigen" Dasein zu verhelfen. Durch Veranstaltung von Festen zu Gunsten der Vertriebenen versetzte Alljuda das Gemüt jedes nur einigermaßen für das Wohl des Vaterlandes bedachten Deutschen in gerechte Empörung.

Der erhöhte Zustrom im Jahre 92 verwandelte die Hafengegend Hamburgs in eine russische Judenstadt. Ein Teil der Kaftanträger war in Baracken und Logierhäusern untergebracht. Wer etwas eigenes Geld nachweisen konnte, durfte sich frei in der Stadt bewegen. Nun brach im Frühjahr 92 in Rußland die Cholera aus. In Hamburg kümmerte sich aber niemand darum, daß immer neue Judenscharen aus den verseuchten russischen Provinzen heranzogen. Eine neue große Baracke wurde für die Juden unmittelbar an der Elbe gebaut. In kürzester Zeit starrte sie wie die übrigen von Schmutz. Kein Mensch der Hafenpolizei wagte sie zu betreten wegen des wimmelnden Ungeziefers. Die Schmutzwässer und Fäkalien der Juden flossen in die Elbe.

Der Sommer war sehr heiß und trocken. Die reichen Hamburger waren an der See oder in Blankenese in ihren Villen. Da erkrankten am 16. August 1892 einige Menschen. Die Ärzte hatten bald erkannt, um was es sich handelte. Die Leute, die über entsetzlichen Durst, Durchfall und Wadenkrämpfe klagten, waren von der Cholera befallen. Als das die Senatoren, die reichen Pfeffersäcke, erfuhren, war ihr erster Gedanke: Laßt nur ja die Welt nichts davon wissen! Der Handel ist in Gefahr; man muß die Geschichte vertuschen. — Aber die Cholera kümmerte sich nicht um den ekeln Krämergeist und breitete sich explosionsartig aus, dank der haarsträubenden Schlamperei des Hamburger Gesundheitsamtes. Die Epidemie ließ sich nicht länger verheimlichen.



Drei „Auserwählte"

Und jetzt verlangte die Öffentlichkeit die Entstehungsursache zu wissen. Eine indische Fakirtruppe habe die Krankheit eingeschleppt, schrieben die Zeitungen. Und auf einmal verkündeten sie wie auf Kommando: „Ratten waren es! Ratten von irgend einem Indienfahrer!" Damit beruhigte die jüdische Presse den deutschen Spießer.

Ratten waren es! Aber nicht Ratten aus irgend einem Schiffe. Nein, die Wanderratten aus Rußland waren es. Das wußte das Hamburger Volk. Auch das Reichsgesundheitsamt war dieser Ansicht. In einem Gutachten stellte es fest: „Die Seuche ist durch Auswanderer aus Rußland (! es durfte natürlich nicht Juden schreiben!) verschleppt worden, und zwar in der Weise, daß aus der für diese Auswanderer gebauten Baracke die Schmutzwässer, welche von der Reinigung der Wäsche usw. herrührten, sowie die sämtlichen Fäkalien der Auswanderer undesinfiziert in den nahen Elbarm gelangten, was um so gefährlicher war, als in nicht erheblicher Entfernung die Wasserentnahme für die Wasserleitung der Stadt Hamburg stattfindet. Die geschilderte Einschleppungsart der Cholera ist durch die an Ort und Stelle im Auftrage des Kaiserlichen Gesundheitsamtes von dem Geh. Medizinalrat, Professor Dr. Koch (dem Entdecker des Cholerabazillus) gemachten Beobachtungen zur Sicherheit geworden." Dessen ungeachtet zwang die jüdische Presse der Welt ihre Lügenmeinung auf.

Die Seuche wütete bis in den September hinein. Junge Mediziner und Ärzte kamen aus ganz Deutschland zur Hilfeleistung nach Hamburg, um der Menschheit unter eigener größter Lebensgefahr ihre Dienste zu weihen. Verschiedene von ihnen erlagen der Krankheit. Als Entgelt für ihre aufreibende Tätigkeit erhielten diese Herren ein Tagegeld von 3.30 M. Durch diese taglöhnerhafte Ablöhnung empört, erklärten sie der Krankenhauskommission, sie hätten kein Honorar beansprucht, doch wenn man ihnen eines gäbe, so möge das in einer dem Gebildeten gegenüber gebührenden Weise geschehen. Die sofortige Entlassung war die Antwort auf die durchaus angemessene Eingabe.

Ein charakteristisches Gegenstück zu dem Pflichtgefühl der jungen deutschen Ärzte und ihren bis zum Tode gehenden Opferdienst bilden die Anzeigen in Hamburger Zeitungen: „Dr. Cohen verreist auf drei Wochen — Dr. Goldstück erkrankt." Viele dieser mutigen Machabäer haben natürlich ihr Entfliehen nicht mitgeteilt. Ist hier nicht in kurzen Zügen ein Charakterbild deutschen und jüdischen Wesens gegeben? Hier der Deutsche, der edel, selbstlos, ohne Rücksicht auf materielle Interessen sein Können und sein Leben dahingibt zur Erreichung edler Zwecke, dort der Jude, der, egoistischen Trieben folgend, Amt und Pflicht vergessend, von dannen flieht, um sein wertes Leben in Sicherheit zu bringen.

Ein netter Witz war es dann, als bei einer sozialdemokratischen Versammlung in Leipzig ein Redner sagte, der Umstand, daß Hamburger Ärzte während der Epidemie meuchlings die Stadt verlassen hätten, bewiese, daß die alte Gesellschaft am Rande des Abgrundes, des sittlichen Verfalls stünde.

Nach Erlöschen der Seuche stellte es sich heraus, daß von 17000 Erkrankten 8605 an der Cholera gestorben waren — als Opfer jenes unheimlichen Rattenzuges. Nachdem die Luft wieder einigermaßen sauber war, tauchten sie wieder in den Zeitungsanzeigen auf: „Dr. Heinz Caspari von der Reise zurück — Dr. Jakobsohn hat seine Praxis wieder aufgenommen — und so fort."

Jetzt hatten die schmierigen Ratten wieder ungehemmten Durchzug durch die heimgesuchte, noch vor Schrecken bebende Stadt. Die Juden, die damals nach Argentinien fuhren, sind, nachdem sie Hirschens Geld verpulvert hatten, nach Nordamerika abgewandert, von wo aus sie und ihre Kinder uns heute mit dem Dawesstricke würgen — aus Dankbarkeit für unsere Gefälligkeit.

Die Infizierung Hamburgs war nur eine kleine Episode, sie kostete bloß rund 9000 Menschenleben. Heute wird Deutschland noch viel schlimmer verseucht, geistig durch das von den Juden bedruckte Papier und körperlich durch die neuen Gesetzesparagraphen zur Verbreitung der Syphilis. Und nun wird der Jude und der „gebildete" Deutsche wehklagen: „Für alles, was Dummheit und Unfähigkeit verschuldeten und verbrachen, wird der Jude verantwortlich gemacht." — Der arme Ahasver als Prügelknabe!

Doch die Ratten ziehen immer noch, Schmutz und Ansteckung mit sich schleppend, scharenweise in deutsches Land. Überall rascheln sie unheimlich und verbreiten Fäulnis und Krankheit.

Dr. R. Albrecht.



Roman von Richard Albrecht

3. Fortsetzung.

Joe las immer noch im „Satyr", obwohl der Schwimmer keine 50 Meter mehr vom Lande entfernt war. Ihr Staunen, ihre Spannung wuchsen von Zeile zu Zeile: In dieser Geschichte hatte Harald ihre Eheirrung mit dem jungen Manne, diesen vierzehntägigen Wahnsinn, bis in die Einzelheiten genau beschrieben. Die Namen waren verstellt, aber immerhin noch erkennbar. Joe war nicht ängstlich oder empört deswegen, sie wunderte sich bloß, wie glänzend Haralds Spürsinn diesmal wieder gearbeitet hatte.

Pustend stieg der junge, stämmige Mann, eine echte langschenklige Schwimmergestalt aus dem Wasser. Joe hüllte ihn, sich anschmiegend, in einen Bademantel und frottierte ihn. Als er in der Sonne vor ihrem Strandkorb wohlig sich räkelnd lag, sagte sie mit schmachtendem Blick und tragischer Verschleierung in der Stimme:

„Edwin, mein Junge, wir müssen uns trennen. Soeben ist mein Mann hier angekommen und ich muß heute abend mit ihm abreisen."

Edwin, der Wellenbändiger, machte ein dummes Gesicht, richtete sich aus der Ruhelage empor und riß Mund und Augen auf:

„Du bist verheiratet!"

Worauf Joe mit ihrem süßesten Puppengesicht erklärte: „Ach, das habe ich selbst vergessen gehabt während des vierzehntägigen Rausches hier. Es war so himmlisch mit dir. Ich werde dich nie vergessen. Da sieh! Hier hab' ich dir etwas zur Erinnerung geschrieben! Dieser kleine Badesketch ist von mir."

Edwin, der sich noch nicht gefaßt hatte, nahm den „Satyr" aus Joes Hand und stand vom Boden auf. Mit etwas übertriebener Pathetik in der Stimme sagte er:

„Ich will das heute nacht lesen."

Auch Joe stand auf und legte ihre Hand auf seine Schulter:

„Edwin, mein Junge, laß mich noch einmal in deine Augen sehen. In ihnen ist das stählerne Blau des Meeres. Deine Götterarme sind hart wie Felsenklippen. Könnte ich jetzt unser Zeitalter um tausend Jahre zurückwälzen, so würde ich dich auffordern: töte ihn. Aber du bist brav und ich muß es auch sein, erfüllt von jener mutigen Bravheit, die sich das unsentimentale Strafgesetz herangezogen hat. Wegen dieser force majeure wollen wir demutsvoll entsagen. Lebe wohl, Edwin! Sei nicht traurig, bleibe noch eine Weile in der Sonne da liegen! Ich gehe allein ins Hotel; mein Mann ist sehr eifersüchtig."

Edwin, der einen geheimen Schauder vor dieser Frau empfand, die ihm auf einmal ein gänzlich verändertes, unheimliches Gesicht gezeigt hatte, blieb wie angewurzelt stehen, und erst als Joe schon ein Stück fortgegangen war, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er einer hoffnungslosen, romantisch unglücklichen Liebe fähig sein könne. Die vierzehntägige theatralische Gemütsschulung durch die Bühnenmeisterin war nicht ohne Einfluß auf den etwas einfältigen Sportsmann gewesen. So warf er sich schließlich auf den Sandboden und vergrub sein Gesicht zerknirscht in den Händen. —

Joe traf Harald im Hotel. Nachdem der Tee aufgetragen war, begann Harald seiner Freundin das geplante Unternehmen auseinanderzusetzen. Einleitend fragte er:

„Der Justizrat Schröder ist doch eine alte Liebe von dir?"

Joe nickte: „Ich hätte beinahe die Dummheit begangen, mich von ihm heiraten zu lassen. Zum Glück ist ihm eine andere in die Quere gekommen, so eine tugendhafte, spießbürgerliche Pute."

Harald fuhr fort: „Du hast also keine hemmenden Rückstände eines Liebesgefühls mehr für ihn?"

„Nein, eher das Gegenteil."

„Paß nun auf: Du suchst morgen früh diesen Schröder auf seiner Kanzlei in der Fürstenstraße heim und sagst ihm unter Vorlage des ohne Verfassernamen erschienenen Badesketches im „Satyr", daß du in nicht zu verkennender Form bloßgestellt seist. Ferner zeigst du ihm diesen Brief da. Du brauchst ihn jetzt nicht zu lesen. Darin droht dir ein Anonymus, die Nummer des „Satyrs" deinem Ehegespons zu schicken, falls du nicht tausend Mark da und dahin postlagernd aufgibst. Wenn Schröder dich nach dem Briefumschlag fragt, sage, du habest ihn verloren. Du jammerst ihm vor, deine Ehre und dein eheliches Glück stünden auf dem Spiele. Nun fängt deine eigentliche Rolle an, für die du sicher genügend Interesse aufbringen wirst. Dabei kannst du wieder einmal deiner alten Spielerlust frönen, Schatz. Leise läßt du durchblicken, daß du natürlich nicht so ganz rein wie ein Unschuldslamm dastehst, daß das aber entschuldbar und verständlich sei, weil dein Mann ein Scheusal und ein Ungeheuer ist. Das brauche ich dir wohl nicht alles auszumalen, das bringst du in der Wirklichkeit besser fertig, als ich harmloser Theoretiker in Gedanken entwerfen kann. Kurz, du suchst bei ihm Hilfe und Unterstützung gegen den bedrohlichen „Satyr"-Artikel und den anonymen Briefschreiber. Er wird sich an mich wenden und ich werde ihn allerfreundlichst meiner Geneigtheit versichern. Nun kommt die Hauptsache. Der Zweck deiner Konsultation ist folgender: du wirst nämlich deinen alten Freund Schröder ein wenig verführen, in eine Ehebruchsfalle locken. Es trifft sich sehr gut, daß seine Familie auf dem Lande ist. Ich habe alles bis ins kleinste fein ausbaldowert. Du tust ja gar nicht begeistert. Na, man kommt doch gerne auf eine alte Liebe zurück."

Joe runzelte die Stirne: „Die Geschichte ist etwas schwierig. Soviel ich einmal gehört habe, ist Schröder sehr gesittet geworden."

Harald schüttelte den Kopf: „Arme Joe, geh' in ein Kloster. Würdest du es nicht als Beleidigung auffassen, wenn jemand von dir behauptete, ein Mann könnte deinem Raffinement widerstehen? Allons, du wirst schon, mein Täubchen. Einverstanden!"

„Wollen sehen!" tönte es verschmitzt zurück.

„Das ist also die erste Etappe unseres Unternehmens, der erste Akt. Den weiteren Verlauf des Marionettenstückes wirst du dann sehen. Ich verrate vorläufig nichts, damit du nicht die Gespanntheit des Zuschauers und die Unbefangenheit des Mitspielers verlierst.

Sieh da, dein Jüngling, dein nordisch reinrassiger Windhund, betritt die Halle, wohlgestärkt vom salzigen Bade und der gepfefferten Liebe. Den „Satyr" trägt er mondän unter dem Arme. Anmaßend flirtbegierig äugt er umher. Jetzt setzt er sich, er schlägt den „Satyr" auf und liest seinen Badesketch, ganz gewiß schon zum zweiten oder dritten Male. Ha, ha, und in seiner Nordlandseele triumphiert der Stolz über das Liebesweh, der Stolz, mir Hörner aufgesetzt zu haben. Oh, wie impertinent er zu mir herüberblickt. Es juckt mich, ihn zu ohrfeigen, aber ich glaube, er boxt recht gut. Drum, sei still, mein Herz!"

Mit inbrünstiger Betonung entgegnete Joe: „Das wäre fürwahr mein heißester Wunsch, wenn Edwin dir sämtliche Zähne in den Schlund boxte und deine Eingeweide zu Brei verklopfte."

„Lieber nicht!" feixte Harald. Komm', Schatz, jetzt gehen wir in das Schreibzimmer. Du wirst noch ein paar Karten oder Briefe an deinen Mann schreiben. Die muß dann das Zimmermädchen der Reihe nach in den nächsten acht Tagen aufgeben, damit der Herr Gemahl auch weiß, wo sich sein getreues Weib nach ihm sehnt."

Nachdem sie alles in Ordnung gebracht hatten, gingen sie in die Hotelhalle, wo der übliche Tanz im Gange war. Dort durfte Edwin noch ein paarmal mit der leidenschaftlichen Joe tanzen. Er wurde auch Harald Werthner vorgestellt, der sich mit karikaturhafter, übertriebener Ausgelassenheit das Gehabe eines großen Geldmannes gab. Edwin würde sich noch mehr über den „anmaßenden Kerl" geärgert haben, wenn er gewußt hätte, daß der gänzlich bargeldlos hier angelangte Harald sich erst von Joe hatte Geld geben lassen. Vollends erschlagen würde er ihn haben, hätte er die gesamte niederschmetternde Wahrheit über Harald erfahren.

Nach dem Abendessen fuhren Joe und Harald in einem Schlafwagenabteil ab. Am nächsten Morgen landeten sie tatenfroh in der sommerlichen, von Fremden wimmelnden Hauptstadt.

Joe und der Justizrat.

Ein Buchhalter führte Frau Generaldirektor Goldmann in das elegante Sprechzimmer des Justizrats Dr. Schröder. Sie setzte sich auf die Aufforderung des Justizrats in einen Klubsessel. Ihr Gesicht glich dem einer Sphinx. Ihre Augen waren leicht umflort von der Nachtfahrt. Ein unbestimmtes Parfüm, ein aufreizender Duft ging von ihr aus. Nun begannen die allzu rot gefärbten Lippen ihr Verführungswerk.

Frau Generaldirektor Goldmann stellte sich vor mit einem Lächeln, das schlechthin faszinierend war: „Wir kennen uns doch, nicht wahr?"

In den Augen des Justizrats glomm eine heiße Welle kurz auf. Er erhob sich von seinem Schreibtisch und, zu der raffiniert gekleideten Besucherin und Versucherin tretend, gab er ihr die Hand zu herzlichem Händedruck. Mit beinahe linkischer, unsicherer Bewegung setzte er sich neben sie in einen anderen Klubsessel und fragte:

„Was führt Frau Generaldirektor zu mir?"

Joe zeigte ihre Mitleid heischende Theatermaske „Scheue Angst". Auch die Stimme war

---

Herbst

Jetzt sind die Schwalben fortgezogen,
Im Norden wird's bald Winterszeit.
Arm-Deutschland bleibt so schnöd betrogen
Wie bisher, rings von Haß umdräut.

Sie rüsten alle munter weiter,
Die für den „Frieden" Krieg geführt:
Herr Stresemann bleibt froh und heiter,
Wie's einem Bruderherz gebührt.

Die Belgier und die Franzosen,
Bedacht auf Deutschlands Glück so ganz
(Des friedlichen und waffenlosen!)
Bewachen's in Kampf-Allianz.

Und beide schmettern zornesmutig,
Noch mehr wie sonst den Lügengraus
Von deutschen Kriegesgreueln blutig,
In die Befriedungswelt hinaus.

Die smarten Dawes-Mammonsbrüder
Sind auf der Wacht, heilandumstrahlt,
Daß Michel täglich, brav und bieder,
Die Goldmillion Buß-Blutgeld zahlt.

So rankt die Silberstreifenhelle
Von außen sich um Deutschland 'rum.
Auch „innen" sind wir „Ordnungszelle"
Zum Heil von Bank- u. Judentum.

Gerade jetzt beim Herbstbeginne
Geht ja der Schwindel wieder an;
Mit freudigem Diätensinne
Erscheint der Reichstag auf dem Plan!

Es wird das alte Stroh gedroschen,
Es wird gezankt, geschimpft, gerauft
Mit Tintenfasseln und mit Goschen;
(Weil man „das hohe Haus" sich tauft!)

Gleichzeitig drehn die Redemühlen
In Ländern und Kommunen sich,
Daß es die Steuerzahler fühlen
Wie man regiert volksinniglich!

Die Hochbezahlten an der Spitze
In Ministerialkanzlei'n,
Erzähl'n sich alte Treppenwitze,
Von Abbau-Not und Spar-Partei'n.

Arm-Deutschland, ja! Dies ist die Lage,
Jetzt wieder 'mal, trotz Genf u. Schmus,
Zu Herbstbeginn. Gar milde Tage, ——
Doch unheilschwanger und voll Stuß!

Illustrans.

auf sentimentale Erinnerung eingestellt, als sie lispelte:

„Sagen Sie doch Joe zu mir. Ich glaube, wir haben uns einmal geduzt.“

Als der Justizrat darauf nur mit schier furchtsamem Nicken antwortete, fuhr sie in der Rede fort und baute vor ihrem Hörer die anschauliche Geschichte mit klarer Sachlichkeit auf. Sie reichte ihm in den richtigen Augenblicken die Satyrnummer und den anonymen Brief. Mit naivem Märchenblick und weltfremder Ratlosigkeit wartete sie auf die Äußerung des Justizrats.

Schröder beruhigte sie: „Dem Satyr werde ich gleich das sensationslüsterne Maul stopfen. Seien Sie nicht bange! Es ist höchstens ein anonymer Brief an Ihren Herrn Gemahl zu befürchten. Der Herr Generaldirektor weiß also nicht, daß Sie hier sind. Sein Briefeinlauf müßte überwacht werden. Haben Sie keinen dienstbaren Hausgeist, der einen Brief mit dieser Schrift erkennen würde?“

Sie überlegte. „Unser Diener könnte es fertigbringen. Freilich ist das eine verflixte Aufgabe für ihn, denn, wenn er einen falschen Brief herausgreift, fliegt er. Mein Mann ist ja entsetzlich rücksichtslos.“

Mit wachsender Teilnahme sah Schröder in das bleiche, einen leichten Ton „Leiden“ heuchelnde Gesicht. Joes Augen schimmerten. Tränen schienen hervorbrechen zu wollen. Fast unter Schluchzen sagte sie:

„Es ist alles erlogen, was der Kerl hier schreibt. Ich habe nicht einmal mit einem Herrn gesprochen. Aber wenn meinem Mann derartige Verleumdungen mitgeteilt würden, so brächte er ihnen Glauben entgegen und ich hätte keine ruhige Stunde mehr in meinem Leben. Er versteht mich ohnehin nicht recht. Oh, wie brutal würde er dann erst sein!“

Wie aus Verzweiflung faßte sie die Hand Schröders; wie vor einem hinter ihr auftauchenden Ungeheuer Zuflucht suchend, neigte sie sich zu ihm hin, so daß ein Knie das seine berührte.

„Sie helfen mir doch?“ flehte sie.

Schröder behielt ihre Hand, ein schwüler Herzschlag wogte in seiner Brust empor. Er begütigte sie:

„Fahren Sie doch gleich wieder an die See zurück. Ich bringe alles in Ordnung. Bei neuen Schwierigkeiten bitte ich Sie, mich mit Fernsprecher anzurufen. Sie können vollkommen außer Sorge sein.“

Joe stand auf und sah ihn frei und glücklich an. Herzlich klang es von ihren Sirenenlippen: „Ich danke Ihnen für den tröstlichen Ausblick. Sie haben mir einen Felsblock von meinem Herzen gewälzt. Nun, einstweilen meinen innigsten Dank.“

Achtung! Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Haftung. Rückgabe erfolgt nur, wenn genügend Rückporto beigefügt ist. Einsendungen für eine bestimmte Nummer sind wenigstens 15 Tage vorher einzureichen

Joe erhob sich und Schröder geleitete sie mit etwas erzwungenen geschäftsmäßiger Höflichkeit zur Türe, wo sie sich verabschiedeten. Die geschickte Schauspielerin war mit dem Erfolg ihres ersten Besuches zufrieden. Tatsächlich konnte Schröder seine Gedanken während des ganzen Tages von dem verführerischen Bild Joes nicht losbringen.

Er selbst ging noch im Laufe des Vormittags zur Schriftleitung des „Satyr“. Das hätte der vielbeschäftigte, berühmte Anwalt bei einem anderen Kunden nicht in eigener Person getan. Die Unterhandlung mit dem jungen Werthner verlief in aller Ruhe. Schröder erhielt die Zusicherung, daß der Satyr nichts mehr von dem übrigens unbekannten Verfasser des Badesketches veröffentlichen würde. Dem gewiegten Menschenkenner und Kriminalisten Schröder war es aber nicht entgangen, mit welch gefährlichen, haßerfüllten Blicken der vor Höflichkeit überfließende junge Werthner ihn musterte. Gerade an diesem lodernden Flackerblick erkannte er sofort den Juden. Da war es denn auch verständlich, daß der Jude ihm, dem berühmten Verteidiger, der neulich einen gefürchteten Antisemiten vor Gericht herausgepaukt hatte, nicht eben gewogen war.

Joe hatte an diesem Tage zu Harald gesagt, daß sie sich zwar nicht vorstellen könne, wie das Unternehmen weiterlaufe, daß sie aber wohl wisse, daß Schröder irgendwie geschädigt werden solle. Da der Mann reich sei, so habe sie nichts einzuwenden. Aber einen Grund müsse er doch haben, warum er ausgerechnet auf Schröder gekommen sei.

„Das will ich dir auch sagen,“ klärte sie Harald auf. „Dieser Schröder hat vor kurzem einen antisemitischen Verleger, der wegen Religionsvergehen angeklagt war, so glänzend verteidigt, daß dieser trotz anerkannt unparteiischer Richter und Schöffen freigesprochen wurde. Darum habe ich mir Schröder aufs Korn genommen. Dem Kerl werde ich seine antisemitischen Flausen schon austreiben.“

Joe schüttelte sich vor Lachen: „Da soll ich also die Judith mimen und diesem grauslichen Holofernes das Haupt abschlagen.“

Harald widersprach ernst: „Nein, nur binden sollst du ihn, erledigen werde ich ihn.“

Am nächsten Morgen war Joe wieder beim Justizrat. Sie wies ihm einen neuen Brief vor, in dem der Erpresser von einer geheimnisvollen Photographie sprach, die er von Frau Goldmann und ihrem Liebhaber in verfänglicher Lage aufgenommen haben wollte. Sie verlieh ihrer Entrüstung Nachdruck:

„Ich bin mir natürlich nichts bewußt —. Allerdings muß ich Ihnen heute anvertrauen, daß ich mir einen kleinen Badeflirt erlaubt habe. Na, Sie werden schon verstehen, deswegen ist man doch nicht schlecht. Das tut ja jede Frau.“

(Fortsetzung folgt.)

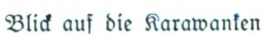
Deutsches Grenzland

Wer kennt das Land der Seen und Lieder, der Berge und Burgen? Es liegt ganz unten in der äußersten Südostecke des deutschen Sprachgebietes und heißt Kärnten. Das kleine Bergland Kärnten aber ist leider völlig unbekannt. Und doch ist es ein wahres Märchenland landschaftlicher Schönheiten, die jeden Vergleich mit den gepriesensten Stätten der fremdenüberfäten Schweiz in Ehren bestehen können, und doch haben seine tapferen deutschen Söhne in den Jahren 1918/19, als sie nach dem großen Kriege matt und müde eben wieder heimgekehrt waren, neuerlich zu den Waffen gegriffen, ihre schöne Heimat in blutigen Kämpfen gegen die eingedrungenen Südslawen verteidigt und damit jene denkwürdige Volksabstimmung des Jahres 1920 erzwungen, die Kärnten endgültig dem Deutschtum errettete.

Das Kärntner Land ist ringsum von einem Wall hoher Berge umschlossen. Im Norden von den Hohen Tauern mit der herrlichen Glocknergruppe, deren schönste und höchste



Blick auf die Karawanken



Mädel aus dem Rosental

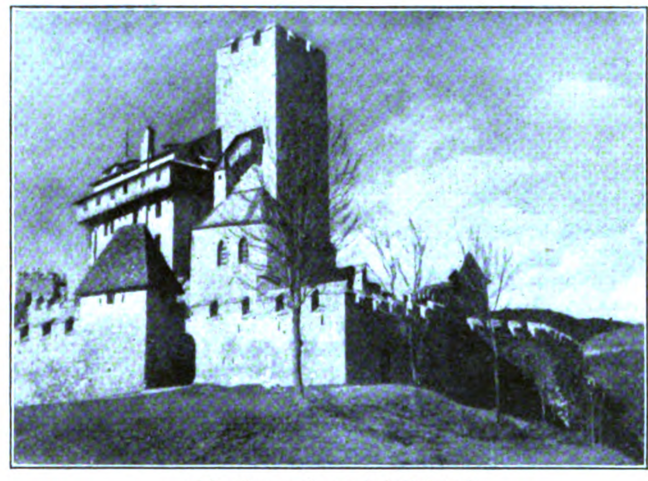
Erhebung der 3797 m hohe, mit einem Panzer von ewigem Eis und Schnee umgürtete Großglockner ist, im Süden von den malerischen Karawanken und den Karnischen Alpen, im Osten vom Koralpenzug und im Westen von den Ausläufern der Hohen Tauern. Dazwischen hineingestreut zeigen sich allerorts reizend gelegene Siedlungen, Dörfer, Märkte und Städte; Kirchen, Burgen und Ruinen, an welch letzteren sich zahlreiche Sagen und ruhmvolle Taten der deutschen Vorzeit knüpfen. Was aber der kärntnerischen Landschaft ihr besonderes Gepräge verleiht, sind die vielen, vielen Seen. Darunter der 17 km lange und ungefähr $1^1/_2$ km breite Wörther See.

Wie die vielen Seen für die kärntnerische Landschaft bezeichnend und bestimmend sind, so ist es die heiße Liebe zu Heimat und Volk für Kärntens Bewohner. Diese Heimatliebe hat der Kärntner oft mit dem Blute seiner besten Söhne besiegelt, und an der Grenze zweier Fremdvölker und Staaten, der italienischen und slawischen, lebend, hat er seine schwere Aufgabe als südlichster deutscher Vorposten immer treu erfüllt. Aber noch etwas drückt dem Kärntner den Stempel besonderer Eigenart auf, das ist sein unerschöpflicher Liederreichtum und seine Sangesfreude. Das Kärtner Lied in seiner bald keken, bald schwermütigen Weise war es ja auch, das, besonders in Koschats Bearbeitung, den Namen des kleinen, deutschen Berglandes zuerst weiteren Kreisen bekannt machte. Und wohl nichts kennzeichnet das sonnige Wesen des Kärntners, seinen Humor und seine Freude am Gesange treffender, als wenn wir ihn singen hören:

O Herrgott! o Herrgott!
Nur an anzige Bitt':
Wann wir Kärntner Buam singan,
Bitt' di gar schön, sing mit!

Rudolf Cefarin.

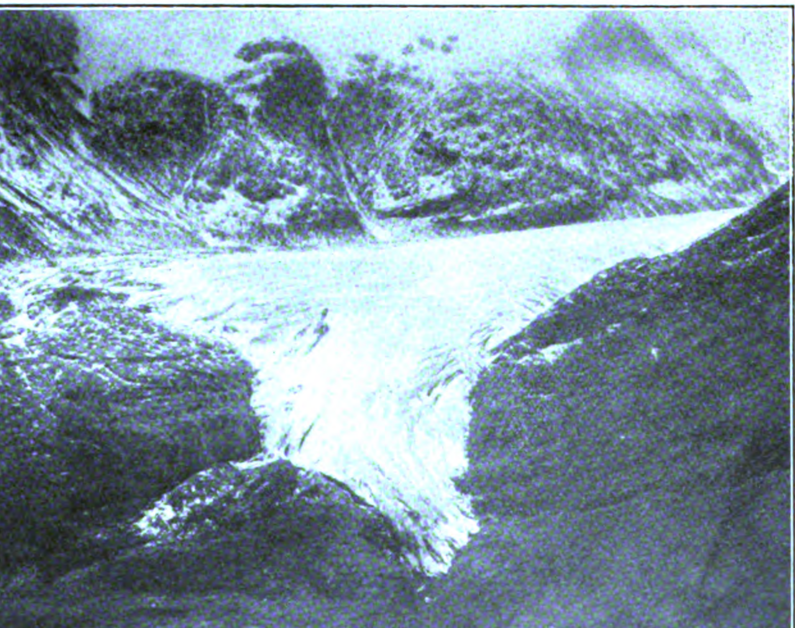
(Aufnahmen: Pommerhanz, Klagenfurt)




Die Geyersburg bei Friesach



Am Wörther See



Partie am Pasterzengletscher

Ist der Nationalsozialismus religionsfeindlich?



Nein!

Im Gegenteil; der Nationalsozialismus ist ohne Zweifel die einzige aufrichtig religiöse Bewegung im deutschen Sprachgebiet. Er kämpft allein gegen die zerstörenden und christenfeindlichen Einflüsse des Judentums und die atheistischen Machenschaften der Marxisten und Freimaurer. Wo eine wirklich nur kirchliche, d. h. von politischen Einflüssen unabhängige kirchliche Obrigkeit es gestattet, begeht der Nationalsozialismus keine Feier oder Fahnenweihe ohne christlichen Gottesdienst. Unser Bild zeigt die Weihe einer nationalsozialistischen Sturmfahne in einer Stadt in Deutschösterreich.

Auch die Auslandsdeutschen nationalsozialistisch!



Deutscher Tag in Langenlois (Deutschösterreich): Aufmarsch der S.A. am Marktplatz

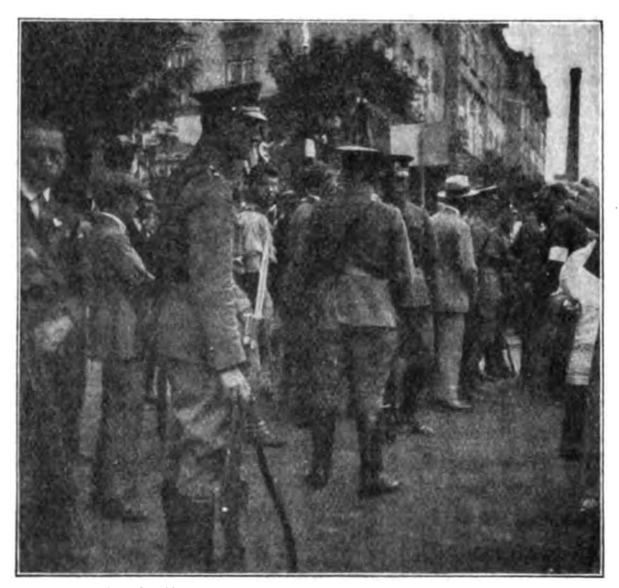


Deutscher Tag in Langenlois: Der nat.-soz. Abgeordnete Straßer spricht

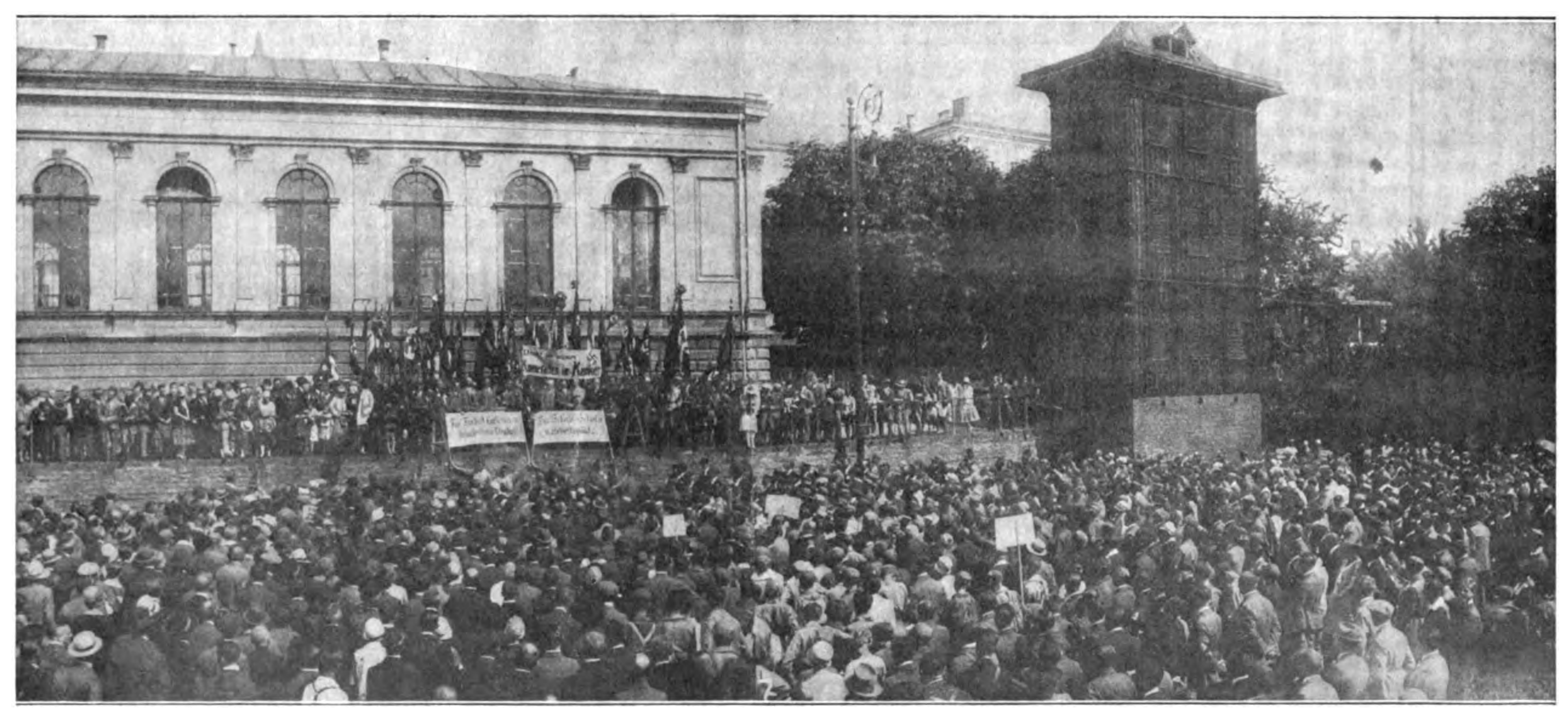


Deutscher Tag in Langenlois: Die ganze Stadt trägt zu Ehren der Nationalsozialisten Flaggenschmuck

Es ist kein Wunder, daß der Nationalsozialismus, als allein mögliche Staatsidee eines großen, freien, sozialen Alldeutschlands, in den deutschen Sprachgebieten außerhalb der derzeitigen Reichsgrenzen immer mehr an Bedeutung gewinnt und langsam aber sicher die Partei der Grenzlanddeutschen überhaupt wird. Dort eben, wo der Kampf um Heimat und Scholle, um die deutsche Muttersprache am heftigsten tobt und der Irrsinn der pazifistischen Internationalitäts-Duselei Tag für Tag augenfällig in Erscheinung tritt, bleibt den Massen schon gar nichts mehr anderes übrig als sich jener Bewegung anzuschließen, die als einzige im ganzen deutschen Sprachgebiet bewußt auf dem Boden des Volkstums und des Nationalitätenprinzips steht. — — Unsere Bilder zeigen Ausschnitte von nationalsozialistischen Kundgebungen in Deutschböhmen (Tschechoslowakei) und Deutschösterreich. Überall die gleiche Massenteilnahme.



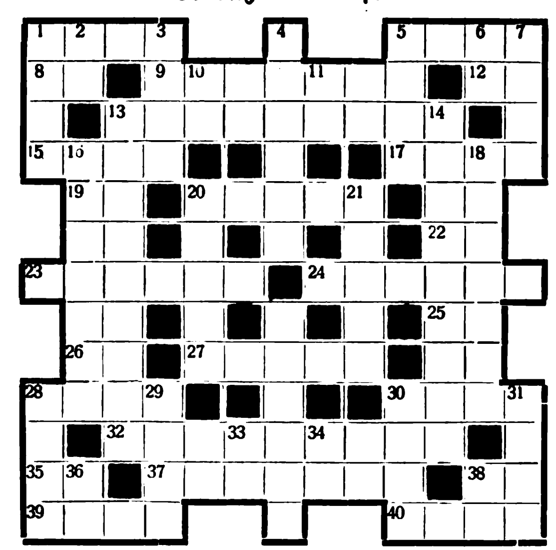
Nationalsozialistischer Tag in Wagstadt: Die Polizei mit aufgepflanztem Seitengewehr ist machtlos gegen die Begeisterung und den Glauben der deutschen Nationalsozialisten



Nationalsozialistischer Tag in Wagstadt (Deutschböhmen): Tausende von Menschen als Teilnehmer einer großen öffentlichen Kundgebung der Nationalsozialisten lauschen der Rede des Führers der deutschböhmischen Nationalsozialisten Rudolf Jung

ZUM ZEITVERTREIB

Kreuzworträtsel



Wagrecht:

1. kriegerische Kopfbedeckung, 5. Strafe, 8. Faultier, 9. Spange, 12. italienische Musiknote, 13. Art einer Mitteilung, 15. Kartenspiel, 17. der Tod, 19. Vorwort, 20. Nordpolluftschiff, 22. italienische Musiknote, 23. Lichtbildgerät, 24. Frauenname, 25. Atomzeichen für Nickel, 26. Bindewort, lateinisch, 27. Frauenname, 28. Ozean, 30. Stadt in der Schweiz, 32. rückständige Forderungen, kaufmännisch, 35. Vorwort, 37. Europäer, 38. Spielkarte, 39. Brutstätte, 40. sauber, ordentlich.

Senkrecht:

1. Gebäude, 2. Nahrungsmittel, 3. Brückensteuer, 4. Azoreninsel, 5. Mißgeschick, mundartlich, 6. Fürwort, 7. Verneinung, 10. Musiknote, 11. Atomzeichen für Fluor, 13. Druckmesser, 14. tapfere Frauen, 16. Ruhebett, 18. Spötteleien, 20. verharschte Wunde, 21. Flachland, 28. Fluß bei Frankfurt, 29. Überbleibsel, 30. bereitwillig, lieb, 31. feierliche Veranstaltung, 33. Atomzeichen für Tantal, 34. = 25 wagrecht, 36. mundartliche Verneinung, 38. Teil der Bibel — Abkürzung.

Rätsel

Jüngst sah ich da ein eigenartig Ding,
Das einem braunen Mann am Halse hing.
Was es bedeute, hatt' ich bald ermittelt,
Als ich den braunen Gentleman geschüttelt.

Kryptogramm

Aus jedem der nachstehenden Wörter sind je drei zusammenstehende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein türkisches Sprichwort ergeben.

1. Bierglas
2. Trauben
3. Warnung
4. Stadtrat
5. Feuer
6. Bassin
7. Erdgeist
8. Tusche
9. Gewissen
10. Laterne.

Lösung des Kreuzwortsilbenrätsels in Nr. 18

Wagrecht:

1. Elend, 5a Imker, 8. Muse, 9. Ute, 11. Alle, 12. Ekrasit, 13. Oper, 15. Art, 16. Tank, 18. Ecken, 20. Fesch, 22. Notar, 25. Timok, 26. Nadel, 27. Selen, 29. Regen, 31. Roman, 34. Note, 37. nun, 38. Esel, 40. Senegal, 41. Welt, 42. Ehe, 43. Leim, 44. Engel, 45. Lehre.

Senkrecht:

1. empor, 2. Lump, 3. Neer, 4. stark, 5. matt, 6. Elen, 7. Recke, 9. Urach, 10. Esten, 14. Element, 17. Amadeus, 18. Ecker, 19. Nonen, 20. Fis, 21. Sol, 23. Tag, 24. Ren, 28. Nonne, 29. Range, 30. Knabe, 32. Mühe, 33. Blume, 35. Oden, 36. Este, 38. Elle, 39. Emir.

Lösung des Rösselsprungs in Nr. 18

Nächtige Stille
Hoch über der Welt;
Ein mächtiger Wille
Lenkt und hält
Das Sterngewühle,
Das kein Denken ermißt;
Steh schweigend und fühle,
Wie wichtig du bist.

Von Wilhelm Jensen (Die Nacht.)

HEITERES

Mutter: „Fritz, warum freust du dich denn so sehr, wenn der Doktor kommt?"

Der kleine Fritz: „Ja, weil ich dem Doktor die Zunge herausstecken darf und noch dazu Schokolade kriege."

*

Vater (zum Söhnchen): „So macht es die Mutter, alles muß sie versetzen! Schließlich wirst du auch noch versetzt werden!"

Bilderrätsel



Hänschen: „Nein, der Lehrer sagte heute, ich würde sitzen bleiben!"

*

Mann: „Wie reizend du wieder in diesem Kleid aussiehst, Erna!"

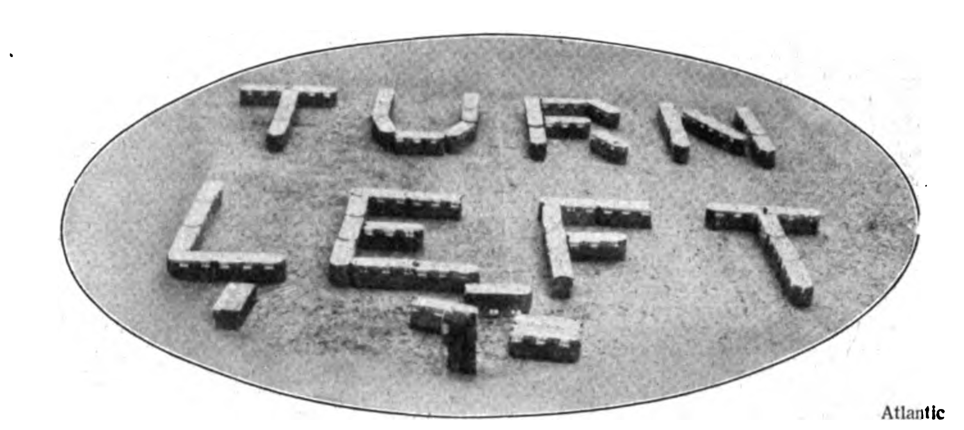
Frau: „Oh, das kenne ich! Beim Wechsel der Saison findest du mich immer in den alten Sachen reizend!"

Erklärung.

In der Ausgabe 8 des „I. B." ist im Zusammenhang mit der von marxistischen Lumpen erfolgten Ermordung des Pg. Otto Senft die Rede von der Erschießung des Pg. Wilhelmi in Nastätten. Durch eine unglückliche Satzstellung sowie einen Druckfehler konnte der Eindruck entstehen, als ob mit dem Ausdruck „marxistische Lumpen" auch der Landjäger gemeint sei, der Wilhelmi erschossen hat. Die Schriftleitung des „I. B." bedauert dies und erklärt, daß ihr eine Beleidigung des ihr auch persönlich völlig unbekannten Beamten vollständig fern gelegen hat.

Hermann Esser

Aus aller Welt



Atlantic

Verkehrs-regelung in England

Leuchtbuchstaben werden in die Straßendecke eingelassen



Diese zwei „würdigen", schwarzen Gentlemen, die in gewissen Staaten Amerikas in den Anhängewagen der Straßenbahn fahren müßten, der Präsident der Negerrepublik Liberia samt Adjutant, wurden in Berlin natürlich festlich empfangen und poussiert. Presse-Phot.

Der ehemalige Großherzog von Hessen als Volksredner



Anläßlich der Einweihung eines Gefallenendenkmals hielt der frühere hessische Großherzog eine flammende Rede an die Massen. Leider kommt diese Betätigung der Fürsten um fast 10 Jahre zu spät Benninghoven

*

AUCH EIN „WUNDER"

Ein Dolor, ein schlesischer „Yogi", läßt sich mit Metallpfeilen anschießen, ohne daß Blutungen der Wunden eintreten. Er ließ sich kürzlich an Händen u. Füßen an ein Holzkreuz anschlagen. Auch bei diesem Experiment traten keinerlei Blutungen ein. Er erklärt nunmehr, durch mehrwöchentliche Übung auch Stigmata erzeugen zu können.



Atlantic

EINE UNGLEICHE RECHNUNG: MASCHINENGEWEHR GEGEN TANK





Die englische Infanterie wird jetzt an Stelle der Maschinengewehrabteilungen mit Tankgeschwadern ausgerüstet, die zum erstenmal bei den heurigen Manövern in Aktion traten. Der Infanterie der Deutschen Reichswehr dagegen sollen jetzt die letzten schweren Maschinengewehre genommen werden, weil diese „schwere" Waffe eine „ständige Bedrohung des Friedens" darstellt, wie erst vor wenigen Tagen auf dem Pazifistenkongreß in Münster behauptet wurde. A-B-C.



Verkehrsparade und Judenschutz. Der Satz „Judenblätter aus dem Haus“ usw. auf dem Werbeschild des neuen großen 10/45 Opellieferwagens des „Völkischen Beobachters“ erregte das Mißfallen der Ausstellungsleitung, weshalb die auf nebenstehendem Bild sichtbare, recht „wirksame“ Abänderung getroffen wurde.

Der Parteiverlag der N. S. D. A. P. im Propagandakampf

Ausgehend von dem Gedanken, daß zur Förderung der nationalsozialistischen Bewegung und vor allem ihrer Presse die modernsten Mittel des Verkehrs, aber auch der Reklame gerade gut genug sind, beteiligte sich der Parteiverlag (Frz. Ehers Nachf., G. m. b. H.) am 9. Oktober an der großen, von der Ausstellung „Das bayerische Handwerk“ veranstalteten Verkehrsparade durch München. Die rund 200 000 Zuschauer brachten der von Hermann Esser geführten, mit Unterstützung des Pg. Heinrich Hofmann und einer Abteilung der Münchner Schutzstaffel zusammengestellten Propagandagruppe des „Völkischen“ und „Illustrierten Beobachters“ größtes Interesse entgegen, das sich in vielen zustimmenden, aber natürlich auch ablehnenden Zurufen laut kundgab. Die Empörung der Judenpresse beweist, daß die nationalsozialistische Propagandagruppe ein voller Erfolg war.

Hauptschriftleitung: Hermann Esser. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Verlag: Franz Eher Nachf., München 2, NO 2, Thierschstr. 15, Tel. 20647. Auslieferungsstelle in der Tschechoslowakei: N.S.P.-Verlag, Aussig a. d. Elbe, Teplitzer Str. 20. Druck: Münchener Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München.

2. Jahrgang ◆ Folge 20
30. Oktober 1927



Preis 20 Pf. ◆ Österreich 35 Gr.
Tschechoslowakei 2 Kc.

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Die Börsenrevolution des Jahres 1918

In dieser Nummer:
Bilder und Dokumente von der 1918 er Revolution

Der Ausgangspunkt der Judenrevolution!

Die große Kundgebung der Soldaten und Arbeiter auf der Theresienwiese in München am 7. November 1918, abends 5 Uhr

Gestalten der Revolution

Ein „vertrauenerweckendes" Bild am Münchener Hauptbahnhof

Das schlechte Gewissen und die Angst vor dem Erwachen des deutschen Volkes veranlassen die Verursacher und Nutznießer der Revolution des Jahres 1918, immer wieder neue Parolen zu erfinden, mit Hilfe derer sie die breiten Massen der betrogenen Nation von einem Nachdenken über all die als Folge der Revolution entstandene Not ablenken können. Es ist bestimmt kein Zufall, daß alljährlich, wenn es auf den 9. November zugeht, irgend etwas in der „großen" Politik gefunden wird, was geeignet ist, dem Volk als Zankapfel vorgeworfen zu werden, auf daß sich die Massen darum balgen und streiten und keine Zeit haben, den Jahrestag der Revolution zur inneren Einkehr und zum Nachdenken darüber zu benützen, was dieses Unternehmen dem deutschen Volk alles gebracht hat. So tauchte im Herbst 1925 das Problem von Locarno auf; als 1926 die Blätter fielen, da stritt man sich wegen des Eintrittes in den Völkerbund, und für 1927 hat man ebenfalls schon wieder glücklich einige Dinge gefunden, die geeignet sind, das Volk von einer Rückschau auf den „Erfolg" der November-Politik abzuhalten: Reichs-Schulgesetz, Beamtenbesoldungsgesetz, zwei Dinge, die vollauf genügen, um Unterhaltungs- und Konfliktsstoff für Monate hinaus abzugeben. Zu allem Ueberfluß hat man in Bayern noch ein besonderes Attraktiönchen, einen parlamentarischen Untersuchungs-Ausschuß, eingesetzt, der — es klingt wie ein Hohn — sich zwar mit den Vorgängen des 9. November, aber nicht des Jahres 1918, sondern des Jahres 1923 zu befassen hat.

Wir Nationalsozialisten begreifen, daß das ausschlaggebende parlamentarische Schieber-Gesindel aller Spielarten ein verdammtes Interesse daran besitzt, alles, was mit der Revolution des Jahres 1918 zusammenhängt, möglichst zu vertuschen und andererseits alles rücksichtslos zu bekämpfen, was sich die Beseitigung der Folgen der 1918-Revolution zum Ziele gesetzt hat. Brachte doch der Sieg der November-Revolte die ungeheuerste Volksberaubung mit sich, die je ein Volk der Erde über sich ergehen lassen mußte. Man hat heute leider schon in den weitesten Kreisen der deutschen Nation vergessen, was sich seinerzeit und seither alles zugetragen hat:

Mit dem Verkauf der Heeres-Bestände für ein Butterbrot an die wie Pilze aus dem Boden schießenden Schieberfirmen ging es an. Die neuen Herrscher lieferten deutsches Volksgut in verbrecherischer Weise an jene Ausgeburt der Menschheit aus, die vom ersten Tage der Revolution an in ganzen Zügen aus dem Osten nach Deutschland hereinströmte und deren Vorposten sich in den Tagen des 7. und 9. November mit Unterstützung von Deserteuren und



Revolutionsgestalten



Revolutionsgestalten



Die „Herren" Offiziere sind abgeschafft, dafür gibt's die Herren Soldatenräte

Gewalten der Revolution



Fechenbach, der Sekretär Eisners und Aktenmitfälscher



Levin (Jude), ein gefährlicher Demagoge



Gustav Landauer



Mühsam, der Kaffeehausspartakist



Toller



Kusmanowski, genannt Eisner

Meuterern teilweise zu Ministern gemacht hatten. Für über 8 Milliarden Mark Heeresbestand sind damals an die Galizier vertan worden, und die neuen Minister und Funktionäre der Arbeiter- und Soldatenräte wetteiferten darin, mit den Schiebern gemeinsame Geschäfte zu machen. Unterdessen bereiteten die größten jüdisch-börsianischen Gauner schon die Inflation vor, mit deren Hilfe den Millionen ehrlicher Deutschen, den Rentnern und Pensionären, vor allem aber dem Mittelstande sein Letztes genommen werden sollte. Die Inflation wurde abgelöst durch die Stabilisierung des Jahres 1924, in deren Folge dann die gesetzliche Enteignung unserer Nation, genannt „Dawesplan“, angenommen worden ist. Seit dieser Zeit werden dem deutschen Volke alljährlich rund 2 Milliarden abgepreßt, und das alles mit Zustimmung und Duldung jener Parteien, die die November-Revolution des Jahres 1918 herbeigeführt, durchgeführt, geduldet und ausgebaut haben. Zweck der Revolution war die Zerschlagung der militärisch-politischen Macht Deutschlands, um das wehrlose Volk der ungehinderten Ausplünderung zuführen zu können. Deshalb mußten die deutschen Arbeitermassen in die Hand von Führern kommen, deren Rassegenossen auf der anderen Seite die großen Nutznießer des Betruges werden sollten. So mußte und konnte die Revolution nicht die Befreiung des arbeitenden Volkes aus den Klauen des Kapitalismus bringen, sondern erst recht die Versklavung und Unterdrückung unter die vereinigten Ausbeuter und Sklavenhalter der Erde.

Man kann den November-Betrug des Jahres 1918 unserm Volk nicht oft genug vor Augen führen. Dies in recht eindringlicher Weise zu tun, ist der Zweck der vorliegenden Ausgabe des „Illustrierten Beobachters“, in der eine ganze Reihe von bisher unveröffentlichten Bildern, vor allem von Dokumenten*) zum Abdruck gebracht werden, die den Geist und das Wesen der Revolution des Jahres 1918 eindringlicher zeigen als die dicksten Bücher.

* * *



Leviné, der gefährlichste und blutrünstigste Jude der Revolution

*) Sämtliche Dokumente aus der einzigartigen kulturhistorischen Sammlung von Herrn Rehse-München, Lerchenfeldstraße 11a.

Die Alten der Revolution



Links. Erich Kuttner (Jude). Beschreibung siehe Text



Rechts: Weis, der Vorsitzende der Sozialdemokratie

Einer der „Alten" der Revolution von besonders gefährlichem Ausmaß ist der „Vorwärts"-Redakteur Erich Kuttner. Er ist einer von den intellektuellen jüdischen Literaten-Hetzern, die sich selber allerdings immer fest im Hintergrund halten, aber Meister der Massenvergiftung sind und deshalb trotz äußerlicher, scheinbarer Bescheidenheit einen in des Wortes wahrster Bedeutung furchtbaren Einfluß auf die Arbeiterbewegung ausüben.

Im „D. V." Nr. 27, 1926, erhält dieser „Prolet" von Arnold Winkelried folgendes Konterfei:

„Er wurde 1887 in Berlin-Schöneberg geboren. In wohlhabenden Verhältnissen, nicht etwa als Proletarier. Der Weinhaus-Kuttner ist sein Onkel. Er selbst ist den lukullischen Genüssen und den guten Weinen nicht abgeneigt, weshalb er auch fett und feist durch die Weltgeschichte watschelt. Für so ehrgeizige Leute wie Kuttner bietet die Arbeiterbewegung natürlich die beste Gelegenheit, emporzukommen. (Erst hatte er's allerdings mit Breitscheid, Nestripke und Lüdemann bei der Demokratischen Vereinigung versucht.) Also machte er, als er beim Referendar in Zossen gescheitert war, in „Arbeitererlösung". An ihm ist alles personifizierte Frechheit: die Mulattennase, die Hornbrille, das Karpfenmaul, die Haltung, der Gang, seine Sprache und sein Lachen . . . . (K. ist Jude!) Im Kriege führte ihn ein Heimatschuß in den Arm aus Rußland nach Berlin zurück, wo er in die Schriftleitung des Barmat-„Vorwärts" eintrat."

Kuttner trat dann der roten Revolutionstruppe, die sich „Regiment Reichstag" nannte, bei und machte als „revolutionärer" Etappenkrieger in allerdings wenig erfreulicher Weise von sich reden. Als er aus dem „Vorwärts" wegen Erschießung eines Spartakisten verschwinden mußte, sprang ihm der jüdische Großschieber und Sozialdemokrat Parvus-Helphand bei und übertrug ihm die Leitung der „Glocke". Später betätigte sich Kuttner vor allem in den Kreisen der sog. Staatsbürger jüdischen Glaubens, schrieb im „Lachen links" und „Vorwärts" als Mich. v. Lindenhecken, um schließlich wieder in einer fetten Pfründe des roten Versorgungsinstituts zu landen und im Reichstag Barmats Interessen zu vertreten.



Scheidemann mit der noch nicht verdorrten Hand



Links: Erhard Auer,
ein königl. Republikaner und republikanischer König



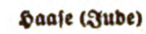
Landsberg (Jude)

Macher der Revolution

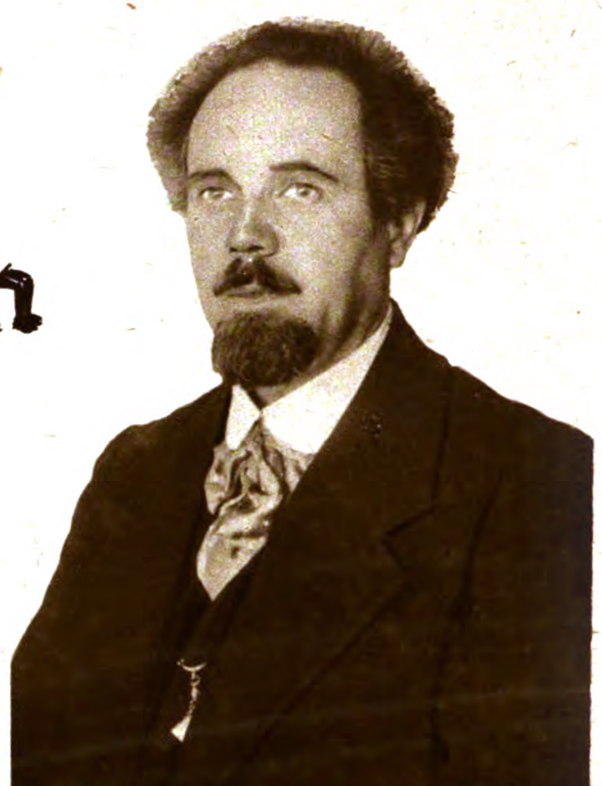
50 Jahre Betrug am Arbeiter als Vorbereitung zur Revolution.

Die Sozialdemokratie stimmte, um den Wucher und die Unzufriedenheit im deutschen Volk zu schüren:

1880 gegen das erste Wuchergesetz
1881 gegen die Einführung der Börsensteuer
1885 gegen die schärfere Ausgestaltung der Börsensteuer



Haase (Jude)



Crispien, der Mann ohne Vaterland



Uniformierte „Genossen“ besetzen den Reichstag

1900 gegen die neue Erweiterung der Börsensteuer
1883 gegen die Krankenversicherung
1884 gegen die Unfallversicherung
1889 gegen die Invaliden- und Altersversicherung
1890 gegen das Gesetz betr. die Einführung der Gewerbegerichte
1891 gegen das Arbeiterschutzgesetz, welches enthielt den Schutz der Jugendlichen, der Arbeiterinnen, der Sonntagsruhe, des Arbeitsvertrages, Einschränkung der Arbeitszeit und andere die Lage des Arbeiters verbessernde Bestimmungen
1896 gegen das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb
1897 gegen das Handwerkerschutzgesetz
1900 gegen die Erhöhung der Lotteriestempel und gegen die Wetteinsätze bei Rennen
1900 gegen die den Großhandel treffenden Steuergesetze der Schiffahrtsfrachturkunden entsprechend dem Frachtbetrage
1900 gegen die Erhöhung des Zolles auf ausländischen Champagner
1902 gegen die Steuer auf den Champagner
1902 gegen die Zölle auf Luxusgenußmittel und andere Luxusgegenstände
1902 gegen die Novelle zum Krankenkassengesetz usw.



Karl Liebknecht ×



Der Jude und Hauptheher J. Wurm





Soldaten der Revolution vor dem Tor des Bayerischen Landtags, als Eisner seine Kriegsschuldrede hielt, die eine Unterlage der Entente zum Versailler Vertrag wurde

Was uns die Revolution durch den Versailler Vertrag stahl!

Der Raubzug am deutschen Volksvermögen, den das deutsche Volk seit der Börsenrevolte des Jahres 1918 über sich ergehen lassen mußte, hat folgende Abschnitte: Das Versailler Diktat, das Londoner Abkommen, den Dawesplan und schließlich die politische Ueberwölbung dieser Einmauerung der deutschen Volkswirtschaft durch Locarno und den Völkerbund: die zwangsmäßige Eingliederung des deutschen Volkes in das Genfer System, die Einverleibung in das Wirtschaftsgebiet der geplanten „Vereinigten Staaten von Europa" und damit die Herabwürdigung Deutschlands zu einer Arbeitskolonie der goldenen Internationale. Auf diese schnurgerade Richtlinie, welche vom Waffenstillstand Erzbergers über die Reparationspolitik Wirths und Rathenaus zu Stresemann, den Jasagern, nach Locarno und Genf führt, starrt das deutsche Volk wie hypnotisiert und sieht nicht, wie der Feind von hinterrücks anschleicht, um ihm die Zwangsjacke überzuwerfen.

Der erste Versklavungsakt in Versailles ist unter dem Eindruck des Völkerevangeliums, Kapitel eins der „vierzehn Punkte" eines rabulistischen amerikanischen Präsidenten und des sogenannten „Selbstbestimmungsrechtes der Völker" unter Vorspiegelung des „erlösenden" Völkerbundes erpreßt; er begann mit Länderraub. Elsaß-Lothringen, Posen und Westpreußen, Schlesien, Eupen und Malmedy, Schleswig-Holstein, das Saargebiet wurden teils unter völliger Ausschaltung, teils unter Durchlöcherung dieses „Selbstbestimmungsrechtes" weggenommen. Der dadurch bedingte Verlust an Rohstoffen und Wirtschaftsgütern hatte unabsehbare Not und Teuerung zur Folge; die Verluste an Steinkohlen, Eisenerzen, Zink und Bleierzen, die Einbußen in der landwirtschaftlichen Produktion, welche mit dieser Absprengung eintraten, schwächten den Rumpfstaat aufs äußerste.

Die Fortnahme der Kolonien, deren Handelsbeziehungen zum Mutterland 1913 einen Wert von mehr als 110 Millionen Mark aufwiesen, war ein weiterer Willkürakt dieses Zerstörungswerkes. Die uns auferlegten Tribute an Ablieferungen, Zahlungsverpflichtungen und Sachleistungen mit ihrer Rückwirkung auf Zahlungs- und Handelsbilanz stellen den raffiniert berechneten Versuch dar, dem Deutschen Reich die alleinigen Lasten des Krieges aufzubürden.

Die Handelsflotte, 1914 5,2 Millionen Tonnen betragend, wurde uns fast gänzlich genommen, 20 % der Binnenflotte gingen verloren, ungeheure Mengen rollenden Materials, darunter gegen

9 000 Lokomotiven,
250 000 Eisenbahnwagen,

gelangten zur Ablieferung. An Hafenmaterial wurden

400 000 Tonnen

schwimmender Docks, Kräne, Schlepper und Bagger verlangt. Die Viehablieferungen beliefen sich auf

890 000 Stück Rindvieh,
640 000 Milchkühe,
150 000 Pferde,
900 000 Schafe,
15 000 Schweine,
1 750 000 Stück Geflügel.

Das Versailler Diktat hat uns aller eigenen Seekabel beraubt.

40 847 Kilometer,

das sind 95 %, waren abzuliefern.

Die Luftflotte ging fast gänzlich verloren. Der Bau neuer Luftschiffe wurde verboten, auch der Bau neuer Flugzeuge unterliegt bis in die jüngste Zeit hinein schweren Beschränkungen. Die Fahrt des Tributzeppelins von Friedrichshafen nach Lakehurst war der traurige Abschluß dieses Kapitels. Fast der ganze Flugzeugpark wurde vernichtet. Nahe beim Berliner Vorort Johannisthal bestand ein Flugzeugfriedhof, auf dem seinerzeit Tausende von Flugzeugen und Motoren lagen und ihrer Zerstörung harrten. Die Motoren durften weder in der

Industrie, noch in der Landwirtschaft Verwendung finden.

Das Versailler Diktat hat ferner alle

Auslandsguthaben

im Wert bis zu 20 Milliarden Mark beschlagnahmt.

Einer der drückendsten laufenden Tribute aber blieb, später noch ergänzt durch das Abkommen in Spa vom 16. Juli 1920, das

Kohlenlieferungssystem

an Frankreich, Belgien und Italien. Die Kohlentribute sind im Spaer Abkommen auf

2 Millionen Tonnen

monatlich festgesetzt und später auf

2,2 Millionen Tonnen

erhöht worden. Wenn die ursprünglich vorgesehenen Kohlentribute von jährlich 40 Millionen Tonnen zur Durchführung gelangt wären, hätte alle zehn Minuten ein vollbeladener Güterzug mit 50 Waggons Steinkohlen aus dem Ruhrgebiet abgeschoben werden müssen. Frankreich und Belgien waren zeitweise so sehr mit Ruhrkohle gefüttert, daß die dortige Kohlenindustrie beinahe an den Rand des Bankerotts kam und das Land förmlich an Reparationskohle zu ersticken drohte. Das war in jener Zeit, als es in Deutschland am notwendigsten Brennstoff fehlte und ungeheizte Wohnungen, Arbeitsstätten und Eisenbahnzüge uns den „Befriedungscharakter" der Wilsonschen Friedenspolitik beibrachten. Die abgelieferte Kohle wurde als „englische Kohle" um den doppelten bis dreifachen Preis oft zurückgekauft.

Von Berlin aus wurde der Weltkrieg entfesselt. Wir wollen nicht, daß von dort aus jetzt auch der Bürgerkrieg nach dem deutschen Süden eingeführt werde.

München, den 9. Januar 1919.

Der Ministerrat:

Kurt Eisner. Auer. v. Frauendorfer. Hoffmann. Jaffé. Roßhaupter. Timm. Unterleitner.

Der Vollzugsausschuß des Arbeiterrates:

Kröpelin. Kandelbinder.

Der Vollzugsausschuß des Soldatenrates:

Schäfer. Simon.

Arbeiterrat München:

Reck.

Sozialdemokratischer Verein München:

Dichtl. Franz Schmitt.

Unabhängige Sozialdem. Partei München:

Schröder. Kämpfer.

Gewerkschaftsverein München:

Kurth. Schiefer.

Druck von Knorr & Hirth ...

Auszug aus einem Plakat der Revolution, auf dem darauf hingewiesen wird, daß „von Berlin der Weltkrieg entfesselt worden sei". Solche Plakate waren der Entente zur Festlegung der Kriegsschuldlüge ein gefundenes Fressen



Eisner wird bei seiner Rückkehr aus Genf, wo er die Kriegsgefangenen verriet, von den unwissenden Genossen stürmisch begrüßt

Was die Revolu
und gebr



Anstatt sozialer und gesundheitlicher Besserung kam die Förderung aller Perversitäten, u. a. die „Vermännlichung" der Frau

Was
die Revolut

Ein
Gleiches W
Wahlr

A
und ihr Hof verschwun

Arbeiter- und
Das privile
Das Dreiklasse

Versa
Koalitionsfreiheit! P
Aufheb

Zerschmetter
Gleiche Kost für Offizier und
Sofortige Entlassung all

A
Arbeitslosenfürsorge! A

Gemei
der Arbeitsnachwei
Alle Arbeiterschut

Aufhebung
Landlieferunge
Aufhe

Erhöhung der
Öffnung der

So viel ist
viel mehr muß
Schließt die Reihen!
Ei

Ein Plakat der Revolution



An Stelle der Einigkeit des schaffenden Volkes eine furchtbare Zersplitterung aller Schaffenden und schamlose Förderung des Klassenkampfes

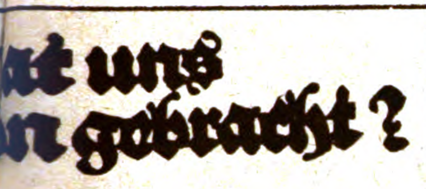


An Stelle von Freiheit und Brot Massenabfütterung der Mittelständler und kleinen Leute, um sie vor dem gänzlichen Verhungern notdürftig zu retten



An Stelle von Schönheit und Würde

…on versprochen …cht hat



…at uns
…n gebracht?

…republik!
… Frauenwahlrecht!
… 20. Jahre an!

…nastien
… Eine sozialistische Regierung!

…nräte überall!
…renhaus beseitigt!
…deutenhaus aufgelöst!

…ngsfreiheit!
…reil! Freie Religionsübung!
…n Schulaufsicht!

…s Militarismus!
… Erhöhung der Mannschaftslöhne!
…er Leute und der Berufswichtigen!

…tundentag!
…rter und Arbeiter gleichberechtigt!

…n Verwaltung
… Arbeitgeber und Arbeiter!
…ungen wieder eingesetzt!

… Gesindeordnung!
…für Siedelungsland!
…te Gutsbezirke!

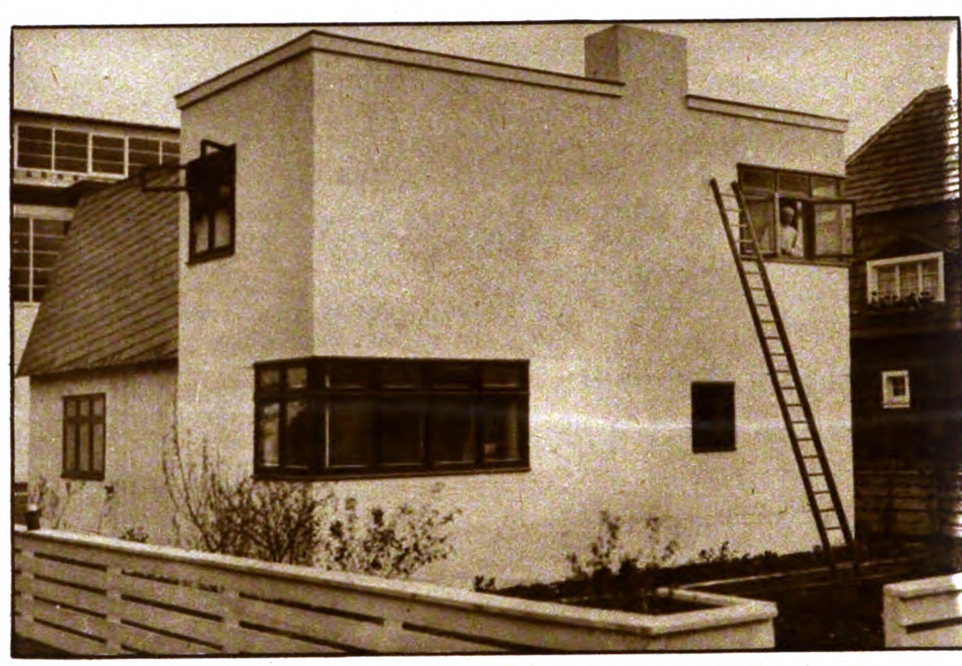
… einen Brotration!
… für Lebensmittel!

… errungen —
… erreicht werden!
…t Euch vor Zersplitterung!
…gkeit!

…t den herrlichsten Versprechungen



An Stelle des 8-Stundentages 10—12-Stundentag. Wer überflüssig wird und keine Arbeit mehr bekommen kann, soll auswandern



Anstatt einer vernünftigen Wohnungsbaupolitik erfolgt die Erstellung gefängnisartiger Kasernen



…erkunft und Bolschewisierung aller Begriffe



Selbst in der Musik zeigen sich die Früchte der revolutionären Umstellung in einer Form, daß einem das Grausen kommt

Erinnerungen aus der bayer. Revolution

von Dr. Rudolf Buttmann

Proklamation.

Volksgenossen!

Um nach jahrelanger Vernichtung aufzubauen, hat das Volk die Macht der Civil- und Militärbehörden gestürzt und die Regierung selbst in die Hand genommen. Die Bayerische Republik wird hierdurch proklamiert. Die oberste Behörde ist der von der Bevölkerung gewählte Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat, der provisorisch eingesetzt ist, bis eine endgültige Volksvertretung geschaffen werden wird. Er hat gesetzgeberische Gewalt. Die ganze Garnison hat sich der Republikanischen Regierung zur Verfügung gestellt. Generalkommando und Polizeidirektion stehen unter unserem Befehl. Die Dynastie Wittelsbach ist abgesetzt.

Hoch die Republik!

Der Arbeiter- und Soldatenrat.

Kurt Eisner.

Die Proklamation der Judenrevolution

An die Bevölkerung Bayerns!

Die Waffenstillstandsverhandlungen sind im Gang. sie werden baldigst zum Abschluß kommen.

Die Bevölkerung hat während des Kriegs Not. Entbehrung. Sorge und Leid starken Herzens in ruhiger Besonnenheit ertragen.

Jetzt gilt es erst recht. Ruhe und Ordnung zu wahren. Innere Unruhen anstiften. hieße den Krieg nochmal beginnen. Die Verluste. die uns der Krieg gekostet. würden sinnlos durch neue vermehrt. Ernsthafte Unruhen würden namentlich für unsere Städte die Lebensmittelversorgung trotz aller Bemühungen zum Stocken bringen. die Gefahr der Hungersnot wäre unabwendbar.

Solche Unruhen sind aber nicht möglich. wenn alle besonnenen Männer und Frauen Ruhe bewahren und in ihrem Kreise für Ruhe sorgen. Darin tue jeder seine Pflicht.

Die Bevölkerung darf überzeugt sein. daß sie gegen jegliche Willkür und Gewalttätigkeit den ausreichenden Schutz finden wird. den das ganze Volk von seiner Regierung erwartet.

München. den 6. November 1918.

Dr. von Brettreich,

K. Staatsminister des Innern

Dieses letzte Plakat der kgl. Regierung ist ein Beweis, daß man die Revolution kommen sah und dennoch nicht verhinderte

Bekanntmachung.

Die bedauerlichen Ausschreitungen der letzten Nacht zwingen die Regierung des Volksstaates Bayern auf die Gefahren hinzuweisen, die der Republik drohen, wenn sich derartige grobe Störungen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wiederholen sollten. Wenn auch nicht verkannt werden will, daß durch gewisse Pressetreibereien die Gemüter weiterer Kreise der Bevölkerung noch mehr erhitzt werden, so muß doch mit aller Bestimmtheit darauf hingewiesen werden, daß in Zukunft solch grobe Ruhestörungen nicht mehr geduldet werden können.

Die zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit bestimmten Truppen sind angewiesen, erforderlichenfalls unnachsichtlich von der Waffe Gebrauch zu machen.

Die Regierung erwartet aber von dem an sich ruhigen und friedliebenden Sinn der Münchner Bevölkerung, daß zu diesem äußersten Mittel nicht geschritten zu werden braucht.

München, den 7. Dezember 1918

Regierung des Volksstaates Bayern

Kurt Eisner, Auer, v. Frauendorfer, Hoffmann, Jaffé, Roßhaupter, Timm, Unterleitner.

Dürr, Stadtkommandant. **Staimer,** Polizeipräsident

Druck von Bauer & Lerch in München

Dieses Plakat zeigt, auf welch schwachen Füßen die Judenrevolution nach einem Monat stand. Einige Zusammenstöße auf der Straße werden hier schon als Gefahr für die Republik hingestellt, wahrlich ein Zeichen der Schwäche

Wir haben unseren Mitarbeiter Herrn Dr. Rudolf Buttmann, den Vorsitzenden der Nationalsozialistischen Fraktion im Bayer. Landtag, gebeten, uns für die vorliegende Revolutions-Ausgabe einiges aus seinen Erinnerungen von der bayerischen Revolution mitzuteilen. Bekanntlich gehörte Dr. Buttmann zu den wenigen Leuten, die seinerzeit versucht haben, das Unglück der Judenrevolution im Keim zu ersticken. Trotz starker Arbeitsüberlastung hat uns Dr. Buttmann die nachfolgenden hochinteressanten Ausführungen zur Verfügung gestellt.

Die Redaktion.

Nach wiederholtem Frontdienst in die Heimat kommandiert, erlebte ich die Revolte vom 7. November 1918 in München. Am Morgen des 8. November ging ich in meiner Uniform als Leutnant d. L. am Kriegsministerium vorbei. Ein Individuum in Uniform, den Schießprügel mit der Mündung nach unten geschultert, torkelte an mir vorüber. Ich stellte den Burschen zur Rede, worauf er mich anschrie: Sie sind auch so ein reaktionärer Offizier, kommen Sie gleich mit aufs Kriegsministerium, wir haben Revolution gemacht! Ich gab dem Burschen einen Stoß, daß er zurücktaumelte, und ging zur Staatsbibliothek, in der mir die Morgennummer der „Münchner Neuesten Nachrichten" mit dem Aufruf des Juden Eisner vorgelegt wurde. Ich maß der Sache keine große Bedeutung bei und ging ruhig zu Fuß durch die Stadt. Versuche, mich zu belästigen, wurden zwar mehrfach gemacht, sie scheiterten jedoch an meiner Nichtachtung aller Zurufe. Ich verfügte mich nach Hause, legte Zivilkleidung an und begab mich in den Dienst bei der Militärischen Prüfungsstelle. Mein Vorgesetzter, Major S., traf bald danach, ebenfalls in Zivilkleidung, ein. Wir suchten Verbindung mit unserer vorgesetzten Stelle, dem Stellvertretenden Generalkommando des I. Bayerischen Armeekorps, zu bekommen, jedoch ohne Erfolg. Es hieß, im Landtag sei Kurt Eisner mit seiner ganzen Gefolgschaft, dort sei der Sitz der „neuen Regierung". Mit meinem Vater, der nationalliberaler Abgeordneter war, begab ich mich dorthin und sah, wenn auch nicht den neuen Herrn unseres Bayernlandes, so doch den damals plötzlich zu einer gewissen traurigen Berühmtheit gelangten „Minister" Unterleitner Hansl, der Passierkarten für den Landtag in Masse unterschrieb. Ein demokratischer Abgeordneter, Professor Quidde, rief meinem Vater in Ekstase zu: „Wir liberalen Abgeordneten sind zur Mitarbeit von Herrn Eisner aufgefordert worden, tun Sie doch ja mit, Herr Kollege!" Mein Vater sah ihn an, ob er denn übergeschnappt sei, und lachte ihn aus. „Sie werden doch bei dieser Affenkomödie nicht im Ernst mittun?" Auch mir riefen alte Bekannte, die ich als wackere Bürger kannte, zu: „Endlich etwas Neues! Da muß man mitmachen!" Ich war anderer Meinung. Ich sah mir die mit Maschinengewehren und Handgranaten spielenden Burschen in Uniform im Landtag und am Tor der Prannerstraße an und hegte die Zuversicht, daß dieser ganze Spuk über Nacht verwehen werde, so wie er gekommen war. Anderen Tags kam das Gerücht auf, in Pasing seien preußische Jäger eingetroffen, um die Ordnung wieder herzustellen. Die Straßen wurden vom Publikum geräumt. Meine Gattin hatte in der Nähe des Bahnhofs Einkäufe gemacht, als das Gerücht auch dort sich verbreitete. Sie beobachtete, wie die Revolutionshelden auf der Straße ihre Waffenröcke auszogen und wegwarfen, ihre Gewehre und Handgranaten im Stiche ließen und in panischer Flucht dahineilten. Trotz wiederholter Aufforderungen verließ sie die Straße nicht und überzeugte sich bald, daß an diesem Gerüchte nichts sei. Das Jägerbataillon hatte sich in Pasing bereden lassen, die Revolution in München anzuerkennen. Man begann in München an den Ernst des Umsturzes zu glauben. Die Hoflieferanten entfernten von ihren Firmenschildern die stolzen Wappen und Titel, ein übereifriger höherer Staatsbeamter zerriß eine schwarz-weiß-rote Fahne und hängte einen roten Fetzen „zum Schutze des ihm anvertrauten Staatsgutes" an einer der belebtesten Straßen Münchens heraus, gschaftlhuberische Bürger fingen an, sich in „Räten" zu organisieren. Von einer Gegenaktion war nichts zu merken. Ich suchte meine Kameraden, meine Bekannten, hochgestellte Persönlichkeiten des alten Regimes auf. Einer sagte mir: „Ich bin noch nie Monarchist gewesen, jetzt haben wir eben die Republik." Er war aber ein hoher Staatsbeamter in der Monarchie geworden! Ich suchte ihm den Unterschied zwischen einer Deutschen Republik und einem bolschewistischen Rätestaat klarzumachen, er schüttelte jedoch den Kopf und meinte, so schlimm werde das wohl nicht werden. Ich ging zu einem Generaladjutanten Seiner Majestät und erklärte ihm, ich sei mit einigen Dutzend junger Offiziere bereit, Gegenrevolution zu machen. Nach meiner Ueberzeugung genügten hierzu nur ganz wenige, aber waffengeübte und entschlossene Männer. Er war über dieses Angebot entsetzt und legte mir klar, so wie er Se. Majestät kenne, wolle dieser so wenig wie sein hochseliger Herr Großvater, daß zwischen ihm und seinem Volk

Blut fließe. Die „Weltrevolution" sei nun einmal Tatsache, und wir müßten uns glücklich preisen, daß die Revolution bei uns so ganz unblutig verlaufen sei. Meinen Einwand, die Revolution sei durchaus noch nicht beendet, wir stünden erst am Anfang, wollte der alte Herr nicht gelten lassen. Er kenne doch sein Bayernvolk, wir seien jetzt eben Republik und müßten Frieden schließen. Gegen diesen Lauf der Dinge könne sich kein Mensch stemmen. Von einer klerikalen Dame erfuhr ich nach vielen Bemühungen endlich die Adresse des Kriegsministers, der geflohen war. In später Abendstunde ging ich mit meiner Frau, um den Anschein eines Familienbesuches zu erwecken, in das Haus, wo sich Herr v. Hellingrath aufhalten sollte. Ein ihm nahestehender Herr empfing mich, als ich mich auf die Empfehlung jener Dame berief, und hörte mich an. Ich hatte inzwischen immer mehr Kameraden gesammelt, die alle entschlossen waren, die Gegenrevolution durchzuführen. Der Herr erhob sich am Ende meines Vortrages und bat mich, am nächsten Tage bei ihm die Antwort des Herrn Kriegsministers zu holen. Dieser sei nicht im Hause, aber bis ich wieder käme, könne er mir Bescheid geben. Als ich wiederkam, las mir der Verwandte des Kriegsministers aus „seinem Tagebuch", wie er sich ausdrückte, eine lange Darlegung vor, die ich zugleich als die Meinung des Kriegsministers ansehen dürfe. Der langen Worte kurzer Sinn war: Das Geschehene sei sehr bedauerlich, aber leider unabänderlich. Inzwischen sei ja im ganzen übrigen Reich die Revolution siegreich gewesen, da könnten wir in Bayern auch nicht mehr in das Rad der Geschicke eingreifen.

Einen mir bekanntgewordenen Major im Kriegsministerium hatte ich ebenfalls während dieser Tage aufgesucht, und hier hatte ich zum ersten Male einen, wenn auch bescheidenen Erfolg. Daß wir uns „Bund der Königstreuen" nennen wollten, war auch diesem Herrn außerordentlich unsympathisch. Aber er meinte, ich könne mit meiner aus der Geschichte aller Revolutionen abgenommenen Vorhersage recht behalten, daß die Revolution noch lange nicht abgeschlossen sei. Die Aufgabe der Stunde sei es, die völlige Bolschewisierung unseres Staatswesens zu verhindern. Er empfahl mich an das Ministerium des Innern, in dem der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Erhard Auer als Minister einen Erlaß über die Bildung von Bürgerwehren in Stadt und Land vorbereite. Damals machte ich zum erstenmal die Bekanntschaft des Referenten für Polizeiangelegenheiten, mit dem ich mich seither so manchesmal ins Benehmen zu setzen hatte. Damals war er in meinen Augen als Gehilfe eines Revolutionsministers „suspekt", heute fürchte ich in seinen Augen trotz aller möglichen Versicherungen als „revolutionär" einigermaßen verdächtig zu sein; denn er betreut noch immer dasselbe Referat. Der Ministerialerlaß kam am 12. November heraus.

Wenn irgendwo, so war in München selbst die Bildung einer „Bürgerwehr" eine absolute Notwendigkeit. Wer Augen im Kopfe hatte, um zu sehen, mußte die von Tag zu Tag zunehmende Verlumpung des sog. Militärs, der in Uniform gesteckten jugendlichen Munitionsarbeiter, des Republikanischen Schutzbundes, aller Organe, die Ruhe und Sicherheit aufrechterhalten sollten, wahrnehmen. Nichts schien mir daher natürlicher, als daß ich für meine Organisation die Erlaubnis, als Bürgerwehr öffentlich in Erscheinung zu treten und Waffen zu erhalten, bekommen müßte. Dem war leider nicht so. Der sozialdemokratische Innenminister mußte froh sein, wenn man ihn auf seinem Posten beließ. Daß er auch noch etwas mit diesem Posten anfangen sollte, gestatteten ihm seine eigenen Parteifreunde nicht. Der Erlaß vom 12. November wurde ihm von seinen Genossen schon schwer verübelt. Als ich, auf diesen und auf — wie ich zugeben mußte — reichlich unverbindliche Zusagen des Ministeriums gestützt, den neuen „Stadtkommandanten", einen gewissen Dürr, aufsuchte, fuhr mich dieser an, die Bildung einer bewaffneten Bürgerwehr könne uns gegenrevolutionären Offizieren wohl passen. Ich entgegnete ihm, wenn wir je an Gegenrevolution gedacht hätten, so sei an eine solche angesichts des offenkundigen Versagens aller führenden Persönlichkeiten des alten Regimes und der jämmerlichen Haltung des Bürgertums gewiß nicht mehr zu denken. Wir hätten nur den Wunsch, die von führenden Sozialdemokraten selbst ausgegebene Parole „Sicherung der Wahlen zum Nationalrat" durchzuführen. Tatsächlich hatten unter den Mitgliedern meiner Organisation einige später aufgenommene an ihren Eintritt die Bedingung geknüpft, für eine Wiederherstellung des Königtums nicht eingesetzt zu werden, und ich hatte in klarer Erkenntnis des Versagens aller auf solche Dinge gesetzten Hoffnungen Verzicht auf eine bewaffnete Gegenrevolution geleistet. Als ich Herrn Dürr erwiderte, er als verantwortlicher Stadtkommandant müsse die Unzulänglichkeit, ja die Gefährlichkeit der ihm zur Verfügung stehenden Organisationen kennen, entgegnete er mir wörtlich: „Die Revolution geht weiter. Ich bin lediglich Sozialist und als solcher auf den Posten eines Stadt-Kommandanten gestellt. Euch Gegenrevolutionäre müßte man alle an die Wand stellen." Nicht ganz so brutal im Auftreten, aber von derselben Einstellung war der „Polizeipräsident" Staimer. Verhandlungen mit diesem führten ebensowenig zu einem Erfolg. Der Minister für militärische Angelegenheiten, der sozialdemokratische Abgeordnete Roßhaupter, hatte seine Zustimmung zur Bildung einer Bürgerwehr gegeben. Dürr fuhr unwillig auf, als ich ihm dies vorhielt, und meinte: „Was solche Parteibonzen wie Roßhaupter Ihnen zugesagt haben, geht mich nichts an. Ich bin Stadtkommandant und gebe den Bürgern keine Waffe in die Hand. Das Bürgertum darf nur zusehen, wie die Revolution weitergeht."

Nach solchen Erfahrungen war die Notwendigkeit erst recht gegeben, zu organisieren und Waffen zu bekommen. Hauptmann Roth, der spätere Justizminister, Verlagsbuchhändler Lehmann, Kaufmann Rau waren von Anfang an mit meinen Plänen einverstanden und förderten mein Unternehmen nach besten Kräften, wozu der Erstgenannte als Leiter der Politischen Abteilung des Stellvertretenden Generalkommandos trotz der ihm beigegebenen Ueberwachungsorgane am meisten in der Lage war. Allmählich fanden sich auch Männer, deren Namen in der Bürgerschaft Klang hatten, zur Unterzeichnung eines Aufrufs zur öffentlichen Bildung einer Bürgerwehr bereit. Ich klopfte damals, im November und Dezember 1918, an sehr vielen Türen in München an. Trotzdem ich mich auf behördliche Erlaubnis berufen konnte und nur der Zeitpunkt der Veröffentlichung des Aufrufs infolge der unklaren Machtverhältnisse innerhalb der Regierung noch hinausgeschoben werden mußte, waren die wenigsten zum Anschluß zu bewegen. Ich erlebte die komischsten und die jämmerlichsten Geschichten. Unterschriften wurden gegeben und unter lächerlichen Begründungen tags darauf zurückgezogen. Das Spießbürgertum in der Beamtenschaft und in den freien Berufen lernte ich in jenen Wochen gründlich verachten. Um so dankbarer bin ich Zeit meines Lebens den wenigen Männern, die damals den Mut fanden, die Sache der Bürgerwehr zu fördern oder gar selbst mitzutun. Wie es in Deutschland bis auf den heutigen Tag immer zu gehen pflegt, gründeten sich nach und nach ähnliche Organisationen, die aber, und das war das Erfreuliche an der Sache, ihren Anschluß an die Bürgerwehr erklärten, nachdem sie sich von der Zwecklosigkeit des Nebeneinander überzeugt hatten. Listen wurden in meiner Organisation nicht geführt. Ich hatte einige Dutzend

Bürger!

Schlagworte sind es, die Schlagworte vom „Bourgeois" und „Proletarier", mit denen seit Jahrzehnten die besten, die werktätigen Kräfte unseres Volkes gegeneinander verhetzt werden.

Als ob es nur Maschinenarbeit gäbe!
Als ob nicht auch der sogenannte Bürger sein gut Teil Arbeit hätte!
Als ob der Fabrikarbeiter kein Bürger wäre!

Ist denn jeder Seßhafte schon ein Faulenzer, ein „Kapitalist"? Wahrlich, allzuviel redlicher Sinn gehört nicht dazu, um erkennen zu lassen, welche Mühen und Sorgen und Kümmernisse aller Art gerade im deutschen Bürgerhaus sich verbergen! Und wie oft gilt als Herr, wer nur der Diener ist derer, die er beschäftigt!

Aber auch der Beamte muß arbeiten! Jeder Angestellte muß es!

Und alle sind sie Bürger ein und derselben Gemeinschaft!

Wozu also die Gegensätze? Man sehe doch nicht immer auf die Ausnahmen! Die Regel entscheidet! Der Durchschnitt! Und der Durchschnitt unserer Bevölkerung, der deutschen Bevölkerung, hat hart zu kämpfen, von jeher!

Der Besitz macht es nicht! Er muß auch erhalten werden!

Ohne beständige Arbeit ist das unmöglich. So mancher glaubt, er brauchte nur zu haben, und weiß nicht, wie schwer es ist, zu bewahren. Fort mit dem Neid! Aber auch fort mit dem Prunk, mit dem falschen Schein! Einfach wollen wir wieder werden und lauteren Sinns!

Deutsch wollen wir wieder werden!

Der internationale Schwindel hat uns genug des Leids gebracht! Macht verdrängte er durch Macht, Klüngel durch Klüngel. Sozialismus nennt sich das und ist nur Parteiwirtschaft!

Wir fordern den wahren Sozialismus!
Daß jeder, der arbeitet, sein Auskommen, nicht bloß sein Einkommen habe!

Ein menschenwürdiges Auskommen! Jeder, der arbeitet! Gieriger denn je erhebt sich das Weltkapital über unserem zermarterten Volk. Nur wenn wir Deutsche uns einigen, können wir seiner Macht entrinnen.

Lassen wir uns nicht mehr verhetzen!
Einfluß habe nur, wer rein-deutschen Blutes ist!

Anders werden wir nie zur Ruhe kommen, nie! Auf unsere eigene Kraft müssen wir uns besinnen, und diese ist groß! Aufklären müssen wir, werben müssen wir für den deutschen Gedanken!

Von Stadt und Land, jeder Arbeitende schließe sich uns an!
Auch der Unbemittelte! Gerade ihm wollen wir helfen!

Deutsche Bürgervereinigung

Im Auftrage: Dietrich Eckart

Ein Plakat des Nationalsozialisten Dietrich Eckart
Dieser Aufruf zur Vernunft war zugleich der erste Schlachtruf gegen das Judentum der Revolution und löste in den maßgebenden Kreisen helle Empörung aus

Der Arbeiter- und Soldatenrat.

München, Donnerstag, 7. November 1918, nachts 11 Uhr

Bewohner Münchens!

Unter dem **fürchterlichen Druck** innerer und äußerer Verhältnisse hat das **Proletariat die Fesseln mit gewaltiger Anstrengung** zerrissen und sich jubelnd befreit!

Ein **Arbeiter- und Soldatenrat** ist gegründet, der die **Regierung** in sicherer **Hand hat.**

Arbeiter Münchens, Bürger Münchens! Ihr müßt zu dem **neugewählten Arbeiter- und Soldatenrat**, der Euch **Friede** bringt und **Befreiung** von elendem **Drucke** und jeder **Dynastie**, wo sie auch sei **volles Vertrauen** haben und Euch willig den Anordnungen fügen.

Bewahrt Eure Ruhe so wie wir **Euch** und **Euer Leben schützen!**

Es lebe der Frieden!

Nieder mit der Dynastie!

Der Arbeiter- und Soldatenrat.

[illegible]

Soldaten Münchens

Wir ersuchen Euch, soweit Ihr nicht auf Posten steht, **Euch sofort in Eure Kasernen zu begeben und dort zu bleiben.**

Wählt dann gleich in jeder Kaserne einen aus **10 Mitgliedern** bestehenden **Kasernenrat**. Dieser übernimmt die Leitung der Kaserne. Seinen Anordnungen ist **unbedingt Folge zu leisten.** Er muß sofort die notwendigen Vorkehrungen zu Eurer Sicherung treffen. **Keiner darf ohne Erlaubnis des Arbeiter- und Soldatenrates München verlassen.**

Die Waffen bleiben in den Händen der Soldaten;

was noch an Waffen und Munition in der Kaserne ist, muß in Beschlag gelegt werden.

Kameraden, die seit längerer Zeit auf Posten stehen, mögen noch etwas ausharren, sie werden bald abgelöst werden. Mitteilungen bei Ablösung sind an unseren **Kriegsminister im Kriegsministerium, Ludwigstraße**, zu richten.

Die Verpflegung erfolgt in der Kaserne. Ruht Euch jetzt aus, bis wir Euch rufen! Sorgt vor allem für Ordnung!

Es wird uns mitgeteilt, daß der **Pöbel in Eurer Abwesenheit teilweise die Kasernen geplündert hat.** So bedauerlich dies ist, werden wir es zu verschmerzen wissen angesichts der großen Erfolge. Wir werden Euch alles vergüten. Der Kasernenrat soll die notwendigen Feststellungen sofort machen.

München, den 8. November 1918.

Der Rat der Arbeiter, Soldaten u. Bauern

Interessante Dokumente aus der Soldatenratszeit

Namen und Adressen im Kopf und jeder von diesen Männern wieder andere ebenso. Wir hielten keine Sitzungen ab, sondern trafen uns in kleiner Zahl öffentlich und privat, um uns auf dem laufenden zu halten. Namentlich die Gewerkschaften sollten zur Mitarbeit gewonnen werden, ehe an eine Veröffentlichung des Aufrufes gedacht werden konnte. Hier aber gab es große Schwierigkeiten. Bei einer Besprechung am Abend des 30. November im Gewerkschaftshaus an der Pestalozzistraße, bei der Herr Dürr anwesend sein mußte, hatte dieser seinen völlig ablehnenden Standpunkt mit großer Entschiedenheit vertreten. Unter anderem hatte er ausgerufen: Nächstens werde Oberst Epp an die Wand gestellt. (Dieser, bekanntlich der letzte Kommandeur des Infanterie-Leibregiments, stand aber in keinem Zusammenhang mit der Bürgerwehr und war von mir auch gar nicht genannt worden.) Die christlichen Gewerkschaften waren bereit, mitzutun, unter der Voraussetzung, daß die sog. freien, d. h. sozialdemokratischen Gewerkschaften sich ebenfalls beteiligten. Deren Führer Schiefer jedoch war offenbar infolge gelegentlicher persönlicher Erfahrungen im Felde von vornherein offiziersfeindlich und voll Mißtrauen. Alle Anerbietungen zur Sicherheitsleistung, daß die Bürgerwehr keine Gegenrevolution machen werde, prallten an ihm ab. Der Minister für militärische Angelegenheiten, Roßhaupter, empfing mich am 3. Dezember im Gegensatz zu der freundlichen Art, in der er mir am 29. November die Waffenzuteilung zugesagt hatte, höchst gemessen und kühl. Als ich ihm die Aeußerungen des „Stadtkommandanten“ mitteilte, meinte er: „Da hat der Dürr mal wieder Viechereien gemacht; er ist überhaupt zurzeit nervös überreizt. Wenn der Dürr eine Bürgerwehr in München nicht für nötig hält, dann gibt's keine Waffen. Ich selber fürchte weder eine Bewegung von rechts noch von links. Nur das Bürgertum hat Angst.“ Der Vorgesetzte stand offenbar unter dem Terror seines Untergebenen. Ich erwiderte ihm: „Wenn wir auch auf die Veröffentlichung unseres Aufrufs zunächst verzichtet haben und jetzt auch auf die Ausfolgung von Waffen durch die Behörden verzichten müssen, so halten wir doch an der Notwendigkeit einer Bürgerwehr fest, nicht aus Angst, sondern aus Liebe zu unserem Volk, das noch schweren Tagen entgegengeht, wo man uns braucht. Dazu bleiben wir entschlossen.“ Roßhaupter aber flüchtete auf den Speicher des Landtagsgebäudes, als am 22. Februar 1919 der rote Schrecken seinen ersten Wutausbruch fand, und erlitt einen „Nervenzusammenbruch“!

An alle Soldaten!

der Ersatz-Abteilung 1. Train-Abteilung, Militär-Bäcker-Abteilung, Ersatz-Pferdedepot u. Pferdelazarett.

Sämtliche Soldaten und Angehörigen der Ersatz-Abteilung bayr. 1. Train-Abteilung werden unverzüglich aufgefordert sich **s o f o r t** wegen

Löhnungszahlung u. Neuwahl

des Kasernen-Rates und der Offiziere bei der Ers.-Abt. 1. Train-Abteilung zu melden.

Militärbäcker kommt zurück, **damit Euren Kameraden genügend B r o t zugeführt werden kann.**

Der Kasernen-Rat der Ers.-Abt. 1. Train-Abteilung:

Herdegen, 1. Vorsitzender. **Leih**, 2. Vorsitzender.

Steib, Beauftragter des Soldatenrates.

Ein Plakat, das die ganze Disziplinlosigkeit und den Wirrwarr der Revolutionssoldateska zeigt. Wie leicht hätte man gegen diese ‚Helden' vorgehen und den ganzen Spuk beenden können

Die Ablehnung eines Antrages der nichtsozialistischen Parteien im gemeindlichen Arbeitsausschuß, der Magistrat wolle sofort bei der Regierung Schritte tun, damit die Sicherheit von Leben und Eigentum mehr als bisher gewährleistet würde, durch die sozialistische Mehrheit führte unserer Bürgerwehr viele neue Mitglieder zu. Auch Waffen wußten wir uns zu verschaffen, wenigstens Handfeuerwaffen. Es würde zu weit führen, die Ueberfälle, die in jener Zeit an der Tagesordnung waren, die zahllosen Gewalttaten, die die Bevölkerung in Schrecken setzten, einzeln aufzuführen. Die alarmierenden Nachrichten aus anderen Gegenden des deutschen Vaterlandes kamen noch hinzu und bestärkten uns in unserem Vorhaben, in München einen Damm aufzurichten. Minister Auer erkundigte sich gelegentlich, ob die Bürgerwehr schon in der Lage sei, einem etwaigen Putsch der Spartakisten entgegenzutreten. Am Abend des zweiten Weihnachtsfeiertages trafen bestimmte telephonische Meldungen aus Berlin ein, wonach dort neue, blutige Kämpfe entbrannt seien, die mit einem Sieg der Spartakisten geendet hätten. An die Stelle der Regierung Ebert-Haase sei eine Regierung Liebknecht-Ledebour getreten. Da diese Kunde aus zwei voneinander unabhängigen Quellen den leitenden Kreisen der Bürgerwehr zukam, mußte die Richtigkeit angenommen werden. Daher wurden noch am späten Abend die Obmänner der Sammelplätze der Bürgerwehr verständigt und ermahnt, beim ersten Anzeichen, daß auch in unserer Stadt ein Putsch versucht werde, die geplanten Gegenmaßregeln zu ergreifen. Gleichzeitig beschloß ich, am anderen Tag mit dem immer noch zurückgehaltenen öffentlichen Aufruf die Einwohnerschaft Münchens zu alarmieren. Um allen Schwierigkeiten zu begegnen und den Gedanken an eine gegenrevolutionäre Organisation auszuschließen, bemühte ich mich um die Unterschrift auch der sozialdemokratischen Minister. Herr Auer war bereit, zu unterzeichnen, zumal auch er ähnliche beunruhigende Meldungen bekommen zu haben behauptete. Auch der sozialdemokratische Justizminister Timm gab in früher Morgenstunde am 27. Dezember seine Unterschrift. Der Minister Roßhaupter war verreist. Der sozialdemokratische Staatsrat im Finanzministerium, Freiherr von Haller, unterzeichnete. Der Aufruf wurde in die Presse gegeben und zur Plakatierung vorbereitet. Inzwischen wurden die Gerüchte des Vorabends von Berlin aus dementiert und vom Militär-Ministerium aus, wohin Roßhaupter inzwischen zurückgekehrt war, von Herrn Timm Zurückstellung des Aufrufs verlangt, bis der Ministerrat Stellung zu der Sache genommen habe. Der Aufruf wurde daher aus den Zeitungen sofort zurückgezogen. Dies war jedoch aus technischen Gründen nicht mehr möglich, und da auch die Plakate bereits angeschlagen wurden, kam der Aufruf zur Kenntnis der Oeffentlichkeit. Er schlug wie eine Bombe ein. An der vorläufigen Geschäftsstelle der Bürgerwehr stellten sich die Leute an, um ihren Beitritt zu erklären. Am Abend fand die erste Sitzung von Vertrauensmännern der Bürgerwehr statt, in der zunächst Herr Oberstleutnant Haack, der als militärisch-technischer Leiter gewonnen worden war, darlegte, wie die Sicherungsaufgaben der Bürgerwehr im Falle eines Putsches durchgeführt werden sollten. Im Anschluß daran gab ich einen kurzen Ueberblick über die bisherige Entwicklung der Organisation. Eisner war mit Auer verreist, so daß der Ministerrat erst in einigen Tagen zusammentreten konnte. Zum ersten Vorstand der nunmehr öffentlichen Organisation wurde ich, zum zweiten Vorstand Herr Kaufman Rau gewählt. Eine Fortsetzung der Besprechung wurde auf den nächsten Tag angesetzt.

Mit dieser ersten Sitzung der Vertrauensmänner der Bürgerwehr war die Katastrophe eingeleitet. Durch die Unvorsichtigkeit und Vertrauensseligkeit eines Vertrauensmannes hatte ein Spion Zutritt erlangt, der, da ein Mitschreiben ausdrücklich verboten war, aus dem Gedächtnis nach Schluß der Sitzung ein „Protokoll“, das von Entstellungen und tendenziösen Fälschungen wimmelte, anfertigte. Dieses Protokoll, das sowohl dem Militärminister, wie bezeichnenderweise dem



Der Anarchist Lindner, der auf Auer schoß

für sofortige Freilassung der gefangenen Vertrauensmänner zu sorgen. Er versprach mir das nicht nur, sondern erklärte sogar, es sei ihm ganz recht, einmal mit Eisner abrechnen zu können. Ich hatte den Eindruck von ihm, daß er Eisners erklärter Gegner war. Er versprach mir, sofort die Freilassung der Verhafteten zu verfügen und seine Einstellung gegenüber der Bürgerwehr im Ministerrat aufrechtzuerhalten und durchzusetzen. Er hatte mir früher einmal gesagt, er sei als Arbeitersekretär besser auf seinem Posten gewesen wie als Minister, wofür er nicht vorgebildet sei. Wenn das Wahlergebnis eine Wiederkehr der Monarchie bedeuten sollte, werde er auch die Monarchie anerkennen; denn er respektiere den Willen des Volkes. Auch bei dieser nächtlichen Autofahrt sprach er ähnliche Gedanken aus. Er erklärte eine Ueberrumpelung, wie sie am Bahnhof in München geplant war, nicht zu fürchten, und spielte den starken Mann, daß es eine wahre Freude war. Inzwischen waren die Verhafteten, deren Zahl sich nach und nach auf vierzig erhöhte, vernommen worden,



„Genosse" August Schreiber, ein Oberarbeiterrat

nachmals so berüchtigt gewordenen verbummelten jüdischen Studenten Toller, Mitglied des sog. Provisorischen Nationalrats, zugeleitet wurde, veranlaßte meinen alten „Freund" Staimer dazu, die in demselben Raum am anderen Vormittag wieder versammelten Vertrauensmänner der Bürgerwehr durch Matrosen verhaften und ins Polizeipräsidium auf Lastautos unter Geheul und Gejohle der Menge abführen zu lassen.

Ich hatte mich bei einer Besprechung im Landtag verspätet und entging dadurch zunächst dem Schicksal, ebenfalls verhaftet zu werden. Meine erste Sorge galt der Befreiung meiner Kameraden. Der Innenminister Auer wurde mit dem Abendschnellzug von Stuttgart zurückerwartet. Ich fuhr dem Zug bis zur Station Pasing mit zwei Kameraden entgegen und versuchte, den Stationsvorsteher zu veranlassen, den Zug in Pasing zu stellen. Denn Auer wurde am Münchner Bahnhof bereits von einer Rotte der Tollerleute „erwartet". Der Zug wurde auch tatsächlich zum Halten gebracht, ich suchte Herrn Auer in dem überfüllten Zug, fand ihn auch glücklich und veranlaßte ihn durch ein zwischen uns für den Fall der Not vereinbartes Stichwort zum Aussteigen. Ich erzählte ihm, was geschehen war, und forderte ihn auf, als Polizeiminister



Der „Genossen"-Jude Dr. Wadler, eine der übelsten Marken der Revolution

ohne daß sich irgendwie Belastendes ergeben hätte. Auch Haussuchungen wurden bei ihnen vorgenommen, wobei einem Herrn eine Brieftasche mit 300 M. Inhalt aus dem Schreibtisch gestohlen wurde — von den Organen der öffentlichen Sicherheit! Herr Lehmann wurde erst am sechsten Tage der Haft vom Untersuchungsrichter vernommen und auf freien Fuß gesetzt, am Tage darauf endlich auch Herr Oberstleutnant Haack. Die anderen Herren waren vorher in Freiheit gesetzt worden. Am 30. Dezember brachte der Jude Toller im Provisorischen Nationalrat eine Interpellation in Sachen der Bürgerwehr ein. Toller gründete seine hauptsächlich gegen Auer gerichtete Interpellation auf jene gefälschte Niederschrift, und der Demokrat Quidde wußte nichts Besseres, als zu erklären: „Wenn das, was in diesem Berichte steht, auch nur in der Hauptsache richtig ist — und wesentliche Teile davon werden ja voraussichtlich den Tatsachen entsprechen, so kann auch von unserer Seite kein Wort der Verurteilung scharf genug sein." Die Revolutionäre aller Richtungen, der Edelanarchist Landauer, der Unabhängige Schröder und andere Revolutionsgrößen trugen hysterisch, wie jene ganze Gesellschaft war, ihre „allein echte revolutionäre" Meinung zu der Sache vor. Niemand

hatte den Mut, das auszusprechen, was einem wirklichen Kenner der Sachlage und einem Freund der Sicherheit und Ordnung am meisten am Herzen liegen mußte: Ist eine Bürgerwehr an sich notwendig, und wenn ja, wie ist sie zu organisieren? Der Polizeiminister Auer aber verlas eine von ihm und seinen sozialdemokratischen Kollegen unterzeichnete Erklärung, wonach diese Herren ihre Unterschrift unter den Aufruf zur Schaffung einer Bürgerwehr zurückzogen. Sie seien von dem Gedanken ausgegangen, daß diese Organisation zur Sicherung der Wahl in Verbindung mit den Gewerkschaften und dem Soldatenrate zu schaffen sei unter Kontrolle der zuständigen Amtsstellen und der Oeffentlichkeit. Nun sei aber festgestellt, daß die nach dem Aufruf erst zu gründende Bürgerwehr in anderer Form seit langem bestehe und zu Zwecken mißbraucht werden sollte, die aufs schärfste verurteilt werden müßten. Das war die Kapitulation Auers vor Eisner. Er hatte den Kampf trotz seiner Versprechungen nicht aufgenommen, er hatte, über die Organisationsbestrebungen seit langem unterrichtet und auf dem laufenden gehalten, Leuten, die ihm vertrauten, das Vertrauen aufs schmählichste gebrochen. Er hatte auf die Anklagen eines Toller hin das verleugnet, was er selbst als unbedingt notwendig gefordert hatte. Daß die Bürgerwehr Mitglieder geworben und sie mit Waffen versehen hatte in einer Zeit, wo jeder halbwüchsige Bursche über Waffen verfügte, war ihm ausdrücklich bekanntgegeben worden. Gegenrevolutionäre Zwecke waren seit der ersten Vorsprache in seinem Ministerium auf Grund des Erlasses über die Schaffung von Bürgerwehren als unmöglich abgelehnt worden. Er war wiederum, wie bei der Revolution am 7. November, von Radikaleren zu einer Haltung gedrängt worden, die er nach seiner besseren Einsicht verwerfen mußte.

Das Bürgertum aber reagierte auf die „Enthüllungen" Tollers in der gewohnten Weise. Schon der Name unserer Organisation, meinten damals führende Demokraten, habe eine Herausforderung der „Arbeiterschaft" bedeutet. Dabei war der Name der Bürgerwehr vom sozialdemokratischen Innenminister aufgebracht worden! Die vorsichtigen, klugen Leute, die das Gras wachsen hören, fanden das ganze Unternehmen höchst abenteuerlich und überflüssig. Solange nicht dem einzelnen Bürger selbst von den Revolutionären Gewalt angetan war, fühlte er kein Bedürfnis nach einer Bürgerwehr. Enttäuschungen erlebte ich aber auch an einzelnen der verhafteten Vertrauensmänner selbst, die sich bei der Vernehmung ins Bockshorn jagen ließen und, nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht, ihre Aussagen machten, auch sofort nach ihrer Freilassung veröffentlichten, daß nunmehr die Bürgerwehr erledigt sei. Ich hatte es anders gewollt. Ich hielt mich, obwohl im polizeilichen Fahndungsblatt ausgeschrieben, noch mehrere Tage in München auf, ging sogar im Stellvertretenden Generalkommando weiter aus und ein, um mit Hauptmann Roth über die weiteren Schritte zu beraten, trug dann den Gedanken der Bürgerwehr aufs Land, wo ich von Ort zu Ort Vertrauensmänner warb, und plante die Weiterführung der Bürgerwehr



Der Jude Tobias Axelrod, der Gesandte der Sowjetjuden und Finanzier der radikalrevolutionären Unternehmungen des Frühjahrs 1919

nunmehr auch gegen den Willen der ohnmächtigen Behörden. Durch die erwähnte Veröffentlichung, namentlich aber durch die immer mehr in Erscheinung tretende Feigheit von Menschen, die ihren Eigennutz über das Gemeinwohl stellten, scheiterten meine Pläne. Ich begab mich nach München zurück und ging mit einem Schutzmann, der wiederholt in meiner Wohnung nach mir gefragt hatte, auf die Polizeidirektion. Da ich am 31. Dezember 1918 aus meinem Militärverhältnis entlassen worden war, bestritt ich dort die Rechtsgültigkeit des Verhaftungsbefehls des Militärministers Roßhaupter aus den ersten Tagen des Januar, drohte jedem Polizeibeamten, der mich verhören wollte, mit einer Anzeige wegen Freiheitsberaubung und erreichte so, daß ich nach wenigen Stunden wieder in Freiheit war.

Meine Tätigkeit in Sachen der Bürgerwehr hatte mancherlei Folgen. Die erfreulichste war, daß der Gedanke, man müsse dem Eindringen des Bolschewismus in Deutschland tatkräftig entgegentreten, da und dort gezündet hatte und in der harmloser so genannten „Einwohnerwehr" eine Auferstehung fand, die allenthalben in Deutschland Hoffnungen erweckte. Eine für mich weniger erfreuliche Folge aber war, daß ich den Haß der Revolutionäre auf mich gezogen hatte, unter dem nicht nur ich, sondern meine ganze Familie in den kommenden Monaten schwer zu leiden hatte. Und daß ich seit jener Zeit von der „Politik" nimmer losgekommen bin. Wenn ich je „bürgerliche Vorurteile" gehabt haben sollte, so war ich von nun an von diesen geheilt. Ich erwartete mir nur noch von der heranwachsenden Jugend eine Befreiung, dem Spießbürger aber gehört seit jener Zeit meine volle Verachtung. Hätte dieses sog. Bürgertum damals seine bei patriotischen Gelegenheiten, bei Festen und Schmäusen so oft gelobte Treue zum angestammten Herrscherhause in der Stunde der Gefahr bewiesen, hätte es später auch nur den Mut gefunden, dem Revolutionsschwindel Widerstand zu leisten, so wäre uns die Schmach von Versailles erspart geblieben. Die Verantwortung aber ruht stets auf dem Führer, auf der führenden Schicht. Diese hat gegenüber dem Novemberverbrechen versagt, und unser ganzes Volk hat es zu büßen. Wir Nationalsozialisten aber haben den Führer gefunden, unsere heranwachsende Jugend schwört auf seine Worte. Helfen wir ihm, daß er unser Volk befreie von der marxistischen Vergiftung und von der demokratischen Verspießerung.

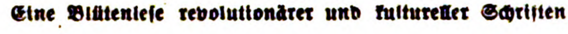
Zersetzungssystem der Revolution

Mit dem Untergang des Zarismus lebte der internationale Höllenschein des roten Umsturzes so grell am politischen Himmel auf, daß seine düstere Glut die halbe Welt zu erhitzen begann. Der Umsturz in Deutschland, knapp ein Jahr später, hat die Grundfesten des Staatsgebäudes erschüttert, die bürgerliche Zivilisation zerfiel wie Zunder vor dem Pesthauch der Bolschewisierung des ganzen Lebens. Die Auflockerung der Lebensform und Lebenshaltung, wie sie in wirtschaftlicher, politischer und kultureller Beziehung radikal zu wirken beginnt, hat bildende Kunst, Theater, Literatur, Musik und Film in gleicher Weise erfaßt. Die Umschichtung und Verlagerung der Vermögensverhältnisse hat eine völlige Zersetzung des Wirtschaftsgebarens und der Wirtschaftsverhältnisse heraufgeführt.

Schon beim Familienleben, der Wurzel des Staates, beginnt heute der sorgsam beförderte Verfaulungsprozeß. Von hier aus greift die Untergrabung von Autorität, Ordnung, Sitte und Moral seuchenartig um sich. Sie erfaßt den ganzen Staat mit der tödlichen Sicherheit einer zerstörenden Naturgewalt. Der Mensch außerhalb der Gesetze, der kein Vorurteil gegen Lügen und Stehlen kennt, dem an Stelle des Gewissens die Angst, gefaßt zu werden, das Herz rascher klopfen läßt, der immer recht hat und im Recht ist, während Staatsgewalt, Autorität, Gesetz und Ordnung immer unrecht haben; der in Haarmann und Hirschfeld, in Negerkultur und Barbetrieb, Aufhebung der Prostitutionskontrolle und des Abtreibungsparagraphen Symbole des Lebens, der Naturgesetze sieht — das ist der Niederschlag jener trüben Lösung, in deren Schlamm das deutsche Volk seit jener Zeit immer mehr versinkt.

Auf dem düsteren Grund der Wechselbeziehungen zwischen der Masse Mensch (in welche das Volk, entnationalisiert, aufgelöst, aufgeweicht, umgeformt wird) und dem Rauschgift, das ihm eine kalte, berechnende Hand reicht, zerfällt eine alte Weltordnung, zerfallen Ueberlieferungen, die für heilig, unantastbar und unumstößlich gehalten wurden, zu Staub und Asche. Von der Apachenkaschemme zum Boudoir und Empfangssalon führen niedrige, kurze, enge Treppen, die jeder gehen kann, der die Augen aufmacht. Der Weg zum Luxus führt über Laster, der Weg zum Laster über Luxus. Mit ein wenig Routine, hellem Kopf und einem starken Quantum Unbedenklichkeit macht man Karriere. Im Spiegel der Kunst, der Literatur, des Kinos, des Modemagazins erscheint das bunte Prisma des Lebens unserer Tage, entschuldigt, idealisiert, ausgeglichen, zur Nachahmung empfohlen, von Gewissensskrupeln befreit, entspannt, entladen, entseelt, im Rausch der Entfesselung, im Nihilismus der Triebe. Das endliche Produkt dieses Zersetzungssystems aber ist der wurzellose, heimatlose, ruhelose, zwischen nervenzerrüttender Arbeit und nervenaufpeitschendem Genuß schwankende Zivilisationskrüppel und Asphaltprolet. Der Typus desselben ist, entnationalisiert und verbildet, in jeder Großstadt zu treffen; und wenn die „Süddeutschen Monatshefte" recht behalten, wird seine höchststehende und besonders charakteristische Ausprägung der westische Jude sein.

Dr. B.


Eine Blütenlese revolutionärer und kultureller Schriften


Rosa Luxenburg, die Mutter der Revolution in Deutschland



10 Jahre Sowjet-Juden Diktatur



Trotzki-Braunstein



Sinowjew-Apfelbaum

Das rote Jubiläum

Zehn Jahre sind es her, seit die bolschewistischen Matrosen in Petersburg zum Sturm auf das Winterpalais antraten, das Frauenbataillon Kerenskis vom anstürmenden Mob aufgerieben und geschändet wurde; seit ein sich stolz Arbeiter- und Bauernregierung nennendes Diktatursystem, gemischt aus Schurkerei, Hochstapelei, Grausamkeit und Unfähigkeit, über ein Vielhundert-Millionenvolk regiert, tobt und wütet. Zehn Jahre arbeitet im Zeichen des Juden Marx die Tscheka mit einer Folterkammerpraxis, gegen welche die Inquisition und die Christenverfolgungen wie Schattenspiele verblassen. Zehn Jahre experimentiert eine verbrecherische, unsinnige Wirtschaftstheorie mit dem Hab und Gut eines ehemals wohlhabenden und geordneten Landes, dem eine Kaste von rassefremden Despoten sein ganzes Nationalvermögen enteignet hat und mit der internationalen Hochfinanz um den Schacherpreis würfelt. Zehn Jahre wird von jüdischer Diadochenwirtschaft alles, was ehedem als Recht, Moral, Ehre, Religion Geltung hatte, brutal zertreten, die systematische Verschlampung und Bolschewisierung des ganzen Lebens zielbewußt betrieben.

Ein Land, das vordem mit seinen reichen Produkten die halbe Welt versorgte, ist vom Erdboden verschwunden, die Schicht der Intelligenz fast ganz vernichtet, der Mittelstand erdrosselt, der Arbeiter allen hochtönenden, aber hohlen Phrasen zum Trotz ein Arbeitskuli der Trusts und Syndikate wie in jedem hochkapitalistischen Land, der Bauer aller sogenannten Agrarreform zum Hohn im bittersten Existenzkampf, der kaum den Eigenbedarf deckt. Heute strömt das Finanzkapital der Wall-Street ins Land und reißt die von den Bolschewisten dem russischen Volk geraubten Bodenschätze, Produkte und Rohstoffe an sich. Heute schleppt sich die vertrustete Industrie mit Krediten des Finanzkapitals fort, bis dem russischen Volk kein Transformator und kein Schraubenschlüssel mehr gehört. Heute bilden sich vor den Manufaktur- und Lebensmittelläden in den Großstädten wieder ganze Polonäsen von Anstehschlangen. Die Stimmung im Volk ist erbittert, die Parteiführer der bolschewistischen Splittergruppen befehden sich. Jeder sieht in dem anderen einen Reaktionär, Abtrünnigen, Konterrevolutionär, die Tscheka schwingt überall das Mordbeil.



Eine Parade vor Braunstein. Neben ihm ein richtiger Tscheka-Jude



Lenin, der große Parteipapst der Sowjets, als Redner in einer Revolutionsversammlung vor zehn Jahren

Das sind jetzt, in der Zeit des roten Jubiläums, Sturmzeichen eines wie aus tiefer Lethargie erwachenden Volkes, das einen jahrelangen Alp abzuschütteln beginnt, dessen Sinne der Blutdunst von Millionen Erschlagener bisher umnebelt hat. Eine furchtbare Bilanz, diese zehn Jahre jüdischer Bolschewismus! Ein furchtbares Verbrechen an einem Volk, dessen Land heute eine Wüstenei, dessen Heim ein Seuchenherd und dessen Brot ein Stein ist!

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstraße 11; Fernsprecher 20647, 20648.
Schriftleitung Hermann Esser.
Der „Illustrierte Beobachter" erscheint monatlich zweimal: am 15. und 30. Verantwortlich: Bilder und Text, mit Ausnahme des literarischen Teiles, Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler; für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Rotationstiefdruck: Münchener Druck- und Verlagshaus, G. m. b. H. Sämtliche in München. Auslieferungsstelle für die Tschechoslowakei: N. S. P.-Verlag, Aussig a. d. Elbe, Teplitzer Straße 20.

2. Jahrgang / Folge 21
15. November 1927



Preis 20 Pf. / Österreich 40 Gr.
Tschechoslowakei 2 Kr.

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Rat eines alten Ostjuden:

Wenn Se wer'n woll'n reich, gehn Se nach Daitschland!

5 Jahre Faschismus



Atlantic

Am Jahrestag des Marsches auf Rom hielt Mussolini eine große Parade über die faschistische Miliz ab, an der rund 60 000 Faschisten, Abordnungen sämtlicher Organisationen ganz Italiens teilnahmen

Unter ungeheurer Beteiligung des ganzen italienischen Volkes feierte der Faschismus vor kurzem den Jahrestag des Marsches auf Rom. Man mag zu Mussolini stehen, wie man will, niemand wird bestreiten können, daß Italien unter der faschistischen Diktatur zu einem sauberen, angesehenen, gefürchteten und damit in seinen Lebensrechten gesicherten Staat geworden ist

Presse-Photo

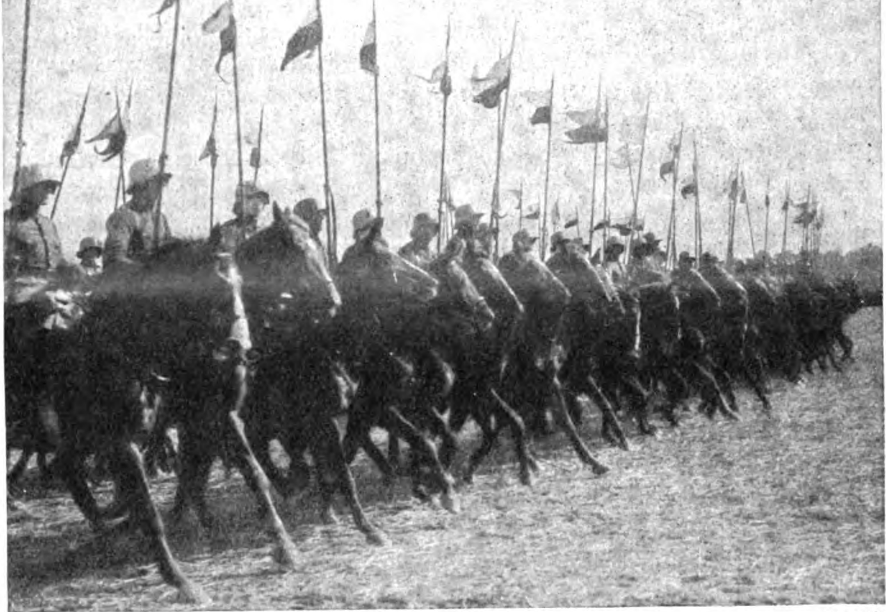
ZWEI JÜDISCHE SCHURKEN

Isidor Witkowski, alias Maximilian Harden, ein ganz großer Schuft vor dem Herrn, hat sich zu seinen Vätern versammelt. Dieser durch das wilhelminische Deutschland großgepäppelte Ostjude verzog sich während des Weltkrieges in die Schweiz, um von dort aus unter dem Deckmantel pazifistischer Propaganda Deutschland zu verraten



Keystone

Der Freispruch des galizischen Juden Schwarzbart, der den ehemaligen ukrainischen Hetman Petljura auf offener Straße über den Haufen schoß, zeigt aufs neue in erschreckender Weise, wie die jüdische Weltherrschaft sich auswirken wird. Das freche Gebaren des Mörders vor Gericht beweist, daß der Bursche schon vor der Urteilsverkündung wußte, daß sein Christenmord straffrei bleiben wird



Atlantic

Der Fortschritt der Kriegstechnik macht die Bewaffnung der Kavallerie mit Lanzen wertlos. Die deutsche Reichswehr schafft nunmehr die Lanzenbewaffnung der Kavallerie ab. Nicht lange mehr wird es hergehen, dann wird diese alte stolze Waffe überhaupt überflüssig sein



Atlantic

Falle ins Meer und werde berühmt



Das unternehmungslustige, hübsche Modepüppchen, das sich hier im Kreise würdiger Männer und Frauen zeigt, ist die sog. Ozeanfliegerin Miß Elders. Dafür, daß sie mit dem amerikanischen Piloten Haldermann ins Meer flog und durch Zufall aufgefischt wurde, wird sie nun vom französischen Aviatikerklub wie eine Heldin gefeiert



I. B.

Der weltberühmte Donkosakenchor sang am 13. November sein 1000. Konzert in Wien. Der Chor, dessen Mitglieder bekanntlich über ein beispiellos schönes und klangvolles Stimmaterial verfügen, ist eine Vereinigung von antibolschewistischen, russischen Emigranten, größtenteils ehemaligen Mitkämpfern der Wrangelarmee. Wir wünschen den heimatlosen Sängern auch weiterhin vollen Erfolg

Trotz Bürgerkriegshetze nicht verboten



Weyand

Trotz der dauernden kommunistischen Aufforderungen zum Bürgerkrieg — u. B. z. eine solche in Duisburg — fällt es selbstverständlich keiner amtlichen Stelle ein, am allerwenigsten in Preußen, die K. P. D. zu verbieten. Adolf Hitler aber, der für die Freiheit Deutschlands kämpft, darf in Preußen immer noch nicht sprechen

DER JUDENSPIEGEL

DIE JUDEN IN WIEN

Was uns noch immer fehlt, das ist eine von deutscher Feder geschriebene Geschichte des Judentums. Eine solche bräuchte gar keine antisemitische Tendenz haben, sondern, sich auf das reichhaltige Quellenmaterial stützend, so sachlich als nur möglich gehalten sein. Um so stärkeren Eindruck müßte sie auf jene Kreise ausüben, die heute noch unserem Programm verständnislos gegenüberstehen. Denn die geschichtlichen Tatsachen an sich sprechen derart anklagend gegen das Judentum, daß man sie sogar um ihre reine Wirkung brächte, wenn man sie nicht durch sich selbst wirken lassen wollte.

Sehen wir uns z. B. einmal die Geschichte der Wiener Judenschaft an. Die einstige Hauptstadt des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation, die noch bis in die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts hinein einen der Hauptmittelpunkte der deutschen Kultur bildete, war infolge ihrer günstigen Lage als wichtigste Etappe für den deutschen Handel mit dem Osten von jeher eine jener deutschen Städte, die auf das Judentum eine besonders große Anziehungskraft ausübten. Geschichtlich läßt sich der erste Jude erst 1195 nachweisen in der Person des Münzmeisters des Babenberger Herzogs Leopolds V. Dieser Jude hieß Schlom. Daraus ersieht man, wie verblendet damals schon die meisten deutschen Fürsten waren, indem sie das Geldwesen in jüdische Hände legten. 1204 stand in Wien bereits eine Synagoge, 1244 wurde der erste Judenfriedhof angelegt.

Die ersten Judenverfolgungen in Österreich gab es im September 1349, wo in Krems, Stein und Mautern, also in dem heutigen Niederösterreich, die deutsche Bevölkerung sich gegen die Juden wehrte, viele von ihnen tötete, ihre Häuser in Brand steckte, wobei zahlreiche Juden in den Flammen umkamen. Dieser geschichtlich nachweisbare erste Pogrom in Österreich war die letzte Welle einer mächtigen antisemitischen Bewegung, die 1348 in Spanien, Italien und Frankreich ausbrach. Und die Ursache?

Darüber belehren uns Hans Rotter, Adolf Schmieger, die eine Geschichte des Wiener Ghettos in der Leopoldstadt, Burgverlag Wien, verfaßten. Ob die beiden Juden sind, weiß ich nicht, doch sagen sie offenherzig . . . . „So kam der Jude dazu, da er als Kaufmann nicht arbeiten konnte, seinen Lebensunterhalt als Geldverleiher gegen Zinsen zu suchen. Wer Geld verleiht, wird bald unbeliebt, allerdings erst dann, wenn er es wieder zurückfordert. Da war es denn erklärlich, wenn man trachtete, den unbequemen Gläubiger auf bequeme Weise wieder loszubringen. Das war der Grund der Judenverfolgungen.“

Das stimmt so ziemlich. Aber über welchen Reichtum mußten die Juden verfügt haben, als sie sich nunmehr in der Hauptsache auf den Geldverleih warfen, den sie selbstverständlich zu Wucherzinsen betrieben. Daher sie Herzog Albrecht II. von Österreich zu einer bedeutenden Herabsetzung des Zinsfußes zwang, wodurch er die Wiener Juden vor dem Schicksal ihrer Rassegenossen in den vorhin genannten Städten bewahrte. Betrug doch der gesetzliche Zinsfuß seit 1244 nicht weniger als 173.33 v. H., er wurde 1338 auf 65 v. H. für das Jahr herabgesetzt. Aber die Juden nahmen, wie uns das genannte Buch belehrt, einen noch höheren Zinsfuß, sie hielten sich nicht an die gesetzlichen Vorschriften. „Sie konnten dies tun, weil sie allein die Geldbedürfnisse zu befriedigen vermochten; sie taten es, weil sie das hohe Risiko des Geldverleihens in damaliger Zeit genau kannten und schließlich auch deshalb, weil sie schneller verdienen wollten.“

Das erste Wiener Ghetto befand sich ungefähr in der Gegend zwischen dem heutigen Hohen Markt und dem Tiefen Graben. Wie reich die Juden damals schon gewesen sein mußten, ersieht man daraus, daß sie just dort, wo die Häuser am teuersten waren, wohnen konnten. Sie besaßen etwa 70 Häuser, darunter 53 zweistöckige. 1421 zählte die Wiener Judengemeinde an 1000 Seelen. In diesem Jahre war es, als die Juden, die sich durch ihre Wucherwirtschaft bei der deutschen Bevölkerung wieder gründlich verhaßt gemacht hatten, auf Befehl des Herzogs Albrecht V. teils ausgetrieben, teils verbrannt wurden. Die allgemeine Empörung gegen das jüdische Schmarotzergesindel hatte ihren Höhepunkt erreicht, als die Wiener Universität 1419 feststellen konnte, daß die Wiener Juden im geheimen Einverständnis mit den, die deutschen Lande mordend und brandschatzend durchziehenden tschechischen Hussitenhorden standen, denen sie sogar Waffen verkauften. Die ärmeren Juden wurden auf mehrere Schiffe gebracht, doch gaben ihnen die gutmütigen Wiener noch eine Wegzehrung mit, und so fuhren sie den Donaustrom hinunter. Die reichen Juden hingegen wanderten in den Kerker. Am 12. März 1421 wurden sie dann zur Gänseweide geführt und verbrannt, 212 Juden erlitten den Feuertod. Da sie ihren ganzen Schmuck bei sich hatten, als sie den Scheiterhaufen bestiegen, so konnte das Volk aus der Asche eine reiche Beute an Gold und Silber herausklauben.

Wir sehen dann weiter, wie die Wiener Bürgerschaft wegen der Juden einen erbitterten Kampf mit den Habsburgern führt. Sie weigert sich entschieden gegen jede Zuwanderung jüdischer Elemente, sie ist froh, ihre Blutsauger losgeworden zu sein. Kaiser Friedrich mußte bei der Bestätigung der Rechte Wiens feierlich geloben, Juden „ewiglich keinen Sitz“ in Wien zu gestatten, und genau auf demselben Standpunkte wie die Wiener Bürgerschaft standen auch die Niederösterreichischen Landstände. Aber schließlich gelang es den Juden doch wieder, sich in Wien einzunisten, und 1624 entstand dann das neue Wiener Ghetto auf dem „Unteren Wörth“, der späteren Leopoldstadt. Die Habsburger brauchten eben zu ihren fortwährenden Kriegen immer wieder neues Geld, dieses bekamen sie vor allem von den Juden, und diese beanspruchten als Gegenleistung u. a. die Bewilligung zur dauernden Niederlassung in Wien.

Aber wiederum empört sich die Wiener erb- und eingesessene Bevölkerung gegen die Juden, die 1670 und 71 Wien und Niederösterreich von neuem verlassen mußten dergestalt, daß das Stammland der habsburgischen Monarchie nunmehr judenrein war. Leider nur ein Jahr, denn schon 1672 wurden seitens des Hofes neue Verhandlungen mit den Vertriebenen angeknüpft, weil Kaiser Leopold I. infolge seiner Kriege, die das Land bettelarm gemacht hatten, wieder Geld haben mußte. Da erbot sich der in Heidelberg ansässige Armeelieferant, Kammeragent und Vertrauensmann des Kurfürsten von der Pfalz, der Jude Samuel Oppenheimer, alles, was das kaiserliche Heer brauchte, auf Kredit zu liefern, der Kaiser berief ihn nach Wien, und selbstverständlich brachte er seinen jüdischen Anhang mit. Eine neue Judengemeinde entstand nunmehr in Wien, die unter dem besonderen Schutze des kaiserlichen Hauses stehend, vor weiteren Verfolgungen geschützt blieb. 1710 besitzt Wien außer Oppenheimer und seinem Neffen Simson Wertheimer, nachweisbar noch andere reiche Judenfamilien, wie die Sinzheimer, Lehmann, Hirschl, Schlesinger, Spitzl usw. Jetzt beginnt auch die Adelung der jüdischen Wiener Finanzbarone: Kaiser Karl VI. baronisiert den Moses Pereira, den Abraham Wetzlar, der den Spitznamen Millionenjude trug, den Eskeles und dann den Josef Freiherrn von Sonnenfels, der das besondere Vertrauen Kaiser Josephs II. besaß und der der geistige Vater des „berühmten“ Toleranzediktes war. 1856 gab es in Wien rund 15 000 und 1923 210 513 ungetaufte Juden! ! Da Wien heute nur noch etwa 1 850,000 Köpfe zählt und man mit rund 150 000 getauften Juden rechnen kann — so ist also ungefähr jeder fünfte Mensch in Wien jetzt ein Jude!

*



Roman von Richard Albrecht

4. Fortsetzung.

Ihre Augen baten um die entschuldigende Zustimmung des Justizrats. Dieser nickte:

„Haben Sie schon das Geld an den Erpresser aufgegeben?"

„Nein, soll ich denn das?"

„Wenn es bloß ein Badeflirt war, dann selbstverständlich nicht."

Joe wurde nachdenklich: „Hm!"

Schröder half ihr weiter: „Natürlich könnten wir durch die Polizei den Erpresser ausfindig machen lassen. Das gelingt in vielen Fällen. Aber der Herr Gemahl erfährt von der bewußten Angelegenheit und das wäre doch unangenehm; denn diese Erpresser haben für den Fall ihrer Ergreifung Vorkehrungen getroffen, daß der von ihnen mit der Quetschmaschine Geknetete so oder so der Geschädigte ist."

Ergeben in ihr Schicksal hauchte Joe: „Also, dann schicke ich das Geld ab." Worauf sie zur Befestigung ihrer abbröckelnden Moral mit bestimmter Betonung hinzufügte: „Ich versichere Sie aber, daß es nur eine flüchtige, nichtssagende Dummheit mit einem körperlich gut gebauten, innerlich hohlen Burschen war. — — Eine Frau — — kann doch keine Leidenschaft mehr fühlen, — — die einmal — einen Karl Schröder geliebt hat." Jedes Wort war ein Liebeswunder und in den wohl abgewogenen Pausen sang Leidenschaftlichkeit.

Schröder faßte beinahe zitternd ihre Hand: „Ist das Dein Ernst, Joe? Hast Du mich noch nicht vergessen?"

„Darum bin ich ja zu Dir gekommen, nicht wegen der lumpigen Erpressergeschichte. Was liegt da mir daran, ob mein Mann das erfährt oder nicht. Ich wollte wieder einmal bei Dir sein."

Joe wurde es bewußt, daß sie zu schnell vorgeprescht war. Sie merkte, wie Schröder seine emporquellende Erregung zügelte. Ein leises Angstgefühl hielt ihn vor Unbeherrschtheiten zurück, er wappnete sich mit Vernunft:

„Ich bin glücklich verheiratet und habe ein Kind. Oh, ich war meiner Frau immer treu."

Mit dem bezauberndsten Blick schmunzelte Joe: „Ja, wer's glaubt. Der frühere Don Juan kann sich doch nicht so verändert haben."

Sie hatte eine wunde Stelle getroffen. Kein Mann liebt es, wenn er einer Veränderung seines Wesens geziehen wird. Schröder erklärte wie zur Entschuldigung:

„Ach, ich habe soviel zu tun, ich bin ganz von der Arbeit verschlungen. Ich kann mich kaum meiner Familie widmen. Da ist es auch keine Kunst und kein Verdienst, wenn ein Mann von dem Pfade der Tugend nicht abspringt."

Dann unterhielten sich die beiden noch eine Zeitlang über ihre Familienverhältnisse. Schließlich gelobten sie sich Freundschaft. — —

Als am Tage darauf Joe wieder erschien, fand sie Schröder zugeknöpft und in eisigkalte Gefühlslosigkeit untergetaucht. Er beschränkte seinen Ton auf banale Förmlichkeit, die er sonst Kunden gegenüber übte. Mit fast grimmiger Mine sah er an ihr vorbei.

Joe versuchte daher auch gar nicht, eine gefährliche Unterhaltung herbeizuführen. Nachher gestand sie Harald ihre Hoffnungslosigkeit. Dieser aber wußte Rat.

Ein Brief an die auf dem Lande weilende Frau des Justizrates brachte Tempo in das Spiel. In diesem natürlich anonymen Brief erfuhr die sofort fassungslose Frau, die gar nicht daran dachte, es könne ein Schwindel sein, daß ihr Mann auf ehelichen Abwegen wandle.

Frau Schröder verließ unverzüglich die Sommerfrische und langte nachmittags in ihrer Villa außerhalb der Stadt an. Abends kam ihr Mann eine Viertelstunde später als gewöhnlich mit dem Auto nach Hause. Das war ihr selbstverständlich ein verdächtiges Zeichen. Auf die besorgte, arglose Frage des Mannes erklärte die Frau Justizrat mit einem Gesicht, dem der innere Überdruck anzumerken war, daß es ihr in der Sommerfrische nicht mehr gefallen habe. Der Mann wunderte sich, glaubte aber ihren Worten nicht. So nervös überreizt hatte er seine Frau noch nie gesehen.

Beim Zubettegehen legte aber die Frau Justizrat erst richtig los. Doch anstatt von dem verräterischen Brief zu sprechen, nahm sie ihre Zuflucht zu einer abgedroschenen Lächerlichkeit. Sie fabelte ihrem Manne vor, daß sie in den letzten Tagen unabläßig scheußliche Träume gehabt habe, in denen sie ihren Mann mit einer anderen Frau gesehen habe. Sie sei ganz unglücklich darüber geworden und, wenn auch Träume Schäume seien, so hätten ihr doch die aufregenden Erinnerungsbilder keine Ruhe gelassen. Sie habe nicht mehr auf dem Lande schlafen können.

Die Frau erging sich dann in Anspielungen: Es gab eine Dame in ihrer Bekanntschaft, auf die sie schon seit Jahren, aber völlig grundlos, eifersüchtig war. Mit diesem alten Liede fing sie nun wieder an, die zu oft abgeleierte Walze klang falsch und verstimmt. Sie redete anfangs in Spiralen um die eingebildete Untreue ihres Mannes beziehungsvoll herum, bis sie, durch barsche, sich im Recht glaubende Zurückweisung aufgebracht, mit Scheltreden über ihn herfiel und ihn des Ehebruchs mit der bewußten Dame bezichtigte. Das maßlos tobende Weib drohte mit Selbstmord, Tränen netzten die Kissen. Das Wüten dauerte fast die ganze Nacht hindurch.

Am nächsten Morgen fuhr die unglückliche, einer maßlosen Verzweiflung preisgegebene Frau wieder aufs Land. Es war ein Riß in ihre Ehe gekommen.

Der Justizrat war in kochender Erregung. Er schalt sich einen Esel, daß er dieser ungerechten, undankbaren Frau so lange treu gewesen war. Mißmutig fuhr er mit seinem Auto in sein Büro in die Stadt. Dumpf brütend saß er vor seinem Schreibtisch und war zu keiner Arbeit fähig. In tiefster Niedergeschlagenheit verbrachte er den Nachgewittertag. Abends kehrte er nicht nach Hause zurück. Er empfand angstvollen Abscheu vor seinem Heim, das ihm seine Frau verleidet hatte. Er ging in ein Weinhaus, zechte mit einigen Freunden und übernachtete im Hotel.

Mochte doch seine Frau, falls sie hier geblieben war, um ihn zu beobachten, glauben, daß er sie diese Nacht wirklich mit der vermeintlichen Person betrog — so grollte sein gekränkter Zorn.

Seine Wut wurde Grausamkeit. Er wollte der Frau weh tun.

Daher hatte Joe, als sie am nächsten Tage freudestrahlend bei ihm erschien, keine großen Widerstände zu überwinden. Sie hielt ihm einen neuen Brief des ominösen Anonymus hin, worin sich dieser für das erhaltene Geld bedankte und ihr versprach, sie künftig in Ruhe zu lassen.

Joe tat dementsprechend munter und hielt mit ihrer Verliebtheit in Schröder nicht hinter dem Berge. Wie ein ausgehungertes, in Freiheit gesetztes wildes Tier sprang seine Liebe auf ihre als Leidenschaft maskierte Koketterie. Ein dunkler Blick unter ihren samtschwarzen langen Wimpern würde genügt haben, um ihn so besinnungslos zu machen, daß er sie in seine Arme gerissen hätte. Aber sie mäßigte das allzu rasche Tempo, da sie einen moralischen Rückschlag befürchtete. So verabschiedete sie sich bald wieder und ließ eine vierundzwanzigstündige Trennung in seinem gärenden Innern arbeiten.

An diesem Tage fand der Justizrat keine Lust mehr zur Arbeit. Er mußte wie ein verliebter Junge immer an Joe denken. Etwas Schwüles hatte von seinem sonst so kühlen Wesen Besitz ergriffen. Er, der sonst nie etwas anderes als trockene juristische Literatur zur Hand genommen hatte, spürte jetzt auf einmal ein Verlangen nach seichter Unterhaltungslektüre. Er ließ sich einige frühere Satyrnummern holen, las darin und kaufte dann selbst einen Band aus der Satyrbibliothek: „Das Tagebuch einer Sängerin." Diese Spitzenleistung der Pornographie las er während der Nachmittagsstunden. Er hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein menschliches Hirn derartige Ungeheuerlichkeiten ersinnen könne. Gegen seinen Willen wühlte ihn die schmutzige Lektüre auf. Dies und die nicht mehr zu vertreibenden Vorstellungsbilder von Joes körperlichen Reizen warfen den sonst in strengster Gedankenzucht gehaltenen Mann mit einem Schlage in ein Meer der Erregung, der Verwirrung, in einen wirbelnden Strom ungezügelter Wünsche. Wie durch einen Dammbruch raste die jahrelang zurückgestaute Sinnlichkeit in sein sorgfältig gehütetes Leben.

Nun tauchte ihm plötzlich ein Bedenken auf. Er war nie ein Judenfreund gewesen. Freilich durfte er gerade in seinem Berufe die jüdischen Kollegen nicht vor den Kopf stoßen. In dem Prozeß gegen den Verleger war es das erste und einzige Mal gewesen, daß er etwas

(Fortsetzung auf Seite 296.)

Berliner Polizei

Berlin, du Babel an der Spree,
An Schiebern blendend reich
Von Moabit bis Plötzensee —
Kein' andre ist dir gleich!

Doch was auch Prächt'ges in dir sei,
Das Schönste — ungelacht! —
Ist deiner Knüppelpolizei
Weiß=koschre Freistaatspracht.

Als Meister lenkt sie meisterlich
Ein halber Polensohn.
Er heißt Grzesinski (nies' und sprich!)
Und wohnte einst bei Cohn.

Er schwört auf Marx und sein Panier,
Ist folglich ein „Prolet!"
Sein Jugendweg im Ostrevier
War klassenhaßumweht.

Dies ist der rote Oberherr
Der Preußenpolizei;
Und „wie der Herr so auch's Gescherr" —
Stimmt dieses auch hierbei??

Ei ja, Grzesinskis rechte Hand
Im Polizeiregime
Ist Bernhard Weiß, nach Väterland
Und Knoblauchduft sublim!

Plattfüß' und Riechhorn, die ihn ziern,
Sind durchaus zweifelsfrei,
Man braucht nicht weiter porträtiern
Sein hehres Konterfei.

Der wirkt im Amte forsch und stark
Vor allem gegen die,
Die an der Spree und in der Mark
Vor — Juda kuschen nie!

Wenn es auf Hitlerleute geht,
Ist's Polizeiprinzip:
„Dem Kerl, der aufrecht schnauft und steht,
Eins in die Fresse gib'!"

Das Hakenkreuz ist ihm verhaßt,
Und gegen dessen Trupps
Befiehlt er: „Gummi vorgefaßt!
Und druff mit Rippenstupps!"

Dafür verhätschelt allerdings
Sind — umsturzhemmungsfrei —
Die „roten Kinder Severings"
Von dieser Polizei!

Hiedrum auch längst ihr Ruhm schon dringt
In alle Gaue fern;
Soweit die deutsche Zunge klingt,
Hat man Berlin so gern.

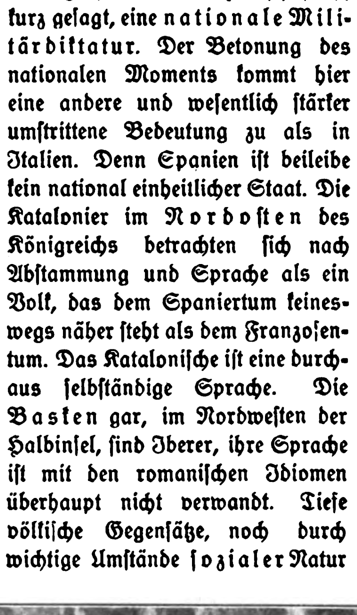
Munachius.



Aus dem Lande des spanischen Diktators

Südspanisches Mädchen

Katalonischer Lastträger

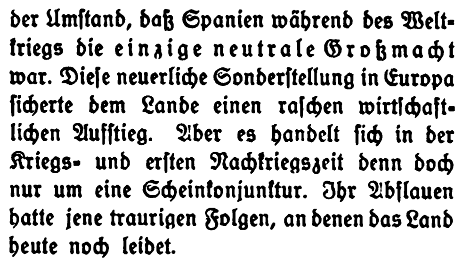


Seit jeher hat Spanien eine gesonderte Entwicklung genommen, ist im wesentlichen immer abseits vom übrigen Europa gestanden, selbst dann, wenn dynastische Bindungen eine enge Verknüpfung mit den Schicksalen des Kontinents vorgetäuscht haben. Durch unwegsame Gebirge und stürmische Meere vom europäischen Festland getrennt, ist Spanien, das einmal eine weltgeschichtliche und kulturelle Führerrolle gespielt, der raschen Entwicklung Mittel- und Westeuropas ferngeblieben und auf diese Art arg ins Hintertreffen geraten.

Bestimmend für die Zukunft des Königreichs schien



Alicante an der „spanischen Riviera"



der Umstand, daß Spanien während des Weltkriegs die *einzige neutrale Großmacht* war. Diese neuerliche Sonderstellung in Europa sicherte dem Lande einen raschen wirtschaftlichen Aufstieg. Aber es handelt sich in der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit denn doch nur um eine Scheinkonjunktur. Ihr Abflauen hatte jene traurigen Folgen, an denen das Land heute noch leidet.

Spanien hatte im Jahre 1923 vor der sozialen und nationalen Auflösung gestanden, als General *Primo de Rivera* das Parlament sprengte und sämtliche Parteien nach Hause jagte. Es war wie jede große politische Tat ein Glücksspiel; Rivera wußte sehr wohl, daß ihn die Zukunft als Retter des Vaterlandes preisen oder als Verbrecher brandmarken würde. Er war sich aber auch darüber klar, daß das Land dem Untergang entgegenging, wenn man nicht den Versuch wagen wollte, die *staatszerrüttende Tätigkeit der Parteien* kurzerhand zu unterbinden.

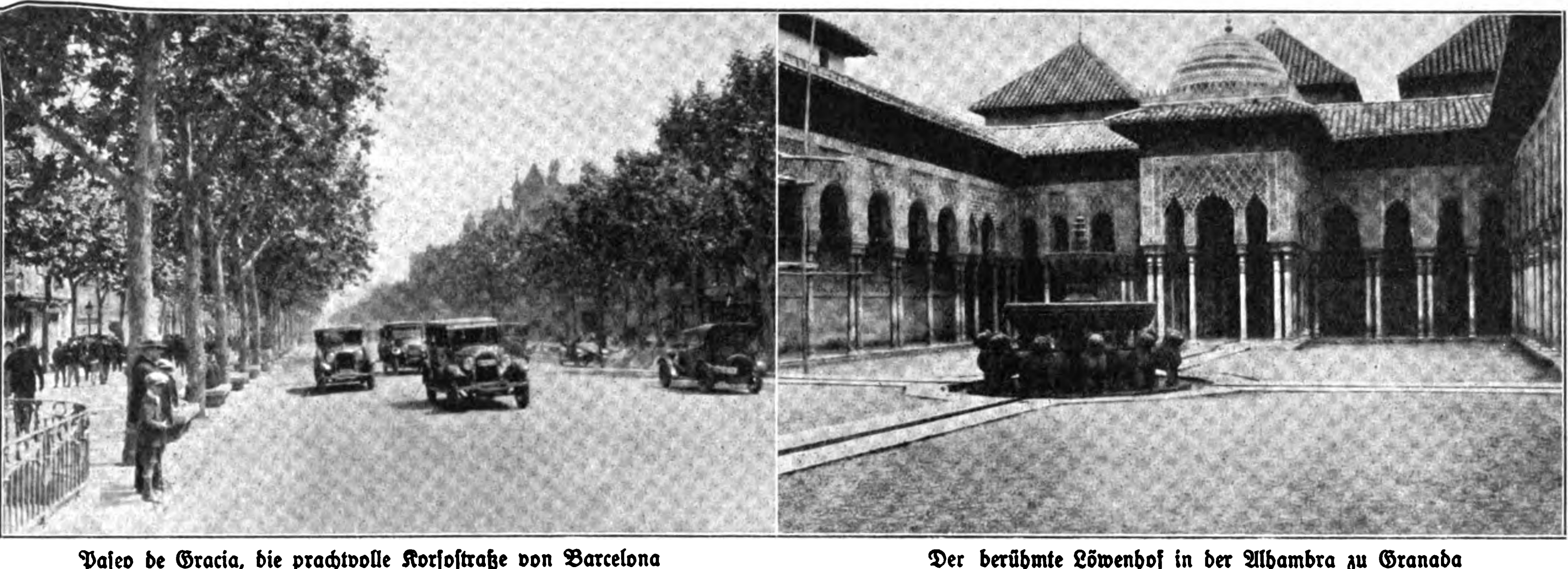
Rivera ist dennoch kein Mann der radikalen Entschlüsse. Allzu deutlich versucht er in Einzelheiten — selbst bis zum Verbot des Fluchens — Mussolini nachzuahmen; aber seine mehr bedächtige, geruhsame Wesensart und die Eigentümlichkeit der Verhältnisse auf der Pyrenäenhalbinsel machen einen parallelen Verlauf der Diktaturen in Madrid und Rom unmöglich. Riveras Herrschaft ist, kurz gesagt, eine *nationale Militärdiktatur*. Der Betonung des nationalen Moments kommt hier eine andere und wesentlich stärker umstrittene Bedeutung zu als in Italien. Denn Spanien ist beileibe kein national einheitlicher Staat. Die Katalonier im *Nordosten* des Königreichs betrachten sich nach Abstammung und Sprache als ein Volk, das dem Spaniertum keineswegs näher steht als dem Franzosentum. Das Katalonische ist eine durchaus selbständige Sprache. Die *Basken* gar, im Nordwesten der Halbinsel, sind Iberer, ihre Sprache ist mit den romanischen Idiomen überhaupt nicht verwandt. Tiefe völkische Gegensätze, noch durch wichtige Umstände *sozialer* Natur



Im Nelkengarten. Die Lieblingsblume des Spaniers



Andalusischer Landmann



Paseo de Gracia, die prachtvolle Korsostraße von Barcelona

Der berühmte Löwenhof in der Alhambra zu Granada

aufs äußerste verschärft, haben das spanische Königreich wahrhaftig in die Gefahr des vollständigen Zerfalls gebracht, ehe Primo de Rivera die Parteipolitik ausgeschaltet hat.

Wertvoll für die Sicherung der Herrschaft Primo de Riveras war der Umstand, daß er die Fortführung des endlosen **Marokkofeldzugs** entschieden abgelehnt hat. Zu den grundlegenden Programmpunkten der Diktatur zählte Riveras Versprechen, die Marokkofrage raschest zu liquidieren. Er wußte sehr gut, daß diese Zusicherung eine der besten Stützen seiner Regierung war, da der afrikanische Feldzug im Lande überaus **unpopulär** war. Rivera kommt dem Empfinden des Volkes vollauf entgegen, wenn er seit Antritt der Regierung auf Beendigung des Feldzugs bringt. Tatsächlich ist der auf breiter Front geführte Krieg vorbei; es handelt sich hier jetzt nur mehr um lokale Aufstände von geringer Bedeutung. Die Waffenstreckung Abd el Krims im Jahre 1926 hat es dem Diktator wesentlich erleichtert, sein Versprechen einzulösen. Rivera hat den Lebensnerv der Aufstandsbewegung übrigens dadurch getroffen, daß er sich bemüht, die ehedem trostlose wirtschaftliche Lage der Eingeborenen gründlich zu bessern.

Die nationalistische Richtung der Regierung wird durch die über das ganze Land ausgebreiteten Organisationen der Union Patriotica gefördert. Der bekannteste Gegner Riveras ist **Blasko Ibanez**, der in **französischen** Kreisen geradezu als Präsident der spanischen Republik gilt. Er ist bekanntlich einer der ärgsten Deutschenhetzer; man denke nur an die mit Hilfe der Entente seinerzeit von ihm verfaßten blutrünstigen deutschfeindlichen Films.



Südspanische Männertracht

Die großen Zukunftspläne des spanischen Nationalismus werden noch durch manche Prüfungen hindurchgehen müssen.

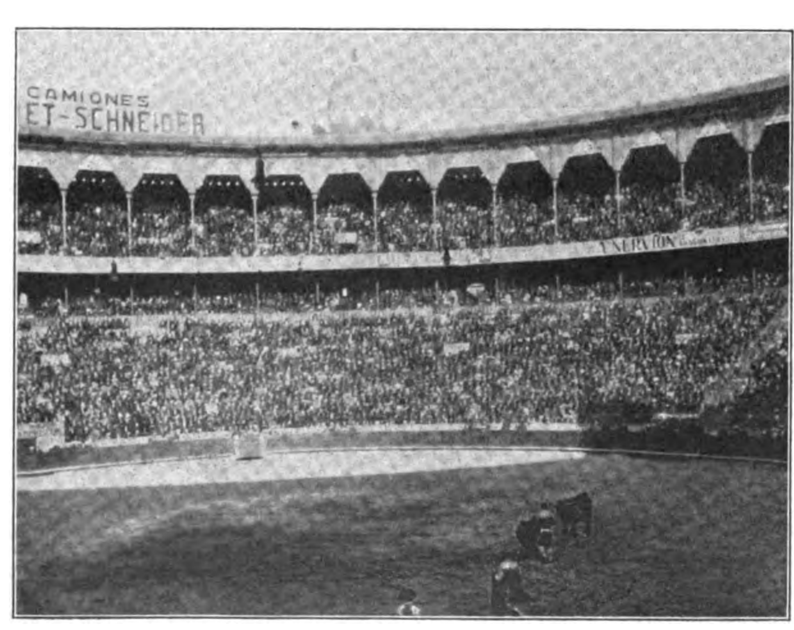
Rivera hat die Absicht, binnen kurzem wieder ein Parlament als beratende Körperschaft einzuberufen. Es soll aber nicht aus Vertretern politischer Parteien bestehen. Die Mitglieder werden teils, ungefähr nach Art von Oberhausmitgliedern, ernannt, teils Vertreter der Berufsstände sein. Mit diesem **Ständeparlament** (dem Politiker lediglich als ständische Vertreter angehören können!) hofft Rivera ein neues und doch uraltes politisches Ideal zu verwirklichen. Parteipolitik soll durch Realpolitik ersetzt werden.



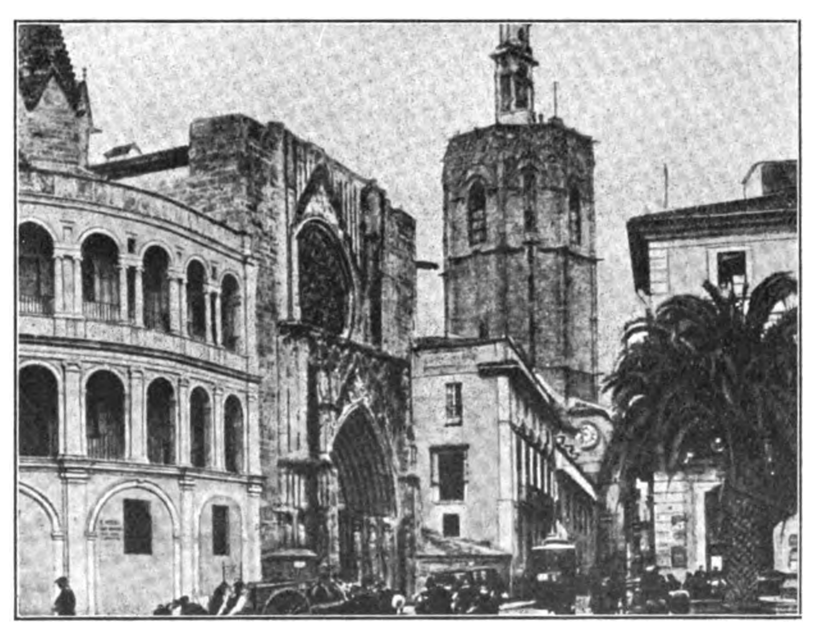
In der deutschen Schule von Malaga

Aber die Erneuerung der aus dem Abgrund geretteten alten spanischen Großmacht hat auch erdteilumspannende Ziele. Die Annäherung an die **spanisch-amerikanischen Republiken** macht, vom König selbst gefördert, gewaltige Fortschritte. So hat Argentinien in Spanien eine große langfristige Anleihe aufgelegt und zugesichert, seine Kriegsschiffbauten nur mehr spanischen Werften in Auftrag zu geben. Das Endziel der spanischen Weltpolitik ist kein geringeres als die Schaffung einer **Union, die in der Art des britischen Imperiums** das spanisch-europäische Mutterland und die spanisch-amerikanischen Staaten umfassen soll!

W.



Das spanische Laster. Stierkampf in einer Riesenarena



Valencia. Die Kathedrale mit dem im 14. Jahrhundert von dem deutschen Baumeister Johann Frank errichteten Turm

(Fortsetzung von Seite 293.)

gegen die Juden im allgemeinen sagte. Das verübelte ihm aber kein Jude unter den Juristen. Geschäft ist Geschäft. Schröder war nur im Unterbewußtsein Judengegner, er wußte nur zu gut, daß sein Beruf ein spezifisch jüdischer sei und daß er selbst durch seinen juristischen Werdegang in gewissem Sinne geistig ein Jude geworden war. Trotzdem versetzte ihn ein heimlicher Vorwurf in quälende Unruhe: Er begehrte die Frau eines Juden, ein Weib, das selber eine Halbjüdin war. Ein peinliches Widerstreben machte seine Gier verächtlich. Doch der grotesk-logische Jongleur in seinem Advokatenkopf half ihm gegen die mahnende Stimme des Gewissens. Der Versucher sprach zu ihm: Gerade dadurch erweist du dich als Judenfeind, indem du einen Juden mit seiner Frau betrügst. Damit war dieses Bedenken für ihn erledigt.

Am nächsten Tage kam Joe wieder. Schröder hatte mit Sehnsucht auf sie gewartet. Ihre Blicke waren aufreizend, sengend, und Schröder konnte nicht mehr an sich halten. Sie machten das erste Stelldichein aus.

Schröder hatte ihr einen wenig besuchten Wirtschaftsgarten vor der Stadt bezeichnet. Dort trafen sie sich. Ein Spaziergang durch den abendlichen Wald schuf weitere Verführung.

Am gleichen Abend noch ging Schröder trotz geheimen inneren Widerstrebens und nervöser Angst mit Joe auf ihr für einige Tage gemietetes Zimmer.

„Wenn uns aber dein Erpresser heraufgehen gesehen hat!", flüsterte Schröder.

In wurstigem Tone erklärte Joe: „Dann weiß er eben einen Fall mehr von mir. Du brauchst keine Bange zu haben. Ich verrate dich nie, möge kommen, was will." — — —

Bis hierher war Joes Part gegangen. Sie hatte ihre Rolle mit meisterhaftem Geschick gespielt. Sie konnte vom Schauplatz abtreten und wieder ihr Seebad aufsuchen. Das Weitere führte der Regisseur Harald zu Ende.

Justizrat Schröder wurde von Gewissensqualen durchwühlt. Der anständige Mensch in ihm, der sich in seinem Leben noch nie die geringste Unehrlichkeit hatte zuschulden kommen lassen, bäumte sich gegen die leichtsinnige Verfehlung auf und erhob verzweifelte Vorwürfe. Allmählich schlich sich auch das Gefühl einer unbestimmten Unruhe in sein Gemüt. Er fand sein Taschenmesser nicht mehr. Nach seiner Meinung hatte er es in jenem Absteigequartier gestern abend verloren. Eine innere Stimme ermahnte ihn, wieder hinzugehen und danach zu fragen. Aber er maß diesem Verlust keine Bedeutung bei. Was sollte daraus Schlimmes entstehen! Seine unterbewußte Unruhe wurde rasch wahnsinnige Angst, als ein Bedenken wegen etwas anderem bestimmte Form annahm. Wenn dieses Weib einen solchen Wechsel an Liebhabern hatte, konnte das Schlimmste von ihr zu befürchten sein. Vor Schröder traten die grauenhaftesten Bilder und der Gedanke an die erlösende Kugel.

Während er so von entsetzlichen Seelenqualen gefoltert in seinem Büro saß und durch die halb offene Tür der Arbeit seiner Angestellten im Nebenraum zusah, trat ein Herr von einem Schreiber geführt herein.

„Bitte, lassen Sie die Türe schließen," bat der Besucher. „Ich habe etwas sehr Wichtiges mit Ihnen zu besprechen."

Die Türe wurde geschlossen und der Herr stellte sich vor:

„Mein Name ist Anonymus Wohlbekannt. Sie werden schon von mir gehört haben. Bitte, drücken Sie nicht auf die Klingel da. Es darf niemand dazukommen. Es würde Ihnen nichts helfen. Auch wenn Sie mich verhaften lassen, wird Ihre Frau Gemahlin Ihr gestriges Schäferstündchen in der Kantstraße erfahren. Ich ersuche Sie um die Freundlichkeit, mir 3000 Mark auszuhändigen, und ich lasse Sie in Ruhe. Sie mit Ihrer Riesenpraxis werden doch lieber die paar Mark verlieren, als ein für immer zerrüttetes Leben in Ihrer Ehe führen."

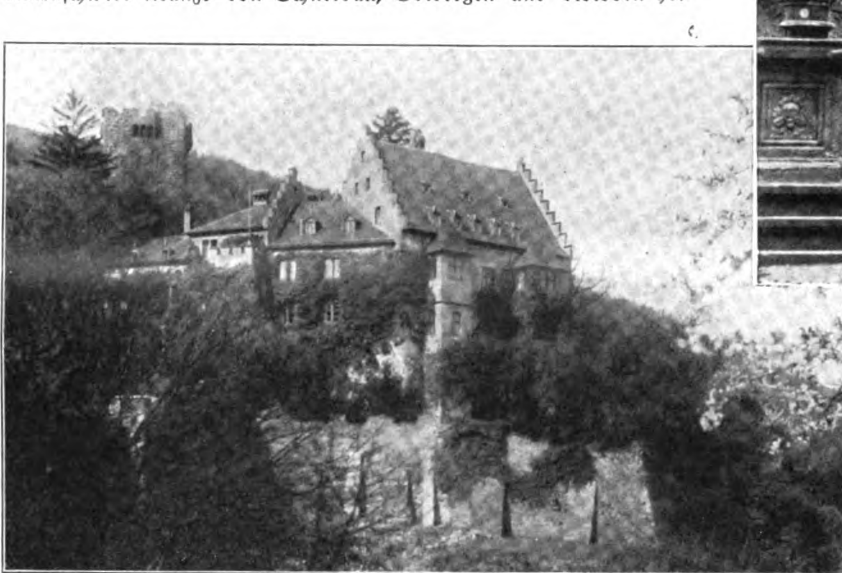
(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Städtebild Miltenberg

Von Bamberg bis nach Aschaffenburg, dem „Fränkischen Nizza", zieht sich am Silberband des rebenfrohen Maines eine Perlenschnur alter schöner Städte und Städtlein entlang — jedes von ihnen ein Stück deutscher Vergangenheit und Geschichte. Jenseits Würzburgs biegt der Main bald in spitzem Winkel nach Südwesten ab und durchbricht die Sandsteinkuppen des Spessarts und die buchengrünen Vorberge des Odenwaldes. Bei Freudenberg öffnet sich das romantische walddunkle Flußtal, das dem Neckartal zwischen Heidelberg und Neckargerach in nichts nachsteht, und schon grüßt mit vielen Türmen ein graues Frankenstädtchen herüber: Miltenberg, von Goethe im „Götz" verewigt, eine durch Geschichte, prächtige Baudenkmäler und unvergleichliche Lage gleichmäßig ausgezeichnete uralte Frankensiedlung.

Eng eingezwängt zwischen dem raschströmenden Main und hohen Bergen bietet die Stadt ein Bild von starker, reizvoller Eigenart und ungewöhnlicher Schönheit. Trutzige, aus massigen, roten Sandsteinquadern gefügte Wachttürme und Stadtmauern, hohe spitze Ziegeldächer in engen, gewundenen Gassen, alte malerische Bürgerhäuser und Fürstenherbergen — der „Riesen" ist der älteste Gasthof Deutschlands, in dem schon Barbarossa, Ludwig der Bayer, Luther und fast alle Feldherren des Dreißigjährigen Krieges zu Gast waren — schmale Treppen und Gäßchen, lindenbeschattete stille Höfe, über deren Mauern blütenschwere Kränze von Schneeball, Goldregen und Rotdorn herniederhängen, dämmerige Winkel und wappengezierte Torbogen geben der Stadt, deren Anfänge bis in die Römerzeit zurückreichen, das Gepräge einer mittelalterlichen Reichsstadt von überwältigender Echtheit.

Straße zum Markt



Schloß Mildenburg

Das Juwel Miltenbergs aber ist sein Marktplatz, den hochgiebelige Renaissancebauten mit geschnitztem Fachwerk, efeuumrankten Türmchen und weingrünen Erkern umrahmen, in dessen Mitte ein Brunnen plätschert und auf den die grauen, geißblattumwucherten Mauern und Zinnen von Schloß Mildenburg sechzig Meter tief steil herabschauen — ein verträumtes, silbernes Stückchen Mittelalter, eine geschichtliche Romanze. Hundert Kriege und Fehden, Plünderungen und Brände sind in anderthalb Jahrtausenden über die Stadt hinweggegangen — 1552 machte Albrecht von Bayreuth sie fast dem Erdboden gleich — aber alle hat der zähe Frankensinn sieghaft übertrumpft. Immer wieder fing er von vorne an, mit größerer Liebe als zuvor. Jeder baute mit Ehrfurcht gegen das geschichtlich Gewordene. So kam das bunte, mannigfaltige und doch in Form und Farbe einheitliche Vielerlei zustande, das die alten Frankenstädte heute zu einem unserer wertvollsten Kulturbesitztümer macht.

Franz Hotzen



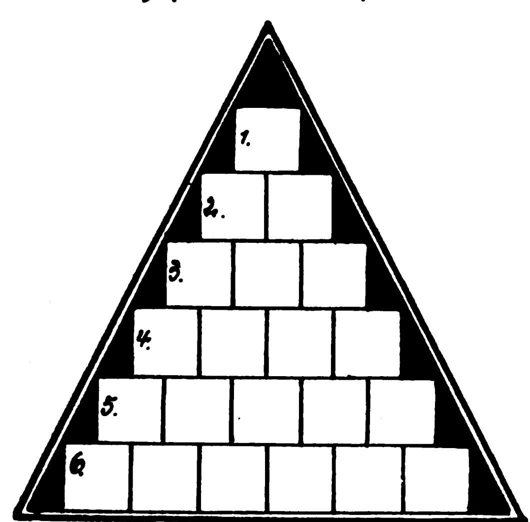


Bild links: Partie am Marktplatz

Bild rechts: Das älteste Hotel Deutschlands

ZUM ZEITVERTREIB

Pyramiden-Rätsel



Eins ist ein simpler Konsonant;
Zwei quert als Fluß Italiens Land;
Drei liegt in ew'gem Schnee und Eis;
Vier ist von einem Volk ein Reis;
Fünf wird dir dieses Volk selbst nennen
Und sechs wirst du sofort erkennen,
Wenn ich dir sage, daß der Mann
Manch schönes Heimatswerk ersann.

Kryptogramm

Jedem der nachstehenden Worte sind 3 zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die — aneinandergefügt — einen Sinnspruch von Fr. v. Logau ergeben.

1. Ingerwein, 2. Zimmermann, 3. Merane, 4. Pranger, 5. Altdamm, 6. Atemnot, 7. Glimmer, 8. Ferment, 9. Triangel, 10. Kelten.

Lösung des Kryptogramms in Nr. 19

1. Bierglas, 2. Trauben, 3. Warnung, 4. Stadtrat, 5. Feuer, 6. Bassin, 7. Erdgeist, 8. Tusche, 9. Gewissen, 10. Laterne.

Glauben und Treue sind Geschwister. (Aus dem Türkischen.)

Lösung des Kreuzworträtsels in Nr. 19

Wagrecht:

1. Helm, 5. Pön, 8. Ai, 9. Agraffe, 12. De, 13. mündlich, 15. Skat, 17. Hein, 19. an, 20. Norge, 22. do, 23. Kamera, 24. Regina, 25. Ni, 26. et, 27. Elise, 28. Meer, 30. Genf, 32, Restanten, 35. in, 37. Spanier, 38. As, 39. Nest, 40. nett.

Senkrecht:

1. Haus, 2. Ei, 3. Maus, 4. Madera, 5. Pev, 6. er, 7. nein, 10. ge, 11. fl., 13. Manometer, 14. Heldinnen, 16. Kanapee, 18. Ironien, 20. Narbe, 21. Ebene, 28. Main, 29. Rest, 30. gern, 31. Fest, 33. Ta., 34. Ni, 36. ne, 38. A. T.

Lösung des Reimrätsels in Nr. 19

Mulatte — Amulett.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 19

Die Freundschaft, die der Wein gemacht, wirkt wie der Wein nur eine Nacht.

SKANDAL
IN DER REICHSWEHR

Während der zehnte Jahrestag der Revolution in Rußland in der ganzen Welt wieder die Gedanken wachruft an die unerhörten Greueltaten der Sowjets, an die Hinmordung der gesamten russischen Intelligenz, an das Abschlachten von rund 350000 Priestern, nicht zuletzt an den grauenhaften, bis heute ungesühnten Mord an dem deutschen Botschafter Mirbach, hat das Reichswehrministerium nichts anderes zu tun, als die obersten Tschekabrüder und Soldatenräte der roten Armee als Zuschauer zu den deutschen Reichswehrmanövern einzuladen. So haben an den Herbstmanövern der 5. Division der Chef der sowjetrussischen Aufmarschabteilung und 3 Sowjet-Divisionskommandeure teilgenommen. U. B. z. die würdigen Herren im Kreise deutscher Reichswehrleute. Interessant wäre, zu erfahren, wer der feiste Jude in Zivil ist, der dem Bild seine besondere Note gibt. Der kommunistischen Propaganda scheint nunmehr in der Reichswehr Tür u. Tor geöffnet zu sein.



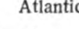
Presse-Photo

Weinhart, Bamberg

In der Industriestadt Hof fand kürzlich ein nationalsozialistischer Tag statt. Unser Bild zeigt die Braunhemden bei der Gefallenenehrung am Kriegerdenkmal

Der bekannte Einstein-Turm bei Potsdam ist so baufällig wie die Theorie seines Namenspatrons. Nunmehr soll der Turm auf Kosten des Staates wiederhergestellt werden, worüber sich der Jude Einstein, der selber steinreich ist, nicht schlecht freut. Auch ein Kapitel der Relativitäts-Theorie: Je weniger der Jude leistet, desto mehr bezahlt der Deutsche.





Atlantic

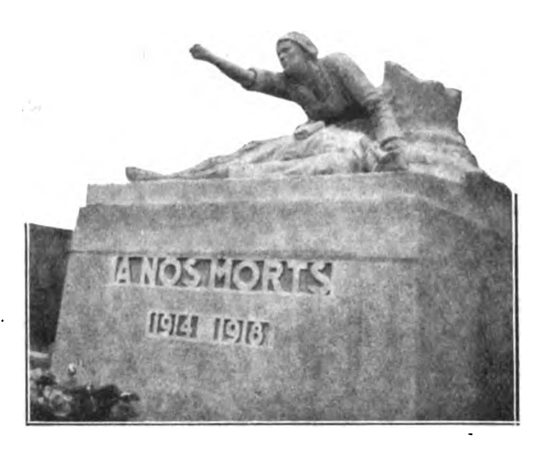


Das jüdische Versöhnungs-Fest

Unser Bild nebenan zeigt eine jüdische Gemeinde in einer Synagoge am Versöhnungstage, der kürzlich gefeiert wurde. An diesem Tage beten die Juden bekanntlich folgendes, Kol nidré gen. Gebet:

„Alle Gelübde und Entsagungen und Bannungen, Konamê, Kinusê, Kinusê und Schwüre, die wir geloben und schwören und bannen und auf unsere Seelen binden werden von diesem Versöhnungstage an bis zu dem Versöhnungstage, der zu unserem Heile kommen wird: sie alle bereuen wir, sie alle sollen aufgelöst, erlassen, aufgehoben, nichtig und vernichtet, ohne Kraft und ohne Geltung sein. Unsere Gelübde sollen keine Gelübde und unsere Schwüre keine Schwüre sein."

Theorie und Praxis in der Verständigungspolitik



Ein Frontsoldat schreibt uns:

Am 24. Juli 1927 hat Poincaré in Orchies anläßlich der Feierlichkeit für den Wiederaufbau der Stadt eine seiner bekannten Hetzreden gehalten. Seine Ausführungen bezüglich der Geschehnisse, die sich im September 1914 dort zugetragen haben sollen, stellten eine unverschämte Verleumdung der deutschen Armee dar und sind von amtlicher deutscher Seite leider nicht in einwandfreier Weise schnell und gründlich widerlegt und in einen gut sitzenden Schlag gegen diesen lügenhaften und gefährlichen Demagogen umgewandelt worden.

In dieser Rede hat der französische Minist.rpräsident jedoch auch noch andere Äußerungen getan, die es als notwendig erscheinen lassen, sie ebenfalls etwas genauer zu betrachten.

Poincaré sagte nämlich: **„Niemand unter uns wünscht den Haß zwischen den beiden Nachbarn zu schüren, deren Verständigung für den Frieden und die**

Das Kriegerdenkmal in Tirlemont ist eine unverschämte Beleidigung der deut;chen Armee

Il en sera encore ainsi. Les Huns guettaient leur proie, Attila est passé de nouveau, ses hordes ont détruit, brûlé ou rasé ce qu'elles ne pouvaient prendre, Reims et sa Cathédrale sont un monceau de ruines. Mais de ces ruines encore fumantes la vie renaît et dans quelques années il faudra rappeler aux jeunes générations ce dont est capable le fléau de Dieu, qu'il s'appelle Attila ou Hohenzollern.

Einleitung zu einer französischen Werbeschrift. Uebersetzung siehe Text

Menschheit unerläßlich ist. Frankreich hat nicht aufgehört, seinen Versöhnungswillen zu bekunden. Es wird seine Anstrengungen für den Frieden loyal und ohne Hintergedanken fortsetzen."

Diese Worte sind nicht im Entferntesten mit Tatsachen in Einklang zu bringen, deren Kenntnis ich den eigenen Augen verdanke, und die so manchem gutgläubigen Deutschen vielleicht eine heilsame Lehre sein dürften.

Auf dem Platz vor der berühmten Kathedrale in Reims befinden sich kleine Buden, in denen „Andenken" für Fremde feilgeboten werden. Ein mir vorliegendes Exemplar, das ich selbst an Ort und Stelle kaufte, enthält z. B. zwei Vorworte desselben Inhalts in französischer und englischer Sprache. Die Überschrift lautet auf Deutsch: „Was Reims war, und was es jetzt ist." Der Schlußsatz dieses Vorworts, der sich laut Inhalt auf uns Deutsche bezieht und auf die Vormarschtage des Jahres 1914 deutet, heißt!

„. . . . . Die Hunnen lauerten auf ihre Beute. Attila ist von Neuem gekommen, seine Horden haben zerstört, verbrannt und dem Erdboden gleichgemacht, was sie nicht nehmen konnten. Reims und seine Kathedrale sind ein Trümmerhaufen. Aber aus diesen noch rauchenden Ruinen ersteht neues Leben, und in einigen Jahren wird man die jungen Generationen daran erinnern müssen, wessen die Gottesgeiß.l, die Attila oder Hohenzollern heißt, fähig ist."

Das Buch, in dem diese Worte stehen, trägt auf dem rückseitigen Umschlagdeckel die Worte: „Edité par Reims-Cathédrale", ist also von einer kirchlichen Institution (!!) herausgegeben und sanktioniert!

Die erwähnten Andenkenbuden beherbergen aber noch andere Dinge, deren Vorhandensein die Worte Poincarés, niemand wünsche den Haß zwischen den beiden Nachbarn zu schüren, und Frankreich höre nicht auf, seinen Versöhnungswillen zu bekunden, schmählich Lügen strafen. Man kann dort deutsche Ordensauszeichnungen kaufen, wie z. B. das Eiserne Kreuz und andere Auszeichnungen. Eine beliebte Form ist die, das Eiserne Kreuz auf dem Boden flacher Messingaschenbecher zu befestigen. (Und gegen eine solche Gemeinheit unternimmt die deutsche Regierung nichts! D. Red.)

Ebenso wirkt der Anblick des Kriegerdenkmals in Peronne, das direkt neben der Ruine der Kürassierkaserne steht, auf jeden deutschen Besucher. Auf hohem Sandsteinsockel ruht ein gefallener französischer Soldat. Hinter ihm kniet eine Frauengestalt, anscheinend seine Mutter. Mit drohender Gebärde streckt sie ihren rechten Arm und ihre geballte Faust dem Beschauer entgegen. Die Sockelinschrift lautet: „A nos morts" (Unseren Toten!)

Auf Ansichtspostkarten verschiedener Art, die jedoch prinzipiell zerstörte Kirchen usw. darstellen, sind oben — z B. im Falle der Kathedrale von Noyon — die gedruckten Worte zu lesen: „Français n'oubliez jamais, Noyon en ruines." (Franzosen, vergeßt es niemals, Noyon in Trümmern.) Diese „Friedenshetze" geht soweit, daß Hauseigentümer die Worte „Français, souvenez-vous" in weißen Ziegelsteinen ihren äußeren Hauswänden einfügen.

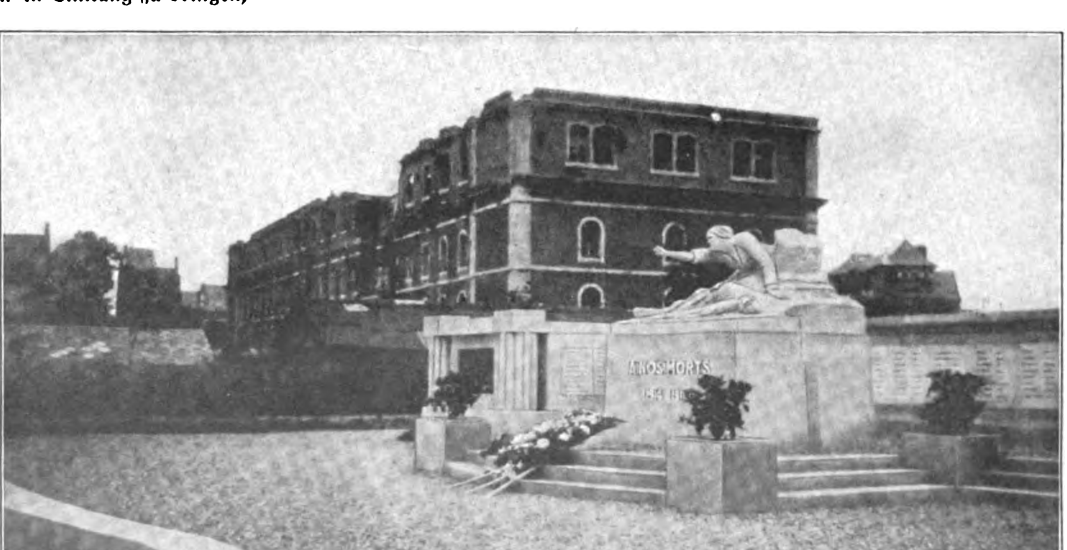
Dieser Geist französischer „Friedenspolitik" treibt auch in Belgien seine giftigen Blüten. Den Gipfelpunkt bildet ein Relief am Kriegerdenkmal von Tirlemont, worauf eine Greuelszene dargestellt ist, die sich am 18. August 1914 während der Eroberungskämpfe um die Stadt Tirlemont in deren Straßen abgespielt haben soll, vollbärtige deutsche Soldaten, wohl selber Familienväter, metzeln mit umgekehrten Gewehren und aufgepflanzt.n Bajonetten wehrlose Frauen und Kinder nieder. Reproduktionen dieses Reliefs werden in Form von Postkarten in Tirlemont an Fremde vertrieben.

Wann werden die amtlichen deutschen Stellen das Verlangen nach Beseitigung dieser die deutsche Armee schwer beleidigenden Plakette stellen und ihre Ent.ernung bei der belgischen Regierung durchgesetzt haben? (Solange die Stresemänner am Ruder sind, niemals! D. R.)

Aber das alles hindert die „siegreichen" Franzosen nicht, zu versuchen, dem Inflationsfranken — Katzenjammer ihres Landes durch Belebungsmanöver des Fremdenverkehrs zur Heilung zu verhelfen, und zwar durch uns Deutsche und unser gutes Geld! Der französische Minister für öffentliche Arbeiten, Tardieu, will eine Organisation schaffen, die den Zweck hat, den Besuch Frankreichs in jeder Weise zu erleichtern. In Berlin soll in erster Linie ein derartiges Reisebüro unter dem Namen „Maison de France" eröffnet werden. Warum? Damit wir uns auf besonders bequeme Weise im Westen abgegriffene Greuelmärchen und Hetztiraden auftischen lassen können!

Eduard Schm.

* * *



Das „Friedens"-Denkmal in Peronne

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstr. 11, Fernsprecher 20647, 20648.
Schriftleitung: Hermann Esser.
Der „Illustrierte Beobachter" erscheint am 15. und 30. jeden Monats. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München. Auslieferungsstelle in der Tschechoslowakei: N.S.P.-Verlag, Aussig a. d. Elbe, Teplitzer Str. 20.

2. Jahrgang / Folge 22
30. November 1927



Preis 20 Pf. / Österreich 40 Gr.
Tschechoslowakei 2 Kr.

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

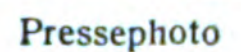
Hoffmann

Der Winter ist da . . .!



Aus aller Welt

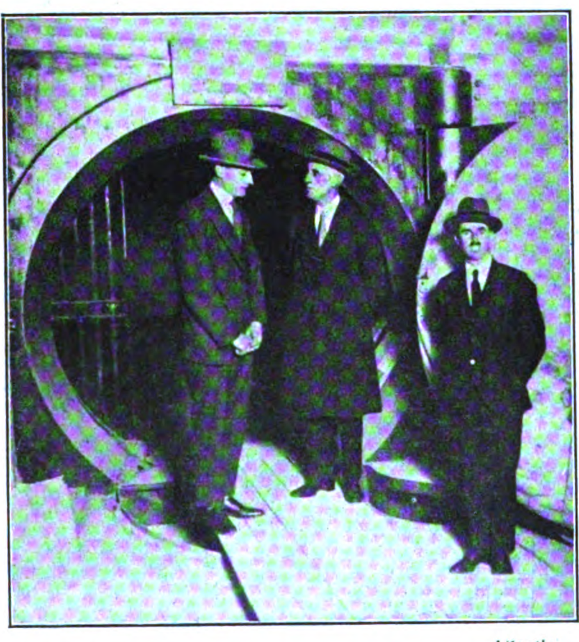




Pressephoto

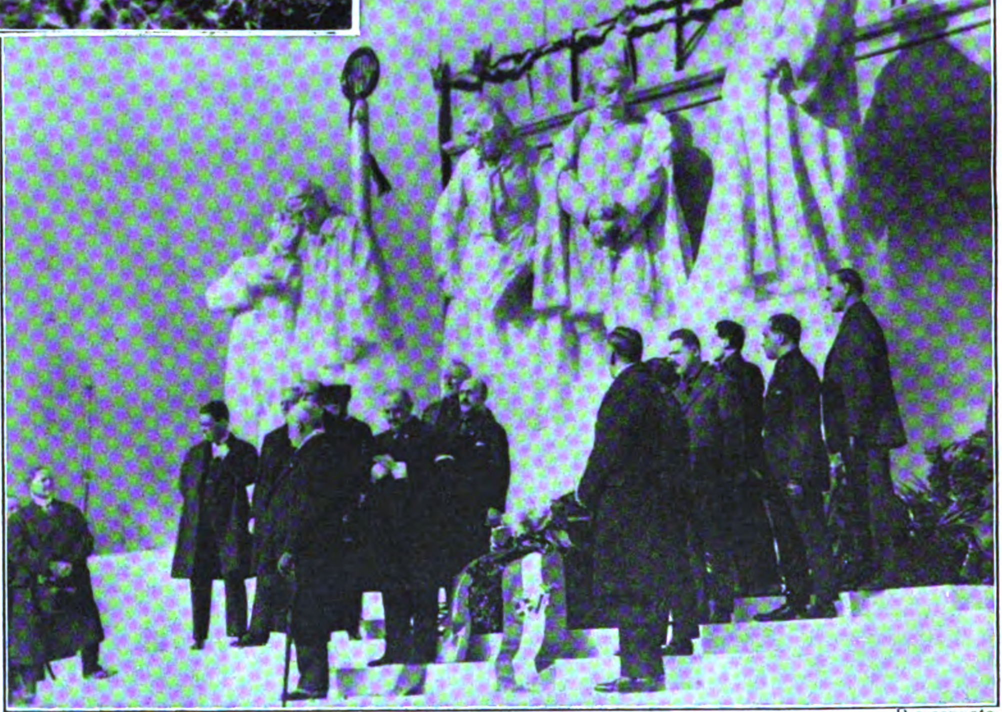
Pressephoto

Am 6. Dez. feiert Finnland die 10jährige Wiederkehr seiner Selbständigkeitserklärung. So klein das Land ist und so unbedeutend, so gewaltige Anstrengungen macht es, um in wehrhafter Rüstung die errungene Freiheit erhalten zu können. Das Kennzeichen der finnischen Armeeflugzeuge und sonstiger Kriegswaffen ist das schwarze Hakenkreuz auf weißem Felde. Wenn es erst deutsche Waffen und Flugzeuge gibt, die dieses Zeichen führen, ist auch für uns der Tag der Freiheit nahe.



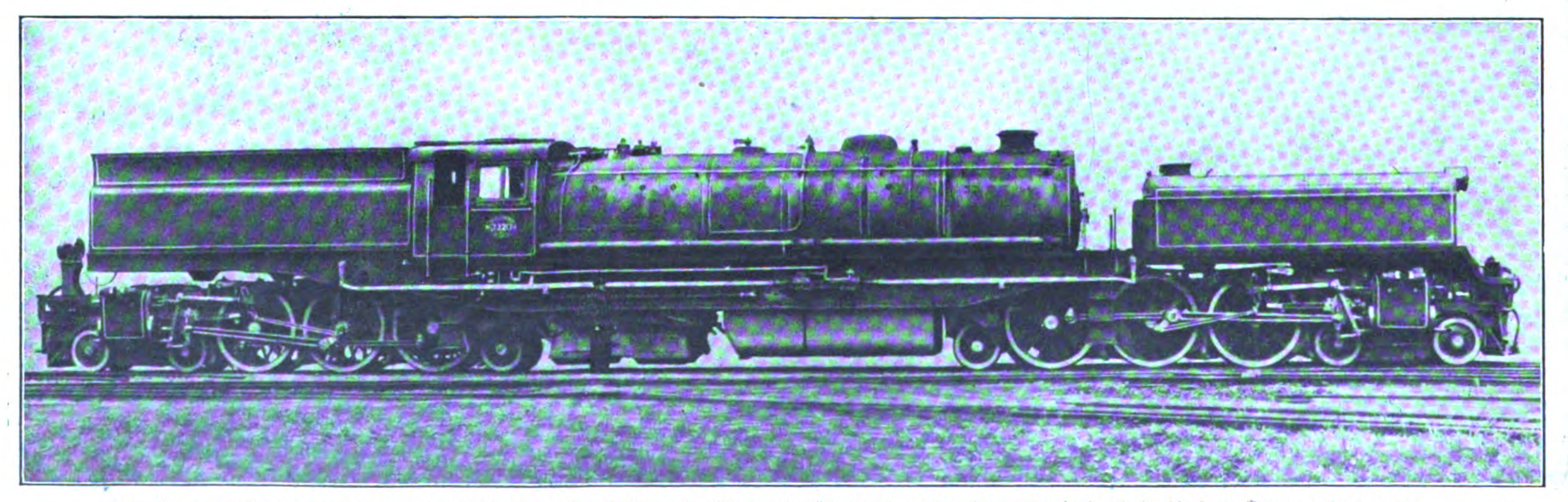
Atlantic

Unermüdlich ist die Börse daran, ihre Raubschätze in Sicherheit zu bringen. U. B. z. den stärksten Tresor der Welt, den kürzlich die New-Yorker Judenbank Rothschild angeschafft hat.



Pressephoto

Die Ungarn ehren ihre Freiheitshelden. Vor kurzem erst wurde in Budapest ein Denkmal für Ludwig Kossuth enthüllt, den großen ungarischen Staatsmann. Von nicht zu unterschätzender politischer Bedeutung ist, daß bei der großen Feier auch Vertreter Italiens und des Faschismus zu sehen waren. So findet sich langsam zusammen, was einst den Kampf gegen die Diktatur der Börse aufnehmen wird. Nur wir Deutsche stehen noch abseits.



So arbeiten wir für andere: Die weltberühmte Lokomotivfabrik Maffei in München hat kürzlich die größte Lokomotive fertiggestellt, die je in Europa gebaut wurde. Aber nicht für Deutschland, sondern auf Reparationskonto für die südafrikanischen Staatsbahnen.

Hoffmann

WOHIN IHR FASST, IHR WERDET JUDEN FASSEN



Keystone

Der Jude Joffe, einer der größten Gauner der Bolschewiken, finanzierte als Berliner Sowjetbotschafter den Spartakusaufstand 1919. Nun hat der alte Paralytiker und Wüstling Selbstmord verübt.

Der jüdische Bankier Blumenstein ist der Anstifter und Hauptschuldige in der in Paris aufgedeckten Fälschungsaffaire von ungarischen Rentenbriefen

Atlantic



Atlantic

Wenn die Berliner Spitzen beisammen sind, darf der Jude Bernhard Weiß als 2. Polizeipräsident nicht fehlen



Atlantic

Die von dem roten Bürgermeister Seitz-Pollaksohn in Wien errichtete Gemeindeschutzwache wird größtenteils von Juden befehligt. Auf unserem Bild ganz links: Ein typischer Jude als Führer der Abteilung

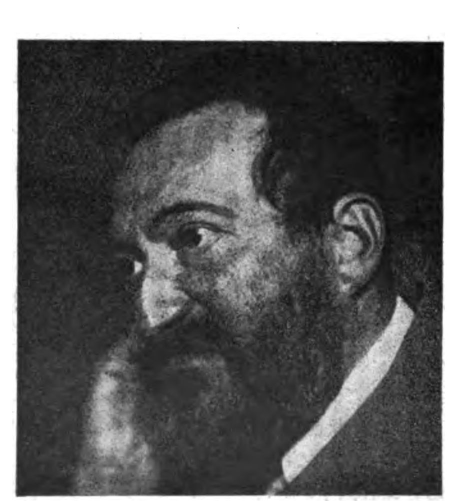


Atlantic

Natürlich spielt der Jude auch im Theaterwesen in der Republik eine erste Geige. Der Jude Kahan, ein Dramaturg des Deutschen (!!) Theaters in Berlin, wurde kürzlich besonders geehrt.

*

Die größte Gefahr aber ist, daß der Jude heute schon unsere Kinder für ihre spätere Tätigkeit im verjudeten Staat heranzieht. Besonders wird man auf die wie die Pilze aus dem Boden schießenden „modernen" pädagogischen Bestrebungen acht geben müssen, um die sich Juden und Jüdinnen mit Vorliebe annehmen. (Bild links)



Atlantic

DER JUDENSPIEGEL

VOM SCHNORRER ZUM BÖRSENDIKTATOR

In Polen und Galizien, auf dem Balkan und in Vorderasien, in den Gettos von Lemberg und Lodz, von Drobobycz und Smyrna, in diesen engen Gassen voll starrendem Dreck und heimlichem Reichtum, wo verlotterte, verlumpte Lebensform den gleißenden Inhalt baufälliger Ruinen verdeckt, da ist das „unerschöpfliche Reservoir jener unverbrauchten Kräfte“, welche das untergehende Abendland sich zu Dutzenden als Wirtschaftsführer und Politiker wählt. Jener Kräfte, die heute den Börsenbetrieb mit ihren Tips ebenso beherrschen wie die Kreditgewährung für Industrie und Landwirtschaft, für Handel und Gewerbe. Jener Männer, deren Machtwort heute alte Kaufmannsgeschlechter und ihr Besitztum zersplittert, riesige Trusts als diktatorische Macht über ganze Nationalwirtschaften setzt, Ländergrenzen und Völkergegensätze verwischt, Krieg und Frieden nach Angebot und Nachfrage, nach Profit und Verlust verhängt.

Aus diesem dunklen Genieland des Ostens sind sie aufgestiegen, aus dem brodelnden Sumpf ungehemmter Geschäftsgrundsätze, mit robustem Gewissen und kräftigen Ellenbogen. Sie hielten nicht sehr viel von Sauberkeit, innen und außen, von kaufmännischem Anstand und vornehmer Denkungsart. Ihre Methode war rabbulistische Leisetreterei, rücksichtslose Strangulierung und Erbschleichertum an Hab und Gut der Nationen.

So kamen sie heran aus den Winkeln und Ecken der Judenviertel, krochen heraus aus den Kaninchenställen Galiziens und Polens und machten Karriere. Rücksichtslos Karriere. Manche, die nichts verstanden, als im Trüben zu fischen, sind wieder gurgelnd untergetaucht. Andere, die ihren Geschäftskollegen des Westens so etwas wie rationelles Geschäftsgebaren, Umgangsform und gute Manieren abgeguckt hatten, kamen zu Amt und Würden, zu Orden und Ehrenzeichen. Sie assimilierten sich mit mehr oder weniger großer Geschicklichkeit. Sind mächtige Finanzdiktatoren und Trustkönige, Bankherren und Aktiensammler. Manche sitzen hinter schwedischen Gardinen oder wieder daheim, woher sie gekommen und sind doch im Grunde alle gleich, schieben und arbeiten nach den gleichen Methoden und Grundsätzen, wenn man dies Wort dafür anwenden darf. Aber Dreck am Stecken haben sie alle.

So wallen sie heran aus dem dunklen Osten seit vielen Jahrzehnten, ein ununterbrochener Strom, gegen den man unterlassen hat, Schutzdämme aufzuführen. Wie eine Springflut aber schlug das über die Landesgrenzen, als die Börsenrevolte des Jahres 1918 das alte Staatsgefüge Mitteleuropas abbrach. Da begann die Erntezeit der Bosel und Castiglioni, der Petschek und Weinmann, der Barmats und Kutisker, Michael und Strauß, die im Schlamme der Inflationszeit buddelten, die Kanäle schmutzigster Börsenabwässer durchwühlten und an sich rissen, was die Schlammflut verfallender Wirtschaftsmoral unterspült und losgelöst hatte. Mit kühnen Sätzen legten Schnorrer zu Hunderten den glitschrigen Weg zu raschem Reichtum in einer Zeit zurück, deren Zehnfaches ihre Vorfahren gebraucht hatten, um aus polnischen Kaftanträgern mit Hängelocken und Hausiererbutten zu Berliner Bankiers im Zylinder und Cut zu avancieren. Das sogenannte amerikanische Wirtschaftstempo schien auch auf das verschlafene, rückständige Europa übertragen werden zu können. Man wollte nicht minder rasch Karriere machen als drüben die Lewinson, Lazard, Speyer, Thalman, Warburg, Guggenheim, Kahn, Loeb, Kuhn, Hallgarten, Zukor, Laemmle, Baruch, Untermeyer, Straus.

Der Finanzkapitalismus, verkörpert im Bankjuden und Börsenmakler, der grimmigste Feind der produktiven Wirtschaft strebt, seiner letzten Etappe zu. Er hat stellenweise die Ziele, die er sich setzte, nicht nur erreicht, sondern ist darüber hinausgeschossen. Er ist so stark in Bewegung, daß seine Manager selbst nicht mehr in der Lage sind, ihn taktisch zu leiten. Er funktioniert zwangsläufig wie eine überhitzte Maschine. Der Überdruck, unter dem dieser Kessel heute schon steht, muß in unserer Zeit noch zur Explosion kommen. Diese wirtschaftspolitische Katastrophe aber wird wie ein furchtbares Naturereignis alle diejenigen mit ins Verderben reißen, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bingen!

Die Völker müssen im letzten Augenblick darangeben, ihr bißchen Hab u. Gut, das sie noch gerettet, in Gewahrsam zu nehmen. Sonst werden sie als zahlungsunfähig erklärt und gepfändet, wie böswillige Schuldner, daß ihnen nichts mehr bleibt, als ein schmaler Tisch, um das magere Brot zu essen, ein enges Bett, um für einige Stunden von harter Fronarbeit auszuruhen. Deutschland ist bereits so weit. Die Geschäftspraktiken galizischer Schnorrer haben sich zu einem raffiniert aufgebauten System entwickelt, dem Dawesdiktat. Dr. B.

Bankier Speyer, einer der mächtigen Vertreter des weitverzweigten Bankhauses



Josef Samuel Schwab, ein amerikanischer Wirtschaftsdiktator



Ein polnisches Judendorf, die Heimat vieler großer Börsenfürsten



Roman von Richard Albrecht

5. Fortsetzung.

Wie auf ein Gespenst sah Schröder auf den unheimlichen Eindringling, der kein anderer als Harald Werthner war in geschickter Verwandlung seines Gesichtes. Auch seine Stimme klang verändert. Der Justizrat hätte in dem etwas ältlichen Herrn nicht im entferntesten den Schriftleiter des „Satyrs“ erkennen können, den er vor kurzem gesprochen hatte. Er vermutete in ihm einen bloßen Verbrecher. Und da sich der Justizrat wohl bewußt war, daß er eigentlich von Verbrechern, allerdings meist von besseren, lebte, ging er voll Ergebenheit zu seinem Kassenschrank, entnahm ihm die geforderte Summe und gab sie dem Herrn Anonymus. Mit heiterer Miene zum bösen Spiel legte der Justizrat dem Erpresser die Hand auf die Schulter: „Sie sind ein wenig teuer, mein Herr.“

Der Anonymus lächelte: „Andere weniger Glückliche würden sich ein Stelldichein mit der göttlichen Joe Erkner mehr kosten lassen. Sie wissen diese exzeptionelle Gunst wohl nicht richtig einzuschätzen. Nun, besten Dank und auf Wiedersehen! Halten Sie sich aber meine Warnung stets vor Augen: Wenn ich herausbringe, daß Sie das Geringste gegen mich unternehmen, decke ich Ihren Ehebruch Herrn Generaldirektor Goldmann auf. Addio!“

In verschiedener Hinsicht fühlte sich der Justizrat Schröder erleichtert, als der Erpresser gegangen war. Als Kenner der Lumpenpsyche rechnete er auf die bei Verbrechern so häufige Ritterlichkeit und das Halten des gegebenen Versprechens. Er wußte, daß nur Gelegenheitserpresser nicht von ihrem Opfer ablassen, solange bis sie selbst gefaßt werden. Dieser Mann war aber Berufsverbrecher, das schien ihm ziemlich sicher, und so nahm er an, daß die üble Angelegenheit für ihn erledigt, aus der Welt geschafft sei — abgerechnet natürlich die verfluchte Inkubationszeit, für die er zwei Monate ansetzte. Er war wenigstens auf der einen Seite beruhigt.

Seine Rechnung auf den Gentleman-Verbrecher erwies sich aber als trügerisch; denn Harald war kein Verbrecher, er war ein Jude und erachtete sich als solcher nicht gebunden an Verbrecheredelmut. —

Die Frau Justizrat erhielt einen zweiten Brief, worin ihr genau beschrieben wurde, daß ihr Mann am Soundsovielten abends zwischen zehn und zwölf Uhr in der Kantstraße 30/I mit einer Dame gewesen sei. Die arme Frau fuhr wieder zur Stadt, suchte die Zimmervermieterin auf und diese bestätigte ihre Fragen.

Das dicke Weib, das gleich verstand, worum es sich drehte, sagte:

„Am nächsten Tage habe ich natürlich das Frauenzimmer gleich hinausgeschmissen. Übrigens, der Herr Gemahl hat ein Taschenmesser liegen lassen. Sehen Sie, da ist es!“

Frau Justizrat erkannte das Taschenmesser sofort als dasjenige ihres Mannes. Sie hatte es ihm einmal selbst gekauft. Nun war es für sie ein untrügliches Beweismittel.

Das Messer hatte Joe dem Justizrat aus der Tasche gestohlen und es absichtlich im Zimmer zurückgelassen.

Auch die andere Beschreibung, die die Zimmervermieterin von dem Manne entwarf, paßte auf den Justizrat. Es war kein Zweifel mehr für die arme Frau Schröder möglich: Ihr Mann hatte sie betrogen. Nur war ihre Nebenbuhlerin nicht diejenige, die sie vermutet hatte. Sie hätte es verstanden, wenn er sich mit der Bewußten näher eingelassen hätte. Aber irgend so ein fremdes Weib — das ging über ihre Begriffe. Das erschien ihr unverzeihlich.

Gebrochen kehrte sie auf das Land zurück. Da gab sie sich scheinbarer Ruhe und Erholung hin. Ihre muntere, in eigenen Interessen befangene Tochter, die meist in der Gesellschaft junger Leute herumtollte, merkte nichts von dem veränderten Wesen ihrer Mutter.

In der unglücklichen Frau fraß der Dämon Eifersucht. Er raubte ihr die Nachtruhe und hielt sie zurück von dem Verkehr mit Menschen. Sie wurde schwermütig. Wie ein gefangenes Raubtier gingen ihre Gedanken immer im Kreise herum, kehrten unermüdlich auf den Ausgangspunkt zurück. Die Kreise wurden immer enger, sie wurden in immer gehetzterer Eile durchrast. Eine unheimliche Glut glomm in ihren Augen. Sie zitterte in der Angst vor etwas Furchtbarem.

Ihre Tochter Nelly mußte am Ende der Ferien in die Stadt zurück zur Schule. Die Frau Justizrat hatte ihren Mann gebeten, noch länger zur Erholung ausbleiben zu dürfen. Sie beabsichtigte, überhaupt nicht mehr zu ihrem Manne zu gehen.

Der Justizrat schrieb ihr einen lieben Brief, worin er sie aufforderte, nur ja recht ihrer Gesundheit zu leben. Sie sollte so lange das Landleben genießen als sie wünsche. Dieser Brief machte der Frau durchaus keine Freude, im Gegenteil gab er ihrer Eifersucht neue Nahrung.

Schröders Sicherheitsgefühl war langsam wieder hergestellt worden. Ein allmählich in ihm überhandnehmender Leichtsinn ließ ihn gewisse nagende Bedenken vergessen. Zu schaffen machte ihm bloß noch der unverschämte Erpresser, der von Zeit zu Zeit vorsprach und ihm bedeutende Summen abknüpfte. Durch die Abwesenheit seiner Frau wurde Schröder vergnügungssüchtig. Er ging viel aus und geriet in gefährliche Gesellschaften. Es erschien ihm sonderbar, daß sich Joe nie wieder bei ihm blicken ließ und daß er sie auch nirgends traf. Er bedauerte den plötzlichen Abbruch der Beziehungen allerdings nicht. Joe hatte ihn enttäuscht.

Da fuhr der Blitz aus heiterem Himmel auf den irregeleiteten Menschen. Ein polizeiliches Telegramm aus dem Landort benachrichtigte ihn, daß seine Frau in einem Anfall von Trübsinn sich im dortigen See habe ertränken wollen. Sie sei von Fischern herausgezogen worden. Jedoch mache ihr Geisteszustand die Unterbringung in einer Heilanstalt notwendig.

Als der Justizrat bei seiner Frau eintraf, kannte sie ihn nicht mehr. Ihr Geist war völlig vernichtet. Ein tierischer Stumpfsinn schaute aus ihren Augen, so fremd, als wäre sie schon seit Jahren irrsinnig. Des Justizrats furchtbare Gewissensahnung wurde durch die beiden schurkischen Briefe bewahrheitet, die er in dem Zimmer seiner Frau fand. Jetzt hätte er den Hund, dem er noch Verbrecheredelmut zugetraut hatte, ermorden mögen. Aber der ließ sich bei ihm nicht mehr blicken. Das grauenhafte Unglück war geschehen und der Justizrat unternahm nichts, um den satanischen Schurken durch Fahnder auffinden zu lassen.

Eine Zeitlang war die arme Frau in einer Nervenheilanstalt untergebracht. Dann kam sie als unheilbar in eine Irrenanstalt.

Der Justizrat geriet von jenem niederschmetterndem Augenblick an auf abschüssige Bahn. Seine Rechtsanwaltspraxis ging dadurch zurück. Eines Tages stellte der Arzt bei ihm positiven Wassermann fest. Das gab ihm den Rest in seiner Haltlosigkeit. Die Aussicht auf den Rollstuhl stellte ihn vor die Wahl zwischen einer Kugel und der langsamen Selbstzerstörung durch den Alkohol.

Er entschied sich für das letztere.

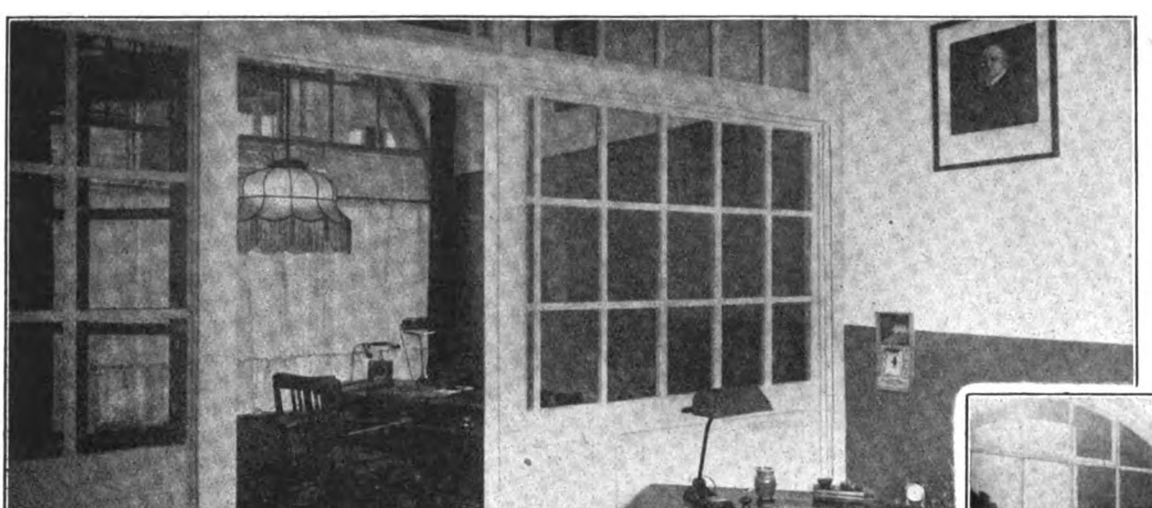
Der Justizrat und Hedwig.

Schröder befand sich lange Zeit unter einem seelischen Tiefdruck. Die zermürbenden Selbstanklagen, die er im Trunk wegzuspülen trachtete, erhoben sich beim katzenjämmerlichen Erwachen des Morgens mit um so stärkerer Gewalt. Sie peitschten ihn wie Erinnyen von seiner Arbeit weg, vor allem überfielen sie ihn mit gie-

DAS NEUE HEI[...] PARTEI[...]

FRZ. EHER N[...]

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



Redaktion und Redaktionssekretariat des „Illustrierten Beobachters“

Als die Nationalsozialistische Partei im Jahre 1920 endlich da[...] denken konnte, für sich ein eigenes Blatt, den „Völkisch. Beobach[...] (damals noch Wochenzeitung) zu erwerben, machte die Besetz[...] der Schriftleitung kein Kopfzerbrechen. Dietrich Eckart, der mei[...] liche Beh[...] scher der d[...] schen Spr[...] und polit[...] Schriftstel[...] von selte[...] Begabu[...] stand ja in [...] Reihen Hit[...]



Verlagsbuchhandlung

Ernste Sorge dagegen bereitete die geschäftliche Lage des neuen Unternehmens, für das sich ein ganzes Jahr lang kein fähiger und geeigneter Leiter finden ließ. Erst als im Jahre 1921 Adolf Hitlers Feldzugskamerad Max Amann die Geschäftsführung übernahm, begann jene Aufwärtsentwicklung, die in fast 7 Jahren das Unternehmen auf den heutigen Stand gebracht hat. Wenn der nationalsozialistische Parteiverlag Franz Eher Nachf., G. m. b. H., sich heute als Herausgeber einer in zwei Ausgaben erscheinenden Tageszeitung, des „Völkischen Beobachters“, einer an die 100000er Auflagengrenze heranreichenden Bilderzeitung, des „Illustrierten Beobachters“, und nicht zuletzt als Buchverlag eine beacht[...] werte und nicht mehr zu übersehende Stellung im deutschen Zeitungswesen und Verlagsbuchha[...] erkämpft hat, so kann die Feststellung allen Beteiligten zum Stolze gereichen, daß dies gesch[...]

9 große Schaufenster sind g[...]



Der Schalterraum



Die Buchhaltung



Abteilung für Zeitungsgroßbezug



Das „Hansahaus“ in München, Thierschstraße [...]

DES N.S.D.A.P. ERLAGS

HF., G.M.B.H.

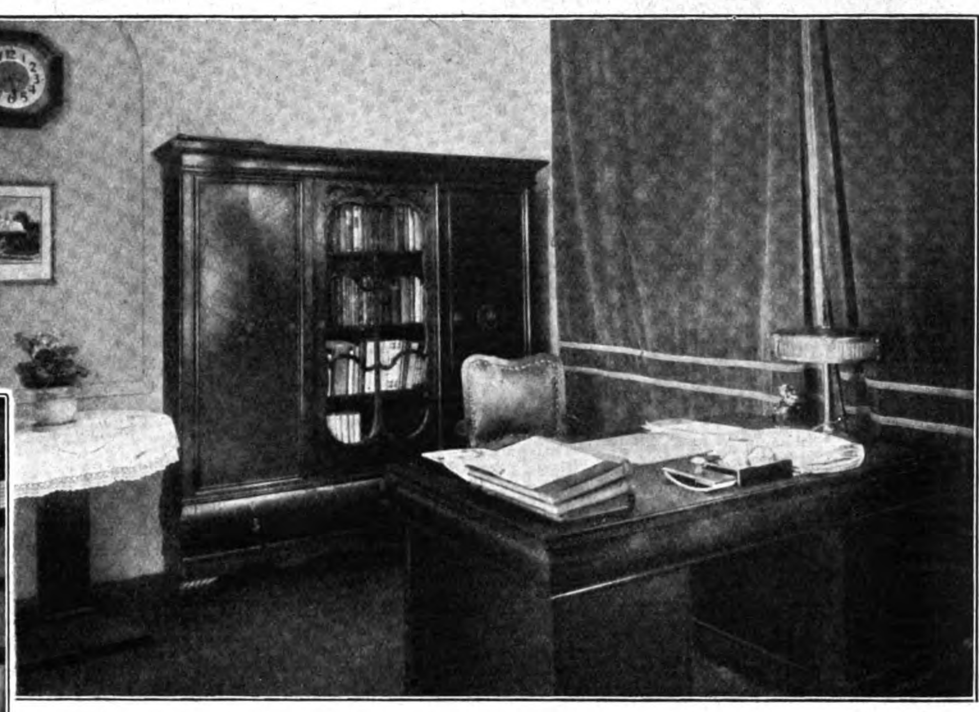
aus eigener Kraft ohne irgendwelche fremde Hilfe. chts kann die Bedeutung des Verlages Franz Eher Nachf., m. b. H., besser beweisen als folgende Gegenüberstellung: Der ialdemokratische Parteiverlag Dietz Nachf., G. m. b. H., Berlin, chte im Geschäftsjahr 26/27 etwa Verlagswerke mit urchschnittl. flagen von -5000 Stück aus. Der nationalsozialistische Parteiverlag Franz Eher, Nachf. G. m. b. H., ließ in 10 Monaten des Jahres 1927 rund 35 Verlagswerke mit durchschnittlichen Auflagen von 5 bis 10000 Stück drucken und übernahm zudem noch aus anderen Verlagen Bücher mit einer Gesamtauflage von 23000 Stück.

So konnte es nicht ausbleiben, daß man auch die räumlichen Fesseln des früheren Verlagslokales sprengen mußte und dem Parteiverlag ein neues Heim gab, das auch in seiner äußeren Aufmachung der Bedeutung jener Arbeit entspricht, die der Verlag im Kampf um Deutschlands ationale und soziale Befreiung zu leisten hat. Aber auch die neuen Räume werden auf die auer nicht genügen. Eine endgültige Lösung der Platzfrage wird erst das eigene Verlagsebäude bringen, das nächste Ziel, das sich die Verlagsleitung gestellt hat.

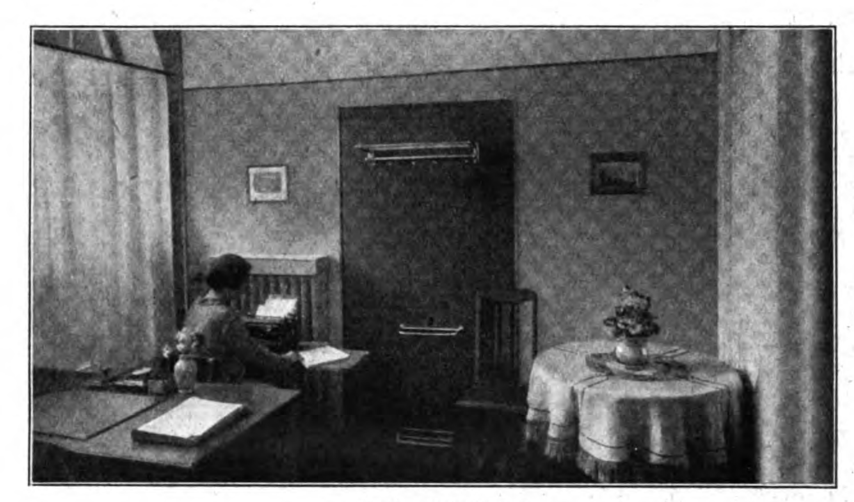


und Sortiment

rliche Propagandamöglichkeiten



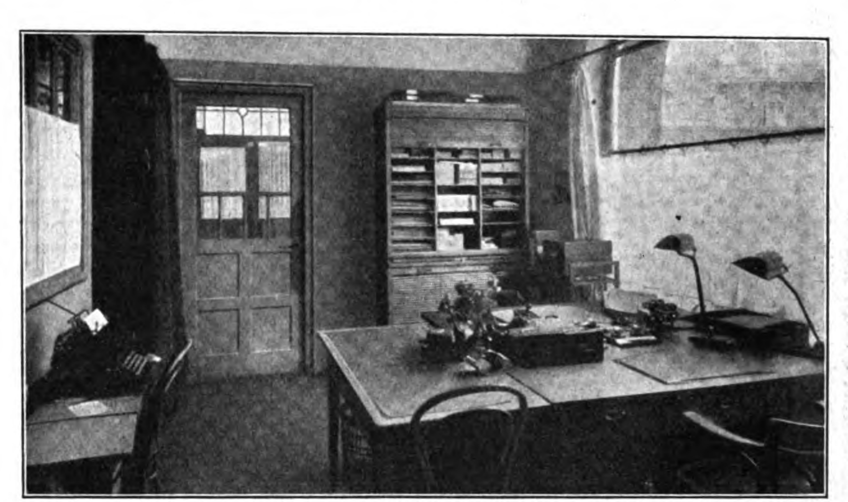
Geschäftszimmer des Verlagsdirektors



Verlagssekretariat



den Geschäftsräumen des Verlags Frz. Eher Nachf.



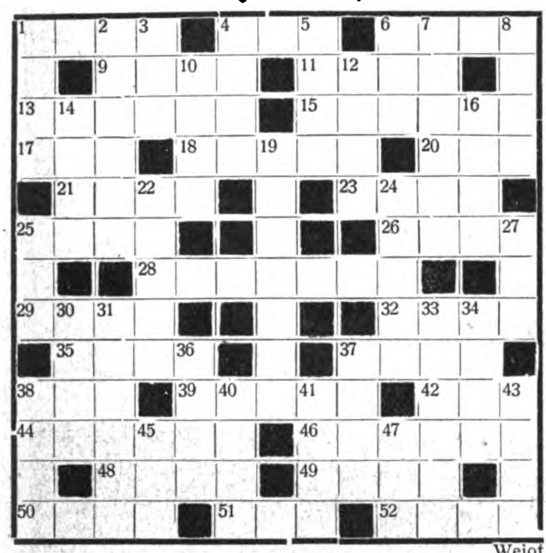
Anzeigenabteilung



Pack- und Expeditionsraum

ZUM ZEITVERTREIB

Kreuzworträtsel



Wejot

Wagrecht:

1. Frauenname, 4. griechischer Buchstabe, 6. Besucher, 9. europäisches Volk, 11. sauber, 13. Gesteinsart, 15. Stadt des Altertums, 17. Wiener Maler, 18. Baumaterial, 20. Wärmegrad, 21. Balkanmünze, 23. Göttin des Zankes, 25. Stadt in Mitteldeutschland, 26. spanischer Frauenname, 28. Gottesgelehrter, 29. Laubbaum, 32. schmale Stelle, 35. englischer Adeliger, 37. Tier des Nordens, 38. altes Gewicht, 39. Artikel (Wesfall), 42. Vorwort, 44. ägyptischer Gott mit Schakalkopf, 46. Wurst, 48. schwarzer Vogel, 49. Himmelsrichtung, 50. Stadt im Banat, 51. Teil der Takelung, 52. große asiatische Insel.

Senkrecht:

1. Spanischer Feldherr und Staatsmann, 2. fremdsprachige Anrede, 3. bunter Vogel, 4. Schwimmvogel, 5. Fluß in Mittelitalien, 6. Wachholderschnaps, 7. Farbstoff, 8. schöne Eigenschaft, 10. Mittelmeerinsel, 12. Artikel, 14. unbestimmtes Zahlwort, 16. Gefäß, 19. überragen, am Thron sitzen, 22. Familienoberhaupt, 24. Stern im Orion, 25. Landschaft, Bezirk, 27. Gewässer, 30. spanische Provinz, 31. Reifeprüfung, 33. Staat in U. S. A., 34. Zwerg, 36. gütig, freundlich, 37. alttestamentarischer Name, 38. Vulkangestein, 40. Fluß im Riesengebirge, 41. Teil der Schmiede, 43. Stadt in Livland, 45. Kurort, 47. Balkanmünze.

Auflösung des Kryptogramms in Nr. 21

1. Ingwerwein; 2. Zimmermann; 3. Merane; 4. Pranger; 5. Altdamm; 6. Atemnot; 7. Glimmer; 8. Ferment; 9. Triangel; 10. Kelten.

Wer immer angelt, dem nimmer mangelt.

Humor.

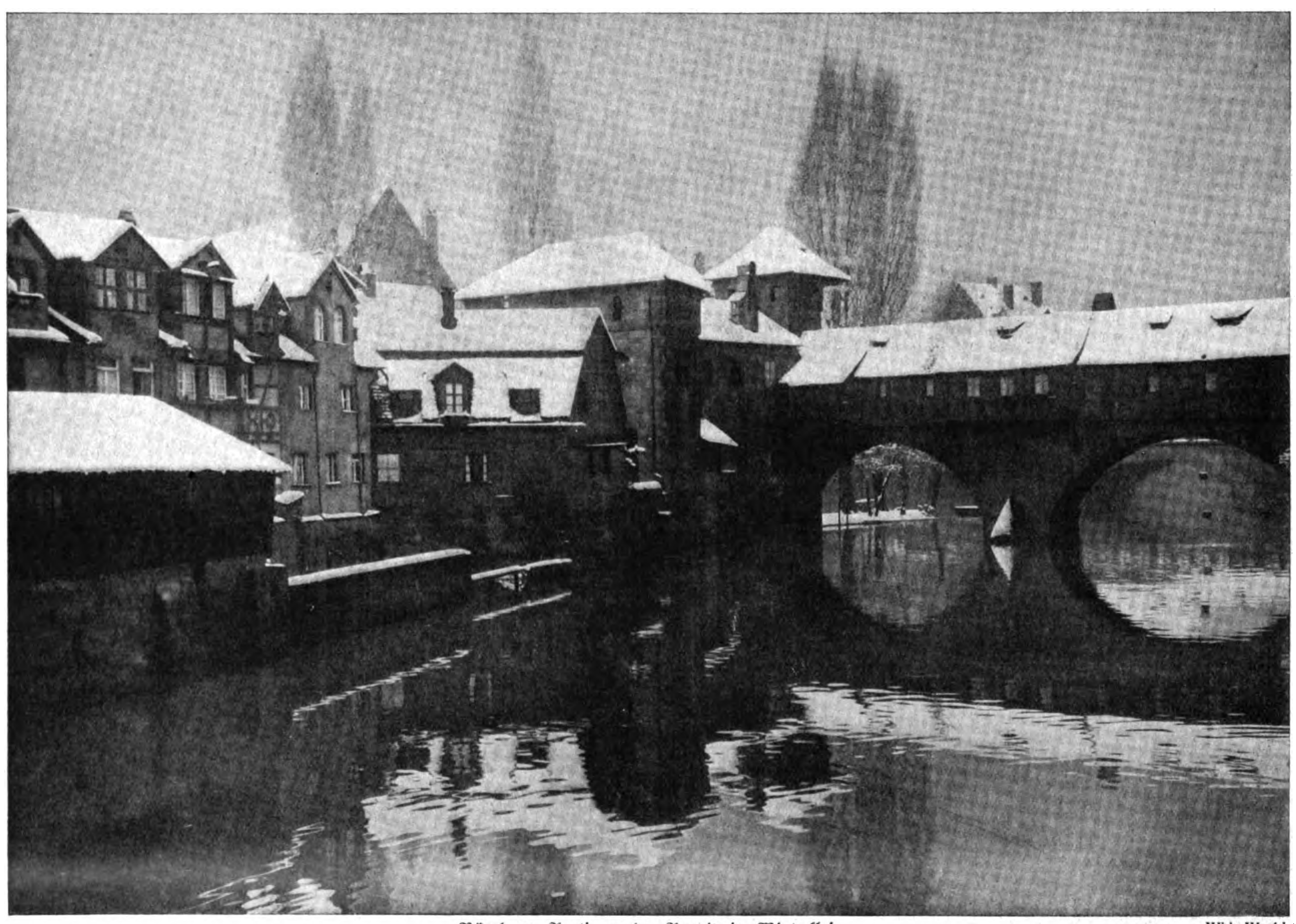
Richter: „Was, Sie wollen behaupten, Sie hätten auf Anordnung des Arztes diese vielen Diebstähle begangen?"

Angeklagter: „Nu freilich, er hat mir doch gesagt, jeden Abend vor dem Schlafengehen soll ich 'ne Kleinigkeit nehmen."

*

„Na, Arthur, wie geht's dir denn in deiner Ehe?" — „Ich werde von Tag zu Tag jünger. Wie in meiner Knabenzeit rauche ich jetzt wieder heimlich."

DER ERSTE SCHNEE



Nürnberg: Partie an der Pegnitz im Winterklei

Wide World

riger Gespensterhaftigkeit in den Räumen seiner Villa. Wie ein Mörder hatte er Angst vor seinem Hause, er suchte Vergessenheit hinter dem Weinglas, bei Champagnergelagen. Da seine Gesundheit gegen die Einwirkungen des Alkohols gefeit war, gelang es ihm allmählich, die dunkel beschwingten Gewissensgeister zu verscheuchen. Er glaubte auch, durch eine Kur das üble Angebinde Joes überwunden zu haben. Und so geriet er nach Ablauf längerer Zeit in eine Periode erzwungener Sorglosigkeit.

Er kam wieder früher am Abend nach Hause und hielt sich auch tagsüber öfter in seinem Heim auf. Die Stimmen, die ihm zwischen den Wänden seines inmitten hoher Kastanien gelegenen düsteren Hauses wahnsinnige, schaudervolle Dinge zuschrien, hörte er nicht mehr. Wenn er seine Frau irgendwie vermißte, so war es bloß im Haushalt. Nun, da die Herrin fort war, herrschte unter den Dienstboten eine abscheuliche Mißwirtschaft.

Marie, die dicke, alte megärische Köchin, stritt den ganzen Tag mit dem hübschen Zimmermädchen, der Hedwig. War eine Pause in ihrem Kampfe, so schlug Marie sich die Karten und Hedwig las Romane. Der Arbeit frönten beide nicht. Der Chauffeur Fritz, der auch noch die Obliegenheiten eines Gärtners versehen sollte, ließ das ihm anvertraute Gut wuchern im buchstäblichen Sinne, d. h. das Unkraut wucherte üppig im Garten und im Park. Dieser Fritz hatte zuerst ein Auge auf die saubere Hedwig geworfen, aber das schnippische Mädchen wollte von ihm nichts wissen, und so machte Fritz die Hedwig bei der Marie schlecht. Die moralische Küchenfee war für diese Verleumdung dankbar, hatte deswegen aber eine nicht geringere Abneigung gegen den Schürzenjäger Fritz, da sie dessen wüste Verheerungen unter der Jungfernschaft des Villenviertels kannte.

Die Tochter des Hauses, die vierzehnjährige Nelly, fühlte sich in diesem „Saustall", wie sie den Haushalt selbst nannte, äußerst wohl. Nichts war ihr mehr verhaßt als Regelmäßigkeit. Sie gedachte Schauspielerin zu werden und hielt Unordnung als die erste Vorbedingung für Kunst.

Als der Justizrat wieder häuslicher wurde, merkte er die in seinem Hauswesen eingerissenen Mißstände. Er trat dagegen auf. Aber so tadellos er seinen Kanzleibetrieb in der Stadt mit fast zwanzig Angestellten in Schuß hatte, so wenig war er imstande, die drei dienstbaren Hausgeister zur Vernunft zu bringen. Da entschloß er sich zu einem Radikalmittel: allen dreien mußte gekündigt werden. Jedoch, — er überlegte: die Marie hatten sie schon über zehn Jahre, die durfte er nicht fortschicken. Der Fritz war ein ausgezeichneter, sicherer Fahrer, also den auch nicht. Aber die Hedwig, die hatte es faustdick hinter den Ohren, die mußte dran glauben. Vielleicht half es etwas, wenn die weg war.

Mit gebieterischer Juristenstimme rief er: „Fräulein Hedwig!"

Es war ein heißer Nachmittag. Schläfrige Stille herrschte in dem Hause. Nichts rührte sich auf seinen Anruf. Er klingelte. Es schrillte irgendwo in einsamer Ferne. Hilflosigkeit und Hohn zugleich klangen aus dem wütend erneuten Schrillen. Die Stille war unerbittlich, kein Schritt erbarmte sich, niemand kam. Da machte er sich in explodierender Entschlossenheit auf die Suche, Tatkraft wuchtete in seinem Schritt. Seine Wut gegen das ungeratene Frauenzimmer gewann rasenden Auftrieb:

„Donnerwetter, die fliegt mir in hohem Bogen!"

Gleichzeitig gewitterte moralischer Ingrimm in ihm. Die brave Marie hatte ihm heute morgen gesagt, daß die Hedwig ein Verhältnis mit dem Fritz habe. Seine Entrüstung deklamierte im stillen:

„In meinem Haus dulde ich keine Schmutzereien! Immer sind doch die Weiber die Verführer! Drum fort mit Schaden!"

Er kam in den Salon, in dem die Jalusien heruntergelassen waren. Da sah er in dem Halbdunkel dieses Biest von einer Hedwig auf der großen Ottomane lang ausgestre[illegible]lenzen. Sein Zorn erklomm einen schwindelhaften Gipfelpunkt, sein brodelndes Vorhaben wollte sich in einem knallenden Donnerwetter entladen. Aber — all das innerlich Tobende verebbte bei der Besänftigung durch die ihm angeborene Würde und — bei dem verführerischen Anblick.

Er trat näher. Fast unhörbar schlich er über den dicken Perserteppich. Hedwig machte keinen schlechten Eindruck, als sie in ihrem leichten, kurzen Sommerkleidchen zwischen den verschiedenen seidenen Kissen in sorglosester Haltung lag und — den Satyr las. Sie war so vertieft in die Lektüre, daß sie den Justizrat erst wahrnahm, als er vor ihr stand. Sie richtete sich empor, aber nicht gerade schnell; denn sie sah mit geschmeichelter Genugtuung, mit welcher Bewunderung die Augen des Justizrats an ihr hingen. Sie legte auch den Satyr nicht weg. Man hätte nicht behaupten können, daß sie verlegen war. Verlegenheit zeigte eher der Justizrat, der nicht wußte, ob er noch seine Absicht zur Ausführung bringen sollte. Der verrollende Donner seiner Wut klang in sonnige Freundlichkeit aus. (Fortsetzung folgt.)



Tanger, von der Reede gesehen. Hafenanlagen werden gebaut und in 5 Jahren gebrauchsfertig sein

Der Verfasser dieser Zeilen wurde, als er sich kürzlich auf dem Wege nach Marokko befand, von den deutschen Konsulatsvertretern in Spanien dringend gewarnt, seine Absicht auszuführen. Aber man warnte ihn nicht etwa vor den „wilden" Kabylen, vielmehr vor den marokkanischen Behörden. Und das hatte seinen guten Grund: Vom Sommer 1914 bis zum Herbst 1927 war Marokko mit Ausnahme der verhältnismäßig kleinen spanischen Zone dem deutschen Handel und der Einreise von Angehörigen der ehemaligen Mittelmächte so gut wie verschlossen. Der sogenannte „Kriegszustand" zwischen dem Sultan von Marokko und dem Deutschen Reiche war seltsamerweise nicht einmal durch das Diktat von Versailles beendet worden; im Gegenteil, im Jahre 1920 erließ der Sultan auf Veranlassung des als Deutschenfresser bekannten französischen Marschalls Liautey ein drakonisches Einreise- und Einfuhrverbot gegen Deutschland. Diese Sperre wurde, wie unglaublich es auch klingen mag, in der Weise gehandhabt, daß deutsche Reisende, welche ohne besondere Bewilligung der Residenz in Rabat, wenn auch im Besitz eines Visums, in Marokko an Land gingen, nicht etwa zur sofortigen Abreise angehalten, sondern — auf Wochen eingekerkert und überdies mit hohen Geldstrafen belegt wurden! Noch im April 1927 kam eine neuerliche scherifische (d. h. kaiserl. marokkanische) Verordnung heraus, welche diese Bestimmungen neuerdings bekräftigte. Die Bewilligung zur Einreise konnte aber nicht erlangt werden, sodaß uns dieses Land tatsächlich verschlossen war. Auch Waren deutschen Ursprungs blieben geächtet. Dies bezog sich nicht bloß auf die französische, sondern ebenso auch auf die dem Namen nach „internationale" Tangerzone. Gerade hier hatte der deutsche Handel vor dem Kriege eine beherrschende Stellung inne, die seither ganz von Frankreich „erobert" worden ist.

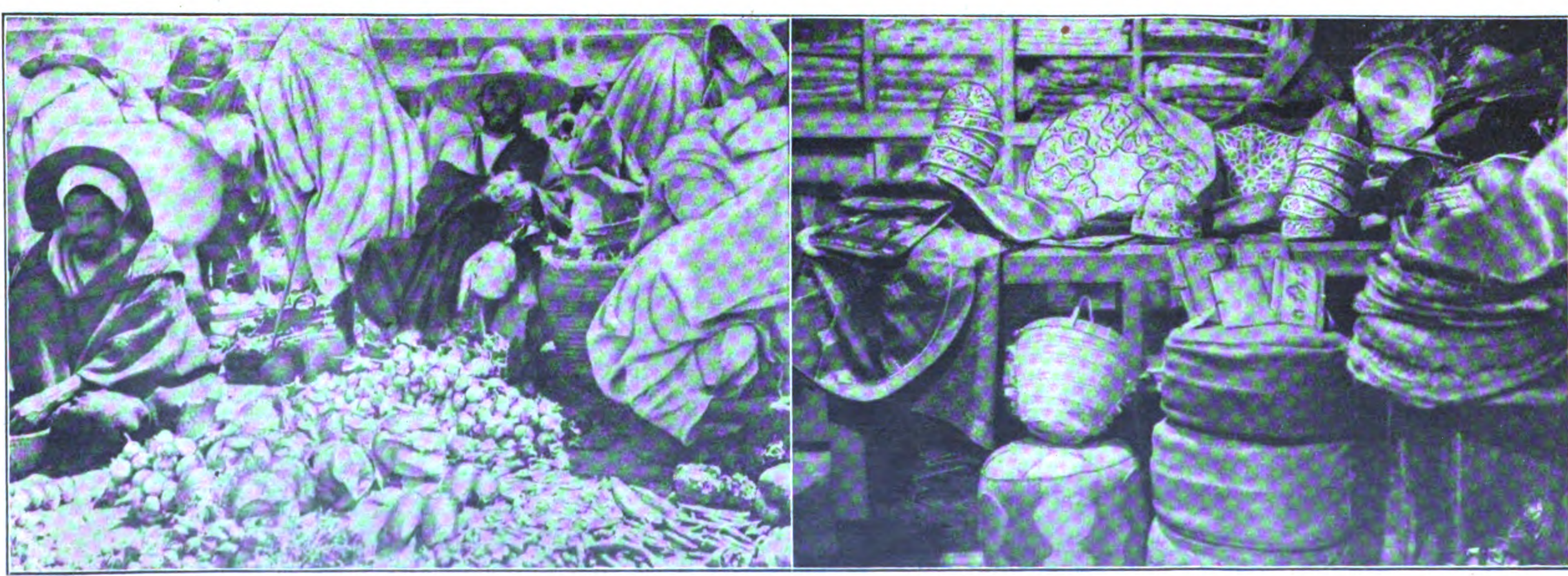
. . . und ein schlechtgelaunter Negerjunge. Er dürfte ein Kenner der europäischen Marokkopolitik sein



Ein lustiges Negermädel . . .

Die Bevölkerung aber war und ist ausgesprochen deutschfreundlich. Ich werde es lange nicht vergessen, mit welchem freudigen Staunen man in mir nach so vielen Jahren den ersten Deutschen begrüßte. Und das Staunen war ganz auf meiner Seite, als Handwerker und Händler, Leute, denen Bildung im landläufigen Sinne durchaus nicht eigen ist, mich — deutsch ansprachen. Besonders erheiternd war es, wenn sich mir diese Söhne des Rif- und Atlasgebirges mit Redewendungen, die sie irgendwo aus dem — Berliner Dialekt aufgefangen hatten, verständlich zu machen suchten.

Marokko stellt den nordwestlichen Eckpfeiler des afrikanischen Erdteils dar. Der Sultan (Kaiser)



Die Rifkabylen steigen friedlich von ihren Bergen herab und verkaufen Gemüse

Maroquineriewaren: Hohe kamellederne Sitzkissen, große und kleine Schafledertaschen, Decken, Käppchen usw., prachtvoll in Gold gestickt



Mehlhändler. Das Geschäft geht schlecht; man muß auch andere Waren verkaufen



Die Mädchen am Brunnen stellen sich an, wie man's bei uns Anno 1918 tat



Trompeter der scherifischen (d. h. kaiserlich marokkanischen) Armee

übt eine Scheinherrschaft aus. Sein Land ist in drei „Protektoratszonen" geteilt. Die größte ist die französische Zone, die Mitte und Westen des Reiches einnimmt. Im Norden liegen die spanische Zone und die Tangerzone, welche unter internationalem (hauptsächlich französischem, spanischem und englischem) Protektorat stehen. War die unverkennbare Freundschaft der Eingeborenen für das Deutschtum während all der letztvergangenen Jahre eine Angelegenheit von mehr oder weniger nur platonischer Bedeutung, so kommt diesem Umstand jetzt wieder hohe Wichtigkeit zu. Die europäischen Bevölkerungsschichten des Landes stehen einander aus politischen Gründen mißtrauisch, ja gehässig gegenüber. Unter der Oberfläche notdürftig zurechtgezimmerten Verständnisses liefern sie sich erbitterte Konkurrenzkämpfe. Die eingeborene Bevölkerung aber bildet festgefügte Einheiten.

Wer dieses eigenartige Land besucht, gewinnt den Eindruck, daß es sich hier, wie in den strittigen Gebieten Europas um einen vorübergehenden Besitznotstand handelt. Dieses reiche und schöne Land mit einer entwicklungsfähigen, sympathischen Bevölkerung, dieses Land, das ein Paradies des Friedens sein könnte, ist heute ein Pulverfaß, dessen Entladung Europa in die Luft sprengen kann. Das Wort „Paradies", das den landschaftlichen Reizen und dem milden, sonnenbegnadeten Klima entspricht, ist nicht nur dem Schreiber dieser Zeilen in den Sinn gekommen. Schon vor Jahrtausenden galt dieses Gebiet als Paradies. Den alten Hellenen war das heutige Marokko der Garten der Hesperiden, in dem die goldenen „Äpfel" wuchsen. Marokko war das Paradies der Antike und ist heute ein Paradies **für die zahlreichen Handelsjuden, die sich dort niedergelassen haben.**

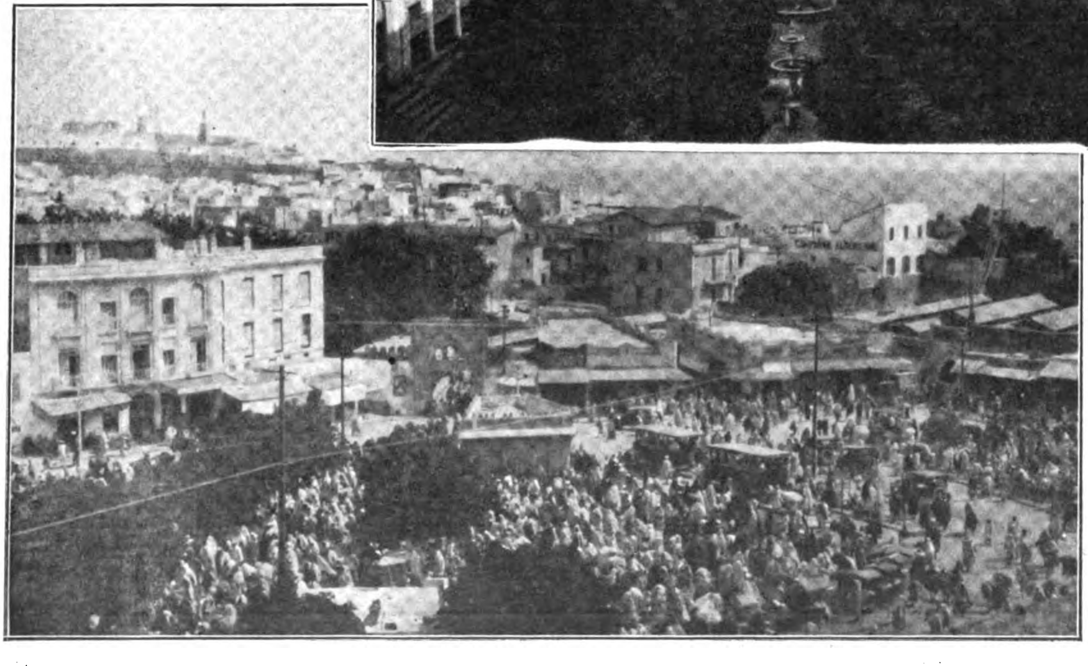


Tabakladen



Schlangenbeschwörer

Der herrliche Kaiserpalast des Sultans Muley Hafid. Der Sultan mußte, da er deutschfreundlich war, während des Krieges fliehen und kam nie dazu, diesen Palast zu sehen. Das unfertige Prachtgebäude ist von Italienern im Ramsch gekauft worden (Zu Bild Mitte)



Die weiße Stadt Tanger. Im Vordergrund der Außenmarkt, von unzähligen verhüllten Gestalten belebt

DAS „DANKBARE" VATERLAND

Ernst Pöhner, der ehemalige Polizeipräsident von München und später einer der fähigsten Mitarbeiter bei der Vorbereitung eines freien Deutschlands, ruhte seit 1925 im Waldfriedhof zu München. Seine Freunde setzten ihm einen Grabstein mit der Inschrift: „Dem Vorbild treuester Pflichterfüllung das dankbare Vaterland." Das Vaterland von heute aber wollte gar nicht dankbar sein und forderte deshalb durch seine würdigen Repräsentanten, die schwarz-roten Stadtväter von München, die Witwe Pöhners auf, die Grabinschrift zu entfernen. Eine Sünde wider den Geist des Toten wäre es gewesen, solcher Anmaßung nachzugeben. Und so verließ der tote Pöhner München und seine allem Großen und Hehren,





bis übers Grab hinaus feindliche Atmosphäre. In seiner fränkischen Heimat, im Ehrenfriedhof der Burg Hoheneck bei Ipsheim in Mittelfranken, fand er endlich Ruhe. Nationalsozialisten und Oberländer, seine alten Kampfgenossen, die Träger eines dankbaren Deutschlands, erwiesen ihm die letzte Ehre.



DEUTSCHE REVOLUTION AUF DER BÜHNE

Mit der Uraufführung des Stückes „Der Wanderer" von Josef Goebbels im Wallner-Theater zu Berlin ist die „Nationalsozialistische Versuchsbühne" zum erstenmal an die Öffentlichkeit getreten. Dieser begrüßenswerte Versuch zeitigte einen Erfolg, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt und ein Ansporn sein soll, auf dem eingeschlagenen Wege rüstig weiterzuschreiten. Unser Bild zeigt eine Szene aus dem Stücke von Josef Goebbels, das in 12 Bildern die Wanderung des Dichters und des Wanderers über die Höhen und durch die Niederungen des deutschen Volkes behandelt.



In Berlin stauen sich allwöchentlich die Menschen vor den Plakatsäulen, um die Ankündigungen für die nationalsozialistischen Wählerversammlungen zu studieren. Wiederholt mußte die Schupo des Herrn Bernhard Weiß verkehrsregelnd eingreifen, um allen das Lesen des Textes zu ermöglichen

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstr. 11, Fernsprecher 20647, 20648.
Schriftleitung: Hermann Esser.
Der „Illustrierte Beobachter" erscheint am 15. und 30. jeden Monats. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München. Auslieferungsstelle für Österreich: Konrad Hawel, Wien-Mödling, Hauptstr. 49. Auslieferungsstelle in der Tschechoslowakei: N.S.P.-Verlag, Aussig a. d. Elbe, Teplitzer Str. 20.

2. Jahrgang / Folge 23
15. Dezember 1927



Preis 20 Pf. / Österreich 40 Gr.
Tschechoslowakei 2 Kc.

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRZ. EHER NACHF., G.M.B.H. MÜNCHEN 2, NO. 2

Im Banne des Weihnachtsbaumes

Aus der Werkstatt des Christkinds

Wenn am heiligen Abend der deutsche Weihnachtsbaum im Glanze der Lichter erstrahlt und die Kinderherzen höher schlagen beim Anblick der Lichterpracht, dann denken wohl wenige darüber nach, wie und wo alle die glitzernden Herrlichkeiten entstehen, die den Baum schmücken. Aber die Heimat des Spielzeugs unserer Kleinen kennt auch nur ein kleiner Kreis von deutschen Eltern.

Die Heimat der deutschen Spielzeugindustrie in Thüringen und vor allem in den Dörfern des sächsischen Erzgebirges ist auch die Heimat der größten Not. Beispiellos ist die Ausbeutung der Heimarbeiter durch den profitgierigen Spielzeuggroßhandel, der größtenteils in jüdischen Händen liegt, und es ist, als ob der Weihnachtsjubel der Kinder im weiten deutschen Vaterland den Jammer und die Tränen der armen Heimarbeiterkinder wieder wett machen wollte. Die Tatsache, daß deutscher Christbaumschmuck heute schon wieder wie vor dem Kriege in die ganze Welt verschickt wird und die ausländische Konkurrenz fast restlos geschlagen hat, verliert erheblich an Wert, wenn man weiß, unter welchen Umständen dieses Produkt deutschen Fleißes und nicht zuletzt deutschen Gemütes hergestellt wird.

Unter den Plätzen im mittleren Deutschland, wo die Herstellung von Spielwaren und Christbaumschmuck noch als ausgesprochene Heimindustrie betrieben wird, steht die Ortschaft Seiffen im sächsischen Erzgebirge seit alters her an erster Stelle. Das Dorf, etwa eine Wegstunde von der Grenze zur Tschechoslowakei gelegen, zählt etwa 1400 Einwohner. Es gibt in dieser Gemeinde kaum ein Haus und eine Hütte, wo nicht in irgendeiner Weise an der Herstellung von Spielwaren gearbeitet würde. Alt und jung, Großmutter und Enkelkind, alles wird zur Arbeit herangezogen. Hat man sich neuerdings zur Arbeitsteilung und damit zur Vereinfachung der Produktion durchgerungen, so wurde früher jedes Stück im Hause ganz und gar hergestellt.

Die in Seiffen hergestellten Spielwaren sind mit ganz geringen Ausnahmen aus Holz gefertigt und gehören meist der billigen Gattung an. Pferde in den verschiedensten Arten und Ausführungen, Wagen und Wägelchen, Soldaten, das Tierreich in allen seinen Einzelgattungen, Miniaturmöbel für die Puppenstuben sind die hauptsächlichsten Arten der in der Ortschaft hergestellten Holzwaren. Die Herstellung von Tierfiguren nimmt unter allen diesen Erzeugnissen weitaus den größten Platz ein. — Diese Figuren entstehen auf ganz eigenartige Weise. Bei der Massenherstellung, wie sie in der Ortschaft betrieben wird, könnte kaum diese augenfällige Gleichheit der einzelnen Figuren erreicht werden, wenn jede Tierfigur einzeln aus Holz geschnitzt würde. Ihre Herstellungsmethode ist für den Laien, der zum erstenmal eine dieser Werkstätten betritt, ebenso lehrreich wie überraschend. Die Tierfiguren werden der Reihe nach einfach von hölzernen Reifen abgehackt, sog. Profilreifen; diese Reifen werden von besonders geschulten Arbeitern auf der Drehbank angefertigt, sie müssen — wenn gespalten — das Profil des betreffenden Tieres zeigen. Die Kunst des Reifendrehens ist eine Sonderheit der Ortschaft, die sich dort seit Generationen vererbt hat; sie wird heute nur von einer kleinen Anzahl von Leuten ausgeübt, die als „Reifendreher" in einer Innung zusammengeschlossen sind. Es liegt auf der Hand, daß die Arbeit neben großer Geschicklichkeit auch gute anatomische Kenntnisse erfordert; sie ist außerdem dadurch erschwert, daß der Reifendreher ja niemals das werdende Profil mit den Augen vor sich sieht, sondern daß er den Fortschritt seines Erzeugnisses nur fühlend und tastend beurteilen muß. Denn das durch die mannigfachen Vertiefungen und Abschrägungen entstehende Profil des Reifens, mit anderen Worten der Querschnitt der Tierfigur, wird erst sichtbar, wenn der Reifen von der Drehbank genommen und gespalten ist. Da gibt es Kuhreifen und Pferdereifen, Ziegen-, Hund-

Ein Reifendreher bei der Arbeit



Links: Heimarbeit in Lauscha (Thüringen) beim Herstellen von Christbaumschmuck. Die Kugeln werden aus Glasröhren geblasen und mittels hölzerner Formen in der gewünschten Größe abgezwickt.

Oben: Beim Zurichten der beliebten Holzpferdchen.

Im Kreis: Wie Deutschland heimlich rüstet!! Im sächsischen Erzgebirge werden Tag für Tag hunderte Kanonen verschiedenen Kalibers hergestellt



Kinder beim Aufreihen von Flachs für Puppenperücken

und Schafreifen usw. Man unterscheidet ferner zwischen „stehenden Reifen" und „schreitenden Reifen", je nachdem es sich um stehende oder schreitende Tiere handelt, „Freßreifen" für fressende Tiere, „Liegreifen" für liegende Tiere usw. Die Heimarbeiter, die sich mit der Herstellung von Tierfiguren befassen, bestellen vom Reifendreher die nötige Anzahl von Reifen; zu Hause werden dann die Figuren von den Reifen abgehackt, von den Splittern gereinigt und bemalt — eine Arbeit, zu der selbst die jüngsten Mitglieder des Haushaltes herangezogen werden.

Hochinteressant ist auch die Puppenherstellung, die vor allem in Thüringen, in der Gegend von Meiningen und Sonneberg ihre weltberühmte Heimat hat. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schon wurde in diesen Gegenden die Puppenherstellung betrieben, die ersten Erzeugnisse stammen etwa aus dem Jahre 1735, und die Puppen jener Zeit geben einen guten Begriff von der Einfachheit des Lebens und der Anspruchslosigkeit unserer Vorfahren. Aus Holz gedreht und kaum 10 Zentimeter hoch, glichen sie mehr den Figuren eines Kegelspiels, und es war schon Luxus, wenn diese Figürchen mit einem Anstrich von Ölfarbe versehen wurden. Erst der Beginn des neunzehnten Jahrhunderts brachte eine gewisse Vervollkommnung. Während Körper und Gliedmassen noch aus Holz geschnitzt waren, bediente man sich zur Herstellung der Köpfe einer Papiermasse und gab den Köpfen durch Bemalung ein gefälliges Äußere. Eine augenfällige Wandlung in der Puppenherstellung trat um 1850 ein, als man begann, Köpfe und Glieder aus Wachs herzustellen und die Augen aus Glas zu machen. Aber erst mit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zog die beginnende Reform des Kunstgewerbes auch die Puppe in ihre Kreise. Die Münchner Künstlerin Marion Kaulitz war eine der ersten, die in der Puppe Neues zu schaffen versuchte; ihr folgte bald die Berlinerin Käte Kruse und die originelle Margarete Steiff in Giengen a. d. Brenz.

In dem Zeitalter der durch die Erfüllungspolitik erzwungenen Vereinfachung der Lebenshaltung ist es wenigen möglich, wertvolles Kunsthandwerkspielzeug unter den Christbaum zu legen, und so greift man gerade in diesen Tagen wieder zurück zu den einfachen, aber beliebten Erzeugnissen unserer braven Heimarbeiter der deutschen Mittelgebirgswälder.

Rechts: Im Thüringer Puppenland: Vater und Sohn beim Zusammensetzen großer Gliederpuppen



Puppenfriseuse bei der Arbeit



Den großen Weihnachtsbedarf an den beliebten und heißersehnten Jugendbüchern aller Art deckt der Weihnachtsmann und das Christkind beim Verlag Frz. Eher's Nachf. in München, Thierschstraße 11

DER JUDENSPIEGEL

Die Juden und ihre Rasseneigentümlichkeiten

Um ein Volk in seinen Rasseneigentümlichkeiten zu begreifen, muß man seine Vergangenheit kennen. Charaktereigenschaften werden nicht von heut auf morgen erworben, sie sind veranlagt und vererbt.

Ungezählte Jahrtausende sind vergangen seit der Trennung der verschiedensten Rassen vom Urstamm. Solche Zeiträume, Klima, Umwelt, Veranlagung und Vererbung haben die anfänglich geringeren Abweichungen erweitert und schließlich jene so großen Verschiedenheiten herangebildet, die die heutigen Rassen voneinander unterscheiden.

In die Gebiete, in welchen die Juden zur Zeit der Biblischen Geschichte gesessen haben, waren sie als Nomaden eingewandert. Die ersten größeren Einwanderungen in Palästina können nicht viel vor 2000 v. Chr. erfolgt sein. — Eine Darstellung auf einem Grab in Beni Hassan (Oberägypten) um das Jahr 2000 zeigt semitische Familien, wie sie um Einlaß in Ägypten bitten. — Vereinzelte kleinere Gruppen semitischer Nomaden, die schon früher aus den Wüsten und Steppen nach Kanaan kamen, können nicht als eigentliche Einwanderungen angesehen werden, namentlich deshalb nicht, weil sie sich noch nicht seßhaft machten, sondern, sobald sie abgeweidet hatten, weiterzogen. Durch die Fruchtbarkeit des Landes angelockt, mehrten sich bald die Einfälle. Die bisherigen Landesbewohner haben zwar die ungebetenen Gäste nicht immer gutwillig aufgenommen und die Juden immer wieder vertrieben, doch der Zuzug war ein so anhaltender, und die ständigen Nachschübe hatten sich so verstärkt, daß allmählich das ganze Land von den Fremdlingen überschwemmt war. Als sich die Urbevölkerung der Gefahr bewußt wurde, die ihr von den Eindringlingen drohte, war es bereits zu spät, sie wieder los zu werden. Mit Waffengewalt sind die Länder von den Israeliten niemals erobert worden. Sie kamen zunächst in kleinen Gruppen, um Aufnahme bittend — wie wir es an der Darstellung in Beni Hassan sahen —, zogen dann weiter, da sie noch reine Nomaden waren. Später konnten sie selbst mit Waffen nicht mehr vertrieben werden, weil der ständige Zuzug sie stärkte und sie keinem waffengeübten und kriegstüchtigen Volke gegenüberstanden. So wurden denn bald die Rollen vertauscht. Aus den einstigen Herren wurden Knechte und Hörige der Juden.

Handelnder Jude vor einem Café in Jerusalem

Mit kriegerischen Völkern mögen die Juden wohl keine guten Erfahrungen gemacht haben, da sie Länder mit waffengewandten Völkern mieden.

Das Leben der hebräischen Nomaden in der Wüste dürfte dem der heutigen Beduinen ziemlich geglichen haben, denn die Bedingungen des Daseins in der Wüste sind durch alle Jahrtausende die gleichen geblieben.

Die semitisch-hamitische Sprachverwandtschaft beweist, daß diese Völker auf einen gemeinsamen Urstamm zurückblicken können. Die Somalis und Gallas in Ostafrika, die Fulbe im westlichen Sudan sind auch Hamiten. Nur ein einziger Zweig von der Gesamtheit aller seit Urzeiten in Afrika ansässigen Hamiten hat es zu hoher und eigener Kultur gebracht; das waren die Ägypter. Die blutsverwandten Semiten können Ähnliches nicht zur Seite stellen. Der ganze Werdegang des Volkes Israel hat sich unter bestimmten Bedingungen vollzogen. Wo auch immer ihre Urheimat gelegen haben mag, sie ist nur in der warmen Zone zu suchen. Schon das Wollhaar vieler Juden weist auf die negroide Abstammung hin.

Im Süden gestattet eine reichere Pflanzen- und Tierwelt dem Menschen ein leichteres und bequemeres Leben als im Norden; man ist dort eher in der Lage, ohne körperliche Anstrengung seinen Lebensunterhalt zu finden und braucht sich nicht gegen Unbilden der Witterung zu schützen. Hier gibt es auch reichlich Wild, das wehrlos oder doch weniger wehrfähig ist. Die Jagd auf wilde Schafe, Ziegen, Antilopen, Gazellen usw. ist gefahrloser als auf den Urstier, Elch, Wolf und Luchs. Der Nomade ist auch kein eigentlicher Jäger; er zieht es vor, das Wild in eine Falle zu locken. Um den flüchtigen Scharen beizukommen, ist weniger Mut als List erforderlich. An Stelle von Mut und Entschlossenheit tritt List und Verschlagenheit. Gefährliche Tiere suchte man nicht gern auf, um sie zu erlegen, oder aus Freude am Kampfe, man wußte sich gegen Raubtiere zu schützen, verscheuchte sie auch durch Feuer von den Herden, benutzte Fanggruben und Fallen, um sich ihrer zu erwehren. Der Nomade wird auch nicht ohne zwingende Gründe um Jagdgebiete oder Weideplätze kämpfen, die er vielleicht schon morgen oder doch spätestens sobald abgegrast ist wieder verläßt. (Fortsetzung folgt.)



6. Fortsetzung

Suchen Sie etwas?" fragte die höchste Harmlosigkeit heuchelnde Hedwig.

„Ja, Sie habe ich gesucht. Ich habe einige Male nach Ihnen geklingelt."

Da sie in den Gesichtern zu lesen verstand, überhörte sie den schüchternen Tadel und fragte, kokett die weiße Schürze glatt streichend:

„Was wünschen Sie von mir?"

Der Justizrat erfand schnell etwas: „Überziehen Sie bis heute abend das Fremdenbett; ich bringe für diese Nacht einen Freund mit."

Eigentlich hätte der Justizrat jetzt wieder gehen können, aber er zögerte einen Augenblick. Es fiel ihm schwer, sich aus dem verfänglichen Zusammensein mit dem hübschen Geschöpf, für dessen Reize er auf einmal empfängliche Augen hatte, loszureißen. Bisher hatte er Hedwig nie näher angesehen und war achtlos an ihr vorübergegangen. Mit räuspernder Unsicherheit blieb er und fragte:

„Was lesen Sie denn da Schönes?"

„Den Satyr, wenn Sie erlauben."

„Gefällt er Ihnen?"

„Diese Nummer ist recht langweilig."

„Sie sind halt schon verwöhnt."

„Kann sein. Das ganze Geschreibsel über die Liebe ist ja wohl Blödsinn."

Des Justizrats Anteilnahme war geweckt. Er setzte sich auf die Ottomane: „Sie sind mehr für die Wirklichkeit, Hedwig — hm?

„Das wäre ich gerne."

„Sie wären — — aber?"

„Wenn sich der Rechte fände."

Der Justizrat hob scherzend den Finger: „Tun Sie doch nicht so scheinheilig entbehrungsvoll. Sie werden schon einen Freund haben."

„Wo denken Sie hin! Die jungen Herren, die ich bekommen könnte, mag ich nicht, sie sind mir direkt widerlich."

„Sie möchten also einen älteren Herrn."

„Ja, einen so von vierzig aufwärts."

Nach einer Pause gegenseitigen Näherkommens sprach der Justizrat seinem nunmehr mit Blikken spielenden Gegenüber seine Anerkennung aus:

„Sie sind recht vernünftig. Sie meinen, so ein sogenannter seriöser Herr heiratet Sie eher".

Nun warf Hedwig einen Angelhaken aus: „Um die Ehe ist mir's wahrhaftig nicht zu tun."

Schröder biß auch gleich an. Er faßte Hedwigs Hand und zog sie neben sich auf die Ottomane. Doch die schlanke, biegsame Zofe stand gleich wieder auf, indem sie sagte:

„Warten Sie einen Augenblick, ich muß mal nach der Marie sehen."

Sie verließ das Zimmer und kam nach etwa einer Minute zurück:

„Marie ist nicht zu Hause. Gott sei Dank! Wenn die merkte, daß Sie mit mir hier im Zimmer allein waren, nur eine halbe Minute lang, dann würde sie das Schlechteste über uns sagen. Wir können beruhigt sein, sie ist wohl bei ihrer Freundin drüben, bei der Geheimrats Lisbeth."

Ihre in seidene 95-Pfennig-Warenhausstrümpfe gehüllten hervorragend geformten Beine übereinanderschlagend ließ sich Hedwig neben Schröder nieder, und dieser war nicht müßig, die ihm sich bietende Gelegenheit raschestens wahrzunehmen. — — —

Hedwig hatte als Fabrikmädchen ihre Laufbahn angefangen. Sie war in großer Not und Bedrückung aufgewachsen. Harte Arbeit, demütigende Behandlung und Hungerlohn waren ihr in allen Formen vertraut. Sie wußte gründlich Bescheid mit dem verruchten Kampf ums Dasein. Sie hatte aber diesen Kampf überall gut bestanden, weniger vermöge ihrer Rücksichtslosigkeit, als durch die heitere Lebensauffassung, die ihr eigen war. Sie zeigte sich stets übersprudelnd lustig und war deswegen bei den meisten Menschen gern gesehen. Ihre Munterkeit artete zwar manchmal in Frechheit aus, aber diese nahm ihr selten jemand übel.

Sie trug sich immer nach der neuesten Mode und trug daher jeden Monatslohn in die jüdischen Warenhäuser. Ihrer vorteilhaften, vollschlanken Modellgestalt stand alles. In den lumpigsten Fetzen war sie schick. Jede Bewegung von ihr war ein Entzücken. Das Schönste aber an ihr war der Gang, ein Wunder, das jeden Schuh und Strumpf adelte. Dieser Gang war Champagner gegen die übliche Limonade der andern Weiblichkeiten. Ihre schwarzen erfahrenen Augen hätte man lasterhaft nennen können, wenn nicht aus ihrem Gesicht soviel offene Schalkhaftigkeit gelacht hätte.

Natürlich hatte sie schon eine stattliche Reihe mehr oder weniger bewegter Liebschaften hinter sich. In ihrer humorvollen Unbedenklichkeit war ihr noch kein tragisches Mißgeschick auf ihren gewagten Liebespfaden widerfahren. Sie hatte noch stets den bekommen, auf den sie es abgesehen hatte, was weiter für sie keine Kunst bedeutete, da sie wirklich hübsch war. Auch sonst verlief und endete bei ihr alles in der glücklichsten Weise. Daß ihre Verhältnisse bisher nichts Bleibendes geworden waren, mußte dem Umstande zugeschrieben werden, daß ihre Wahl stets auf solche Männer gefallen war, die gesellschaftlich weit über ihr standen. Auch besaß sie selbst nicht genügend Ausdauer, sie liebte die Abwechslung zu sehr.

Nun hatte sie den Justizrat Schröder aufs Korn genommen. Die Aussicht auf ein Entgegenkommen schien ihr gegeben. Der Mann besaß die Eigenschaft, die ihr Erfolg verhieß. Es war ihr sowie der Köchin Marie nicht entgangen, daß er seine Frau durch irgendeine Treulosigkeit zur Verzweiflung gebracht hatte. Fürs erste wollte sie seine Haushälterin oder Hausdame werden. Vielleicht war im Hintergrunde eine Heirat nicht ausgeschlossen.

Sie hatte immer geschäftstüchtig gedacht und gehandelt. Mehrmals schon hätte sie heiraten können, untere Beamte oder kleine Geschäftsleute. Aber danach stand nicht ihr Gaumen. Sie sagte sich: „Bei solchen Männern bin ich bloß eine Dienstmagd, die obendrein Kinder gebären und behüten muß. Da bin ich lieber Zimmermädel und bin verschont von der schmutzigsten Arbeit eines Haushalts. Und was das beste ist. ich kann meine Stellung kündigen, wann es mir paßt. Auch könnte ich mich, als verheiratetes Aschenpudel, nicht mehr nach der neuesten Mode anziehen. Überhaupt verschlampt man als Ehefrau innen und außen." — —

Eine solche Kleinleuteehe hielt sie also für keine Verbesserung. Ihr Streben ging höher hinaus, sie wollte steigen, Müßiggang und Sport treiben, wollte die höchsten Preislagen in den feinsten Modegeschäften bevorzugen, kurz — sie wollte eine Gnädige werden. Dieser Traum schien sich jetzt verwirklichen zu wollen.

Sie gewann steigenden Einfluß auf den wieder in das tägliche Geleise der Ordnung und Arbeit zurückgekehrten Schröder. Auf ihren Wunsch kündigte er der jammernden Köchin Marie und stellte eine andere ein. Die Tochter Nelly wurde auf Hedwigs Wunsch in ein Institut in der Schweiz getan, was dem abwechslungshungrigen Mädchen nicht unlieb war.

Hedwig brachte mit ihrem Singen und ihrem lustigen Wesen frohes Leben in das immer ernst und korrekt geführte Haus des Justizrats. Sie wußte die neuesten Witze und vollführte übermütige Streiche. Eines Tages meldete Hedwig dem Justizrat:

„Gnädiger Herr, ich kündige meinen Dienst als Zimmermädchen."

„Was, du willst gehen?" war des Justizrats erstaunte Frage.

„Jawohl, als Zimmermädchen. Ich muß doch den Platz frei machen für ein neues Zimmermädchen." (Fortsetzung auf S. 320.)

DER ZUKUNFTSKRIEG AM BODENSEE.

DER-ROMANENANGRIFF AUF-DIE-SCHWEIZ.

Die Schweiz, eingekeilt zwischen den Kriegsschauplätzen des Rhein-Donau-Gebietes und der oberitalienischen Tiefebene, war von alters her jenes Land, welches, sobald es die Operationspläne der Kriegführenden erforderten, als Durchzugs- bzw. Kampfraum benützt wurde. Die Eidgenossenschaft ist aus dem Streben und dem Kampfe um ihre Unabhängigkeit hervorgegangen und wurde einst stark durch eine auf das Große gerichtete, weitschauende Politik, nahm aber Schaden und ging zurück durch Entzweiung, kleinliche Interessenpolitik von Parteien und Einzelindividuen und wird bei Fortsetzung dieser Winkelpolitik dereinst die Beute der nachbarlichen länderhungrigen Romanen.

Die vollständige Niederlage September 1515 bei Marignano gab den Auftakt zur eidgenössischen Neutralität. Ein hoher schweizer Militär definierte diese Neutralität dahin: „Der Wiener Kongreß hat der Schweiz die internationale Neutralität nicht verliehen, um der Schweiz eine besondere Belohnung zuteil werden zu lassen, sondern um den Schlüssel der strategischen Operationen durch die Schweiz in eines Dritten Hand zu legen.“ Die Neutralität wurde also nicht im Interesse der Schweiz aufgestellt, sondern zur Zeit des Wiener Kongresses 1515 und im Interesse der damals kampfmüden europäischen Staaten. An der Weiterexistenz war damals keinem der europäischen Staaten etwas gelegen, ebensowenig wie jetzt den angrenzenden romanischen „Sieger“-staaten, die sich am liebsten gleich die für sie brauchbaren Stücke Schweizerbodens aneignen würden, gibt es doch gleich wie für Frankreich in der Westschweiz, so für Italien in dem Tessin und Graubünden sogenannte noch „unter Fremdherrschaft schmachtende“, „unerlöste Gebiete“. Vorläufig ist ja der Brotneid der übrigen Ententemitglieder ein Menetekel, doch wie lange wird es dauern, bis auch dieses überwunden und die „unerlösten Gebiete“ zum Mutterlande kommen. Die andern leiden's nicht, — also spricht man nicht davon, — aber insgeheim, und unter der Decke arbeitet die Irredenta mit staatlicher Unterstützung nicht ohne Erfolg. Diesen Bestrebungen sollen die nachfolgenden Zeilen gelten.

Solange Italien noch nicht in den Krieg eingetreten war, gestaltete sich die Lage der Schweiz noch einigermaßen erträglich; bedenklich aber wurden die Verhältnisse, nachdem Italien vom Dreibunde abgefallen war — was, nebenbei gesagt, der Schweizer Generalstab schon 1912 als feststehend angenommen hatte. Die Krisis für die Schweiz erreichte aber ihren Höhepunkt Ende 1916, als in der französischen Presse immer wieder auf eine deutsche Offensive durch die Schweiz hingedeutet wurde. Zur Beruhigung der Bevölkerung wurden damals ungefähr 2 Divisionen schweizerseits mobilisiert. Ungeheure Bestürzung kam aber in die Schweizer Bevölkerung, als man erfuhr, daß General Foch als Kommandant einer besonderen Armeegruppe (10 Div.), der man, um ihren Zweck zu verschleiern, den harmlosen Namen „Ausruhe-Armee“ gegeben hatte, das „problème de la défense de la Suisse“ mit dem Schweizer Generalstab erwogen und bearbeitet hatte. Zu diesen Beratungen auf Seite der Entente war auch der italienische Oberbefehlshaber Cadorna nach Chantilly geladen. Cadorna war aber, als ein entschiedener Gegner einer Schweizer Neutralitätsverletzung, für diesen Plan nicht zu haben, außerdem fürchtete er für eine noch weitere Bedrohung seiner rückwärtigen Verbindungen im Raume Mailand, und später ging ihm am Isonzo der Atem aus, er hatte keinen Mann mehr übrig. Daß das Kriegsfall-Elaborat Helvetique mit seinen Verhandlungen wirklich existiert, beweisen die Aufsätze in der „Allg. Schweiz. Militärzeitung“ und die Veröffentlichungen eines französischen Generalstabsoffizieres, der anscheinend bei den Verhandlungen in Chantilly mit dabei war, in den: Archives de la Grande Guerre et de l'histoire contemporaine 1922, unter dem Titel: „La psychologie du G. Quartier Général italien sous le général Cadorna.“

Der Weltkrieg war zu Ende, aber trotz Friedensvertrag von Versailles und trotz aller anderen Verträge und Bestimmungen ging wenigstens unter der Decke der Krieg weiter. Die überaus harten militärischen und wirtschaftlichen Bestimmungen des sogenannten Versailler Friedens, seine rücksichtslose, gewaltsame und weit über den Vertrag hinausgehende Durchführungsart, hat nicht nur für die unterlegenen, sondern auch für die neutralen Länder sehr empfindliche wirtschaftliche, politische und militärische Schäden gebracht. So hat das neutralste Land, die Schweiz, eine weitere Umklammerung erfahren; im Westen schob sich Frankreich bis Basel an den Rhein; im Osten kam Italien in Südtirol bis zum Reschen-Scheidegg-Paß; es verschlechterte sich infolgedessen die Grenzlage des Schweizer Kantones Graubünden. Auch hat der Sieg der Westmächte die Strömungen unter den Bewohnern der Grenzkantone zugunsten der Romanen erheblich zunehmen lassen.

Mit der Einverleibung Elsaß-Lothringens, unter Festsetzung Frankreichs am Rhein, wurde ein Teil des großen national-französischen Programmes erfüllt, wenn ihm auch der Angriff auf den ganzen Rhein in Versailles mißlungen war. Eines hat Frankreich doch erkannt: Der Gegner, der seine Raubpolitik nach der Entwaffnung Deutschlands zum mindesten erschwert, sitzt in London. Frankreich hat seine Taktik auf diesen neuen Gegner umgestellt, und so wird wohl der nächste Krieg zwischen England und Frankreich um den Rhein ausgefochten werden, denn Frankreich will und kann den Rhein nicht mehr aufgeben, es braucht Eisen und wieder Eisen — Kohle und nochmals Kohle, sein Menschenmaterial bezieht es aus seinem ungeheuren Kolonialreich Afrika. Auch das heutige England, das sein politisches Ansehen seit 1918 in einer seiner großen Geschichte wenig entsprechenden Weise verspielt, das sich einen Trumpf um den anderen von seinem raffinierten Gegenspieler aus der Hand nehmen läßt, hat erkannt, daß ein französischer Rhein ebenso unerträglich ist, als die flandrische Küste in deutscher Hand. Wohin sich bei dem Kampf um den Rhein das gleichfalls länderhungrige Italien schlagen wird, liegt noch im Schoße der Zeit.

Daß im großrömischen Programme die Kantone Tessin-Graubünden und der Korridor bis zum Bodensee an erster Stelle stehen, ebenso wie seinerzeit es hieß, — Tirol bis zum Brenner —, davon ist



Die Hafenausfahrt in Lindau. Im Hintergrund die Vorarlberger Kette, auf der sich die ersten Zusammenstöße abspielen können

Wasserburg im [Vord]ergrund das Schweizer Grenzgebiet, von dem aus die Franzosen während des [W]eltkrieges gegen Deut.chland vorstoßen wollten

jeder weitersehende Schweizer längst Sprach doch schon im Oktober 1920 im zu Rom ein neugewählter Abgeordnet verblümt von Italiens „Sicherheit“ von der Brennergrenze — so von d grenze. Und weiter, zu Ehren gekommer selbe Mann, daß Italien bereit sei, auch auf die andere Seite des Brenne — Benuto Mussolini. — Wenn a Frankreich und Italien als feindlich Brüder nicht den gleichen Weg gehen, doch beide für die Zukunft mindestens sames wirtschaftliches Ziel, das sie zusammenführen wird — „den Rhein“

Zur Zeit nimmt das mitteleurop seinen Fortgang, und Frankreichs Auf Anspruch — und niemand weiß das nur mit anderen Mitteln weitergefüh

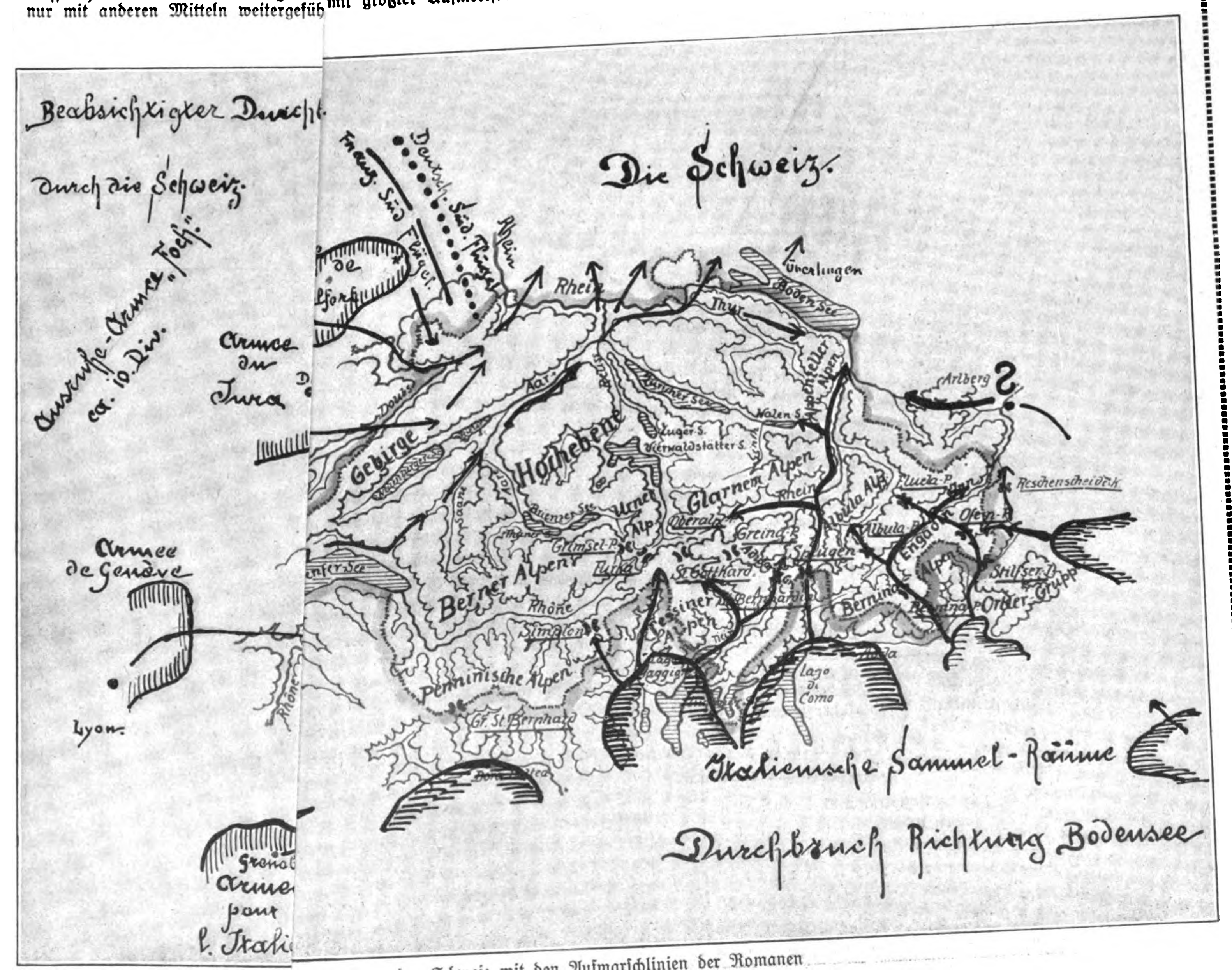
ist, daß selbst die Stärksten und Mächtigsten von- ander abhängig sind; um so mehr die Kleinen d Schwachen.

*

Die Schweiz hatte nach dem Versailler Zwangs- leben, wie so manches andere Land, ihre ganzen offnungen auf den „Völkerbund“ und seine Ent- heidungen gesetzt, und hat, ebenso wie andere Staa- n, unter der Not der Wirtschaft schwer leidend, dieser Richtung bisher die bittersten Enttäuschun- en erlebt. Was der Völkerbund bisher für die klei- en Staaten — die nicht gerade besondere Lieblinge Frankreichs sind — geleistet hat, ist mit einem Worte gesagt: „Nichts“, es wurde nur Mißtrauen und Verwirrung gesteigert und allgemeiner Mißmut er- regt. Speziell aber wurden die Auswirkungen des Genferpaktes (1924, 5. Völkerbund-Versammlung) mit größter Aufmerksamkeit verfolgt, und nicht un- interessant ist es, die Aussprüche und Kritiken ver- schiedener Diplomaten zu verfolgen:

Engländer: bestätigen selbst, kein Vertrauen in den Genferpakt zu haben, er sei kriegsgefährlich.
Politis: Der Völkerbund habe gewiß nicht die Ab- sicht, nun alle Streitigkeiten aus der Welt zu schaffen.
Belgier erklären: Der Völkerbund ist eine Ver- neinung der Neutralität.
Macdonald: prophezeit, daß ein einfacher Papier- vertrag nie eine volle Garantie sei.
Nitti: heißt den Völkerbund eine Gesellschaft von Siegern.
Amerika: ist gar nicht beigetreten, obwohl Wilson die Idee aufbrachte.
Schweden: hat das Genfer Protokoll abgelehnt.
Dawes: als Anhänger der Monroedoktrin lehnt jeden Völkerbundgedanken ab.

Fortsetzung auf Seite 322



Karte der Schweiz mit den Aufmarschlinien der Romanen

ite 321

Schröder verzog den Mund: „Und was will dann die Hedi?"

„Na, ich habe doch schon oft durchblicken lassen, daß ich einen Haushalt ganz gut leiten kann."

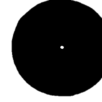
„So — und dann soll ich dich wohl heiraten."

„Nein! Die Hedi ist nicht so unbescheiden oder so dumm. Eine Frau muß eifersüchtig sein können, und das bringe ich beim besten Willen nicht fertig."

Das glaubte der Justizrat. Diese Eigenschaft Hedwigs gefiel ihm so gut, daß er allen Ernstes daran dachte, seine Frau entmündigen zu lassen, um sich wieder die Möglichkeit zu einer Neuverheiratung zu verschaffen.

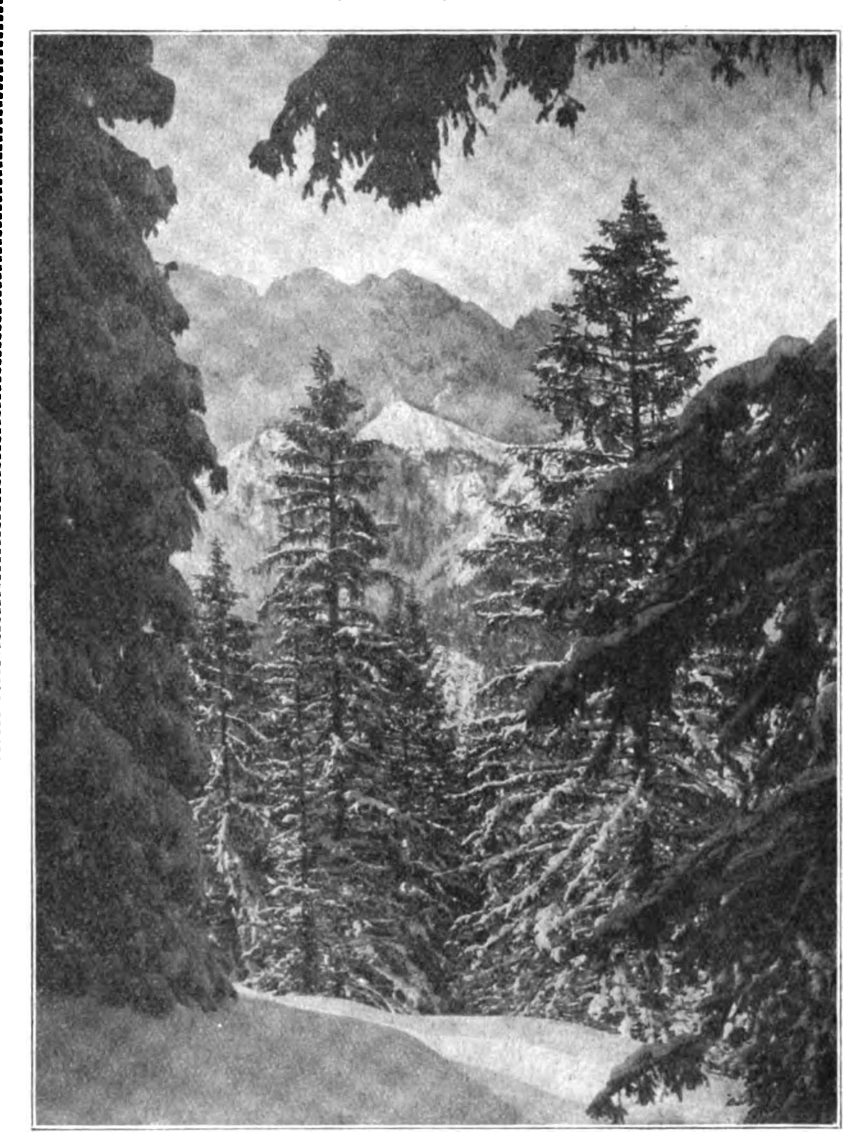
In wenigen Wochen hatte sich zwischen beiden ein richtiges Liebesverhältnis herausgebildet. Schröder hatte Hedwig aufgefordert, ihn zu duzen. Aber sie vermied das Du sowohl wie das Sie und redete ihn lieber in der dritten Person an. „Was gebietet mein Herr? — Geht der Herr Justizrat heute abend mit mir ins Kino?" und dergleichen.

Karl Schröder und Hedwig verließen jedes einzeln das Haus, taten, als ob nichts zwischen ihnen bestünde. Sie trafen sich irgendwo in der Stadt in einem kleinen Café oder in einer Wirtschaft weit draußen in einem Vorort. Sie benahmen sich wie ganz junge Liebesleute, die sich vor dem Erwischtwerden durch die Eltern fürchten. Die neue Köchin und Fritz, der Chauffeur, merkten nichts. Gerade diese Heimlichtuerei machte ihnen besonderen Spaß. Am liebsten hätten sie sich noch Liebesbriefe geschrieben. Sie lebten sich in eine etwas überspannte Schwärmerei hinein, lasen aber trotzdem miteinander erotische Geschichten und erzählten sich gepfefferte Witze.

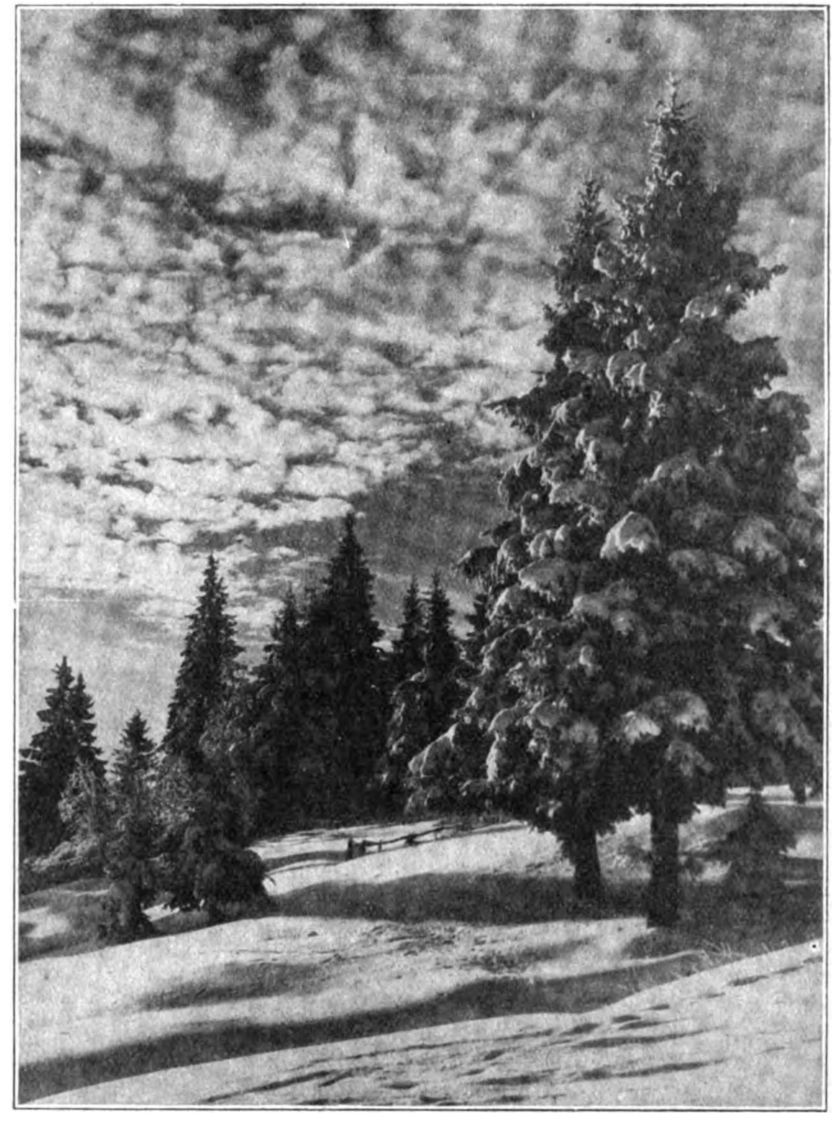




WEIHNACHTSSTIMMUNG



In den deutschen Bergen



Im Schwarzwald

„Unsere Liebe umfaßt alle Höhen und Tiefen,“ machte der Vergessenheit suchende Justizrat sich und der mit allem einverstandenen Hedwig vor. Der Justizrat hatte zwar keine Freude mehr an schlüpfriger Lektüre. Den Satyr, auf den er all sein Unglück zurückführte, haßte er. Er hatte die in seinem Hause vorhandenen Nummern, soweit sie nicht Nelly in die Schweiz mitgenommen hatte, und die Bände der Satyrbibliothek verbrannt. Er verbot auch Hedwig, den Satyr zu lesen. Damit diese aber etwas für ihr Gemüt habe, kaufte er ihr andere pornographische Schriften. Und um ihr eine besondere Freude zu machen und sich von ihr aufheitern zu lassen, las er mit ihr diese lüsternen Geschichten gemeinschaftlich.

Der Justizrat war durch das Abenteuer mit der Halbjüdin Joe und dem unbekannten Erpresser, hinter dem er gleichfalls einen Juden vermutete, ein erbitterter Judenfeind geworden. Zu seinen antisemitischen Ansichten suchte er auch Hedwig zu bekehren. Aber seine theoretischen Erörterungen schlugen bei Hedwig nicht an. Dagegen war sie in der Sphäre des Instinkts sicherer als er.

Hedwig trug jetzt nicht mehr die billigen Modeschlager, sondern sprang plötzlich in die Mittellage über. Das wünschte auch Schröder, nur machte er ihr einen Vorhalt:

„Kaufe doch nicht immer in Warenhäusern und jüdischen Geschäften! Die Sachen dort sind nur scheinbar billiger; es ist ja alles mindere Qualität!“

Hedwig wendete ein: „Das schadet doch nichts, wenn sie weniger haltbar sind, man trägt heutzutage doch nichts länger als zwei bis drei Monate und das halten auch die schundigsten Warenhausartikel aus. Der Schund ist doch wenigstens schick. Manche gediegene Ware sieht oft altmodisch aus. Und altmodisch will doch kein Weib sein. Das wäre die größte Schande.“

Schröder wurde ernst: „Das mag mitunter stimmen. Aber ich sehe es nicht gerne, wenn du bei Juden einkaufst. Sollte etwas beim deutschen Kaufmann tatsächlich höher im Preise stehen, so will ich dir den Mehrbetrag gerne zahlen.“

„Hedwig strebte von diesem Gesprächsstoff weg: Justiz- und andere Ratinnen können leicht mehr zahlen, aber Zimmer- und andere Mädchen müssen sich an billige Kaufhausware halten. Da beißt das Mäuschen keinen Faden ab. Die Hauptsache aber ist, wenn sich kein deutsches Mädchen an einen Juden hinhängt. Ich habe schon viel zwischen den Fingern gehabt und beschönige nichts, aber ein Jude war nicht darunter. Darauf bin ich stolz.“

Ganz unbewußt hatte sie damit Karl Schröder einen tödlichen Stich versetzt. Er, der jüdische Geschäfte nie betrat, war mit dieser Äußerung zu tiefst beschämt. Sie hatte an den dunkelsten Punkt seines Lebens ahnungslos gerührt. Er schwieg und sprach ihr wegen ihrer Vorliebe für jüdische Geschäfte keinen Tadel mehr aus.

Am nächsten Tage war er ganz gerührt über den guten Willen Hedwigs. Diese hatte sich nämlich von einem deutschen Geschäft eine Menge feinster und teuerster Dinge ins Haus schicken lassen. Sie zeigte so ihre Folgsamkeit, aber er mußte schwer dafür bluten.

„Wenn ich jetzt mit dir“, so sagte sie, „öfter ins Theater und in Konzerte gehen darf, so muß ich doch deinem Stande entsprechend gekleidet sein.“

Wohl oder übel mußte er in den sauern Apfel beißen. Dafür konnte sich aber auch sein Stolz gewaltig regen, als sie in den kostbaren Gewändern vor ihm erschien. Er konnte wahrhaftig mit ihr Staat machen. Hedwig verstand sich mit angeborener Vollendetheit zu tragen und kein Mensch hätte in ihrer eleganten Erscheinung eine frühere Fabrikarbeiterin vermutet.

Nach einiger Zeit ließ er die Entmündigung seiner unheilbar irrsinnigen Frau aussprechen. Nun bestürmte er Hedwig mit seinen Heiratsanträgen. Diese willigte jedoch nicht gleich ein, denn ihre Schlauheit hatte ausgerechnet, daß sie als Haushälterin mehr Geld erübrigen könne denn als Frau. Dann glaubte sie auch, den Justizrat als Geliebten besser im Zaum halten können. Überdies gab ihr das Schicksal der ersten Frau schwer zu denken Anlaß. Etwas eifersüchtig war sie doch, was sie sich selber eingestand.

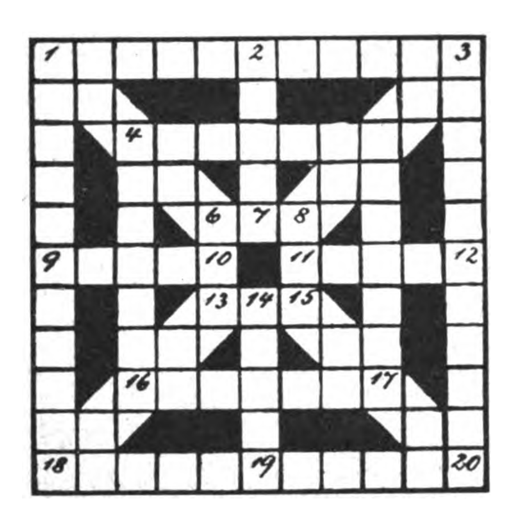
Da aber der Justizrat ihr mit den Anträgen keine Ruhe ließ und sie ohnehin wegen einer peinlichen Sache Zweifel hegte, willigte sie schließlich in die Verlobung ein. Gerade dieses zur fatalen Gewißheit ausartenden Zweifels wegen hatte sie sich überrumpeln lassen. Es fand keine Festlichkeit statt. Nur eine Bekanntgabe in den Zeitungen erfolgte. In diesem Honigmond fiel ein Reif. Hedwig erhielt einen anonymen Brief, in dem sie vor dem beabsichtigten Schritt einer Verehelichung mit Justizrat Dr. Schröder gewarnt wurde mit der Begründung, daß der Justizrat Syphilitiker sei. Sie möge sich nur an den Doktor Soundso wenden, der der behandelnde Arzt des Justizrats sei.

Sie ging sofort zu dem bezeichneten Arzt, stellte sich als die Braut des Justizrats vor und fragte nach dem Gesundheitszustand ihres Bräutigams. Sie erfuhr von dem Arzt zwar nichts, doch immerhin wußte sie, wie sie daran war, als er ihr von dieser Heirat mit dem Justizrat abriet. Mit einem Schlage sah sie die furchtbare Krankheit als die unmittelbare Ursache des Irrsins der Frau Justizrat Schröder an. In dieser Zeit machten sich bei Schröder die Sekundäraffekte bemerkbar und so hatte Hedwig es nicht schwer, unter Hinweis darauf die Verlobung rückgängig zu machen. Sie vermochte ihn sogar zu einem vollen Geständnis zu bringen, wobei er sich einen Verbrecher schalt, weil er sich mit ihr eingelassen hatte.

Nur mit Mühe konnte sie ihn vom Selbstmord zurückhalten. Am liebsten hätte er Hedwig zu einem gemeinsamen Freitod überredet. Aber diese ließ sich nicht unterkriegen, auch nicht, als bei ihr die fragliche Schwangerschaft zur endgültigen Gewißheit wurde. Sie war ein unverbildeter, ganz gesunder Mensch, ein echtes Weib, das eine natürliche Freude an der Schwangerschaft empfand. Schröder war ratlos, immer wieder redete er von der erlösenden Pistole.

Fortsetzung folgt.

ZUM ZEITVERTREIB



Posamenterie Requiem Statuten Orontes Irade Solo Mai Uhu Louise Aula Ruin Torso Tran Tor Tea Ol Ain Hai Ai

Die Buchstaben vorstehender Wörter sind so in das Mühlenbrett einzusetzen, daß sich folgende Bedeutungen ergeben:

1— 3 Wetteinrichtung bei Pferderennen;
1— 6 Heiligtum der Indianer;
1—18 Schreckensherrschaft;
2— 7 Gefeiertster Gott der Inder;
3—20 Beitreibung ohne Barzahlung;
4— 5 Ehem. deutsche Stadt in Nordschleswig;
4—16 Hauptstadt von Persien;
5—17 Bad am Taunus;
6— 8 Ostindische Münze;
6—13 Getränk der alten Deutschen;
8— 3 Klangvoll bzw. wohltönend;
8—15 Nebenfluß der Donau;
9—10 Bekannter Rechenkünstler;
11—12 Griech. Halbinsel im Ägäischen Meer;
13—15 Morgendlicher Niederschlag;
13—18 Französischer Schutzstaat in Nordafrika;
14—19 Stadt in der Schweiz;
15—20 Ufer- und Waldbäume;
16—17 Verbreitetstes Alkalimehl;
16—17 Verbreitetstes Alkalimetall;
18—20 Stadt in Ostpreußen.

Lösung des Kreuzworträtsels in Nr. 22

Wagrecht:

1. Alma; 4. Eta; 6. Gast; 9. Iren; 11. rein; 13. Basalt; 15. Ninive; 17. Alt; 18. Beton; 20. lau; 21. Leva; 23. Eris; 25. Gera; 26. Ines; 28. Theolog; 29. Ulme; 32. Enge; 35 Earl; 37. Elen; 38. Lot; 39. eines; 42. vor; 44. Anubis; 46. Salami; 48. Rabe; 49. Süd; 50. Arad; 51. Nae; 52. Java.

Senkrecht:

1. Alba; 2. Mister; 3. Ara; 4. Ente; 5. Arno; 6. Gin; 7. Anilin; 8. treu; 10. Elba; 12. eine; 14. alle; 14. Base; 19. thronen; 22. Vater; 24. Rigel; 25. Gau; 27. See; 30. Leon; 31. Matura; 33. Nevada; 34. Gnou; 36. lieb; 37. Esau; 38. Lava; 40. Iser; 41. Esse; 43. Riga; 45. Bad; 47. Lei.

Die Karikatur

Trägst du Einzweidrei, sie sind zwar keine Zier,
Doch, daß du sie tragen darfst, macht sicher dir Pläsier.
Der Vier ist fürwahr ein gar wackerer Mann,
Der aus sich selbst was ist und auch was machen kann.
Das Ganze, eine männliche Karikatur,
Folgt getreulich seines Weibes Spur.

Frohe Zeit

Die Einszwei geht zu Dreibier,
Der schöne Sonntag naht;
Ein jeder Mensch legt fröhlich
Ein festlich Kleid parat.
Nun füge in das Ganze
Ein „n" noch schnell hinein,
Verleb es dann recht fröhlich —
Und möglichst nicht allein.

Die getrennten Schlafzimmer.

Herr Zirngiebel wird auf das Wohnungsamt zitiert, weil er ein Zimmer zu viel bewohnt.

Er erklärt, das käme daher, weil er und seine Frau getrennte Schlafzimmer haben.

Der Beamte sagt, das gibt es nicht, er werde selbst am nächsten Tag kommen und das Zimmer beschlagnahmen.

Richtig am nächsten Tag kommt der Beamte, eine Frau macht ihm die Tür auf, der Beamte fragt: „Sind Sie die Frau Zirngiebel?"

„Ja," sagt die Frau, „ich bin die Frau Zirngiebel?"

Da sagt der Beamte: „Die getrennten Schlafzimmer sind genehmigt."

*

Die furchtsame Pudding.

Die Wiener lieben Mehlspeisen. Kommt da einmal ein Wiener nach Berlin und sagt: „Herr Ober, bitte, Mehlspeise."

In Berlin gibt es bekanntlich keine Mehlspeisen, sondern nur die sogenannten Sauciennen zum Dessert, die sind überall gleich, überall derselbe schwabbelige Gelatinepudding mit einer knallrot gefärbten Sauce — das ganze schmeckt wie eingeschlafene Füße.

Also der Kellner bringt den Pudding, der Wiener schaut denselben von allen Seiten verwundert an und sagt dann:

„Brauchst net zittern, armer Pudding, i friß die net!"

*

Der stramme Nikolaus.

Bei Majors muß der Johann den heiligen Nikolaus vorstellen. Angetan mit einem umgekehrten Pelzmantel und mit einem weißen Vollbart geschmückt, macht er seine Sache großartig. Die Kinder weinen, beten, fürchten sich und versprechen, das ganze Jahr recht brav zu sein. Beim Abschied fragt der Major den Nikolaus, ob er heute noch zu anderen Kindern gehe. Da fällt der Heilige aus der Rolle, haut die Absätze zusammen und brüllt:

„Zu Befehl, Herr Major."

(Fortsetzung von Seite 319)

Nur der Außenminister des vom Völkerbunde am meisten geschädigten und bedrückten Landes — Deutschland — ist entzückt vom Völkerbund, genau wie sein ärgster Feind und Peiniger — der Franzose—, und hält den Völkerbund für den größten Segen der Welt.

Wie lange noch?

Mit genau derselben Sorge verfolgt die Schweiz die immer wieder aufgeworfene, und immer wieder sabotierte Abrüstungsfrage, nun ist sie in die allerbesten (um nicht zu sagen, unfähigsten) Hände gelegt;' in die Hände einer Völkerbundskommission. Keine Macht traut der anderen — niemand will zuerst abrüsten, denn das klägliche Schicksal des ersten abgerüsteten Landes steht allen als Warnung deutlich vor Augen. Aber gerade mit der allgemeinen Abrüstung Hand in Hand geht die Neutralität der Schweiz, somit ist mit der Sabotierung der Abrüstung auch diese in Frage gestellt. Wie wenig geachtet die Neutralität der Schweiz in Frankreich wird, geht aus einem Lehrbuche an der französischen Kriegsschule in St. Cyr über Militärgeographie hervor, dort heißt es: „An dem Recht der Schweiz ist nichts gelegen; brauchen wir die Neutralität, weil wir genötigt sind, den Krieg defensiv zu führen, so sprechen wir mit Entrüstung über die „Verletzung (violation), ist uns diese Neutralität unbequem, so sprechen wir von „der Sicherheit" unserer Operationen (securité). Vor noch nicht langer Zeit äußerte Mussolini: „Für ihn existiere keine Tessiner-Frage." — Mag sein — aber die großrömische Frage existiert. Großhandelsweg: Genua —Mailand—Vorderrhein—Bodensee—Rhein—Holland steht im vordersten Vordergrunde. Mit ungeheurem Kostenaufwande und auffallender Beschleunigung baut die italienische Regierung an der Schweizer Südgrenze Autostraßen für schwerste Belastung in der Gegend Como—Varese, und allgemein wird davon gesprochen, hüben wie drüben, daß diese Straßen nicht nur für den Fremdenverkehr bestimmt sind. Seit 1923 finden alljährlich immer umfangreichere Alpenmanöver statt, auch die italienische Irredenta rührt sich derart in den beiden Kantonen Tessin und Graubünden, daß sie von Mussolini schon einige Male gedämpft werden mußte. Nicht nur verschiedene politische Zwischenfälle in Ponte Tresa, Domodossola, Gotthard usw. sind Anzeichen von Reibereien, auch das von der Tessiner Kantonregierung selbst an den Bundesrat in Bern überreichte Volksbegehren hat dort größte Bestürzung hervorgerufen, und die Tessiner Frage ins Rollen gebracht; dazu kommt noch der wirtschaftliche Niedergang der beiden Kantone und die Verständnislosigkeit Bevu's für die Belange gerade dieser Kantone (Getreidemonopol-Fabrikgesetz). 1923 registrierte das kantonale Auswandereramt 4405 europäische (meist nach Italien), 560 überseeische Auswanderer. Kein Wunder, daß die irredentistischen Kampfblätter, voran der „Giovanni ticinese", leichtes Spiel haben, werden sie doch stark unterstützt nicht nur von der italienischen Regierung, sondern auch von der unzufriedenen Schweizer Bevölkerung selbst. Wie oben schon gesagt, findet sich im großrömischen Programme auch das Streben nach einem Korridor Oberrhein—Bodensee; ein Versuchsballon, der unlängst aufgestiegen, deutet klar daraufhin; und wohl mancher, der die Vorgeschichte und die großitalienischen Absichten nicht kennt, mag diese Zeitungsnotizen mit einem Lächeln über Mussolini beiseite gelegt haben. Der Versuchsballon hieß: „Umtausch von Tessin und Graubünden gegen Südtirol." Der angestrebte Korridor Vorderrhein—Bodensee als direkter Wirtschaftsweg Genua—Holland ist für Italien von ungeheurer Bedeutung, besonders mit dem technisch großangelegten Bodenseehafen bei Bregenz (noch auf Schweizer Boden), — Sanct Margarethen — und dem Diepoldsauer Rheindurchstich. Die großen wirtschaftlichen Schädigungen der Schweiz auf der einen Seite und den ungeheuren Gewinn auf Italiens Seite aufzuzählen, würde über den Rahmen der Skizze hinausführen; schätzungsweise wäre der Gesamtverkehrsverlust der Schweiz zirka 30—40 Prozent. Wie richtig schweizer-weitsichtige Männer die italienischen Bestrebungen einschätzen, beweist ein Ausspruch eines höheren Schweizers. Dieser sagt: „Betritt ein Feind den Schweizer Boden, über die Tessiner und Graubündener Pässe, so tut er dies nicht als Tourist, um in der reinen Gebirgsluft seine Nerven zu stärken, sondern nur — um auf der anderen Seite wieder herauszukommen." Durch den Bau der Gotthard- und Simplonbahn ist der Wert des Grenzgebietes für Italien nicht nur wirtschaftlich und politisch, sondern auch militärisch sehr gewachsen, und der vorgeschlagene Bau der Splügenbahn (der von der Schweiz aus militärischen Gründen nicht unternommen wird) hätte diesen Wert noch wesentlich gesteigert. Es muß also die Schweizer Front nach Süden als recht ungünstig verlaufend bezeichnet werden und schwer zu verteidigen sein, zumal Italien viel rascher (Bahnnetz, Autostraßen) mit großer Truppenmacht nach Seite und Tiefe aufmarschiert sein kann — andererseits aber die Schweiz, in ihrer Pflicht als neutraler Staat, gezwungen ist, erst abzuwarten bis sie angegriffen wird, also den Vorteil der Initiative verliert. Dazu kommt noch, daß Italien auch noch der Arlberg als Einfallslinie zur Verfügung steht, denn das machtlose und niedergehaltene Österreich kann solch einen Einbruch nicht aufhalten, besonders, wenn es noch auf anderer Seite in Schach gehalten wird (Brenner—Lombardei). Zur Zeit dürften Italiens Bestrebungen durch geheime Maßnahmen förderlicher sein als offener Kampf, denn es darf dem unter Frankreichs Hand stehenden Völkerbund, nicht Anlaß zum Einschreiten geben, zumal auch der andere romanische Bruder mit gleichen Mitteln arbeitet. (Genf als französischer Völkerbundssitz, französische Irredenta, französische irredentistische Kampfblätter), (Nouvelle Revue romande, — Le Houx, — Sauvons Génève, — Revue francosuisse, — le Piroli usw.). Außerdem hat Italien im eigenen Land noch genug Aufgaben, die erst gelöst sein müssen, und sicher, wie schon so viele, auch zu Italiens Gedeihen gelöst wurden.

Die Möglichkeit, daß die Schweiz heute noch allein nur einem, geschweige beiden Romanen, militärisch die Spitze bieten kann, wird schon jetzt, trotz ihrer guten Armee, stark in Zweifel gezogen, zumal, wie schon gesagt, sie auf keinen germanischen Bundesgenossen rechnen kann. Die deutsche Außenpolitik sieht in rührender Untätigkeit all diesen großvölkischen Bestrebungen der Romanen zu, obwohl ihr doch längst klar geworden sein müßte, daß germanische Rassen auf Verderb und Gedeih zusammenstehen müßten, um sich vor slavischer oder romanischer Überflutung zu schützen, denn Rassen und Völker werden nur vor der Weltgeschichte bestehen oder fallen, je nachdem sie innere und sittliche Werte hervorbringen, oder schuldig bleiben. Ein Volk, eine Rasse hat nur so lange eine Zukunft und Existenzberechtigung, als sie lebendige Ideale aufweist; dieser Idealismus zeigt sich aber nirgends besser als in seiner Opferwilligkeit für sein eigenes Volk, nie für ein frembrassiges.

Obstl. a. D. P. Weinrich.

Die Sowjet-brüder in Genf



Im Kreis: Litwinow (Jude), der Führer der Abordnung, verabschiedet sich auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin von dem Sowjetgesandten Krestinski.

Seit langem nicht mehr hat sich die abgrundtiefe Verlogenheit und beispiellose Heuchelei der Völkerbundeswirtschaft in einem so unerhörten Ausmaß gezeigt, als wie anläßlich der soeben abgehaltenen Abrüstungskonferenz, die der diesjährigen Wintertagung des Völkerbundsrates vorherging. Ist es nicht ein einzigartiges Theater, wenn ausgerechnet die Träger des brutalsten Militarismus zu Wasser und zu Lande, vor allem Frankreich und seine osteuropäischen Vasallenstaaten zu jenem Zeitpunkt von der Notwendigkeit allgemeiner Abrüstung, natürlich vor allem Deutschlands, reden, wo die Industrie dieser Länder nichts mehr anderes ist als ein einziges Arsenal für den kommenden Krieg? — Eine ganz besondere Note aber bekam die Konferenz in Genf, auf der Deutschland sich durch den sattsam bekannten Grafen Bernstorff vertreten läßt, durch die Teilnahme der Abgesandten der Sowjetunion. Neckisch ist, daß es gerade diesen Herren, die noch vor wenigen Tagen anläßlich des zehnjährigen Bestehens ihres Blutregimentes die Notwendigkeit der dauernden Vervollkommnung der Machtmittel der roten Armee betonten, vorbehalten war, in Genf einen Antrag auf Abrüstung einzubringen. — An sich war es recht gut, daß durch die Teilnahme der Rußlandmörder an dem Völkerbundschwindelmanöver in Genf wieder einmal bewiesen wurde, daß in Wirklichkeit das System der westlichen Demokratie und sowjetöstlichen Diktatur ein und dasselbe ist und mindestens eine gemeinsame Zentralstelle hat, von der beide ihre Richtlinien erhalten: Die Weltbörse und Weltfreimaurerei. Auch das Auftreten und die äußere Erscheinung der sowjetrussischen Galgenvögel zeigte, daß diesen Kumpanen die bourgoisen Annehmlichkeiten des Lebens innerlich gar nicht so zuwider sind als es nach dem — mit Rücksicht auf die Massen notwendigen — proletarischen Getue der Sowjetjuden und ihrer Helfershelfer scheinen möchte. Man beachte die soliden Pelzmäntel und die mondänen Frauen usw., und man weiß, daß die Befolgung der sowjetrussischen Theorien eben doch nur den Geführten vorbehalten bleibt.

Bild oben: Eine herrliche Aufnahme der ehrenwerten Sowjetbrüder (Von links) Krestinski, Litwinow und (ganz rechts) Lunatscharski (Jude). Den Namen des Galgenvogels zwischen den Juden Litwinow und Lunatscharski konnten wir nicht erfahren.

Im Kreis: Der Jude Lunatscharski, Kultusminister der Sowjetregierung, der einen ungeheueren Einfluß auf Stalin besitzt, mit seiner mondänen Gattin, die die vierte Frau sein soll, die diese Stelle innehat. Sie gilt als die eleganteste Frau der Sowjetunion.

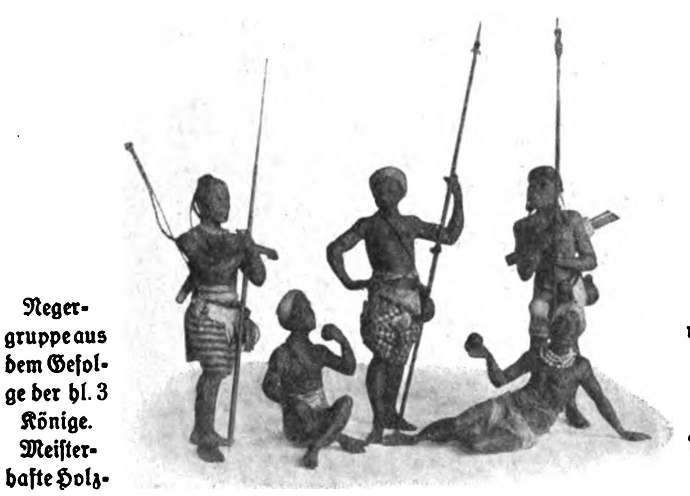
Bild links:
Kein bürgerlicher Klub, sondern die Delegation der „proletarischen Sowjetrepublik“ in Genf.

Die Weihnachtskrippe

Ihr Entstehen und ihre Geschichte

Die Darstellung der Krippe geht in die ersten Jahrhunderte des Christentums zurück. In der römischen Basilika Maria Maggiore befindet sich die Krippe, von der die Legende erzählt, daß einst Christus darin gelegen sein soll. Und heute noch wie vor rund 1500 Jahren bildet diese Krippe den Gegenstand höchster Verehrung. Man kann das Krippenwesen ruhig als einen Bestandteil jenes Restes heidnischer Bräuche bezeichnen, den das Christentum seinerzeit mitübernommen hat.

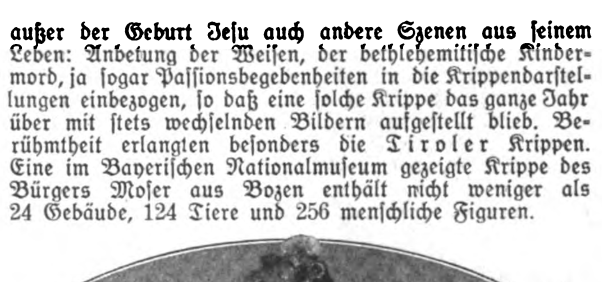
In Deutschland entwickelte sich das Krippenwesen im beginnenden 14. Jahrhundert in ungeahnter Weise. Am Ende des 14. Jahrhunderts gesellte sich zur Krippendarstellung und Krippenfeier als neuer Brauch das „Kindelwiegen", das schnell beliebt wurde und sich bis zur Zeit der Reformation erhielt. Das mittelalterliche Volk wollte bei der Feier nicht nur den stillen Zuschauer spielen, es wollte das Christuskind herzen und wiegen, wie es zu Hause mit den eigenen Kindern tat. Dazu wurde dann gesungen, und in jene Zeit fällt auch die Entstehung einer ganzen Reihe echt deutscher, inniger Weihnachtslieder, die heute noch Gemeingut des ganzen Christentums in Deutschland sind.



Negergruppe aus dem Gefolge der hl. 3 Könige. Meisterhafte Holzschnitzereien aus je einem Block, Münchner Arbeit um 1800.

Aber nicht bloß in der Kirche wollte das Volk die ihm so lieb gewordene Darstellung sehen, es wollte sie auch zu Hause haben: So hielt die Krippe ihren Einzug in die Wohnungen und Familien. Ja, sie wanderte auch auf die Straße, wo sie etwa im 17. Jahrhundert in die zur Weihnachtszeit seit dem Mittelalter üblichen Weihnachtsumzüge aufgenommen wurde.

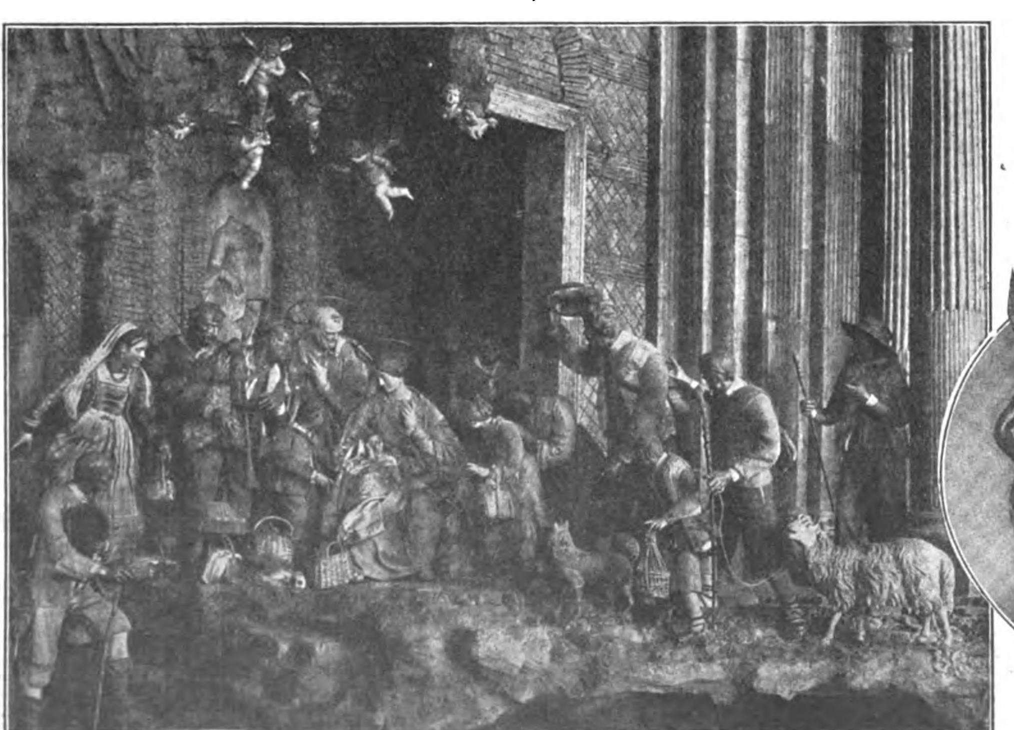
Die szenische und künstlerische Entwicklung der Krippe entspricht ungefähr der des Weihnachtsbildes in der Malerei. In den mittelalterlichen Darstellungen der Niederlande und Deutschlands traten berühmte Bildschnitzer in den Dienst dieser Kleinkunst; erwähnt seien hier nur die Arbeiten Pachers (1430—98) und seiner Schule. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden außer der Geburt Jesu auch andere Szenen aus seinem



Leben: Anbetung der Weisen, der bethlehemitische Kindermord, ja sogar Passionsbegebenheiten in die Krippendarstellungen einbezogen, so daß eine solche Krippe das ganze Jahr über mit stets wechselnden Bildern aufgestellt blieb. Berühmtheit erlangten besonders die Tiroler Krippen. Eine im Bayerischen Nationalmuseum gezeigte Krippe des Bürgers Moser aus Bozen enthält nicht weniger als 24 Gebäude, 124 Tiere und 256 menschliche Figuren.



Hauptgruppe einer der berühmten neapolitanischen Rundkrippen, Architektur aus Holz und Kork, Figuren (Größe ca. 30 cm) holzgeschnitzt mit aus Ton modellierten Köpfen, Kleidung aus echten Stoffen



Ein Teil der in ihrer Art einzigen Krippe des Bürgers Moser aus Bozen



Gruppe aus dem Gefolge der hl. 3 Könige in der Moserkrippe

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstr. 11, Fernsprecher 20647, 20648.
Schriftleitung: Hermann Esser.
Der „Illustrierte Beobachter" erscheint am 15. und 30. jeden Monats. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler. Für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München. Auslieferungsstelle für Österreich: Konrad Hawel, Wien-Mödling, Hauptstr. 49. Auslieferungsstelle in der Tschechoslowakei: N.S.P.-Verlag, Aussig a. d. Elbe, Teplitzer Str. 20.



Frühstück im Schnee

Winter Erlebnis

Alles wandelt sich. Jeder Zeitgeschmack hat seine besondere Einstellung zur Um- und Mitwelt, zur Natur. Daß Walther von der Vogelweide einst sang: „Die Toren sprechen: Schnei' doch, schnei'" ist uns heute so begreiflich wie das Skigebet, das die Schneeläufer jetzt im Chor singen:

> Lieber Petrus mein,
> Laß recht tüchtig schnei'n
> In die Täler, auf die Höh'n,
> Schneeschuhlaufen ist so schön!

Denn die Zeit ist reif geworden für winterliches Erlebnis. Reif durch die Veränderung aller ursprünglichen Lebensformen und Lebens- und Arbeitsweisen und reif auch durch allerlei wissenschaftliche Erkenntnis, die nicht mehr wie ehedem auf einen kleinen bevorzugten Kreis beschränkt bleibt, reif also die Zeit nun auch, um dem Winter als Mitbestimmer unseres Schicksals volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Daß dabei vielleicht übers Ziel hinausgeschossen wird, des Guten oder Schlimmen jeweils etwas zuviel getan wird — früher in Haß und Furcht, heute in Sehnsucht und Liebe —, sind unvermeidliche Pendelausschläge. Das Pendel unserer Zeit schlug in den letzten Jahrzehnten über Gebühr aus in der Richtung einer nervenzerrüttenden Arbeitsüberlastung, einer Zermürbung der Gesellschaft, einer Erlebnisverarmung und einer Verweichlichung. Die Abwehrmaßnahmen und -Äußerungen und die Bedürfnisse nach gegensätzlichen Empfindungen sind stark genug, um die herbste und männlichste aller Jahreszeiten zum Idol zu machen.

Der Winter ist nicht mehr der alte Mummelgreis, er ist jung und heiter. Der Schnee ist nicht mehr Leichentuch, sondern leuchtender Kristall, das schönste Ding an sich, und so erleben wir nun Schnee und Winter ganz anders als unsere Vorfahren.

Was die Edda, das deutsche Urweltlied, uns als Meinung unserer Voreltern überliefert, daß aus Eisriesenkörpern die Welt erschaffen, hat Hörbiegers Glazialkosmogonie (Eis als Weltbaustoff) mindestens zu einer nicht von vornherein glatt abzulehnenden Erweiterung erdgeschichtlicher Erklärungsmöglichkeiten gemacht; als Erzeugerin starker, langschädeliger, blonder Menschenrassen schildert uns Jensen in seinem „Gletscher" die Eiszeit als Roman, und wenn ein junger Schweizer (Hermann Hildbrunner, Nordland und Nordlicht) meint, daß Gott in der eisklaren Nordlichtnacht auf



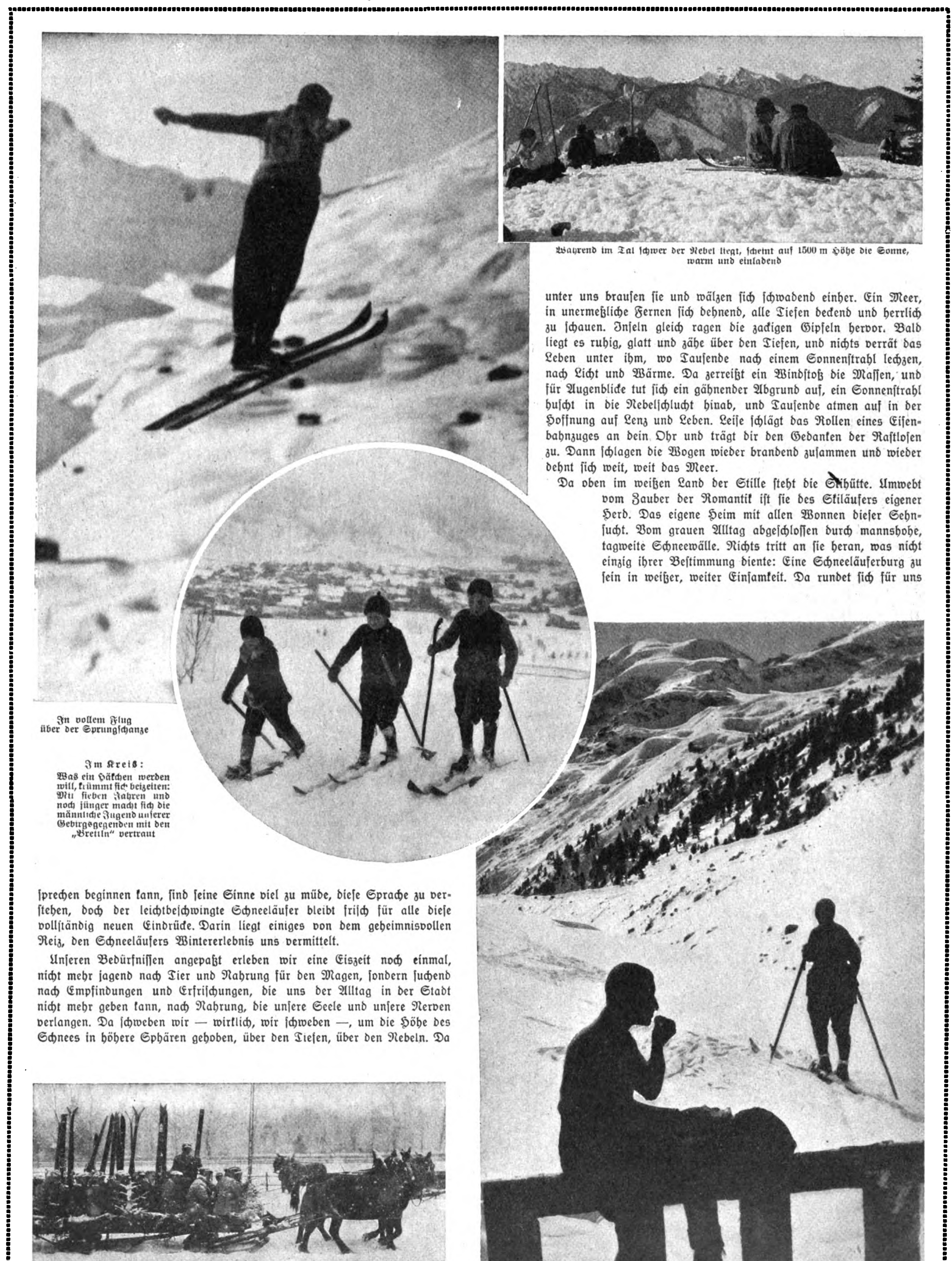
Die schmucke Ausrüstung der Deutschen Olympia-Skimannschaft zu den internationalen Kämpfen in St. Moritz

dem Pol, in der kalten Keuschheit des ewigen Eises wohnt, so lächeln wir nicht mehr so ungläubig, wie es vielleicht unsere Großväter noch getan hätten.

Die weiße Welt des Winters auf den Bergen ist uns wiedererstandene Eiszeit geworden, das Erlebnis einer jüngeren Erdperiode, in der starke Menschen, wie Ull, der Schneeläufer, zu Göttern erhoben wurden. Wir schreiten durch das Land, darin der Schnee alles ausgelöscht und zugedeckt hat, was Menschenhände an der Erde verunstaltend ändern mußten, und tiefer Sinn liegt in dem Ausdruck „Skiparadies", mit dem die Schneeläufer die schönsten, unberührtesten und stadtfernsten Schneegebiete der Bergwelt bezeichnen. Viele gehen in diese Zonen höchster Erhöhung Nietzsches Wege, „um zu flüchten von der Welt zu Gott".

Viele bummeln darin allerdings genau so gedankenlos wie sonst durchs Leben. Und fragt man sie nach ihrer Rückkehr aus dem Wintersportplatz, was sie erlebt haben, so sagen sie: O es war sehr fesch, wir haben geskiert, gebobt und gerodelt, jeden Abend getanzt und zum Tee gab's immer herrlichen Schlagobers.

Den Winter *erleben* heißt dagegen Schneeläufer sein. Er ist mehr als ein Sportsmann und viel mehr als die Tänzer auf dem Eis und die Ritter auf dem Schlitten, die über die Ränder ihrer Bahn hinweg den Winter und seine Herrlichkeiten zwar auch noch sehen, aber nie sich ganz darin verlieren können wie der Schneeläufer, der die Illusion der wiedererstandenen Eiszeit auch deshalb intensiver erlebt, weil er auf einem Gerät schreitet, das Eiszeitmenschen ersonnen und jahrtausendelang gebraucht haben, so gebraucht haben, daß die Zeit ihres Nomadisierens auf Schneeschuhen im Gebiete eines bestimmten Erdballkreises zwischen der gemäßigten und der kalten Zone heute von den Kulturgelehrten die Schneeschuhzeit genannt wird, so wie sie von einer Stein- und Bronzezeit sprechen. Man bedenke: der Schneeschuh kam einst in die Welt — nicht als die Erfindung eines einzelnen —, um auf sich die Menschen vor allzuviel Schnee und Eis flüchten zu lassen. Heute aber ist Schneelauf wohl auch Flucht, doch Flucht vor der Großstadt, sonst aber das Aufsuchen des Schnees und aller Winterherrlichkeit. Der Ski ist sozusagen eine Schöpfung des Winters selbst, und so kann denn keiner sagen, auch wenn er droben in den Bergen hundert Jahre alt würde, er kenne den Winter, wenn er ihn nicht als Schneeläufer sah und kennenlernte. Bis einer als Fußgänger sich so weit in winterliche Bergeinsamkeit hinaufgemüht hat, daß ihre Pracht zu



Während im Tal schwer der Nebel liegt, scheint auf 1500 m Höhe die Sonne, warm und einladend

In vollem Flug über der Sprungschanze

Im Kreis: Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten: Mit sieben Jahren und noch jünger macht sich die männliche Jugend unserer Gebirgsgegenden mit den „Bretteln" vertraut

sprechen beginnen kann, sind seine Sinne viel zu müde, diese Sprache zu verstehen, doch der leichtbeschwingte Schneeläufer bleibt frisch für alle diese vollständig neuen Eindrücke. Darin liegt einiges von dem geheimnisvollen Reiz, den Schneeläufers Wintererlebnis uns vermittelt.

Unseren Bedürfnissen angepaßt erleben wir eine Eiszeit noch einmal, nicht mehr jagend nach Tier und Nahrung für den Magen, sondern suchend nach Empfindungen und Erfrischungen, die uns der Alltag in der Stadt nicht mehr geben kann, nach Nahrung, die unsere Seele und unsere Nerven verlangen. Da schweben wir — wirklich, wir schweben —, um die Höhe des Schnees in höhere Sphären gehoben, über den Tiefen, über den Nebeln. Da unter uns brausen sie und wälzen sich schwadend einher. Ein Meer, in unermeßliche Fernen sich dehnend, alle Tiefen deckend und herrlich zu schauen. Inseln gleich ragen die zackigen Gipfeln hervor. Bald liegt es ruhig, glatt und zähe über den Tiefen, und nichts verrät das Leben unter ihm, wo Tausende nach einem Sonnenstrahl lechzen, nach Licht und Wärme. Da zerreißt ein Windstoß die Massen, und für Augenblicke tut sich ein gähnender Abgrund auf, ein Sonnenstrahl huscht in die Nebelschlucht hinab, und Tausende atmen auf in der Hoffnung auf Lenz und Leben. Leise schlägt das Rollen eines Eisenbahnzuges an dein Ohr und trägt dir den Gedanken der Rastlosen zu. Dann schlagen die Wogen wieder brandend zusammen und wieder dehnt sich weit, weit das Meer.

Da oben im weißen Land der Stille steht die Skihütte. Umwebt vom Zauber der Romantik ist sie des Skiläufers eigener Herd. Das eigene Heim mit allen Wonnen dieser Sehnsucht. Vom grauen Alltag abgeschlossen durch mannshohe, tagweite Schneewälle. Nichts tritt an sie heran, was nicht einzig ihrer Bestimmung diente: Eine Schneeläuferburg zu sein in weißer, weiter Einsamkeit. Da rundet sich für uns

Nach herrlicher Abfahrt und angestrengter Tagesleistung geht's im Schlitten zur Bahnstation

Blick von der Ulmer Hütte, einem Eldorado für Skifahrer



Herrliches Skigebiet am Nebelhorn mit Aussicht auf die wildschroffe Höfats. Das Gebiet am Nebelhorn wird nächstens durch eine neue Bergbahn erschlossen.

aus Tag und Nacht die Schneeläuferwelt zum Vollen. Die Sonne grüßt uns zuerst. Jungfräulich und unberührt liegt für uns die Schneebahn vor der Türe. Wir steigen zur stillen Abendfeier noch zum Gipfel an, warten den Vollmond ab zur nächtlichen Fahrt mit all ihren spukhaften Reizen, wir haben ein leuchtendes Fenster, das uns heimführt, einen warmen Kamin für gemütliche Plauderstunden und einsames Träumen in blinkenden Winternächten, eine Zuflucht, wenn der Sturm Wächten baut und die Wege verweht.

Ach, was wißt ihr da unten in den nebeligen Niederungen vom Feuer der kalten Höhenluft des Winters! Jedes Stäubchen ist im Schnee gebunden, sonnendurchglüht ist jeder Hauch und bleibt doch frisch, vom Tannenduft des nahen Waldes gewürzt.

Da oben wird uns Sonne und Freude und Kraft. Und in diesen winterweißen Bergen haben wir eines wieder erkannt, was wir nur allzu lange vergessen und übersehen hatten: Innig verknüpft mit deutscher Art ist alles Winterliche. Alles, was und wie es um uns gedeiht, auch wir selbst und all unser Fühlen, Tun und Lassen, so wie wir es erkennen, ist, weil Schnee und Eis und Kälte uns in regelmäßigem Wechsel beschert werden. So stark wie wir sind und so herb, sind wir durch den Winter. Es ist uns nichts Wesensfremdes gewesen, als seinerzeit der Schneeschuh aus dem Norden zu uns kam als das Mittel, auch Schnee und Bergwinter kennenzulernen und zu genießen. Es ist der Gang durch den Winterwald, zu den Göttern der Stille, Reinheit und Ruhe auf den weißen Bergen, was den deutschen Schneelauf erstarken ließ, und es sind Rasseneigenschaften und unsere Verwandtschaft mit den Völkern, die den Schneeschuh schufen, was uns zu guten und begeisterten Schneeläufern macht.

Carl J. Luther, München.

Trübe Aussicht: Föhnwolken kommen





Vor der Abfahrt: Letzter Blick auf die langsam im Abendnebel verschwindende Bergkette



Roman von Richard Albrecht

7. Fortsetzung.

Doch Hedwig wußte einen Ausweg, wenigstens für sich. Sie sagte zu dem gebrochenen Schröder:

„Gib mir einige tausend Mark und ich heirate Fritz, den Chauffeur."

„Was hilft das mir", seufzte der Justizrat.

„Wenigstens ist der Anstand gewahrt, die Hauptsache eurer Kreise," höhnte Hedwig, die wegen der Unehrenhaftigkeit eines außerehelichen Kindes nie ein beschämendes Gefühl gehabt hätte. Tröstend setzte sie hinzu: „Und ich bin dann immer in deiner Nähe." Sie meinte aber im stillen: „Aber im Rollstuhl fahre ich dich nicht."

Das lebensfrohe, aber auch geringschätzig vom Leben denkende Weib hätte sich freilich ohne Zögern mit Karl Schröder vor die befreiende Pistole gestellt, hätte sie geahnt, welches Fürchterliche sich in ihrem Blute vorbereitete, welches Gift sie jetzt unbewußt weitertrug auf einen schuldlosen Menschen.

Sie besaß eine rasche Entschlußfähigkeit und wußte in allen Dingen, ohne je zu schwanken, was sie zu tun hatte.

So auch gegenüber Fritz.

Hedwig und der Chauffeur Fritz.

Fritz hatte trotz der erfahrenen schnippischen Abweisung nie aufgehört, Hedwig zu verehren und sie mit seinen Blicken zu verfolgen. Er verwendete zwar keine Zeit darauf, die Wege Hedwigs zu kreuzen, aber wenn sich eine Gelegenheit bot, drehte er ihr feurige Augen hin. Auch noch als sie schon öffentlich die Verlobte des Justizrats war. Hedwig murmelte dann immer etwas von „verliebten Nasenlöchern", „verliebter Stint", „nichts zu maxen!" und ähnliche gemütsarme Redensarten. Ihre künftige Stellung ließ sie ihn nie fühlen. Sie war nicht hochmütig gegen ihn. Aber er war doch eines Tages sehr erstaunt, als die Hedwig einen seiner frech schmachtenden Blicke erwiderte. Er, der blasierte Kavalier von Haus- und Küchenfeen, geriet in helle Aufregung. Die Hedi war mittlerweile doch im Range bedeutend gestiegen.

Eine blühende Fernsicht in Märchengefilde erschloß sich ihm. Er hielt sich gleich an dem erhaschten und vertraulichen Blick fest und fragte Hedwig mit zusammengeschlagenen Hacken und einer weltmännischen Verbeugung:

„Darf ich vielleicht wissen, wann ihre Hochzeit stattfindet, Fräulein Hedwig?"

Die Gefragte schob ihre Lippen vor und zuckte mit den Schultern:

„Was weiß ich! Vielleicht nie."

„Sie machen ein sehr unzufriedenes Gesicht."

„Ich bin nicht unzufrieden. Ich weiß ja, was man von den Männern zu erwarten hat."

Fritz lachte mit unbefangener Frische: „Ah, in dieser Richtung bewegt sich ihr Schmerz, genannt Eifersucht. Der Herr Justizrat befindet sich wohl auf Abwegen? Für diese Krankheit gibt es bloß eine Medizin: Revanche."

„Um von dem Regen in die Traufe zu kommen. Und dann wüßte ich wirklich nicht, mit wem ich mich revanchieren sollte."

„Warum denn in die Ferne schweifen.... Halte mich für alle Fälle empfohlen."

„Oh, dann müßten Sie sich schon gewaltig viel abgewöhnen; ich bin nämlich wahnsinnig eifersüchtig."

„Seien Sie nicht einseitig. Wenn Sie sich zweier Seiten bedienen, verlange ich auch zum mindesten Doppelseitigkeit."

„Ganz recht! Wenn ich aber ganz streng einseitig würde, mich ausschließlich auf einer Seite festbände?" Hedwig sah Fritz mit heiß aufflammendem Blick an, der die Brust unter der strammen Lederjacke in pochenden Aufruhr versetzte.

„Dann..., dann...," stammelte Fritz, „würde ich alle andern zum Teufel jagen." Das Stammeln war ziemlich erkünstelt.

Das war das erste Gespräch, das im Vorbeigehen bei der Garage gefährliche Fäden spannte. Sie trennten sich wieder, da es wegen der Anwesenheit des Justizrats im Hause nicht geraten erschien, länger beieinander stehen zu bleiben. Nach fünf Minuten trafen sie sich nochmals im Park, als Fritz die Wege rechte und sie nach aufgehängter Wäsche sah. Bloß zufällig. Fritz war gewohnt rasch zuzugreifen. Hinter einem großen Bettlaken, das die Sicht gegen das Haus verdeckte, faßte er Hedwig um die Hüfte. Diese ließ es ruhig geschehen. Das gab ihm weiteren Mut. Gleich zum Du übergehend fragte er sie:

„Du magst wohl den Justizrat gar nicht?"

„Nein, ich habe es mir leichter vorgestellt. Er ist doch schon recht alt. Was habe ich davon, wenn ich meine Jugend an einen so alten Mann hinhänge. Das bißchen sorgenfreies Dasein ist dieses Opfer nicht wert. Und dann, solch ein studierter Mensch, der altert ohnehin früher als ein Sportsmann." Ihr auffordernder Blick genügte, um Fritz das Ziel ihres Wünschens klar zu machen.

Stolz tappte er in die Falle: „Du würdest sicher solch einen Kerl wie mich lieber haben."

„Hm, abgesehen von der üblen Schürzenjägerei."

„Ach was! Der huldigt der Herr Justizrat doch auch."

„Weiß ich. Bei allen Männern muß man das in Kauf nehmen. Aber einem jungen würde ich das Hintenherum und Aufdieseitehinaus leichter abgewöhnen. Ich kenne schon Mittel."

„Und hiermit willst du es mit mir versuchen?"

Plötzlich ernst werdend, faßte Hedwig Fritz am Arme: „Ja, gerne; selbstverständlich müßte ich sicher sein, daß du mich heiratest. Denn ohne bindende Zusage gebe ich die glänzende Versorgung, die ich bereits in Händen habe, nicht leichtsinnig auf."

Fritz war ein wenig enttäuscht. Er hatte sich das Verhältnis zu Hedwig anders vorgestellt. Sie sollte nur den Justizrat heiraten, und er wäre der lachende Dritte, der Chauffeur und Hausfreund geworden. Er überlegte und tat noch so, als er nichts mehr dachte.

Hedwig merkte die Abkühlung und legte ein ausgiebiges Scheit auf das Feuer: „Ein bißchen erspartes Geld habe ich schon. Es reicht für eine schöne Wohnungseinrichtung, und eine feine Aussteuer habe ich auch. Es sind Kunstwerke darunter, du wirst staunen."

Das reizte Fritz. Er wußte nur zu gut, daß von den Mädchen, deren Gunst er bisher besaß, keine einen Pfennig Geld erspart hatte:

„Das hast du wohl vom Justizrat?"

Einen Augenblick lang dachte er daran, daß sie das Geld für ein zu erwartendes Kind bekommen habe. Er verwarf den aufblitzenden Gedanken: dann hätten sie sich doch geheiratet.

Hedwig antwortete: „Nein, ich habe es mir vom Lohn und durch geschicktes Haushalten erübrigt."

„Wieviel ist es denn?"

Nur eine Sekunde befand sich Hedwig in Verlegenheit, da sie ja noch nicht wußte, was der Justizrat ihr geben würde: „Das brauchst du nicht zu wissen. Du erfährst es erst, wenn du mit allen deinen Freundinnen gebrochen hast. Übrigens, Fritzchen, du fragst mir zu viel nach dem Geld. Natürlich, ich bin dir Nebensache."

„Auf dein gewinnsüchtiges Verlangen, prompt geheiratet zu werden, bin ich berechtigt, die Frage nach der materiellen Unterlage zu stellen. Was würdest du denn deinem Herrn Bräutigam als Grund deines Zurücktretens angeben?"

„Ganz einfach! Daß ich ihn nicht mehr liebe oder daß ich seine Untreue nicht mehr aushalte. Dabei kann ich auf seine Frau hinweisen.

卐 Neujahr 1928 卐

Jetzt klingt so manches Glas in Scherben,
Schlag Zwölf in der Silvesternacht:
Ein altes, müdes Jahr muß sterben —
Ihm sei der Scheidetrunk gebracht!

Im ganzen ist es mies gewesen
Und hat uns wenig Gunst gezeigt.
Drum nicht viel frommes Federlesen,
Wenn es nun in den Orkus steigt!

Die Strese- und die Hampelmannen,
Sie ließen wieder sich — und wie! —
Ins Genfer Puppendraht-Netz spannen,
Zum Hops nach J u d a s Weltregie.

Die alte Schmach blieb fortbestehen,
Der schwertbewachten Sklavenfron.
Der Michel mußt' zum Stempeln gehen,
Der Dawes trug sein Gold davon!

Des Maulkorbs ew'ge Schergenschande
Für unsern Führer Hitler blieb
Im rotversumpften Preußenlande,
Dem Weltfeind Judas nur zulieb!

So fahre denn zum Abgrund hinnen,
Du altes Jahr! Wir weinen nicht!
Froh soll e i n n e u e s uns beginnen,
Das bessre Zukunft uns verspricht:

Ihr Brüder und ihr Schwestern alle
Im weiten deutschen Heimatrund,
Bereitet ihm beim Becherschalle
Jetzt eine frohe Willkommstund'!

Und diese Stunde sei ein Mahnen:
„Wir folgen weiter trutzig-treu
Des Hakenkreuzes heil'gen Fahnen,
Daß Deutschland einst erstehe neu!"

Auch unserm Blatt, dem „Illustrierten",
Sei auf der fürdern Zeitstromfahrt
In deutschen Gauen und Gevierten
Die alte Treue neu bewahrt!

Der „Illustrierte Beobachter"

Oh, ich bringe es ihm schon in gefälliger Form bei."

„Natürlich dürftest du ihm keine Versprechungen machen, etwa mir Hörner aufzusetzen. Das würde euch schlecht zu stehen kommen."

„Fritz, Fritz, nur du allein!" schäkerte sie. Dann machten sie sich an eine kurze, aber umfangreiche Küsserei.

Der Justizrat hatte vom obern Stockwerk, hinter einer Gardine versteckt, das große Leinentuch beobachtet, hinter dem er die beiden wußte. Eifersucht stritt in ihm mit der Befriedigung über den raschen Verlauf, den die Geschichte hinter dem Tuch da unten nahm.

Das Tempo der beiden Neuverliebten in ihrer gegenseitigen Annäherung war dem eines schon unzählige Male wegen Schnellfahrens bestraften Chauffeurs angemessen. Die energische Hedwig nahm alles selbst in die Hand, sie diktierte Fritz die Absagebriefe an ihre Rivalinnen, sie kaufte die Möbel und richtete in den bisher unbewohnten Zimmern über der Garage ein hübsches Heim ein. Fritz war ihr eigentlich gleichgültig; sie sorgte vor allem für ihr kommendes Kind. In drei Wochen wurde die Hochzeit festgesetzt. Fritz wunderte sich nur, wie Hedwig so leicht vom Justizrat losgekommen war, daß dieser ihm gegenüber gar nichts merken ließ, daß er sogar eher etwas freundlicher wurde. Wieder beunruhigte ihn das heiß aufsteigende Mißtrauen: sollte er doch der Hereingelegte sein!! Er schüttelte den Kopf: wenn auch schon...! Die zehntausend Mark, die Hedwig hatte, waren nicht von Pappe. Da konnte er ruhig ein Kuckucksei mit in Kauf nehmen. Das war schon öfters vorgekommen. Ah bah! Dennoch beobachtete er Hedwig scharf.

Die Hochzeit wurde gefeiert; es ging hoch dabei her. Der Justizrat bezahlte alles. Er nahm auch eine Zeitlang an der Lustbarkeit teil und zeigte eine gewaltsame Heiterkeit, die recht schlecht seine innere Gedrücktheit verbarg. Er sah nur zu gut die Zukunft voraus, er empfand jetzt schon ein Grausen vor dem Kommenden. Fritz legte es als das Gefühl des Unterlegenseins aus und war darob stolz. Er fühlte sich als der Sieger.

Einige Wochen lang verlief die Ehe der Chauffeursleute in glücklichster Zufriedenheit. Bis Fritz die unausbleibliche Entdeckung machte. Was er geargwöhnt hatte stellte sich als Tatsache heraus. Nach seiner Meinung kam er ja selber nicht in Betracht. Total ausgeschlossen! erklärte der Praktiker. Und nun war er trotz aller Praxis hereingelegt worden. Das wurmte ihn. Die Tatsache an sich ärgerte ihn ja eigentlich nicht. Er würde Hedwig auch geheiratet haben, wenn sie ihm ihre Zwangslage gleich anfangs eingestanden hätte. Aber daß sie ihn in diesem Punkte angeschwindelt hatte und ihn wegen ihrer Trennung vom Justizrat, über die er sich gar nicht klar werden konnte, ein weiteres Geheimnis vorzuenthalten schien, versetzte ihn in namenlose Wut.

Wenn sie ihn nicht betrogen hätte, würde er seinen in maßlosem Zorne gefaßten Entschluß in der kommenden Zeit nicht so grausam zur Ausführung gebracht haben. Er verschwieg seine unumstößliche Meinung über die Herkunft des heranwachsenden Wesens. Er sprach kein Wort davon, aber seine haßerfüllten Blicke sagten ihr genug.

Einmal brach der Damm seiner Zurückhaltung: „Das Kind kommt nicht zur Welt."

Hedwig erklärte bestimmt: „Ich unternehme nichts. Wir können ein Kind gut ernähren. Meine Gesundheit setze ich nicht aufs Spiel."

Unheimlich ruhig und mit eisiger Kälte stellte der Mann seine Forderung: „Du wirst mit mir zum Doktor Grünbaum gehen. Ich war schon einmal bei ihm. Es ist eine harmlose Sache."

„Nein", beharrte Hedwig. „Es ist ja nicht notwendig. Ich habe Kinder sehr gerne."

Achtung!

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Haftung. Rückgabe erfolgt nur, wenn genügend Rückporto beigefügt ist. Einsendungen für eine bestimmte Nummer sind wenigstens 15 Tage vorher einzureichen.

„Ich auch. Aber dieses nicht", sagte Fritz mit einer häßlichen höhnischen Falte um den Mund. Sein Blick war so schneidend, daß die sonst nicht leicht zu verwirrende Hedwig die Lüge: „es ist ja unser Kind", die ihr auf der Zunge lag, nicht über die Lippen brachte.

Nach einem lastenden, würgenden Schweigen sagte Fritz, noch immer ruhig: „Zieh' dich an! Ich fahre dich in die Stadt zum Doktor Grünbaum. Es muß sein! Der Herr Justizrat wird wohl nichts dagegen haben, wenn ich seinen Wagen benütze. Es stehen ja gemeinsame Interessen auf dem Spiel."

Hedwig wendete sich von ihm ab: „Laß mir meine Ruhe. Ich will einfach nicht; nie!"

Fritz bezähmte sich, obwohl er innerlich kochte. Nunmehr verlegte er sich auf Schmeicheln: „Hedi, es ist wirklich nichts dabei. Hunderttausende und Millionen haben es schon getan. Tu mir den Gefallen!"

Das Warum, das sich über Hedwigs Lippen drängte und möglicherweise hätte Befreiung bringen können, wurde von der Angst vor Wahrheit und reinigender Aussprache zurückgehalten. Nach langem Bitten gelang es endlich Fritz eine Zusage für später von Hedwig zu erhalten — die aber nicht ernst gemeint war. In den folgenden Wochen mußte sie Fritz immer wieder an das gegebene Versprechen mahnen.

Da brach zu allem Unglück noch das inkubierende Entsetzen aus dem Blute Hedwigs hervor. Sie hatte es nicht mehr für möglich gehalten, daß es sie auch noch packen würde. Fritz drängte jetzt endgültig, zum Arzt zu gehen, auch wegen dieses Ausschlags. Und gerade jetzt hatte sie in feiger Kurzsichtigkeit vor einer ärztlichen Untersuchung Angst. Zum Äußersten ihre Zuflucht nehmend, bat sie:

„Fritz, du hast einmal gesagt, du könntest selbst diesen Eingriff machen. Du hast doch damals beim Doktor Grünbaum genau zugesehen. Ich gehe nicht gern zu einem Arzt. Ich habe Angst. Wenn ein Arzt einmal von der Polizei gefaßt wird, so fliegt man auch mit herein. Du sagst, es sei ganz einfach. Nun zu dir hätte ich schon Vertrauen."

Fritz ließ sich nicht lange bitten. Sein Haß und seine Nachsucht besiegten alle Bedenken...

Er richtete aber Hedwig in der fürchterlichsten Weise zu. Nach einigen Tagen schrie Hedwig nach dem Arzt. Zuerst wollte er nicht, dann holte er seinen Doktor Grünbaum. Als der Arzt in die Stube trat, brüllte Hedwig in ihren unmenschlichen Schmerzen:

„Nicht den da! Ich will keinen Juden!"

Ein letzter gesunder Instinkt schrie in ihr empor und bäumte sich auf. Sie kannte die Herkunft ihrer Vergiftung; der Justizrat hatte es ihr gesagt in einer hoffnungslosen Anwandlung des Gemeinschaftsgefühls und Verbundenseins solcher, die Gleiches leiden.

Ihr Widerwille hatte aber noch einen Grund: Hätte Fritz bei diesem verbrecherischen Arzt nicht das Schauerliche gesehen, er würde es niemals bei ihr zu unternehmen gewagt haben.

„Hinaus!" schrie sie.

Aber Fritzens kräftige Arme ermöglichten eine Narkose. Das faunhafte Gesicht des gewohnheitsmäßigen Abtreibers grinste, als er seine Hemdärmel aufstülpend sich an die blutige Arbeit machte. — Nachher entschuldigte sich Fritz bei Herrn Grünbaum:

„Ich versichere Sie, ich bin tatsächlich kein Antisemit. Wie meine Frau zu solchen Worten kommt, kann ich mir wirklich nicht denken. Also entschuldigen Sie nur, Herr Doktor!"

Breit feixend, erwiderte Grünbaum: „Das sind wir verfolgtes Volk schon gewohnt. Stand Ihre Frau übrigens nicht in näherer Beziehung zu Herrn Justizrat Dr. Schröder?"

(Fortsetzung auf Seite 334)



Es ist richtig: Der Millionär versichert sein Leben für Hunderttausende. Ein bescheidener Mann schließt eine Lebensversicherung für 25 000 Mark ab. Selbst der einfachste Mann nimmt eine Police, und sei es auch nur das Abonnement einer Zeitung, die ihn für den Fall seines Todes für 500 Mark versichert. Aber nur ein ganz gewissenloser Leichtfuß, den in verbrecherischer Gleichgültigkeit das Schicksal seiner Familie kalt läßt, tut nichts für ihre Sicherung.

Die Staaten der Welt rüsten um die Wette. Fieberhafte Anstrengungen werden gemacht, um die Armeen zu vervollständigen und die Flottenbestände zu vervielfachen. Unsummen werden bewilligt, und zwar einstimmig bewilligt von den Parlamenten aller großen und der kleinen Völker. Überall weiß man: „Willst du Frieden, so rüste zum Kriege", und (in Abänderung eines deutschen Dichterwortes): „Was du ererbt von deinen Vätern hast, verteidige es, um es zu besitzen."

Nur Deutschland rüstet ab. Rüstet nicht nur ab, so wie es die Paragraphen eines verruchten Vertrages, den man fälschlich „Friedensvertrag" heißt, befehlen, sondern noch darüber hinaus, indem man aus angeborener Dummheit und unerhörter Feigheit, in dummdreister Verblendung und berechnender Absicht der Armee und der Marine sogar das wenige verweigert, das ihr selbst die gewiß nicht günstig gesinnten militärischen Sachverständigen der Pariser Botschafterkonferenz genehmigt haben. Wahrhaftig, die deutsche Schande und Ehrlosigkeit, so wie sie in dem letzten Reichsratsbeschlusse auf Verweigerung der ersten Baurate für einen neuen Kreuzer der deutschen Marine zum Ausdruck kommt, kann nicht mehr überboten werden. Aber wir haben in Deutschland heutzutage ja eine bessere Verwendung der Steuergelder! Denn der Spitzeldienst und der Polizeiknüppel der Novemberdemokratie und des neudeutschen Ausbeuter- und Judenschutzes verschlingen Unsummen. Und auch die Parlamentskanonen von Wirth bis zur Klara Zetkin kosten Geld und wollen bezahlt sein.

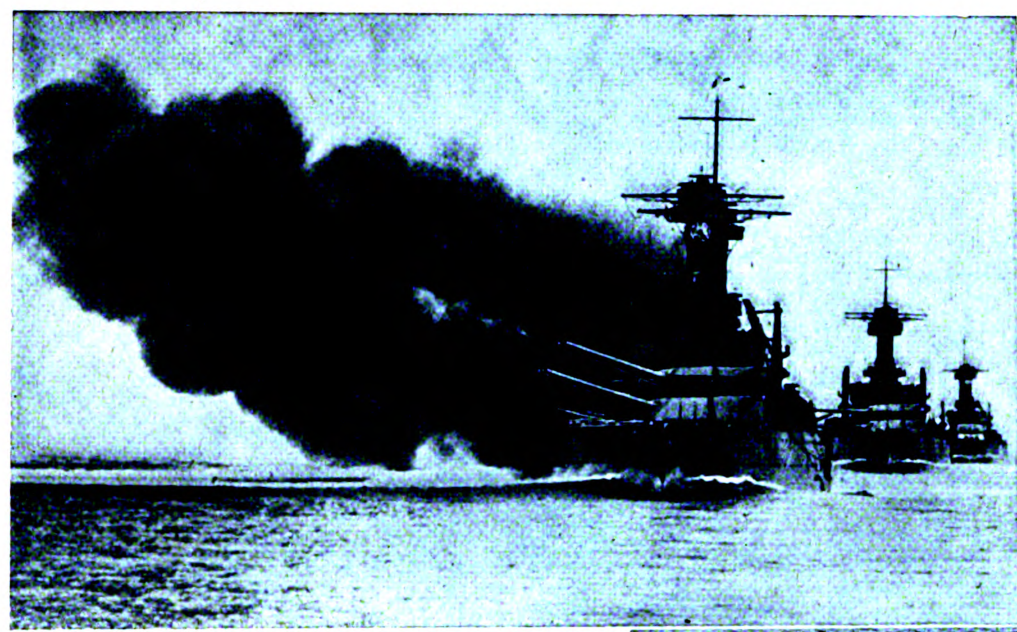


Bild oben: Manövrieren der neuesten amerikanischen Großschlachtschiffe mit 16zöll. Geschützen im Panamakanal

Bild Mitte: Blick auf ein modernes Groß-Flugzeugmutterschiff mit startbereiten Marineflugzeugen. Von diesen Schiffen hat die amerikanische Marine in den letzten Monaten 4, die englische Marine 2 Einheiten neu in den Dienst gestellt

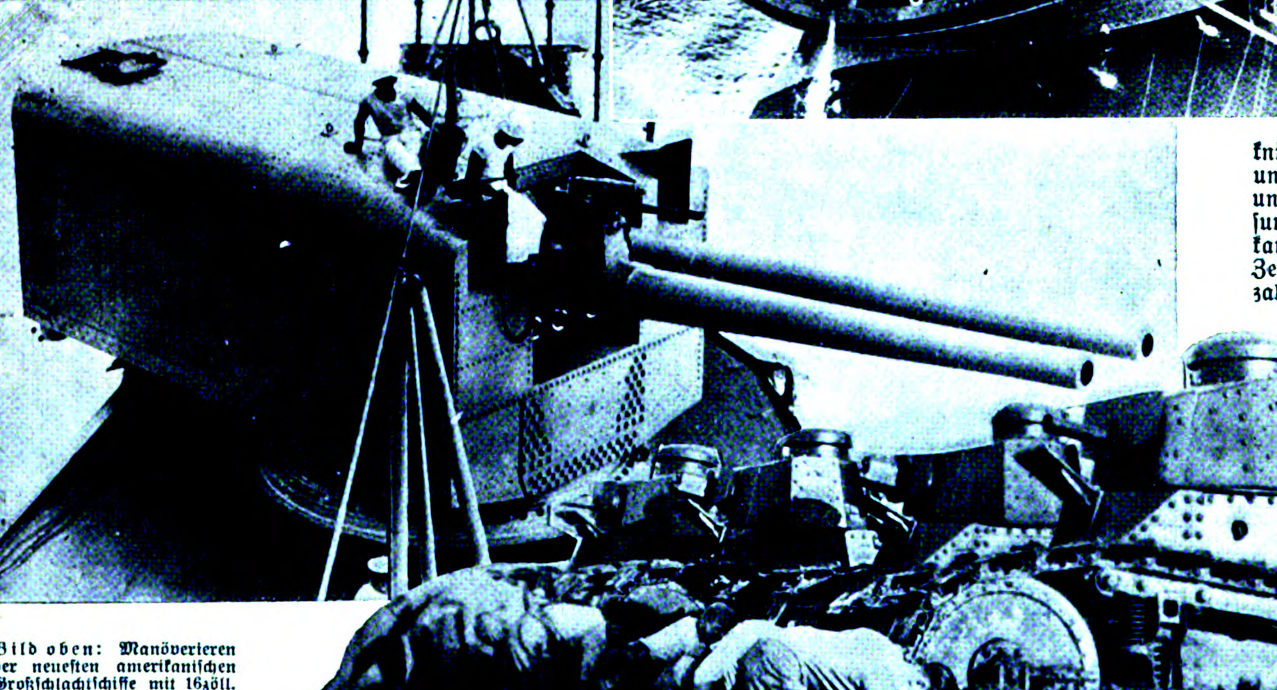


Bild links: Vollständig drehbarer Panzerstahl-Geschützturm auf den neuesten amerikanischen Schlachtkreuzern

Körpertraining einer Kampftank-Besatzung an ihren Fahrzeugen





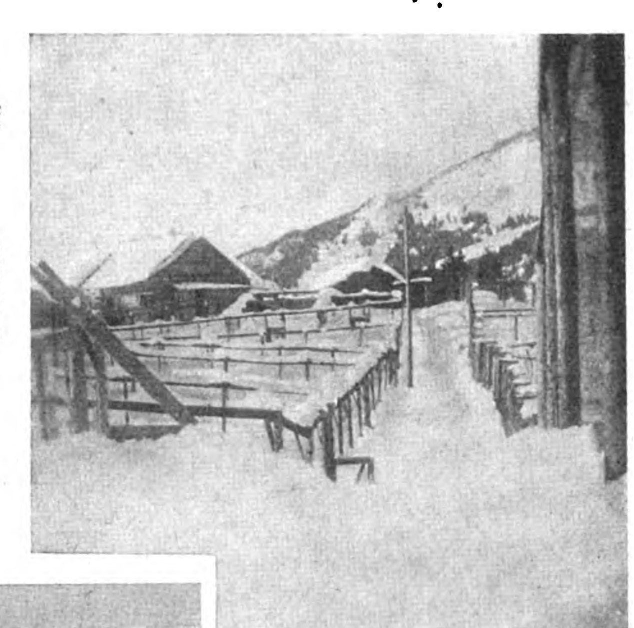
Bild links: Tie Lieferonten der Pelze bei der Arbeit: Heimkehr eines Pelzjägers nach erfolgreicher Fuchsjagd

*

Bild rechts: Die erste Pelzfarm Deutschlands befindet sich im Algäu bei Rietzlern, in der Nähe von Kempten. Man hat dort unter ganz ausgezeichneten Bedingungen mit Erfolg die Züchtung von Blau- und Silberfu hsen begonnen. Die hohe Lage der Farm in einer außerordentlich rauhen Gegend begünstigt die Versuche

*

Bild Mitte: Blaufuchs aus der Zucht der Rietzlern-Farm



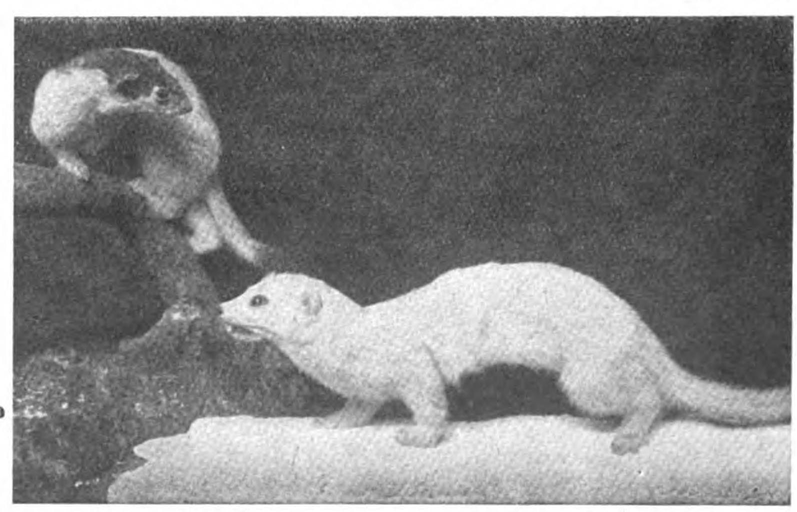
Wenn das Thermometer unter Null sinkt und der kalte Nordwind die Töchter Evas mit rauher Hand zwingt, in der Wahl der Kleider weniger auf Durchsichtigkeit als Wärme zu sehen, dann ist die Zeit da, in der die Aktien des Mannes geradezu sprunghaft in die Höhe schnellen, so, daß er sich über die Wandlung seiner Bedeutung und seines Wertes freuen könnte, wenn der Anlaß zu diesem Umschwung für ihn nicht so „traurig" wäre: Der sehnliche (und deshalb energische) Wunsch der Frau nach einem Pelz.

Aber leider stellen sich hier dem Durchschnittsgatten („Durchschnitt" selbstverständlich nur in Punkto Einkommen) Hindernisse entgegen, die ihm die Erfüllung des selbstverständlichen Wunsches der Frau (alle Wünsche der Frauen sind selbstverständlich!) geradezu unmöglich machen und dadurch die häusliche Ruhe und Ordnung so ernstlich gefährden. Schon aus diesem Grunde (Gefahr für Ruhe und Ordnung! !) ist es notwendig, einmal zu untersuchen, ob die phantastischen Preise für Pelzwaren in irgendeinem Verhältnis zu den Herstellunaskosten und der Mühe der Pelzgewinnung stehen. Und von vornherein muß erklärt werden, daß dies nicht der Fall ist. Wohl ist ein weiter Weg von Alaska und Sibirien und von Nordamerika, vor allem Kanada, den Hauptproduktionsländern der Natur für Pelze, nach Europa und Deutschland. Wohl ist die seit Verringerung des Bestandes an wilden Pelztieren ungefähr seit 1900 zuerst in Nordamerika, dann aber auch nach dem Weltkrieg in Europa eingeführte Pelztierzucht mit größeren Unkosten verbunden, aber die Tatsache ist nicht hinwegzuleugnen, daß der Hauptanteil der hohen Preise, die wir in Deutschland für Pelzwaren zu bezahlen haben, nicht aufgeht für die Mühe und die Arbeit der Pelzfarmer und Pelztieriäger oder die Kosten des Transportes und der Verarbeitung, sondern in die Taschen jener fließt, die hier in einem ungeheuer höheren Ausmaße verteuernd wirken wie in anderen Gebieten der Wirtschaft, nämlich die Zwischenhändler.

Warum gerade im Pelzgeschäft der an sich mühelose Zwischenhandel so unerhörte Gewinne einsteckt, wird im selben Augenblick klar, wo man weiß,



Eine seltene Aufnahme: Ein Fuchs vor seinem Bau



Einer der kostbarsten Pelze ist der Hermelin. Sein Träger steht allerdings vor der Ausrottung



Bild links: Den Handel von Leoparden- u. Tigerfellen aus Afrika vermitteln in bekannt gefälliger Weise auch wieder die Juden

Bild Mitte: Die Leipziger Pelzmesse: Juden aus aller Herren Länder als sachverständige Schacherer inmitten ihrer Tätigkeit



Außerordentlich gesucht ist der Pelz des Eichhörnchens

daß der Pelzhandel auf der ganzen Welt, in Europa, in Nordamerika, in Wladiwostok sowohl als auch in Nishni Nowgorod, in Addis Abeba wie auch in Leipzig vollständig in jüdischen Händen liegt. Russen und Kanadier, Eskimos und Neger verdienen mit der oft gefährlichen Jagd auf die Pelztiere kaum das Notwendigste zum Leben. Den Millionenprofit aber im Pelzgewerbe hat der Jude. So ist der große nordamerikanische Pelzhandel (Hudsonbaikompanie, Lampson & Co.) mit Milliardenumsätzen eine vollständig jüdische Angelegenheit. Aber auch in Deutschland sind die Juden die alleinigen Herren des Pelzhandels und der Pelzveredlungs-Industrie. Leipzig, der Hauptumschlagsplatz für den internationalen Pelzhandel in Europa und dem Handel von rohen und zugerichteten Rauchwaren, kann davon ein Lied singen. Man braucht hier nicht nur an die großen Auktionen russischer Pelzwaren durch nur jüdische Vertreter der Handelsmission der Sowjetregierung denken; was in Leipzig überhaupt an Rauchwaren umgesetzt wird — und das sind jährlich Waren im Werte von rund 250 Millionen Goldmark — geht ausschließlich durch die Hand der Leipziger Pelzjuden. Diese Pelzjuden sind



Der Iltis liefert einen Pelz, der zur ersten Klasse zählt

Drei Berliner Vorführgrazien im Schmucke herrlicher Pelzmäntel

es, die in uneingeschränkter Machtvollkommenheit die Preise ganz nach Gutdünken festsetzen. Und solange der Pelzhandel in Deutschland eine rein jüdische Angelegenheit ist, wird die Möglichkeit, sich mit Pelzen zu kleiden, immer nur ein Reservatrecht für die mit Glücksgütern überreich Gesegneten bleiben. Der Arbeitsmann, der seinen Beruf in Wind und Wetter, in Kälte und Schnee ausüben muß (man denke nur an das Eisenbahnerpersonal), muß, wie auf so vieles, auch auf die Möglichkeit verzichten, sich warm zu kleiden. Es wird die Aufgabe eines kommenden Staates sein, ebenso wie es heute schon die Regierung von Alaska macht, die Pelzverwertung in staatliche Obhut zu nehmen und dafür zu sorgen, daß der Profit im Pelzhandel in einem anständigen Verhältnis zu den Unkosten steht und vor allem dann auch die Mühe der Pelzgewinnung jenen Verdienstanteil erhält, der ihm zusteht.

(Fortsetzung des Romans von Seite 330)

„Durchaus nicht, Herr Doktor."

„Das soll nämlich ein großer Judenfresser sein."

Nach dem Erwachen aus der Narkose, während der sie wie ein verendendes Tier geröchelt hatte, starrte Hedwig entsetzt auf den Arzt, der gerade seine Instrumente reinigte. Trotz ihres elenden Zustandes und des Brechreizes, der ihr in die Kehle stieg, sagte sie mit fast verlöschender Stimme zu Grünbaum:

„Sie hätten das nicht tun dürfen. Ich habe es nicht gewünscht. Sie gehörten vor das Gericht."

Ein teuflischer Zug schnitt sich um die wulstigen Lippen des Juden: „Sie werden das nicht tun. Ich habe nur in das richtige Geleise gebracht, was Sie verpfuscht haben. Sie würden ins Gefängnis kommen, mir würde nichts geschehen. Aber wenn Sie mich nicht zur Behandlung wünschen, gut, ich will mich nicht aufdrängen. Ich werde nur noch die Blutuntersuchung vornehmen wegen Ihrer Pusteln. Wollen sehen, was dabei herauskommt!"

Grünbeim sah ihr unheimlich scharf und anzüglich ins Gesicht. Hedwig schauerte zusammen. Ihre letzte Lebenskraft sank dahin, Hoffnungslosigkeit schnürte ihr das Herz zusammen. Sie hatte seit dem Erwachen aus der Narkose noch nicht daran gedacht. Sie sah das böse Gesicht ihres Mannes und jetzt suchte sie den Arzt wieder freundlich zu stimmen:

„Entschuldigen Sie meine Heftigkeit. Ich glaube, ich war noch betäubt, daß ich so wirr gesprochen habe."

Der Doktor Grünbaum nickte höhnisch, dann ging er, seine übermütige Freude hinter den Gläsern der goldenen Brille verbergend.

Noch am Abend desselben Tages fuhr Fritz zur Wohnung des Doktors Grünbaum, und dort erfuhr er die grausame Wahrheit über Hedwig. Fritz war niedergeschmettert. Der Arzt tröstete ihn zwar und log das Blaue vom Himmel herunter, aber Fritz hörte ihm kaum zu. Sein erster Gedanke, als er wieder am Steuer des justizrätlichen Wagens saß, war, mit diesem Wagen sich sofort aus dem Staube zu machen, ins Ausland zu fahren, den Wagen dort zu verkaufen, eine neue Existenz zu gründen und gegen die scheußliche Krankheit anzukämpfen, so gut es eben ginge. Er verwarf diesen hitzigen, nicht leicht ausführbaren Plan.

Er wollte sich rächen. Hatten die beiden ihn vergiftet, so wollte er sie ...; er sann nach, was er ihnen antun wollte. Erschießen, ermorden? Das war zu rasch und brachte ihn mit Sicherheit vor Gericht. Er mußte etwas finden. Zu diesem Zwecke wandte er sich an den Rechtsanwalt Dr. Balsam, der, wie er wußte, ein persönlicher Feind des Justizrats Schröder war. Er setzte ihm die Sachlage auseinander. Mit schleimigster Liebenswürdigkeit nahm sich Balsam seiner an:

„Ich verlange von Ihnen nichts. Ihr Fall interessiert mich aus reiner Menschlichkeit. Sie müssen den Herrn Justizrat wegen Körperverletzung anklagen. Aber noch nicht jetzt. Sie müssen einige Zeit warten. Denn wenn Sie es jetzt schon täten, würde gegen den Justizrat keine Anklage erhoben werden können, da die Straftat vor Ihrer Verehelichung begangen wurde. In diesem Falle könnte bloß Ihre Frau eine Anklage einreichen. Würde das Ihre Frau tun?"

„Leider nein."

„Das dachte ich mir. Wenn nicht diese unausrottbare Gefühlsduselei wäre, würden mehr solcher Fälle verhandelt werden. Sie müßten nachweisen können, daß Ihre Frau nach Ihrer Verehelichung mit Ihnen mit dem Justizrat Verkehr gehabt hat."

„Das wird wohl nicht gelingen."

Balsam legte seine Hand auf die Schulter Fritzens: „Das braucht ja auch nicht Tatsache zu sein. Sie bräuchten nur einen Zeugen, den Sie für eine so kitzelige Sache verwenden können. Und nun hören Sie, wie Sie das ungefähr auszuführen haben."

Mit leiser Stimme setzte er nun dem gierig Lauschenden auseinander, wie dem Justizrat ein Strick gedreht werden könnte.

Fritz ließ sich Hedwig und dem Justizrat gegenüber nichts anmerken. Er war sehr zuvorkommend gegen seine Frau, bestellte für sie eine Pflegerin und gebrauchte niemals ein hartes Wort gegen sie. Er machte ihr nicht im geringsten Vorwürfe, auch nicht, als bei ihr die Zersetzungserscheinungen auftraten. Er war aber nicht geschickt genug. Seine Freundlichkeit war von einer solchen unverhüllten Art, daß es Hedwig dabei eiskalt überlief. Sie hätte es lieber gehabt, wenn er roh mit ihr gewesen wäre.

Hedwig blieb ans Bett gefesselt. Sie welkte von Tag zu Tag mehr dahin. Gräßliche Schmerzen, die eine Folge des naturwidrigen Eingriffes waren, folterten ihren Körper. Ihre Augen lagen mit grauem Todesglanz in tiefen Höhlen. Die Haare gingen ihr aus, sie war fast kahl, ein Bild des Jammers. Es war ihr klar, daß ihr Mann seine früheren Liebschaften wieder aufgenommen hatte. Sie war nicht eifersüchtig; aber daß er die Infektion weitertrug, war ihr das Ungeheuerlichste. Und sie getraute sich nichts zu sagen. Sie hätte den bedauernswerten Geschöpfen schreiben mögen, aber dazu fehlte ihr der Mut und die Kraft. Vielleicht war es im Grunde auch teuflische Eifersucht, die sie davon abhielt. Alle ihre Gedanken mündeten in Selbstanklage. Das war ihr das Fürchterlichste, daß dieser Giftstrom nicht aufzuhalten war — durch ihre Schuld.

Das Haus Schröder war eine schwärende Pestbeule geworden, in dessen Innern Fäulnis in einem würgenden Netz von Verzweiflung schwoll, aus dessen Fenstern ein schauerlicher Verwesungshauch dunstete. Haß, Hinterhältigkeit und letzte Lebensgier zogen in dünnen roten Fäden durch den zerfließenden Eiter, der Löcher durch die Mauern fraß und das einst so festgefügte, glückliche Hauswesen in stinkender Fäule auflöste.

Danse Macabre.

Es war eine böse Nacht. Hedwig lag allein in ihrer Stube. Fritz war ausgegangen und die Wärterin war heute Nachmittag davongelaufen, weil Fritz ihr nachstellte. Grauenhaftes Alpdrücken lastete ein ums andere Mal auf der in furchtbarster Verlassenheit daliegenden Frau. Herzklopfend wachte sie nach jedem auf und dann wüteten die Schmerzen in ihrem schon ganz ausgezehrten Körper. Da fühlte sie mit plötzlichem Zusammenschrecken an ihre Hand eine fremde Hand fassen. Das Erschrecken wich sofort einem angenehm zutraulichen Gefühl. Es war eine seltsam kleine Hand, weich und kühl anzufühlen.

Das Händchen schloß sich mit beglückendem Druck um ihren gestreckten Zeigefinger. Sie zog leicht daran und eine helle Stimme flüsterte ihr zu: „Komm!" Mit seligem Schmerzvergessen blickte die Kranke nach der Seite. Da stand ein Kindchen mit einem Gesicht wie ein Engel. Von aller Körper- und Leidensschwere befreit, stieg Hedwig aus dem Bett, sie trat wie auf Samt. Das kleine Wesen schwebte ihr voran und sie folgte — die Treppe hinab, über den Hof, durch den Garten in den Park.

Sie schritt durch die Bäume, es war nicht mehr der Park, es war ein riesiger Wald. Das Dunkel war erfüllt von schwarzen Baumstämmen und Stümpfen, die die Leiber von Unholden und teuflischen Gestalten waren. Das Kindchen und Hedwig näherten sich einem Baum, dessen Stamm wie ein Tor in zwei Teile gespalten war. Von oben langten zwei unheimliche Äste wie Arme herab. Diese faßten das kleine Wesen und hoben es hoch. Hedwig wollte es den dunklen Fängen entreißen, aber sie konnte sich nicht rühren. Sie nickte bloß mit dem Kopfe und da sah sie, daß der Baum ein riesiger Gorilla war, der das lichte Menschenwesen an den Beinen mitten auseinanderriß. Hedwig vermochte nicht mehr in die Höhe zu schauen vor Entsetzen. Da sah sie etwas Rotes, fast wie Gold Glänzendes, Glühendes vor sich auf den Boden fallen. Sie bückte sich und hob es auf. Es war ein kleines zuckendes, pochendes Herz. Sie fühlte es in ihrer Hand schlagen. Aber da sie nunmehr das Herz in der Hand hielt, peinigte sie keine Furcht mehr.

Fortsetzung folgt.

Der Tag der Meisterin von Bayreuth

Zum 90. Geburtstag von Cosima Wagner

Ihr, die ihr glaubt dem Wunder von Bayreuth
das Lebenskräfte schenkt dem deutschen Geiste,
ihr saht beglückt die Edelkunst erneut,
wie Siegfried neu das Götterschwert sich schweißte,
und habt ihr Heil dem Werke zugerufen,
in Ehrfurcht neigt euch denen, die es schufen!

Schuf es der Eine nicht, der Einz'ge nur,
der Schöpfer, er, der Meister ohnegleichen?
Folgt seines Lebens tiefer Leidensspur:
Dort steht das hohe Haus, des Siegers Zeichen.
Den Stein versenkt er im geweihten Grunde:
Das war der Heilsgeburt erhab'ne Stunde.

Ins Leben rief er sein Bayreuth: es lebt!
Es lebt durch Not und Neid bewahrt bis heute.
Die Zeit, die alles Menschenwerk begräbt,
sie wich von ihm, es fiel ihr nicht zur Beute.
Der Meister schied – es lebt! Daß wir es schauen,
Wem danken wir's? – Der Treuesten aller Frauen!

Ein edler Meister, der des Wohltuns Held,
Der Helfer Vieler, auch des Größten Einen,
Die Tochter gab er ihm, fernab der Welt:



Cosima Wagner

Die Größe kündet sich im Ungemeinen!
Wie viel der Freund dem Freunde je gespendet:
in seinem Kinde ward die Tat vollendet.

Sie, die das Lebensopfer ihm gebracht,
ein Liebesopfer unerhörter Größe,
die auferstand aus seiner Todesnacht
zurück in dieser Scheinwelt kalte Blöße,
nun opfert sie ihr Leben seinem Werke,
und höchste Treue gab ihr Wunderstärke.

Tochter und Frau! Vergeßt die Mutter nie!
Die reines Vaterglück dem Meister schenkte,
dem Werke gab den jungen Hüter sie,
der rein es wahrt' und hoch und höher lenkte.
So weihte sie das Heiltum fernen Tagen,
die auf den Grund gebaut, den Dom zu tragen. –

Nach Wahnfried blickt, ehrwürdig ruht sie da,
der Welt entrückt und allem Glanz des Ruhmes,
die große Seele doch lebendig nah,
der greise Schutzgeist ihres Heiligtumes.
Vor dieser hehren Stille laßt uns schweigen!
Nur Meisterkunst soll unsern Dank bezeigen. –

Hans von Wolzogen.

Vertieft man sich in die Lebensgeschichte unserer Großen, so offenbaren sich einem geheimnisvolle Zusammenhänge, die in ihrer Auswirkung als das Walten der Vorsehung nach einem bestimmten Plane hin auch den fanatischesten Anhänger einer materialistischen Geschichtsauffassung stutzig machen müßten. Was wäre aus Schiller ohne seine Bekanntschaft mit dem Konsistorialrat Körner und später ohne Goethe geworden, der ihm anfangs kühl gegenüber stand, bis die anscheinende Zufälligkeit einer Aussprache über die Urpflanze das Eis plötzlich brach und den Keim zu der innigen Freundschaft zwischen den beiden Großen legte! Wie hätte sich wohl Bismarcks Leben gestaltet, wenn nicht ein König Wilhelm I. den Thron seiner Väter zur rechten Zeit bestiegen, und ebenso war es sicher kein Zufall, daß Kronprinz Ludwig just in jenem Augenblicke, da Richard Wagner am Abgrund der Verzweiflung stand, sich die Krone aufs Haupt setzen sollte. Und so war es auch ein richtiges Christgeschenk für das deutsche Volk und die deutsche Kunst, als am 25. Dezember 1837 die Gräfin d'Agoult Franz Liszt das Mädchen gebar, das am 4. September 1870 Wagners zweite Frau werden sollte.

Hätten wir doch ohne sie keine Bayreuther Festspiele mehr, denn diese wären ohne Frau Cosima eine kurze Episode geblieben!

Wieder war es sicher kein Zufall, daß Frau Cosima durch ihren ersten Gatten Hans von Bülow die Werke Wagners so gründlich kennen lernen sollte, daß sie befähigt war, der künstlerischen Leitung der Festspiele ganz im Geiste ihres verewigten Gatten gerecht zu werden und mit Bayreuth eine deutsche Kulturstätte zu schaffen, von der aus einzig und allein jene geistige Wiedergeburt unseres Volkes vor sich gehen kann, ohne die ein nationalsozialistisches Großdeutschland auf Sand gebaut wäre. Denn mit der politisch-wirtschaftlichen Neugestaltung Deutschlands in unserem Sinne ist es allein nicht getan; wir müssen unser Volk auch mit dem Geiste jener gewaltigen Kulturperiode durchdringen, die mit Weimar begann und mit Bayreuth gekrönt wurde!

In der ehrwürdigen Greisin verehren wir den guten weiblichen Genius des Bayreuther Meisters, der ihm nicht nur jene behagliche Häuslichkeit zu schaffen wußte, ohne die er nicht zu arbeiten vermochte, sondern auch durch eine mit Liebenswürdigkeit, feinem Takt und überragend geistiger Gewandtheit gepaarte Energie die Hindernisse immer wieder wegzuräumen wußte, die sich der Verwirklichung der Bayreuther Festspiele trotz aller hochherzigen Hilfe durch Ludwig II. entgegentürmten.

Und wie übermenschlich groß zeigte sich diese wundervolle Frau, als der plötzliche Tod ihres Gatten sie in solch furchtbaren Schmerz geschleudert hatte, daß sie wochenlang keine Nahrung zu sich nehmen wollte. Die Pflicht jedoch, das künstlerische kulturelle Testament des Verewigten zu vollstrecken, die Festspiele weiterzuführen, riß sie aus ihrer Trauer heraus und schon 1884 erklangen in Bayreuth wieder die Gralsglocken.



Richard Wagner und Frau Cosima im Kreise der Familie Wagner
(Zeitgenössische Aufnahme)

Aber jene grauenhafte Verständnislosigkeit des deutschen Volkes für das Wirken und Walten seiner großen Männer, die sich Wagners Lebenswerk gegenüber zuletzt durch jenen Reichstagsbeschluß 1913 zeigen sollte, der den „Parsifal" den profanen Opernbühnen zum Geschäftemachen preisgab, war noch lange nicht überwunden. Ohne das arische Ausland, das für die Bedeutung des Meisters mehr Verständnis zeigte als die sogenannten intellektuellen deutschen Schichten, und ohne die schier unbegrenzte Opferwilligkeit der Frau Cosima, die den großen Fehlbetrag immer wieder aus den einfließenden Tantièmen deckte, wären die Bayreuther Festspiele schon längst — Geschichte, wäre Bayreuth heute nur noch eine Erinnerungsstätte wie Weimar: Ein Museum.

Der unbeugsamen Tatkraft Frau Cosimas jedoch gelang es, die Bayreuther Festspiele allen Anfeindungen zum Trotz siegreich durchzusetzen, bis sie 1906 deren weitere Leitung ruhig ihrem hochbegabten Sohne Siegfried überlassen konnte.

Frau Cosima, in ihrer Genialität von außerordentlicher Vielseitigkeit, entfaltete als künstlerische Leiterin der Festspiele aber auch eine ungewöhnlich große Darstellungsgabe, sodaß sie, gestützt auf das ihr von dem Meister überkommene Wissen, den Künstlern genau zeigen konnte, welchen seelischen Ausdruck sie in Stimme und Gebärde zu legen hatten. So hat sie als Leiterin den Stil der Werke Wagners geradezu plastisch verkörpert.

Daß Cosima Wagner bei den Empfängen im Wahnfried während der

(Fortsetzung auf Seite 837)



Ritualmord in England

Zur Zeit der Kreuzzüge hatte die Macht des Judentums in den europäischen Kulturstaaten eine Blütezeit erlebt, die es erst heute wieder in einem solchen Ausmaße zu genießen das Glück hat. Die Fürsten und Machthaber jener Zeit jagten dem Phantom, Jerusalem zu befreien, nach. Es mißlang ihnen nicht nur, Jerusalem dauernd zu behaupten, sie lieferten ihre Länder durch ihre Schuldenwirtschaft auch dem Auswurf eben dieses Jerusalems aus. Und wie immer, wenn es dem Juden zu gut geht, wurde er übermütig, seine Rachgier erwachte, und die Bestie in ihm verlangte Opfer. Sie erwarteten den Anbruch eines neuen Jahrtausends ihrer Zeitrechnung und damit den Messias. Um den christlichen Messias zu verhöhnen, äfften sie seinen Martertod nach. In allen Teilei Europas geschahen damals Ritualmorde. Wollen wir einmal bloß nach England unsere Blicke richten.

1137 wurde in Norwick ein Knabe Wilhelm von ihnen getötet. 1255 kreuzigten sie am Karfreitag den Knaben Hugo in Lincoln, den sie um 30 Silberlinge gekauft hatten. Das Entsetzen über diese scheußliche Tat hielt sich lange in der Erinnerung des Volkes. Ungeheurer Haß sammelte sich gegen die immer schamloseren Wucher treibenden Juden an, bis der englische König Eduard I. sie am 1. November 1290 aus seinem Lande verwies, dem sie 365 Jahre fernbleiben mußten. Erst 1655 ließ sie der Judenfreund Cromwell, der Vater englischer Unduldsamkeit und Scheinheiligkeit, wieder auf das bis dahin so glücklich gewesene England los.

Die Mordtat an diesem Hugo von Lincoln veranlaßte zwei bedeutende Dichtungen. Einmal eine schottische Ballade, „Die Tochter des Juden", die Percy 1765 in seiner bekannten Sammlung veröffentlichte und die von unserem Herder übersetzt wurde. Dieses Lied eines unbekannten Volksdichters ist von furchtbarer Wirkung auf den Hörer. Der kleine Hugo wird durch die Judentochter von seinen Spielgefährten weggelockt. Eine unheimliche Verführungsszene mit Lockrede und Antwort wie im Erlkönig spielt sich ab. Mit einem roten Apfel gewinnt sie schließlich sein Vertrauen. Da tötet sie den Knaben mit einem Messer. Während das Blut wegfließt, verhöhnt sie das arme Kind. Dann legt sie die kleine Leiche in einen Bleikasten und wirft diesen in einen tiefen Brunnen. Als die Abendglocken läuten, findet die Mutter ihr Kind nicht vor. Sie legt ihren Mantel um und läuft weinend ins Judenviertel. Sie ruft nach ihrem Sohn. Da tönt es schauerlich vom Ziehbrunnen herauf: „Der Brunnen ist schrecklich tief, o Mutter, das Blei ist schrecklich schwer. — Ein Messer steckt in meinem Herzen, ein Wort sprech' nimmer ich mehr. — Geh heim, hol mir mein Leichenhemd, — geh heim, lieb' Mütterlein! — Dann geh hinaus vor den Wall der Stadt, — da wart' zur Nachtzeit ich dein!"

Ein ganz anderer, ein lichter, strahlender Grundton herrscht in der zweiten Dichtung. Chaucer, der größte vorshakespearesche Dichter England hat ums Jahr 1400 sein bedeutendstes Werk geschrieben, die Kanterbury-Geschichten. Darin erzählen Wallfahrer, die den verschiedensten Schichten der Bevölkerung angehören, allerlei Geschichten, die dem Charakter der vortragenden Personen angepaßt sind. Die Leute aus dem Volke geben Dinge zum besten, wie wir sie bei Boccaccio oder Hans Sachs finden. Die Vornehmen wissen die herrlichsten Sagen und Begebenheiten des Mittelalters zu erzählen. Unter ihnen befindet sich eine Priorin, eine Dame von den feinsten Manieren, die überall Barmherzigkeit und Mildtätigkeit übt und Mitleid mit aller menschlichen Not hat. Das Englische klingt so fein und vornehm in ihrem Munde. Mit der Anrufung Gottes und der heiligen Maria beginnt sie, eine Marienlegende zu erzählen, die Legende vom „Guten Knaben".

In einer großen Stadt Asiens wohnten unter den Christen auch viele Juden. Sie waren dem Volk verhaßt wegen ihres schmutzigen Wuchers und ihrer niederträchtigen Gewinnsucht. Jenseits des Judenviertels stand eine Schule, in welche die Christenkinder gingen. Diese Schule besuchte auch der siebenjährige Sohn einer armen Witwe. Der hatte eine innige Verehrung für die Muttergottes, daß er Tag und Nacht an nichts anderes als an unsere Liebe Frau dachte. Dieses Bübchen hatte schon lange das Ave Maria gelernt, und als es älter wurde, sang es das „Alma redemptoris mater, segensreiche Gottesmutter", immer wenn es zur Schule ging oder nach Hause zurückkehrte. Als das Kind so heiter singend an den Häusern der Juden vorbeiging, andächtig versunken in Gedanken an Christi Mutter, da ärgerten sich die Juden. Unser erster Feind, die Schlange Satans, die in der Juden Herzen ihr Nest hat, schwoll auf und sprach: „Hebräer, könnt ihr's ertragen, daß dieser Knabe euch zum Trotz hier vorübergeht und Lieder singt, die gegen die Verehrung eueres Gesetzes sind?" — Da beschlossen die Juden den Mord des unschuldigen Kindes. Ein gedungener Jude packte den Knaben und schnitt ihm die Kehle durch, worauf er den Leichnam in eine Kloake warf.

Die ganze Nacht hindurch wartete die arme Witwe auf ihren Kleinen. Sie suchte ihn in der Schule und überall, wo sie ihn vermutete. Als es Tag wurde, erfuhr sie, daß ihr Knabe zuletzt in der Judengasse gesehen worden war. Da ging sie zum Judenviertel und fragte an den Türen der Juden. Doch diese schüttelten die Köpfe und erklärten, nichts zu wissen. Mit mütterlichem Weh ist ihre Brust erfüllt, und halb von Sinnen geht sie von Haus zu Haus. Die Huld der Himmelsmutter fleht sie herab, da gibt ihr Jesus den Gedanken ein, daß sie an dem Ort, wo ihr Kind in der Kloake liegt, laut seinen Namen ruft. Und nun begibt sich das große Wunder, daß der Mund des Märtyrers, dessen Kehle durchschnitten ist, das „Alma redemptoris" zu singen beginnt, so laut, daß der ganze Platz davon erklingt. Die vorübergehenden Christen hören den Gesang und schicken sofort zum Profoß, der die Juden gleich in Fesseln legen läßt.

Unter Wehklagen wird das Kind aufgehoben und in großer Prozession des herbeigeeilten Volkes in das nächste Kloster getragen. Dabei singt der kleine Märtyrer unaufhörlich sein Marienlied. Vor dem Hochaltar wird er aufgebahrt, und nun tritt der Abt, ihn mit Weihwasser besprengend, vor, und fragt ihn, warum er noch als Toter so singen könne. Da verkündet der Knabe, daß die Muttergottes zu ihm gekommen sei und ihm ein Weizenkorn auf die Zunge gelegt habe, damit er wie im Leben auch im Tode noch zu ihrer Ehre singen möge. Erst wenn das Korn herausgenommen würde, werde sein Leben zerfallen und seine Seele dürfe zu ihr ins Paradies eingehen. Der Abt nimmt das Korn heraus, und es geschah, wie das Kind angegeben hatte. Darauf wurde es als Märtyrer in einer marmornen Gruft der Abteikirche beigesetzt. — Zum Schluß ruft die Erzählerin den jungen Hugo von Lincoln, der erst vor kurzer Frist von den verfluchten Juden erschlagen wurde, um seine Fürbitte bei der Gottesmutter Maria an. — Damit knüpfte der Dichter Chaucer mit der Erwähnung dieses Hugo von Lincoln die Legende vom Guten Knaben an das wirkliche Geschehen eines Ritualmordes. Von den siebengescheiten Literarhistorikern, besonders deutschen wird Chaucers Hinweis auf ein jüdisches Blutverbrechen mit „mittelalterlicher Unwissenheit und Aberglauben" entschuldigt, und in den Übersetzungen, von denen die bekannteste eine jüdische ist, wird reichlich geschwindelt und gefälscht.

Eine zaubersame Wirkung lösen die herrlichen Strophen des seiner Zeit um Jahrhunderte vorausdenkenden Dichters aus. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Chaucer damit die schönste Legendendichtung des Mittelalters geschaffen hat. Als Illustration hierzu hat einer der berühmtesten englischen Maler, der Begründer der vorraphaelitischen Schule Burne-Jones, ein Bild gemalt. Das Gemälde, von dem ein unbeschreiblicher Zauber ausgeht, läßt nicht unmittelbar die Darstellung eines jüdischen Ritualmordes erkennen, und so ist es bisher der Beschimpfung von seiten der Juden entgangen. Der Sinn des Bildes wird einem erst klar, wenn man die Chaucersche Geschichte gelesen hat. Wir bitten unsere Leser, sich ja recht in dieses wunderbare Bild zu vertiefen und sich ihre Gedanken darüber zu machen, vielleicht auch sich zu fragen, warum die kirchliche Mystik sich heute nicht mehr mit den von jüdischer Rachgier erschlagenen Christen beschäftigt.

Dr. R. Albrecht.

Fortsetzung des Artikels von Seite 333:
„Der Tag der Meisterin von Nürnberg“.

Festspiele den alles überragenden Mittelpunkt bildete, daß die gekrönten Häupter sich in Ehrfurcht vor ihr beugten, ist bekannt. Und diese Aufgabe der Repräsentation war keine leichte, denn es konnte nicht vermieden werden, daß unter den eingeladenen Gästen so manche nicht das richtige Bewußtsein von der Weihe des Hauses, das sie betraten, mitbrachten, andere wieder, um nur etwas zu sagen, in der Verlegenheit dummes Zeug stammelten. Da wußte nun Frau Cosima stets mit einem ausgesucht feinen Takte über alle jene Peinlichkeiten hinwegzugleiten, ohne dem armen Sünder wehe zu tun, wovon manche hübsche Anekdote zu erzählen wäre.

Während über so manche Modegröße auf dem Gebiete der gegenwärtigen Scheinkunstperiode schon Bände über ihr höchst bedeutungsloses Leben geschrieben wurden, ist meines Wissens noch kein Buch erschienen, das sich mit der unsterblichen Kunst- und Kulturtat der Frau Cosima befaßt hätte. Mag dies einer späteren, reineren Zeitepoche vorbehalten bleiben, vor der der Hexensabbat unserer Tage zerstieben wird wie die Nachtnebel vor dem ersten Strahl der Morgensonne. Das Wahnfriedarchiv birgt nicht zuletzt dank der Frau Cosima soviel Schätze, daß es dem berufenen Kulturhistoriker nicht schwer fallen wird, das Bild dieser einzigartigen herrlichen Frau einem dankbaren deutschen Volke in ganzer Klarheit zu zeigen!

Josef Stolzing-Cerny.

AUFRUF!

An alle Bezieher und Leser des „Illustrierten Beobachters“!

Am Ende des **vorigen Jahres** haben wir uns das **Ziel** gesetzt, in diesem nun zur Neige gehenden Jahr die **Auflage** des „Illustrierten Beobachters“ auf

100000 Exemplare

zu steigern, **um das Fundament zu gewinnen, auf dem weitergebaut werden kann.**

Das Ziel ist erreicht worden dank der hervorragenden Mitarbeit unserer Parteigenossen und Freunde unserer Bilderzeitung. Wenn **einzelne Werber bis zu 400 Bezieher** geworben haben, dann ist diese opferwillige Tätigkeit für unsere Bewegung der höchsten Anerkennung wert. **Und für unsere Bewegung kämpft der „Illustrierte Beobachter“.**

Der illustrierten Zeitung gehört die Zukunft. Während nur wenige jüdische Tageszeitungen Auflagenziffern von hunderttausend übersteigen, gelang es dem Juden in Deutschland, seine illustrierten Presseerzeugnisse in Millionen von Exemplaren zu verbreiten. In seinen Bilderzeitungen brauchte er nicht mehr wie in seinen politischen Kampforganen Versprechungen zu machen, die von den Millionen der Leser doch nicht mehr nach den Erfahrungen der Revolutionsjahre als bare Münze hingenommen werden, er konnte auf andere Weise sein Gift ins Volk träufeln. **Halbnackte Filmstars als Mode„schönheiten“, Zulukaffern, die durch überragende Intelligenz auffallen usw. usw.**, wählt der Jude als Titelbilder, die die Leimruten sind, auf die der deutsche Gimpel hereinfallen soll.

Wir führen in unserem „Illustrierten Beobachter“ von der ersten bis zur letzten Seite den Kampf auf derselben Linie, wie unsere Tageszeitung, der „Völkische Beobachter“, ihn für die nationalsozialistische Bewegung kämpft.

Der Jude hat den „Illustrierten Beobachter“ als ein ihm gefährliches Werkzeug unserer Bewegung erkannt. Weil er die Aufklärung der breiten Massen unseres Volkes über sein Wesen und Treiben zu fürchten hat, deshalb **sucht er diese Aufklärung mit allen Mitteln zu verhindern.** Prozesse wegen Lästerung seines Gottes, Beleidigungsklagen, Beschlagnahmeanzeigen usw. usw. sind einige der Mittelchen, mit denen der Jude glaubt, gegen unseren „Illustrierten Beobachter“ vorgehen zu müssen.

Das Gebell der Judenmeute ist für uns der Beweis, daß wir auf dem richtigen Wege sind.

Es gilt jetzt daher, und das ist **unsere Parole für das kommende Jahr,**

unsere Kraft zu verdoppeln.

Ab 1. April 1928 erscheint der „Illustrierte Beobachter“ wöchentlich.

Bis zum 1. April wird der „Illustrierte Beobachter“ nicht mehr halbmonatlich, sondern **ohne Bezugspreiserhöhung jeden 2. Samstag im Monat, also 14tägig,** zugestellt.

Unsere Parteigenossen und Freunde nun rufen wir auf, gerade mit Rücksicht auf die **kommenden Wahlkämpfe** im neuen Jahre, in denen die illustrierten Zeitungen eine ganz hervorragende Rolle in der Agitation aller Parteien erhalten werden, alles zu tun, um dem „I. B.“ eine **Riesenverbreitung** zu verschaffen. Der „I. B.“, als **das einzige illustrierte Kampforgan** der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands, soll, wie sein neuer Titelkopf symbolisch darstellt, ein festes Band schlingen um die **Kampfgemeinschaft der deutschen Nationalsozialisten** von Königsberg bis zum Bodensee, von Schleswig-Holstein bis nach Wien!

Unser Parteiverlag ist kein kapitalistisches Unternehmen, jeder Pfennig Gewinn aus einem Verlagsprodukt wird zum Ausbau und zur Verbesserung der Bilderzeitung verwendet.

Es bleibt dabei:

Im kommenden Jahre ab 1. April erscheint der „Illustrierte Beobachter“ wöchentlich und seine Auflage wird verdoppelt.

Mit deutschem Heilgruß!

Schriftleitung und Verlag „Illustrierter Beobachter“.

In den Briefkasten werfen oder dem Briefträger mitgeben

Der Unterzeichnete bestellt hiermit

.... Stück „Illustrierter Beobachter“

für das 1. Vierteljahr 1928

Der Bezugspreis wolle von mir eingehoben werden.
Ich wünsche die Zeitung zugestellt zu erhalten.
Ich werde die Zeitung abholen.
(Nichtzutreffendes ist zu streichen)

Name: ....
Stand: ....
Wohnort: ....
Straße u. Hausnummer: ....
An das Postamt: ....

Deutlich schreiben!

ZUM ZEITVERTREIB

Bunte Zeit

Nach den Plänen eines kürzlich stattgefundenen Friseurkongresses soll im kommenden Fasching der bemalte Bubikopf allgemein Mode werden und in der Farbe sich jeweils den verschiedenen Abendkleidern anpassen. Außer giftgrünen, kardinalroten, tintenblauen und anderen Damentöpfen wird der „28-Farbenschuh" die kommende Frühjahrsmode sein, als Grundfarben Gelb (Beige), Grau und Braun genommen. Hierzu läßt sich unser Hausdichter wie folgt näher aus:

Hoch preise ich stets uns're Zeit,
Sie ist so kühn und groß!
Manch' kulturelle Kostbarkeit
Gebiert ihr schwang'rer Schoß.

Vor allem was die Mode bringt,
Ist oft ganz genial!
Ihr Zauberbann, bei Gott! bezwingt
Die Damenwelt zumal!

Vorzüglich find' ich die Idee
Vom farb'gen Bubikopf!
O, daß ich bald den ersten säh'
Mit höherem Herzgeklopf!

Das gibt ein prächt'ges Bild beim Ball.
Es grellt und knallt hervor
Aus wogend-dichtem Festesschwall
Der „bunte" Damenflor!

Und weil auch farbig wird der Schuh
Demnächst für Herrn und Frau'n,
Gilt dieses als der große Clou:
Recht scheckig auszuschaun!

Entzückend mag es alsdann sein,
Wenn sich ein Liebespaar
Auch in den Farben ungemein
Pikant „gemischt" stellt dar.

Wenn beispielsweise „Er" intim
Orang'gelb sich beschuht
Und „Sie" das blaue Köpfchen ihm
Anschmiegt voll süßer Glut.

O feine Zeit, du Zeit von heut'!
Erst kam der Negertanz,
Und jetzt bemal'n sich unsre Leut
Als wie die Wilden ganz!

Es geht uns ja so furchtbar gut,
Grau-elendsfarbenecht;
(Nur für die unglücksel'ge Brut
Der Kopflaus steht es schlecht!)

Vielleicht daß auch für Herrn zuletzt
Der Farbkopf Mode wird,
Und Stresemann sich seinen Deetz
Rot oder schwarz beschmiert.

Carl Muth-Klingenbrunn

*

Die blinde Henne. Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu scharren. Was half das der arbeitsamen Närrin? Eine andere Henne, welche ihre zarten Füße schonte, wich nie von ihrer Seite und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens. Denn so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharret hatte, fraß es die sehende Henne weg.

Der fleißige Deutsche macht heute das Kratzen, das der Jude für sich ausnützt.

*

„Was, dein Sohn Paul ist Hundefänger geworden?" — „Jawohl!" — „Wie kam't Ihr denn auf diese Idee?" — „Ach, er war schon immer so spitzfindig."

*

„Ach, wenn ich an die Hochzeitsreise denke, steigen mir liebe Erinnerungen auf. Spricht auch dein Mann oft noch von dieser Zeit?" fragte Else.

„Oh ja — erst gestern sagte er, wie schön es doch wäre, wenn wir das Geld noch hätten, was die Reise gekostet hat!"

*

„Sehen Sie lieber Schwiegersohn, so weit das Auge reicht, gehört alles mir."

„Hoffentlich sind Sie nicht kurzsichtig, lieber Schwiegervater?"

*

Überlistet. Ein sehr geschickter Anwalt verteidigte einmal einen des Mordes Angeklagten. Der wichtigste Belastungszeuge hatte den Hut des Angeklagten neben der Leiche gefunden. Der Hut wurde bei Gericht vorgezeigt. Der Anwalt bat, ihn betrachten zu dürfen, und nahm ihn in die Hand, während er ihn genau untersuchte. „Wissen Sie bestimmt, daß dies der Hut ist, den Sie gefunden haben?" — „Jawohl!" — „Und der Hut ist in demselben Zustand wie damals?" — „Ja, vollkommen." — Der Anwalt blickte in den Hut und buchstabierte langsam: G. F. Schmidt. Hat dieser Name auch in dem Hut gestanden, als Sie ihn fanden?" — „Ja, das kann ich auf meinen Eid nehmen!" — „Sind Sie dessen vollkommen sicher?" — „Jawohl!" — „Das bedeutet die Freisprechung des Angeklagten", sagte der Anwalt, zu dem Richter gewendet. „Es steht nämlich überhaupt kein Name im Hut!"

*

Schweningers erster Besuch bei Bismarck. Für den alternden Fürsten Bismarck war das Zipperlein eine große Plage. Er hielt sich nicht an ärztliche Vorschriften, aß, trank und rauchte nach Belieben. Als das Leiden schon ziemlich fortgeschritten war, wurde ihm als Arzt Dr. Schweninger empfohlen, der den Grafen Wilhelm Bismarck erfolgreich behandelt hatte. Schweninger kam und fragte detailliert nach dem Vorleben des Kranken. Diese Fragerei wurde Bismarck schließlich zu dumm, zumal da er arge Schmerzen hatte, und er verbat sich das. „Dann", erwiderte Schweninger, „müssen Sie sich besser an einen Tierarzt wenden." — Bismarck war ob dieser Grobheit zunächst ganz verdutzt; dann aber behielt er den Grobian, dessen Vorgehen ihm offenbar imponiert hatte.

*

Unmusikalisch. Ein bekannter Pianist war zur Begleitung für eine Sängerin aus der Gesellschaft verpflichtet worden, die zwar sehr viel Geld, aber wenig Stimme und Gehör hatte. Schließlich war der Künstler ganz verzweifelt, stand auf und sagte mit seinem gebrochenen Deutsch: „Madame, es sein nicht möglich, ich will aufgeben meiner Position. Ich spiele der schwarzen Tasten, ich spiele der weißen Tasten, Sie aber immer singen die Ritzen dazwischen!"

*

Americana. Besucher (im amerikanischen Westen): „Sie haben gestern in Ihrer Zeitung gedruckt, daß ich gestorben sei. Sie sehen, ich lebe. Nehmen Sie die Notiz zurück." — Zeitungsmann: „Was gedruckt ist, ist gedruckt. Wir nehmen nie etwas zurück, diese Blöße geben wir uns nicht. Alles, was wir tun können, ist eine neue Geburtsanzeige von Ihnen einzusetzen. Preis einen Dollar."

Wagerecht:

2. Soviel wie „die ganze Welt"; 4. Biblische Frauengestalt; 5. die atmosphärische Luft; 6. Hausflur; 8. fertiggebracht; 11. Italienischer Staatsmann; 13. Wald- und Feldgott; 14. Menschenfressender Riese; 16. Vorspiel zum Musikstück; 19. seichte Stelle eines Gewässers; 22. Ordnungszahl; 23. Mädchenname; 26. Dienstag in Bayern; 28. Buchstabe, wie er gesprochen wird; 29. Sächsische Bauernstube; 30. Spanische Bejahung; 31. Bedrängnis; 32. Hirtengott; 33. Ausruf des Zweifels; 34. Mädchenname; 36. Bindewort; 39. Schaumwein; 41. Nordischer Schriftsteller; 42. Art und Weise; 44. Verneinender Zeitbegriff; 45. König der Juden; 47. Österr. Feldherr im 18. Jahrh.; 49. Fruchtinneres; 51. Bindewort; 53. Buddhistischer Priester; 54. Gestalt der griechischen Mythologie; 55. Präposition; 56. Gesteinsart; 57. Altdeutscher Frauenname; 59. Gewässer; 60. Türkischer Titel; 62. Ausgestorbene Straußenvögel; 64. Tierleiche; 65. Baumfrucht; 67. Spanischer Artikel; 68. Tierrauf; 70. Griech. Siegesgöttin; 71. Quelle.

Senkrecht:

1. Dicksaft; 2. Heilpflanze; 3. Langsames Tonstück; 6. Behältnis; 7. Wagenspur; 7. Stromzuführer; 10. Baltische Stadt; 12. Rumpf einer verstümmelten Statue; 13. Befestigungsanlage; 15. Papiermaß; 17. Griechische Zahl; 18. Siamesische Münze; 19. Hauptstadt Marokkos; 20. Erzengel; 21. Nadelbaum; 23. Blutgefäße; 24. Geldvertrag; 25. Städtchen in Südtirol; 27. Portugiesische Besitzung in Vorderindien; 29. Tanzschritt; 35. Schilfförmige Pflanzen; 36. Chemischer Grundstoff; 37. Götzenbild; 38. Vorgang des Siedens; 40. Kiefernharz; 42. Rote Farbe; 43. Geometrische Linie; 45. Hauptstadt von Annam; 46. Sohn Noahs; 48. Abschiedsgruß; 50. Titel; 52. Mitteilung einer Regierung an eine andere; 53. Baumschmuck; 56. Spielkarte; 58. Keimzelle; 61. Abzugskanal für Abwässer; 62. Französischer Vorname; 63. Nordische Gottheit; 65. Hirschart; 66. Brasilianische Stadt; 67. wie 58; 69. Flächenmaß.

Silben-Rätsel

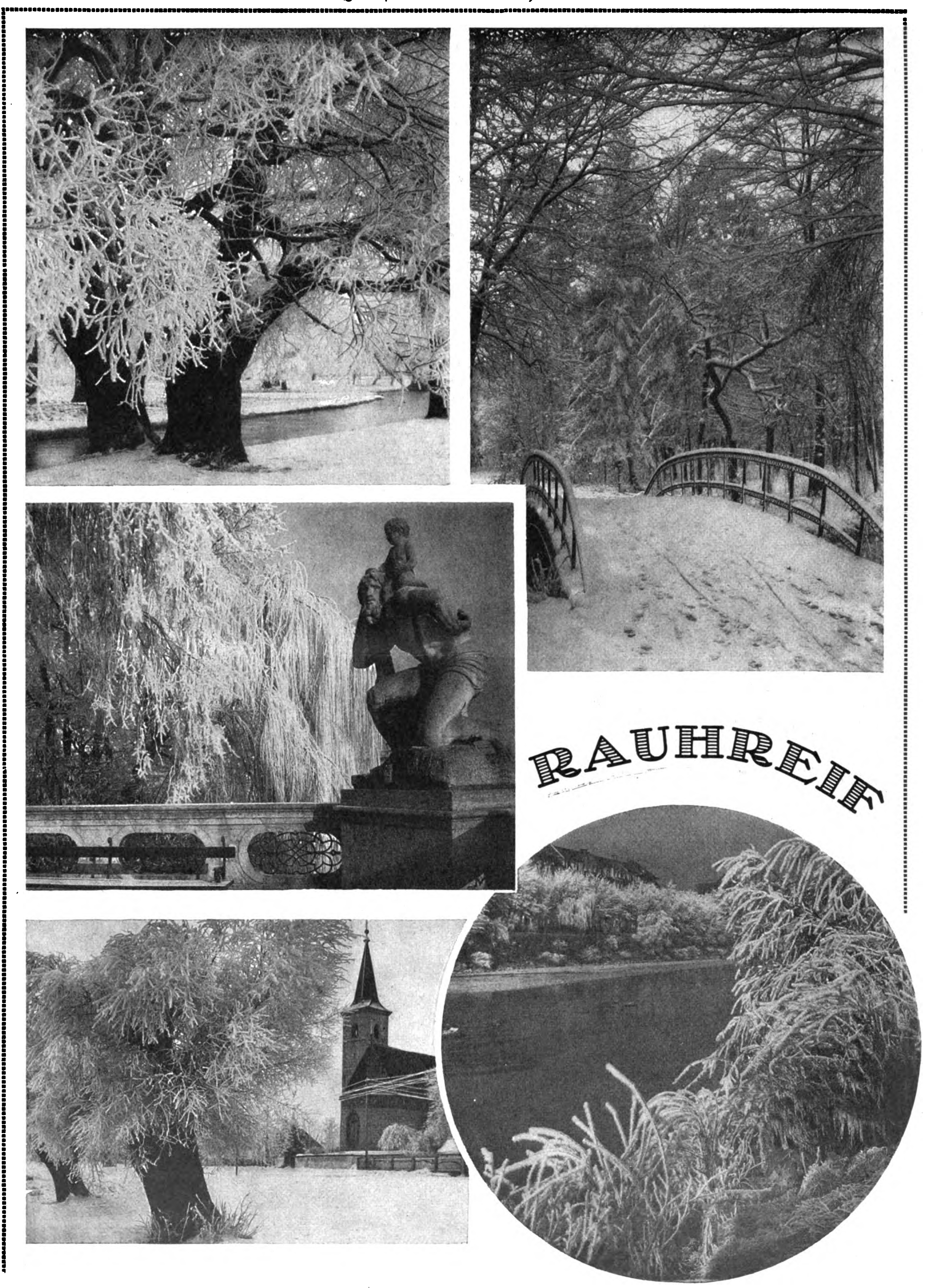
ba — be — but — caf — cor — da — e — e — ef — ef — ge — ge — ger — gi — gi — ha — hard — hor — i — i — i — ib — ka — ka — kat — ki — kop — la — la — la — laf — lef — li — mar — me — me — mo — nal — nef — nuf — o — o — on — pi — ra — ral — reg — ri — ro — fa — fen — fi — fim — fo — fon — te — te — ter — tro — u — zo.

1. Männlicher Vorname; 2. Grafschaft des nordwestlichen England; 3. Völkergruppe längs der Küste des nördlichen Eismeeres; 4. Norwegischer Dichter und Schriftsteller; 5. Italienischer Maler; 6. Sagenhafter Anführer der Angelsachsen; 7. Spanischer Tanz; 8. Zufluß des Thuner Sees; 9. Russisches Musikinstrument; 10. Fangleine; 11. Planet; 12. Dreigespann; 13. Biblischer Ort; 14. Männlicher Vorname; 15. Rosenfrucht; 16. Kirchenvater; 17. Stadt in Frankreich; 18. Nat.-soz. Vorkämpfer; 19. Fernrohr; 20. Italienischer Fluß. Aus vorstehenden 61 Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben und deren 4. Buchstaben von unten gelesen, einen Ausspruch Adolf Hitlers ergeben.

Steinchen-Rätsel

al-	ge	hand	nig-
fe-	jun-	für	les
ge-	kein	lich	geld
mei-	stes	ist	band

Die Steinchen sind so zu ordnen, daß die daraufstehenden Silben — im Zusammenhang gelesen — ein Sprichwort ergeben.



RAUHREIF

Neujahrsbräuche

in aller Welt

Oben links: Ein Jahrhunderte alter Brauch im bayerischen Oberland ist das Sternsingen der Schulkinder am Neujahrsmorgen. Die kleinen Sänger ziehen von Haus zu Haus und werden dabei reich beschenkt.

Bild Mitte: In ganz eigenartiger Weise wird das Neujahrsfest in der nördlichsten Stadt Europas begangen. In Rjukan (Norwegen) findet am 1. Januar ein Umzug statt, bei dem die Teilnehmer sich mit grotesken Masken verkleiden. Unser Bild zeigt eine Gruppe aus dem Umzug (die sogenannten „Lichtprinzessinnen").

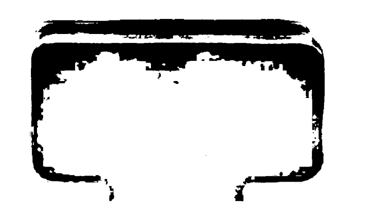
Im Kreis: Eine ganz reizende Sitte ist der „Einzug des neuen Jahres", wie er in den Londoner Klubs vor sich geht.

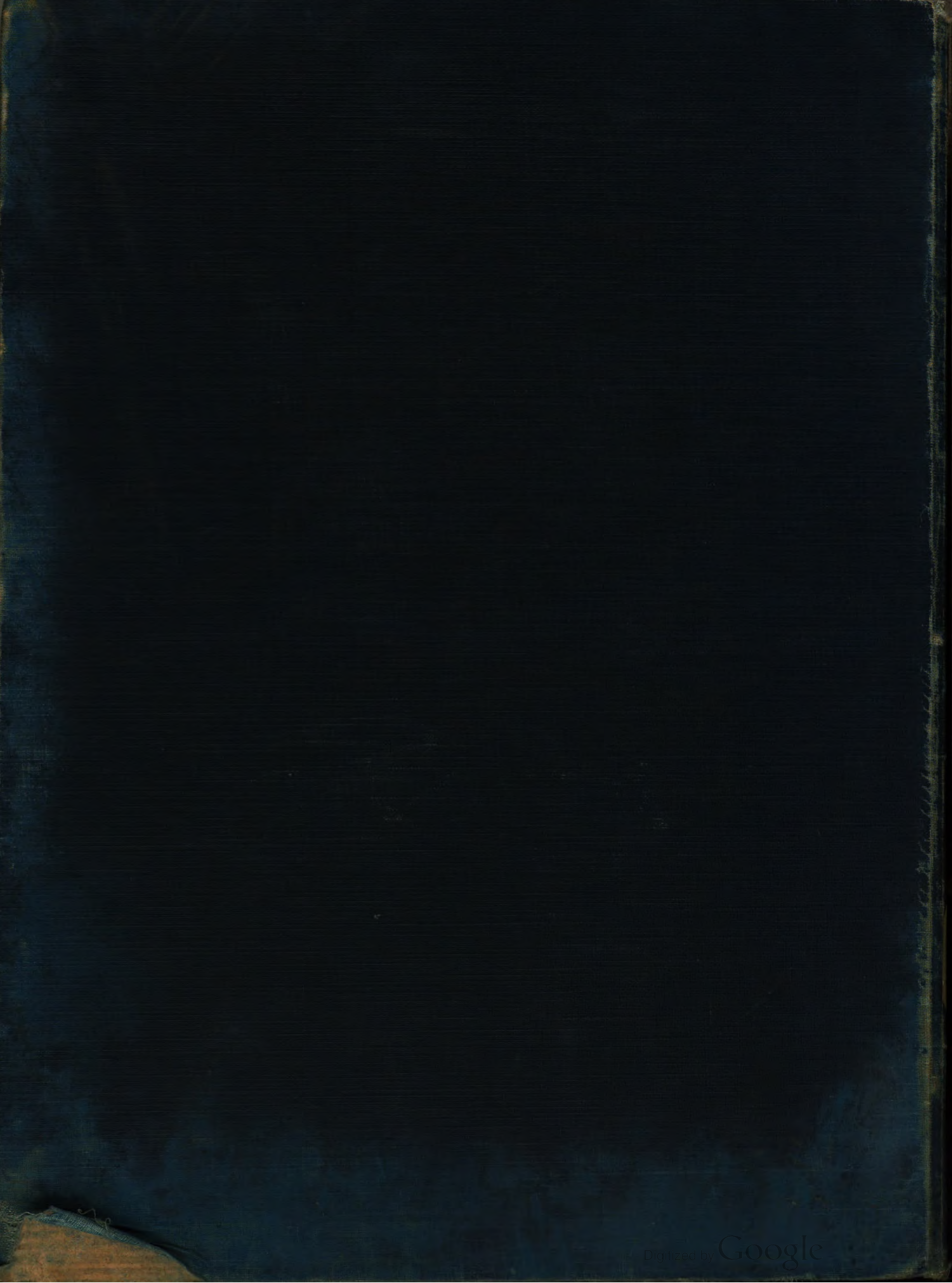
Unten: Eine nachahmenswerte Einrichtung ist eine schottländische Gepflogenheit, am Neujahrsmorgen Knallbonbons zu schenken, die aus riesigen Knallbonbons-Attrappen von den Verkäufern auf der Straße erworben werden.



Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO 2, Thierschstr. 11, Fernsprecher 20647, 20648. Schriftleitung Hermann Esser. Der „Illustrierte Beobachter" erscheint jeden zweiten Samstag. Verantwortlich: Bilder und Text mit Ausnahme des literarischen Teils: Hermann Esser; für den literarischen Teil: Philipp Bouhler; für Anzeigen: Ernst v. Westernhagen. Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, sämtliche in München. Generalauslieferung für Österreich (gleichzeitig für den Verlag und Schriftleitung dort verantwortlich): Konrad Hawel, Mödling bei Wien, Hauptstr. 49, Erscheinungsort: Mödling bei Wien. Auslieferungsstelle in der Tschechoslowakei: N. S. V.-Verlag, Aussig a. d. Elbe, Teplitzer Straße 20.


3 9015 06440 9926
UNIVERSITY OF MICHIGAN




Digitized by Google